

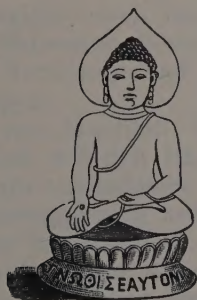
# ZEITSCHRIFT FÜR ETHNOLOGIE

---

Organ der Berliner Gesellschaft

für

**Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte**



Neunundfünfzigster Jahrgang  
1927

---

Mit 8 Tafeln und 139 Abbildungen im Text

---

BERLIN  
JULIUS SPRINGER  
1929

ZEITSCHRIFT

FÜR

ETHNOLOGIE

Organ der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte



Neunundachtzigster Jahrgang

1927

Verlag von Julius Springer in Berlin

BERLIN

VERLAG VON JULIUS SPRINGER

1927



# I. Abhandlungen und Vorträge.

## Ethnographische Studie über die Baja.

Von

Hermann Harttmann.

Major an der Infanterieschule.

### 1. Geographisches. Allgemeines.

Wenn auch bis zum Jahre 1912 schon ein beträchtlicher Teil des Bajavolkes im Dumebezirk und südlichen Ngaunderebezirk unter deutscher Schutzherrschaft stand, und dieser Teil durch Zuwanderung aus dem Osten sich noch mehr vergrößerte, so ist doch das eigentliche Bajagebiet erst mit der Erwerbung Neukameruns an Deutschland gekommen. Das von den Baja heute bewohnte Gebiet erstreckt sich vom Dume und Kadei im Süden bis 6° 30' nördl. Breite; im Osten ist es durch die Ostgrenze von Neukamerun, im Westen durch eine Linie von Kongoro (im Süden des Ngaunderebezirks) nach Bertua begrenzt. Die jüngsten Baja-Siedelungen liegen im Südwesten dieses Gebietes; erst in den letzten 70 Jahren sind die Baja aus Nordosten über den Kadei bis Bertua (früher Gámáne genannt) vorgedrungen.

In den letzten Jahren vor Abschluß des Marokkoabkommens, als die deutsche Verwaltung sich mit den Baja Altkameruns mehr zu beschäftigen begann, wurde eine allmähliche Zunahme dieser Baja festgestellt, verursacht durch Zuwanderung aus dem Osten und Nordosten, aus dem damals noch unter französischer Herrschaft stehenden Bajagebiet. Nach dem Marokkoabkommen, als das ganze Bajagebiet deutsch geworden war, setzte deutlich merkbar eine Rückwanderung der Baja nach Neukamerun ein. Als Grund gaben die Baja selbst an, daß sie früher vor den Franzosen ausgewichen seien. Als ihre alte Heimat deutsch geworden war, zogen sie wieder dahin zurück.

Die Baja sprechen ihren Namen selbst „Gbaja“ oder „Ngbaja“, zum Teil „Ngbeja“ aus (einzelne Franzosen schreiben sogar „Gbéa“). Die übliche Schreibweise „Baja“ ist zweifellos ungenau abgehört. Von ihren südlichen Nachbarn, den Kaka, werden sie „Lömbö“, von den Jangere „Atara“ genannt. Es gibt eine große Zahl Unterstämme: Buri, Baja-Bunde, Baja-Buar, Baja-Kaja, Baja-Baja, Baja-Fala, Baja-Mbaka. Die Sprache aller Baja ist, von Dialektunterschieden abgesehen, dieselbe. Der südlichste Unterstamm, die Baja-Buri, ist derjenige, von dem in dieser Abhandlung die Rede ist.

Über die Geschichte der Baja konnte ich folgendes in Erfahrung bringen: Die Baja sind aus Nordosten zugewandert, wahrscheinlich gedrängt von den Mandja und den Fulbe. Wie lange diese Zuwanderung zurückliegt, ist nicht festzustellen. Da die Baja erst etwa vor 70 Jahren den Kadei von Nordosten her überschritten haben, so kann angenommen werden, daß die Einwanderung der Baja in das jetzt von ihnen bewohnte



Gebiet 100—150 Jahre zurückliegt. Aus dem Charakter der Baja kann geschlossen werden, daß diese Einwanderung sich allmählich und ohne große Kämpfe vollzogen hat. Die Tatsache der Zuwanderung selbst ist bei den Baja allgemein bekannt. Einem weiteren Vordringen der Baja nach Süden und Südwesten geboten die Kaka und die Maka, beide sehr kriegerische Volksstämme, Einhalt.

Die Baja-Buri nennen als besonders große Häuptlinge in der jüngsten Vergangenheit Bertua (eigentlich gesprochen: Mbatua, der nach ihm benannte Name des Dorfes Bettua ist ebenfalls undeutlich abgehört); Bertua war Großvater des heutigen Häuptlings Diwa von Bertua; ferner Häuptling Durumu, Großvater des heutigen Häuptlings Sambo von Baturi, Häuptling Djeremi, der in der Gegend von Babua bei Kunde seinen Sitz hatte.

Die großen Häuptlinge bekriegten sich häufig untereinander, ebenso führten sie mit den Kaka Krieg. Der Zweck dieser Kämpfe war, Gefangene zu machen, die dann zum Teil aufgefressen, zum Teil als Sklaven behalten oder verkauft wurden.

Die Baja hatten unter häufigen Einfällen der Fulbe aus Norden (Ngaundere) zu leiden. Der große Fulbeherrscher Ardusa schickte häufig seine Krieger unter seinem Heerführer Mbula in das Bajagebiet. Den Fulbe gegenüber versuchten die Baja nicht, Widerstand zu leisten, weil jene zu stark waren. Die Fulbe führten tausende von Männern und Frauen jeden Alters als Sklaven fort. Auch der Fulbeherrscher Zuberu ist dem Namen nach bei den Baja bekannt, soll aber nie so weit nach Süden gekommen sein.

Der Häuptling Sambo I, der Vater des jetzigen Häuptlings Sambo (II) von Baturi, wurde von Ardusa zum Kampf mit dem großen Kakahäuptling Gimbi getrieben, der bei Dalugene saß. Merkwürdigerweise leisteten hierbei auch die in der Gegend von Baturi wohnenden Kaka dem Sambo I Heeresfolge. Gimbi wurde besiegt, die erbeuteten Weiber und Sklaven erhielt Ardusa, der an Sambo I einen Teil abgab.

Sambo I lebte 1913 noch als alter, kindisch gewordener Greis in Baturi, während sein Sohn Sambo (II) die Häuptlingswürde bekleidete. Von beiden Sambo habe ich vorstehendes erfahren.

Auf Ardusa folgte der Fulbehäuptling Njabisu, der in Bundang, später in Mbum, dem heutigen Ngaundere, saß.

Die Bajahäuptlinge Djeremi (bei Babua), Sambo I (in Baturi) und Bertua waren dem Njabisu tributpflichtig; dieser unterstand seinerseits dem Emir von Yola. Die ersteren bezahlten ihren Tribut in Elfenbein, Vieh und Verpflegung. Sie leisteten auch Heeresfolge; am Ende eines Kriegszuges erhielten die Häuptlinge als Geschenk für die gestellten Krieger einen Teil der erbeuteten Sklaven.

Heute, nachdem die Herrschaft der Fulbe gebrochen ist, haben auch die Großhäuptlinge der Baja viel weniger Einfluß in ihren Stämmen als früher. Die Oberherrschaft der Fulbe gewährte den Bajahäuptlingen doch wohl einen gewissen Rückhalt ihren eigenen Stämmen gegenüber. Nach Aufhören der Fulbeherrschaft hatten die Bajahäuptlinge nicht die Autorität, die zum Zusammenhalten der einzelnen Unterstämme und Dörfer notwendig war. Das Vordringen der europäischen Verwaltung, der deutschen wie der französischen, welche die Machtbefugnisse der Häuptlinge ungewollt durch Einführung der europäischen Gerichtsbarkeit beschränkt hat, hat vielleicht auch das ihrige dazu beigetragen, das Bajavolk von der rücksichtslosen, über Leben und Tod gebietenden Herrschaft ihrer Häuptlinge zu lösen.

Ihrer Sprache nach gehören die Baja zur Gruppe der Sudaneger. Sie sind körperlich von nicht sehr hohem Wuchs, und neigen, besonders die Weiber, in vorgerückterem Alter zu einer gewissen Leibesfülle. Längenmessungen haben ergeben:



größter gemessener Mann	188 cm,
kleinster „	152 cm.
Durchschnittsgröße des Bajamannes	167,73 cm.
Größtes gemessenes Weib	170 cm,
kleinstes „	145 cm.

Durchschnittsgröße des Bajaweibes 154,3 cm.

Die Baja haben, wie alle Negerstämme, Polygamie. Die Zahl der Weiber die auf einen Mann kommen, betrug nach meinen Feststellungen zwischen 1 und 15. Ein in einer Reihe von Dörfern errechneter Durchschnitt ergab, daß auf einen erwachsenen Mann kamen: 1,25 Weiber, 1,18 Kinder, 1,42 Häuser. Man sieht, daß die Kinderzahl erschreckend klein ist. Dies ist zuzuschreiben einerseits einer großen Säuglingssterblichkeit, andererseits der Tatsache, daß das Abtreiben bei den Bajaweibern sehr bekannt und oft geübt ist. Als Abtreibemittel dienen verschiedene Pflanzen. In ihrer Jugend treiben die Bajaweiber oft ab aus Bequemlichkeit; dadurch werden sie nicht selten unfruchtbar.

Das von den Baja bewohnte Gebiet hat eine Ausdehnung von rund 100 000 qkm; die Bevölkerungsdichte ist gering, genauere Angaben darüber sind nicht möglich, solange noch Anhaltspunkte für die Gesamtzahl aller Baja fehlen.

Das Bajagebiet ist Steppen- und Grasland, im Süden des Ngaunderebezirks auch felsig. Dieses ganze Grasland ist von unzähligen kleinen und mittleren Wasserläufen durchzogen. Die Bäche haben zum Teil trockene Ufer, zum Teil sind sie von Sumpf umgeben. Alle aber sind von einem Streifen Galeriewald begleitet, so daß man jedesmal beim Überschreiten der zwischen den Bächen sich hinziehenden flachen Höhenrücken ringsum an den unzähligen Waldstreifen die Wasserläufe erkennt, welche das Land durchziehen.

Der Boden ist überall Laterit; er enthält viel Roteisenstein. Er ist von Natur nicht sehr fruchtbar; natürliche oder künstliche Düngung, welche die Fruchtbarkeit des Landes heben könnte, ist dem Baja nicht bekannt. Bei der von ihm betriebenen extensiven Farmwirtschaft ist der Boden bald ausgesogen; deshalb verlegen die Baja verhältnismäßig oft ihre Dörfer, um neues Farmland in der Nähe zu haben. Eine Ausnahme hiervon machten bisher nur die großen Bajadörfer (Bertua Gaza, u. a.); diese sind aber gezwungen, sich noch besondere Farmdörfer zu halten, von denen aus sie ihre entfernter liegenden Farmen bewirtschaften.

Der Baja ist in der Hauptsache Ackerbauer und Jäger. Handel treibt er nur in geringem Maße und eigentlich nur mit dem Händlervolk Afrikas, den Haussa, welche das Land von Norden nach Süden durchreisen. Der Handel mit den Haussa erstreckt sich auf Lebensmittel, Kleinvieh und Flechtarbeiten (Körbe und Matten), welche der Baja den Haussa gegen Salz, Kleider und Stoffe, Fleisch, Eisen- und Lederwaren abgibt. Auch Elfenbein handelt der Haussa gerne von den Baja ein, doch ist gerade dieser Handelsartikel in den letzten Jahren seltener geworden. Wahrscheinlich erstreckt sich der Handel mit den Haussa auch auf Pulver und Feuersteine, welche der Haussa gegen kleine Mädchen eintauscht. Aus begreiflichen Gründen wird aber dieser Handel vor den Europäern streng geheim gehalten, so daß es sehr schwer ist, hierüber genaues zu erfahren.

Mit dem europäischen Handel sind nur die ganz im Süden wohnenden Baja in Berührung gekommen. Hier, am Rande des Urwalds, haben sich die Baja durch Gummischneiden die Möglichkeit geschaffen, auch europäische Waren einzutauschen.

Der Baja besitzt wenig kriegereische Tugenden. Gezwungen leistet er Heeresfolge, aber dies widerspricht seiner Natur. Die Baja haben auch



nur sehr wenig brauchbare Soldaten zur deutschen Schutztruppe gestellt. Aus diesem Grunde haben sie der deutschen Regierung nie ernstliche Schwierigkeiten gemacht, sich vielmehr von Anfang an willig untergeordnet. Dieses Unterordnen war aber nur ein passives; eine freiwillige, aktive Mitarbeit an der Förderung und Hebung des Schutzgebiets, wie wir es bei vielen anderen Stämmen, z. B. Jaunde, Bulu, kannten, ließen die Baja noch vollkommen vermissen. Sie waren deshalb auch nicht zu bewegen, sich freiwillig als Arbeiter bei europäischen Kaufleuten zu verdingen.

Im großen und ganzen müssen die Baja, unbeschadet ihres lebenswürdigen, sympathischen Wesens und ihrer zweifellos vorhandenen alten Kultur, als noch unproduktives, arbeitsscheues Volk bezeichnet werden. Dieses Volk zu erziehen, mit seiner Erziehung auch die in dem großen Bajagebiet vorhandenen, ungehobenen Werte zu heben, und Volk und Land der Weltwirtschaft nutzbar zu machen, müßte eine dankbare Aufgabe sein und ist Pflicht der europäischen Nation, welcher dieses Volk anvertraut ist. Deutschland war vor dem Kriege auf gutem Wege zur Lösung dieser Aufgabe. Ob das an Kolonien übersättigte Frankreich sich dieser nunmehr ihm zufallenden Aufgabe mit dem nötigen Ernst unterziehen wird, darf nach dem, was wir in Neu-Kamerun gesehen haben, füglich bezweifelt werden.

## 2. Die Wohnstätten und deren Einrichtung.

Der Baja baut nur Rundhütten. Wo in Ausnahmefällen Häuser von rechteckigem Grundriß angetroffen werden (nur in den südlichsten Dörfern), handelt es sich um Nachahmung der Bauweise benachbarter Stämme, Kaka oder Bamwelle; rechteckige Hütten kennt der Baja ursprünglich nicht. (Eine Ausnahme machen in jüngster Zeit die von den Haussa eingeführten „Moscheen“, die rechteckigen Grundriß haben.) In einem Falle, in dem einen Tagemarsch östlich Baturi liegenden Bajadort Mbuno, habe ich einige große Grashütten mit ovalem Grundriß und rundem Grasdach gefunden (Abb. 1). Sie wurden von ledigen jungen Männern bewohnt. Über Ursprung und Herkunft dieser Hütten konnte ich nichts in Erfahrung bringen.



Abb. 1. Ovale Hütten in Mbuno.

Die Rundhütten der Baja haben einen Durchmesser von 5—8 m. Nach Art der Ausführung lassen sich zwei Arten von Wohnhütten unterscheiden (Abb. 2 und 3).

1. „bógaru“ (Abb. 2a), eine Rundhütte, die nur aus Gras oder Stroh hergestellt ist. Sie wird errichtet, wenn rasch gebaut werden soll.

Die Ausführung dieses Baues ist äußerst einfach: Zweige werden im Kreis in den Boden gesteckt, oben zusammengebogen, und das Ganze wird mit Gras bedeckt. Zum Schutz gegen Beschädigungen durch Wind und die heftigen Gewitterstürme zu Beginn und Ende der Regenzeit wird



das Stroh auf den Hütten mit Lianen- oder Strohseilen festgebunden. Die Hütte ist trotz ihrer leichten Bauart vollkommen regendicht. Sie gleicht einer auf dem Boden liegenden Halbkugel aus Stroh; manchmal ist vor dem Eingang noch ein kleiner Vorbau angebracht, damit der Regen nicht in die Hütte schlagen kann.

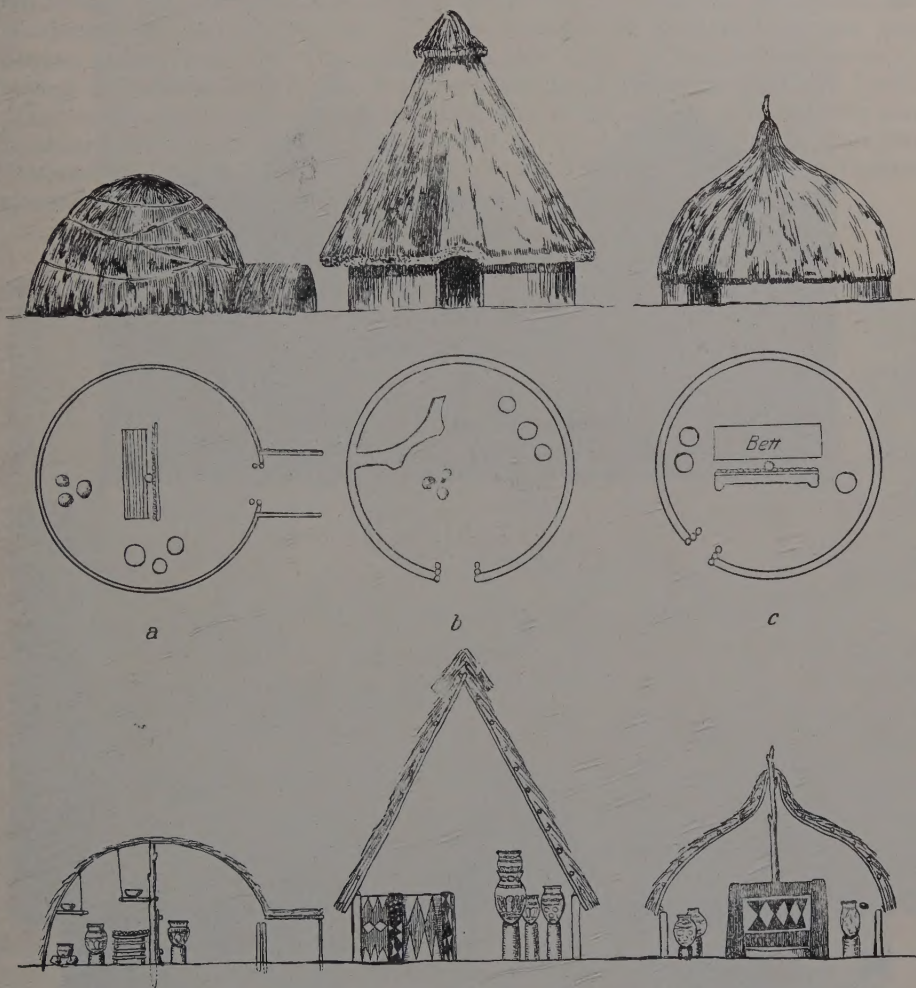


Abb. 2. Hüttenformen der Baja mit Grundriß und Aufriß. (a und c: bogaru, b: gargala.)

Diese Hütten werden vor allem in Neusiedelungen angetroffen; sie werden später durch die andere Art der Bajahütte (gargala) ersetzt.

Eine etwas dauerhaftere Art des „bogaru“ (Abb. 2c) ist in folgender Weise ausgeführt: Auf einem niederen kreisrunden Lehmsockel wird ein geschweiftes, oben spitz zulaufendes Strohdach errichtet. Das Dach wird durch eine durch die Mitte des Hauses gehende, oben zum Dach noch heraussehende Stange gestützt. Vor dem niederen Eingang ist das Dach nasenartig aufgebogen.

2. „gargala“ (Abb. 2b und 4) ist eine sehr genau und sauber gearbeitete Rundhütte. Auf der etwa 1 m hohen kreisrunden Lehmwand („gigin“) sitzt das spitze kegelförmige Dach. Zur Ausführung dieses Baues wird

zunächst der Grundriß auf den Boden gezeichnet, indem in der Mitte des zu erbauenden Hauses ein Pflock in die Erde gesteckt und ein Strick daran gebunden wird. Auf die dem Halbmesser des zu erbauenden Hauses ent-

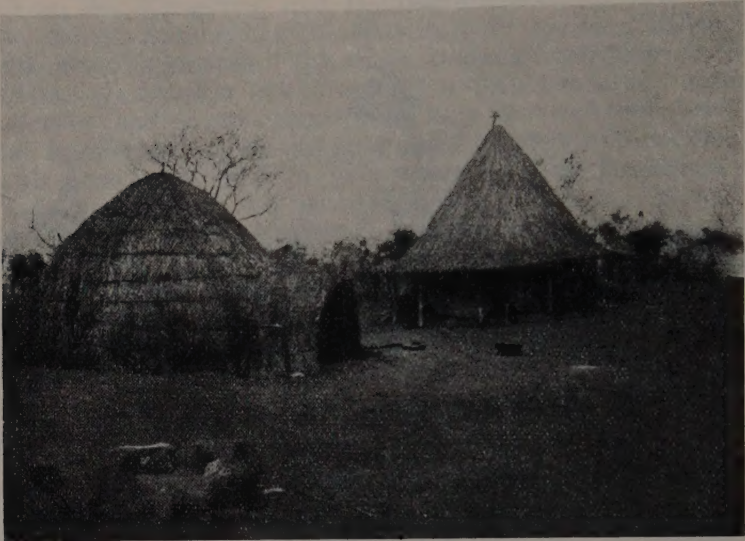


Abb. 3. Häuser in Gaza.



Abb. 4. Haus in Bertua.

sprechende Entfernung bindet sich der Erbauer den Strick um den Fußknöchel, geht dann mit gespanntem Strick um den Pfahl herum und markiert den Umfang des Hauses mit dem Fuß. Auf diesem Grundriß wird dann die



sauber und glatt gearbeitete Lehmwand aufgeführt. Als Baumaterial dient meist nicht gewöhnlicher Lehm, sondern der Lehm aus Termitenhügeln. Dieser Lehm ist sehr fein, ohne steinige Beimischung und besitzt infolge Vermischung mit dem Speichel der weißen Ameisen mehr Klebekraft und Widerstandsfähigkeit gegen Regen.

Das kegelförmige Spitzdach wird zunächst neben dem Sockel auf dem Erdboden aus Stangen ohne Mittelunterstützung zusammengebunden, als Bindematerial dient Rotang. Dieses Dachgerüst wird sodann auf den Sockel aufgesetzt. Das Dach ragt weit über und wird manchmal noch an seinen äußersten Enden durch Pfosten gestützt. Hierauf wird das Dach, von unten angefangen, sehr sorgfältig mit Grasbüscheln gedeckt, die mit Rotang oder Lianen festgebunden werden. Am unteren Rande wird das Grasdach rings herum sauber abgeschnitten. Die auf der Spitze des Daches sitzende Haube verhindert das Eindringen von Regenwasser.

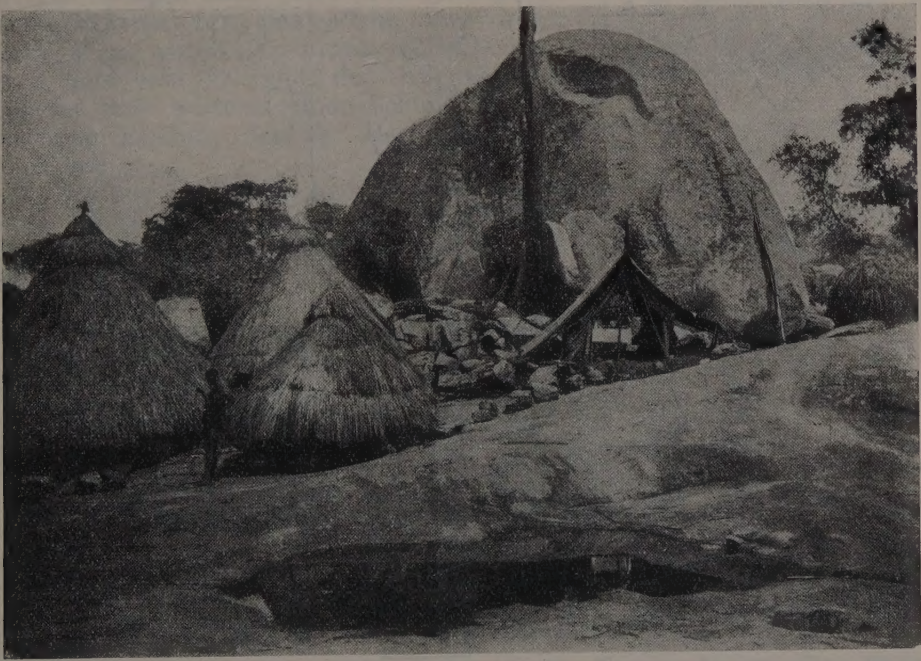


Abb. 5. Das auf Felsen gebaute Dorf Kongoro.

Da in den Häusern fast immer ein Feuer brennt, so wird das Dach in kurzer Zeit durch den Rauch von innen dunkelbraun gebeizt. Diese politurähnlich glänzende Färbung gibt dem ganzen Raum ein eigenartiges, ich möchte sagen trauliches und intimes Gepräge. Zu diesem Eindruck trägt die große Reinlichkeit bei, auf die der Baja in seiner Hütte und auf dem Platz vor derselben hält.

Da das Dach ziemlich steil angelegt ist, so ist das Innere der Häuser trotz der niederen Außenwand hoch und geräumig. Der Zwischenraum zwischen Wand und Dach sorgt dafür, daß trotz der kleinen Türöffnung genügend Luftzirkulation vorhanden ist. Vermöge ihrer Bauart halten die Hütten bei Tag die sengende Sonnenglut ab und schützen bei Nacht gegen die oft recht frische, beinahe kalte Außentemperatur.

Auf die Inneneinrichtung der Häuser komme ich später zu sprechen.



Die Baja bilden größere Dorfgemeinschaften. Die Zahl der Hütten eines Dorfes schwankt zwischen 50 und mehreren Tausend. Die Dörfer sind fast immer auf Höhen oder Bergrücken angelegt (Abb. 5) und gewähren einen ungemein malerischen Anblick, wenn man schon von weitem in der hellen Sonne die spitzen gelben Strohdächer aus dem umgebenden Gras- oder Farmland heraussehen sieht.

Die Dorfanlage (Abb. 6) gruppiert sich um einen größeren Platz, an dem zunächst die Gehöfte des Häuptlings und seiner Grobleute liegen.

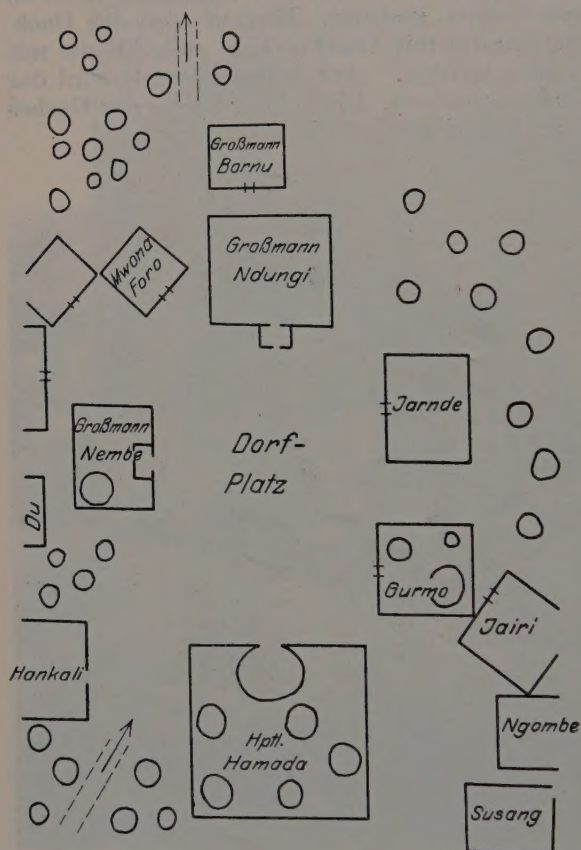


Abb. 6. Teil der Anlage des Dorfs Hamada.

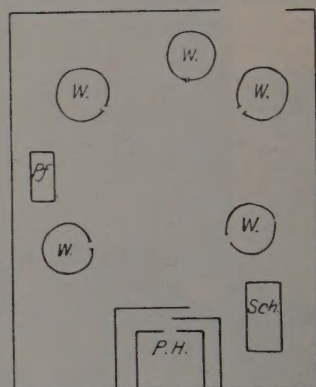


Abb. 7. Häuptlingsplatz in Sanda. 1:1000.  
P.H.: Palaverhaus;  
Sch.: Schlafraum des Häuptlings;  
W.: Weiberhäuser;  
Pf.: Pferdestall.

Jeder Häuptling, Großmann (d. i. Bruder oder naher Verwandter des Häuptlings oder sonst einflußreicher Mann aus der unmittelbaren Umgebung des Häuptlings, vgl. Abschnitt 8) sowie die Bajamänner, die etwas auf sich halten, müssen ihr eigenes Gehöft haben. Das Gehöft (Abb. 7) ist umgrenzt von einem über mannshohen, meist rechteckigen aus Gras gebundenen oder kunstvoll geflochtenen Zaun. Der Eingang zum Gehöft führt durch eine offene geräumige Halle, in welcher der Bewohner sich bei Tage aufhält. Im Innern des Gehöfts befinden sich die Hütten der Weiber, ferner ein Schlafhaus für den Hausherrn, nach Bedarf noch Hühner-, Ziegen- und Pferdeställe.

Der äußere Eingang der großen Eingangshalle kann manchmal mit einer aus Zweigen geflochtenen Tür (Abb. 8) verschlossen werden. Diese Tür dreht sich in Angeln, im Gegensatz zu den Türen der Hütten, welche nur vor die Türöffnung geschoben werden (Abb. 9).



Die Zahl der Hütten in einem Gehöft richtet sich nach der Zahl der Frauen. Nach Möglichkeit soll jedes Weib sein eigenes Haus haben; besitzt jedoch ein Häuptling oder Großmann eine größere Zahl von Weibern, so bewohnen mehrere zusammen ein Haus. Besondere Küchen gibt es nicht, die Weiber kochen in der Regenzeit in, sonst vor ihren Hütten.

Die Bajagehöfte sind weitläufig und hübsch angelegt. Besonders schön und geräumig sind die Gehöfte der Häuptlinge (Abb. 10). Die Außen- und Innenwände der Häuser und Eingangshallen sind oft mit Malereien verziert (Abb. 49—54). Da die Häuser des Häuptlings von allen Dorfbewohnern gemeinsam erbaut werden — im übrigen baut jeder Dorfbewohner seine Hütten für sich allein oder mit Hilfe eines guten Freundes — so kann man aus dem Zustand des Häuptlingsgehöfts ohne weiteres einen Schluß ziehen auf den Einfluß, den der Häuptling im Dorf besitzt.

Dorfbewohner, die kein eigenes Gehöft besitzen, bauen für jedes ihrer Weiber ein eigenes Haus. Tagsüber halten sie sich in einem von mehreren Männern gemeinsam erbauten, meist sehr primitiven Männerhaus („Palawerhaus“) auf.

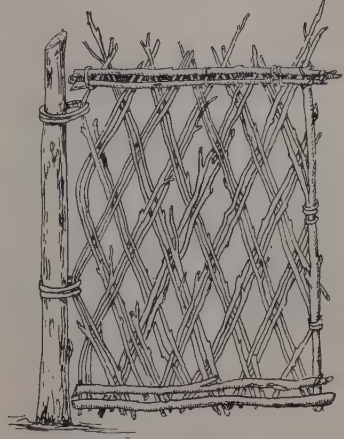


Abb. 8. Tür einer Eingangshalle in Sutura. Höhe etwa 1,80 m.

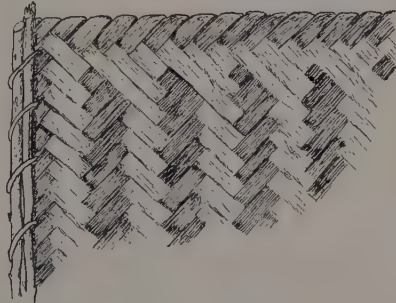
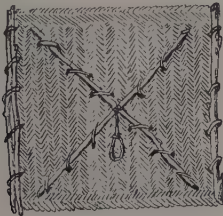


Abb. 9. Tür eines Wohnhauses. Sutura.

Ledige Männer haben ihr eigenes Haus; Kinder bis zu etwa sechs Jahren schlafen bei der Mutter, ältere schlafen zu mehreren in einem gemeinsamen Haus, nach Geschlechtern getrennt.



Abb. 10. Häuptlingsgehöft in Gbadadja.

Besondere Gäste- oder Fremdenhäuser gibt es in den Bajadörfern nicht. Fremde schlafen in irgendeinem Haus im Dorf, das ihnen angewiesen wird. Die häufigsten Gäste sind durchreisende Haussa; sie sind aber in den Dörfern wenig gern als Gäste zum Wohnen gesehen. Deshalb bauen sie sich meist außerhalb der Dörfer ihre eigenen einfachen Rundhütten aus Gras. Neben den größten Bajadörfern, Bertua, Baturi, Betare u. a., liegen besondere große Haussadörfer.

An Gebäuden mit besonderem Zweck sind zu nennen: die Häuser der Schmiede, Schmelzofen und Schmiedewerkstätte, sowie die Labihäuser. Das Labihaus liegt abseits vom Dorf. Es ist eine längliche, im Halbkreis um einen im übrigen mit Graszaun abgegrenzten freien Platz gebaute Hütte. Der Labiplatz ist schon von weitem kenntlich an einem in der Mitte errichteten hohen kahlen Stamm, um welchen des Abends die Knaben und Jünglinge, die im Labikult unterwiesen werden, ihre Tänze ausführen. Die Größe des Labihauses richtet sich nach der Größe des Dorfes. Näheres ist im Abschnitt 11 über den Labikult enthalten.



Abb. 11. Straße in Betare.

Die Viehställe — es werden nur Hühner, Enten, Schafe und Ziegen gehalten — sind niedrig und sehr primitiv aus Gras gebaut. Manchmal sind die Wände zum Schutz gegen Raubzeug durch unbehauene Balken verstärkt.

Wenn ich noch die in den Verpflegungsfarmen errichteten, einfachen viereckigen Kornschöber erwähne, so sind alle Gebäude, welche der Baja zu bauen pflegt, aufgezählt.

Der Baja ist, wie schon erwähnt, in seiner Hütte und auf seinem Gehöft sehr reinlich; sonst aber kennt er in seinem Dorf keine große Reinlichkeit. Zwischen den einzelnen Gehöften und auf den oft sehr schmalen Dorfstraßen (Abb. 11) wächst Gras und Unkraut, ohne daß jemand an die Entfernung desselben denkt. Der in den Hütten und Höfen entstehende tägliche Unrat und Abfall wird in die dicht fast neben jedem Haus befindlichen Löcher, aus denen Lehm zum Hausbau entnommen wurde, geworfen. Bei der Trockenheit der Luft trocknen die in diese Gruben etwa geworfenen feuchten Stoffe rasch aus, so daß die Luft durch den Grubeninhalte keine Verschlechterung erfährt.

Abortanlagen trifft man sehr selten, meist verrichtet der Baja seine Notdurft irgendwo im Freien, im Gras, in der nächsten Umgebung des Gehöftes bzw. des Dorfes. Auch hier hilft die Trockenheit der Luft und

verhindert, daß dieses Verfahren gesundheitliche Nachteile mit sich bringt. Wo ich Abortanlagen gesehen habe, waren es tiefe Gruben, die bis auf eine kleine Öffnung mit Erde zugedeckt sind. Der Vorteil dieser Einrichtung ist, daß der Grubeninhalt nicht von Fliegen besucht werden kann, und daß deshalb die Gefahr der Übertragung von Krankheiten geringer ist. Ein Dach ist über solchen Anlagen nicht angebracht. An Stelle von Klosettpapier benützt der Baja allgemein entkörnte Maiskolben.

In einem einzelnen Falle, im Dorfe Dono, habe ich in einem Wohnhaus in der Nähe des Bettes ein kreisrundes Loch im Boden gefunden, von etwa 30 cm Durchmesser; seine Ränder waren mit Lehm sorgfältig geglättet, es war mit grobem Steinschlag gefüllt. Auf Befragen ward mir die Auskunft, daß dieses Loch zum Urinieren bei Nacht sei; der Urin versickere augenblicklich, so daß er keinen Geruch hinterlasse.

Die Häuser haben keine Fenster, sondern nur runde oder ovale Türöffnungen, die zum Schutz gegen Eindringen von Wasser meist etwa 30 cm über dem Fußboden angebracht sind. Sie werden verschlossen durch eine Tür, die aus Stroh oder ähnlichem Material geflochten ist (Abb. 9). Die Tür wird auf der Innenseite des Hauses vor die Türöffnung geschoben und durch einige rechts und links der Tür eingerammte Pfähle festgehalten. Bei Abwesenheit des Hausbewohners wird die Tür von außen verschlossen, indem man einen in ihrer Mitte festgebundenen Stock außen quer vorlegt (Abb. 12). Schlösser sind nicht bekannt, sollen auch nicht notwendig sein, da angeblich Diebstähle selten vorkommen. Wenn diese letztere Angabe richtig ist, so ist sie ein Zeichen, daß der Baja das Eigentum von Stammes- oder Dorfgenossen achtet. Dies schließt keineswegs aus, daß er es für sein gutes Recht hält, sich an fremdem Eigentum, d. h. am Eigentum Stammesfremder zu vergreifen.

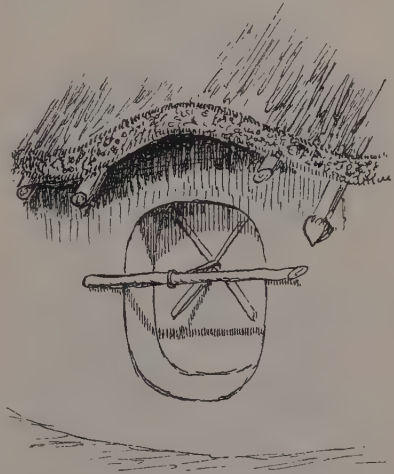


Abb. 12. Türverschluß. Sutura.

Nach Anlage und Bauart sind Bajahütten und -dörfer der Feuersgefahr besonders ausgesetzt. Es kommt auch ab und zu vor, daß Häuser oder Dorfteile abbrennen. Besondere Sicherungen gegen Feuersgefahr bestehen jedoch nicht.

Die Inneneinrichtung der Bajahütten bietet des Interessanten genug.

In jedem, auch dem ganz primitiven Wohnhaus, ist der Schlafraum besonders abgeteilt und durch eine 170 bis 200 cm hohe Wand vom übrigen Raum getrennt (Abb. 2). Diese Wand ist immer so angebracht, daß sie das Bett gegen neugierige Blicke von der Tür her verbirgt. Während diese Wand in den einfachen Strohhütten aus Zweigen, Rohr oder Mattengeflecht hergestellt ist („dogu“), besteht sie in den Häusern mit Lehmwand aus Lehm, ist sehr sorgfältig geglättet und fast stets mit Malereien verziert („babur Abb. 51, 52“). Vor dieser Lehmwand „babur“ ist oft, ebenfalls aus Lehm, eine niedere Sitzbank angebracht.

Hinter der Wand ist das Bett („jara“). Es ist entweder massiv aus Lehm hergestellt, etwa 50 cm hoch und in Form einer flachen Mulde, oder es ist aus Rohr, dem Stengel des übermannshohen Grases, geflochten.



Letztere Art ist elastisch und daher angenehmer zum Liegen. Bei allen Betten fällt auf, daß sie verhältnismäßig kurz sind. Der Baja liegt entweder in etwas zusammengekauerter Stellung, oder er läßt, insbesondere die Weiber ihrer Frisuren wegen, den Kopf überhängen und unterstützt den Kopf beim Schlafen nur im Nacken.

Vor dem Bett brennt in den kühlen Nächten auf dem Boden ein Feuer. Über der Feuerstelle hängt, am Dach befestigt, eine Art Tisch, aus Rohr geflochten, der zur Aufbewahrung von Nahrungsmitteln dient. Es werden da, meist in Körben, diejenigen Nahrungsmittel aufbewahrt, die durch den Rauch des darunter brennenden Feuers vor Fäulnis, Verderben und Ungeziefer geschützt werden sollen: Fleisch, Mais, Erdnüsse usw.

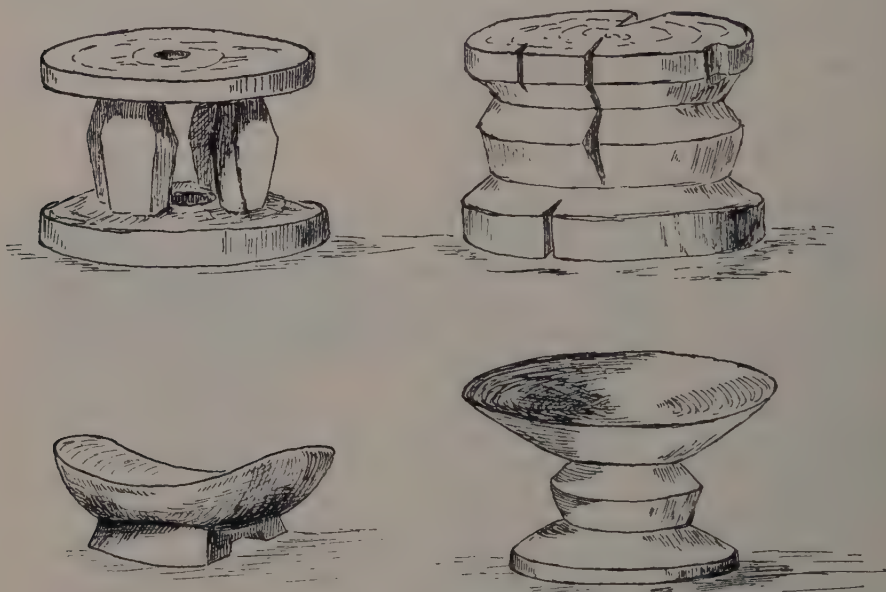


Abb. 13. Holzstühle, „solo“.  $\frac{1}{6}$  nat. Gr.

Das Feuer dient gleichzeitig zur Beleuchtung der Hütte bei Nacht; besondere Lampen kennt der Baja nicht. Verläßt er bei Nacht seine Hütte, so benützt er zum Beleuchten des Weges und zum Verscheuchen von Schlangen vom Weg Fackeln, die er sich aus Bambusspähen, Holzscheiten oder trockenen Grasbüscheln herstellt.

Neben der breiten, schön verzierten Zwischenwand „babur“ fällt jedem, der ein Bajahaus betritt, oder besser gesagt, in ein Bajahaus hineinkriecht, eine an der Wand aufgestellte Reihe von sehr hübschen Tontöpfen („nlonga“) in allen Größen, bis zu 1 m Höhe, auf (Abb. 40, 41). Sie sind alle unten rund, nach Art der griechischen Amphora, so daß sie eines besonderen, oben ausgehöhlten Postaments bedürfen, auf dem sie ruhen. Das Postament („gböku“) ist aus demselben Material wie die Hauswand, aus dem Lehm von Termitenhäufen hergestellt. Auch auf der oberen Fläche der Hauswand und der inneren Zwischenwand sind Vertiefungen für Aufstellung kleinerer Töpfe angebracht.

Diese Töpfe, die ich in ihrer Form und mit den darauf angebrachten Zeichnungen für ein charakteristisches Erzeugnis der Baja halte, dienen zur Aufbewahrung der verschiedenartigsten Gegenstände: Wasser, Lebens-



mittel aller Art, besonders Fufu (Kassadamehl, das Hauptnahrungsmittel der Baja), geräuchertes Fleisch werden darin ebenso aufbewahrt wie Kleidungsstücke, Zeuge, Tabak und sogar Geld. Die größeren Töpfe werden verschlossen, indem man einen kleineren darauf stellt; oft stehen drei oder vier Töpfe in dieser Weise aufeinander. Der oberste, kleinste Topf wird mit einem Holzteller, einer Kürbisschale oder einem Korb zugedeckt.

Häufig trifft man in den Hütten kleine, niedere, aus einem Stück geschnitzte Holzstühlchen („soro“) in zierlichen, immer wieder verschiedenen Formen (Abb. 13, 14). Man ist zu nächst geneigt, sie nach ihrer Form für Nackenstützen zu halten, sie werden aber nur zum Sitzen verwendet; Nackenstützen habe ich bei den Baja nirgends angetroffen.

Ein besonderer Kochherd ist nicht vorhanden. Bei gutem Wetter wird vor der Hütte, bei schlechtem im Innern gekocht. Das Feuer wird zwischen drei im Dreieck aufgestellten Steinen oder Erdklötzen aus Termitenhaufen entzündet; auf denselben ruht der Kochtopf, der früher stets aus Ton gemacht war („kpane“). Heute trifft man hie und da eiserne, vom europäischen Handel eingeführte Kochtöpfe.

Damit ist alles aufgezählt, was zur Inneneinrichtung des Bajahauses gehört. Außerdem finden sich im Bajahaus noch die verschiedensten Gebrauchsgegenstände zum Kochen, zur Jagd, zum Fischfang und Waffen. Diese Gegenstände werden in den folgenden Abschnitten noch im einzelnen beschrieben werden. Schilde, Speere und Bogen werden an die Wand gelehnt, Köcher mit Pfeilen, ferner kleine Gebrauchsgegenstände aller Art werden zwischen die Rippen des Daches gesteckt oder an kleinen hölzernen Haken (Aststücken), die zwischen den Dachrippen stecken, aufgehängt. Auch in selbstgefertigten Netzen werden Gegenstände an ebensolchen Haken aufgehängt.

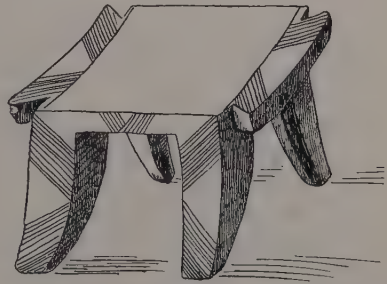


Abb. 14. Holzstuhl.  $\frac{1}{6}$  nat. Gr.

Es ist noch eine Trophäe zu erwähnen, die früher in Bajadörfern häufig zu sehen war: Menschenschädel. Früher steckte der Baja die Schädel erschlagener Feinde vor seinem Haus auf eine Stange, nachdem er die Trophäe vorher seinem Häuptling gezeigt und von ihm die Erlaubnis zur Aufstellung erhalten hatte. Ich selbst habe solche Trophäen nicht mehr gesehen, doch wurde mir von verschiedenen Bajaleuten erzählt, daß sie früher Sitte gewesen seien.

### 3. Nahrungs- und Genußmittel.

Die Hauptnahrung des Baja ist die Kassada. Von den am weitesten südlich wohnenden Unterstämmen und Dörfern wird zwar zum Teil auch die Plante angebaut und gegessen, doch ist dies als Ausnahme zu bezeichnen. Die Plante kommt im Grasland nicht so gut vorwärts, während die verschiedenen Kassadaarten gerade im Klima des Graslandes sehr gut gedeihen.

Von der Kassadapflanze werden die Wurzelknollen und die jungen Blätter gegessen. Letztere geben ein unserem Spinat ähnliches, recht schmackhaftes Gemüse. Das wichtigste Nahrungsmittel ist aber die Knolle der Kassada. Es gibt einige Kassadaarten, deren Knolle auch roh gegessen werden kann. Dies ist aber eine Ausnahme; im Krieg haben unsere Europäer und farbigen Soldaten, wenn sie auf einem längeren

Marsch nichts anderes zu essen hatten, manchmal rohe Kassada gegessen, wenn sie an einem Kassadafeld vorbeikamen. Die meisten Kassadaarten können aber roh gar nicht gegessen werden, da sie in rohem Zustand giftig sind. Sie enthalten viel Blausäure, ihr Genuß erzeugt Schwindel und Kopfschmerzen. Der Baja nennt diese Arten „bitter“. Diese Kassadawurzeln müssen deshalb wenigstens einen Tag in Wasser gelegt und dann gekocht werden. Sie ähneln dann im Geschmack und Aussehen unserer europäischen Kartoffel.

Die Baja bereiten aber ihre Kassada meistens auf eine andere, umständlichere Art zu; sie wird dadurch länger haltbar. Diese Zubereitung geschieht auf folgende Weise: Die Kassadawurzeln werden etwa acht Tage in Wasser, möglichst fließendes Wasser gelegt. Sie gehen dadurch in Gärung über und verbreiten, ebenso wie das Wasser, in dem sie gelegen haben, einen für europäische Nasen unerträglichen Gestank. Nun werden die Wurzeln von ihrer Schale befreit und sodann mit einem Stück Holz in nußgroße Stücke zerkleinert. Diese Brocken werden in der Sonne, möglichst auf einer der häufig zutage tretenden Felsplatten, getrocknet. Der widerliche scharfe Geruch sagt dem Reisenden schon von weitem, daß er sich einem derartigen Kassadatrockenplatz nähert. Nach dem Trocknen sind die Brocken schneeweiß, hart und spröde, der scharfe Geruch läßt nach dem Trocknen nach. Die auf diese Weise zubereitete und getrocknete Kassada kann monatelang in Tontöpfen oder Körben aufbewahrt werden. Ihrer Haltbarkeit wegen diente die so zubereitete Kassada im Kriege häufig als Dauerproviant für die Schutztruppe.

Vor dem Genuß werden diese Brocken entweder im Holzmörser zerstampft oder zwischen zwei Mahlsteinen zerrieben und schließlich durch feine, selbstgeflochtene Siebe gesiebt. Das so gewonnene Mehl ist schneeweiß, von feinster Beschaffenheit und ebenfalls lange haltbar. Dieses Kassadamehl, von den Eingeborenen Fufu genannt, hat noch einen schwach säuerlichen Geruch und Geschmack; es ergibt, mit Wasser vermischt, einen glasigen, gallertartigen Brei, der ungekocht gegessen werden kann, meist aber vor dem Essen gekocht wird.

Um dem Fufubrei seinen etwas faden Geschmack zu nehmen, wird er stark mit Pfeffer gewürzt und zusammen mit einer Tunke genossen, die aus verschiedenen würzigen Kräutern, ebenfalls unter starker Beimischung von Pfeffer, hergestellt wird.

Trotzdem die Kassada die tägliche Nahrung des Baja bildet, ist sein Speisezettel keineswegs einförmig, sondern kann im Gegenteil sehr abwechslungsreich gestaltet werden.

An pflanzlichen Nahrungsmitteln kennt der Baja: Süßkartoffel, Yams, Hirse, Sesam, Bohnen, Zuckerrohr, Mais, Erdnuß, verschiedene Kürbisarten und besonders deren Kerne, im Süden auch Bananen, Planten, Makabo.

Hierzu kommen als Gewürze: der wild wachsende, oft auch angepflanzte Pfeffer, der sehr scharf ist, und Salz.

Neben dem aus Europa eingeführten gewöhnlichen Salz, auch in Würfelform als Steinsalz, ist das von den Haussa aus dem Norden eingeführte Salz, das aus Salzquellen und Salztümpeln Nordkameruns stammt, vom Baja sehr begehrt. Es wird dort in großen Tafeln am Rande der Salzseen oder Salzquellen gewonnen, in dieser Form eingeführt und teuer bezahlt. Dieses „Haussasalz“ ist magnesiahaltig und hat, in größeren Mengen genossen, abführende Wirkung.

Schließlich versteht sich der Baja auch selbst auf die Salzgewinnung. Bestimmte, überall im Grasland vorkommende Pflanzen (ihre botanischen Namen kann ich leider nicht angeben) werden getrocknet



und verbrannt. Die hierdurch gewonnene Asche wird mit Wasser ausgelaugt und die Lauge über Feuer eingedampft, bis ein bräunliches Salz übrigbleibt, das einen bitteren Beigeschmack hat. Es ist ein Kalisalz und hat ebenfalls abführende Wirkung. Die Gewinnung dieses Salzes ist sehr mühsam. Wir haben im Krieg, wenn auf gar keine andere Weise Salz für unsere Soldaten zu bekommen war, dieses Pflanzensalz selbst herstellen lassen, aber die geringe Ausbeute, auch bei großen Mengen verbrannter Pflanzen, entsprach kaum der aufgewendeten Arbeit.

An dieser Stelle sei auch der Honig erwähnt, den der Baja in den die Bäche begleitenden Galeriewäldern von wilden Bienen gewinnt.

Auch die Fleischnahrung des Baja ist sehr abwechslungsreich: Hühner, Enten, Schafe, Ziegen, Antilopen, Wildschweine, Büffel, Elefanten, verschiedene Rattenarten, Perlhuhn, Papagei, Tauben, Affen, Schimpansen, Gorilla, Leopard, Flußpferd, Krokodil, Stachelschwein, Schlangen, Fische, Flußkrebse, Krabben, Schildkröten; ferner Hunde und (von den Haussa eingeführtes) Rindvieh.

Das Fleisch von Haustieren wird sofort nach dem Schlachten gekocht und gegessen; hierbei wird auch das aufgefangene Blut gekocht und getrunken. Das Fleisch von Wild und von Fischen wird fast stets geräuchert. Es wird dadurch monatelang haltbar.

Für Frauen und für einzelne Familien gibt es Verbot des Genusses bestimmter Fleischarten. Näheres darüber siehe Abschnitt 11.

Der Baja ist noch Kannibale. Diese scheußliche Sitte war zwar früher mehr verbreitet als heute, aber auch heute kommen noch Fälle von Menschenfresserei vor. Früher wurden gegessen: die Leichen getöteter Feinde, von Verunglückten und Ertrunkenen und von Leuten, welche die Giftprobe nicht bestanden hatten. Es mag wohl sein, daß ein schlauer Mediziner aus diesem Grunde bei der Giftprobe die Dosis des Giftes nicht allzu schwach genommen hat. Heute wird Menschenfleisch aus besonderen rituellen Anlässen gegessen; z. B. werden beim Tode eines Häuptlings oder angesehenen Großmannes bei der Trauerfeier einige Sklaven des Verstorbenen geschlachtet.

Den Weibern ist der Genuß von Menschenfleisch verboten.

Die Koch- und Eßgeräte sind einfach. Zum Stampfen von getrockneter Kassada, Mais usw. dient der aus einem Stück geschnittene hölzerne Mörser mit einem hölzernen Stampfer. Beide Geräte treffen wir auch bei vielen anderen Kameruner Stämmen. Zum Zerreiben von Erdnüssen, Sesam, Hirse u. a. haben die Bajaweiber einen breiten, schweren Mahlstein als Unterlage und einen kleinen, etwa zwei Fäuste großen Stein als Reiber. Der große Mahlstein ist die „Mutter“, der kleine Stein das „Kind“. Gekocht wurde früher ausschließlich in selbsthergestellten Tontöpfen; der europäische Handel hat Kochtöpfe aus Eisen eingeführt, die jetzt zum Teil in Gebrauch sind.

Zum Sieben des Kassadamehls dient ein aus feinstem Bast hergestelltes Sieb. Das Sieb ist so fein, daß das gesiebte Kassadamehl dem feinsten Weizenmehl bei uns gleichkommt.

Fertige Speisen werden auf hölzernen Tellern in Kalebassen, flachen Kürbisschalen, zum Teil in strohgeflochtenen Tellern oder Körbchen aufbewahrt. Trockene Speisen werden auch in Netzen aufgehängt, die aus selbstgedrehten Schnüren kunstreich geflochten sind.

Der Löffel ist ein der Länge nach halbirter Flaschenkürbis; mit diesem Löffel werden aber die Speisen nur umgerührt, gegessen wird mit der Hand, ohne Benutzung eines Löffels. Der Anblick einer Gruppe Baja, die um einen gemeinsamen Topf hocken und gemeinsam mit der Hand daraus essen, ist keineswegs unästhetisch oder ekelregend. Mit

sauberen Fingern greift der Baja in den ziemlich festen Fufubrei, formt mit den Fingerspitzen daraus eine Kugel, taucht sie in die mit Pfeffer scharf gewürzte Tunke oder sonstige Zutat, z. B. Spinat aus Kassada-blättern, und führt die Kugel dann zum Mund. Die ganze Bewegung der schlanken Hand mit den beinahe zierlichen Fingern ist sehr sauber, der Baja beschmutzt sich beim Essen weder Mund noch Kleidung.

Das Wasser zum Kochen wird in den schon beschriebenen großen Tontöpfen geholt und aufbewahrt.

Das Kochen ist ausschließlich Sache der Weiber. Der Mann, der viele Weiber hat, hat naturgemäß auch die größte Auswahl im Essen.

Das Feuer wurde früher durch Quirlen erzeugt. Ältere Bajaleute kennen dieses Verfahren noch. Heute wird das Feuer, soweit nicht durch den europäischen Handel Streichhölzer eingeführt werden, durch Feuerstein und Zunder erzeugt. Der Stahl dazu, ein flaches Eisenstück, wird aus erzhaltigem Gestein, der Zunder aus den Ansatzstellen der Blatt-rippen einiger an Flüssen und Bächen vorkommender Palmenarten gewonnen. Der Feuerstein findet sich in vielen Bächen und Flüssen und ist in den Gegenden, in denen er nicht vorkommt, begehrtes Handelsobjekt. Meist trägt der Baja sein Feuerzeug, Stahl, Feuerstein und Zunder, in einem selbstgefertigten, zweiteiligen Lederbeutelchen bei sich. Dieses Feuerzeug ist aber keine Erfindung der Baja, es wurde ihnen von den Haussa aus dem Norden gebracht.

Innerhalb der Dörfer ist die Erzeugung von Feuer selten notwendig. In jedem bewohnten Haus liegt auf der Feuerstelle dauernd glimmendes Holz, von dem der Nachbar stets Feuer entnehmen kann.

Seine Genußmittel gewinnt der Baja ausschließlich aus seinem eigenen Land. Die Einfuhr alkoholischer Getränke war, wenigstens unter deutscher Herrschaft, verboten; europäischer bzw. von Europäern eingeführter Tabak wurde in den am weitesten südlich liegenden und dadurch mit dem europäischen Handel in Berührung kommenden Dörfern gehandelt. Der Baja kennt an Genußmitteln Tabak, Kola, Bier und Palmwein.

Der Tabak wird in jedem Dorf, von jedem Bajamann angepflanzt; er gedeiht im Bajaland vorzüglich. Höhe der Pflanzen und Größe der Blätter ließen in allen Tabakfarmen, die ich gesehen habe, nichts zu wünschen übrig. Zieht man in Betracht, daß die Baja nur eine minderwertige Qualität anbauen und der Pflanze keinerlei besondere Pflege, in erster Linie Düngung und Bodenbearbeitung, angedeihen lassen, so läßt dies die Annahme zu, daß der Tabakbau im Bajaland ebenso wie in anderen Teilen Kameruns eine Zukunft hat.

Der Baja pflückt die ausgewachsenen Tabakblätter, solange sie noch grün sind. Die Blätter werden oberflächlich getrocknet, dann zwischen zwei Steinen zerrieben, die noch etwas feuchte Masse wird dann in einen Holzmörser fest hineingestampft und hier getrocknet. Der so entstandene Tabakklotz läßt sich lange aufbewahren. Nach Bedarf werden davon kleine Stücke abgebrochen und in die Pfeife gestopft.

Der Tabak macht bei dieser Aufbereitung zweifellos eine Art Fermentation durch; er ist aber in diesem Zustand für den Europäer, auch für den starken Raucher, kaum rauchbar, da er sehr stark ist und einen beizenden Geschmack auf der Zunge verursacht. Als uns im Weltkrieg draußen unsere Tabakvorräte ausgegangen waren, haben verschiedene von uns solchen Bajatabak aus der Pfeife zu rauchen versucht; wir mußten den Versuch aber bald wieder aufgeben, da dieses Genußmittel selbst für einen sehr abgehärteten Europäer kein Genuß ist.



Die Tabakspfeifen aus Ton sind besonders hübsch; sie werden im Abschnitt 7 näher beschrieben; vereinzelt sah man auch Pfeifen, die aus einem Stück Holz geschnitzt waren (Abb. 15 und 16). Manchmal

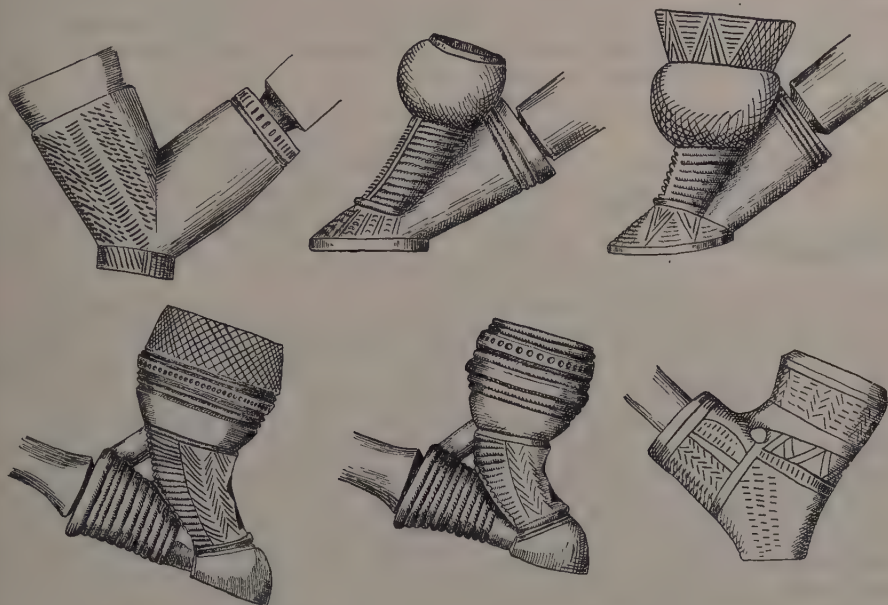


Abb. 15. Pfeifenköpfe aus Ton.  $\frac{1}{2}$  nat. Gr. 1 aus Sutura, 2, 3 aus Betare-Weja, 4, 5 aus Binge, 6 aus Sqmbo bei Baturi.

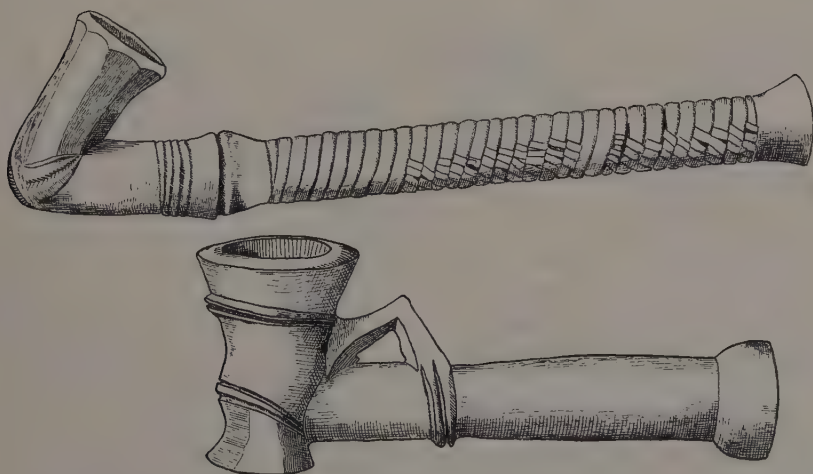


Abb. 16. Zwei Tabakspfeifen.  $\frac{1}{2}$  nat. Gr. Obere Stufe: Holzrohr und Tonkopf; Rohr mit Rotang, dieser wieder zum Schmuck mit Messingstreifen umflochten. Untere Pfeife aus einem Stück Holz. (Originale im Linder-Museum, Stuttgart.)

macht sich der Baja seine Tabakspfeife in primitiver Weise aus einem Maiskolben, der ausgehöhlt und mit einem Rohr aus Holz oder starkem Gras versehen wird.

Der Baja schnupft auch Tabak. Hierzu werden einige noch halbgrüne Tabakblätter zerrieben und mit Wasser gemischt. Dieser Brei wird in einen kleinen Flaschenkürbis, der oben ein Loch hat und dessen Spitze

schräg abgeschnitten ist, gestopft (Abb. 17). Nach einigen Tagen, wenn die Masse gärt, wird mit dem durch das obere Loch gesteckten Daumen der Saft aus der Tabakmasse gepreßt und durch die schräg abgeschnittene Ausflußöffnung in die Nase geträufelt. Ich habe diesen Genuß selbst nicht ausprobiert, kann also über seine Wirkung keine Angaben machen.

Männer und Weiber schnupfen und rauchen; bei Kindern konnte ich dies nicht feststellen.

Die Kolanuß wächst im Bajagebiet wild, jedoch nur in geringer Menge in den Galeriewäldern. Sie wird außerdem von den Haussa als Handelsartikel eingeführt. Die Kolanuß wird roh oder geröstet gekaut. Die geröstete Kolanuß färbt Lippen und Zähne rotgelb, was als besonders schön gilt.



Abb. 17. „son“, kleine Kalanuss zum Tabakschnupfen, aus Giwa.  $\frac{1}{3}$  nat. Gr.

Das Bier darf wie in Europa bei keiner Festlichkeit, freudiger oder trauriger Natur, fehlen. Ich konnte zwei Arten der

Zubereitung des Maisbiers in Erfahrung bringen:

a) Der Mais wird einen Tag in einem Korb in den Bach gestellt; dann läßt man den Korb mit dem nassen und aufgequollenen Inhalt vier Tage lang außerhalb des Wassers stehen und ankeimen. Ohne vorher getrocknet zu werden, wird der nunmehr angekeimte Mais zwischen zwei Steinen zerrieben, eine Stunde mit Wasser gekocht, und dieser Absud durch einen engmaschigen Korb gegossen. Der durchgegossene Absud bleibt noch zwei Tage stehen und gibt dann ein sehr starkes Bier.

b) In einem Topf wird Mais mit Wasser zwei Tage lang angesetzt; dann wird der Mais zwischen zwei Steinen zerrieben. Der zerriebene Mais wird geröstet (Malz?) und zwei weitere Tage stehen gelassen. Dieses Malz wird in einem Sieb mit Wasser übergossen, der Abguß ist trinkfertig. Auch dieses Bier ist sehr stark.

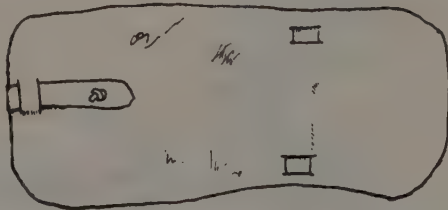
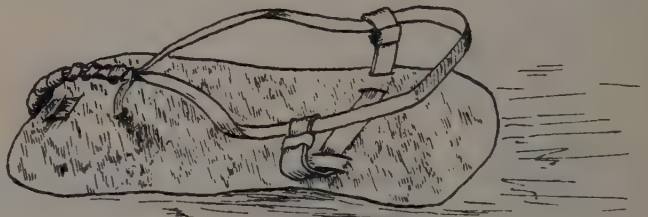


Abb. 18. „jili“, Sandale aus Büffelhaut (für linken Fuß), Ober- und Unterseite.  $\frac{1}{5}$  nat. Gr.

Das Hirsebier wird in ähnlicher Weise zubereitet.

Bananenbier wird hergestellt, indem die reifen, in Stücke geschnittenen Bananen in einem Topf mit Wasser angesetzt werden. Der Topf mit Inhalt bleibt dann einen Tag in der Sonne stehen. Die Flüssigkeit geht rasch in Gärung über und gibt ein in der ersten Zeit süß, nach einigen Tagen sauer schmeckendes, berauschendes Getränk.

Das Bananenbier wird nicht sehr häufig hergestellt, da der Baja wenig Bananen anbaut; es ist möglich, daß er die Herstellung dieses Getränks von südlichen Nachbarn erst übernommen hat.

Wo Palmen vorhanden sind, werden sie zur Gewinnung von Palmwein angezapft, und zwar hoch oben an der Krone. Der herausquellende Saft ist zunächst süß, wird aber mit zunehmender Gärung rasch sauer.

In mond hellen Nächten, bei Festlichkeiten, insbesondere auch bei Trauerfeiern, trinkt das Dorf die ganze Nacht hindurch bei Musik, Tanz und Gesang eine Unmenge selbstgebrauten Biers, bis zu sinnloser Trunkenheit. Am andern Morgen liegt dann das Dorf wie tot da. Daß es bei solchen Zechereien häufig nicht ohne eine kräftige Prügelei abgeht, läßt sich denken.

Es gibt übrigens in jedem Dorf ein paar Gewohnheitssäufer, die mit Sicherheit und Spürsinn herausfinden, wo es frisches Bier gibt, und die allmählich Hab und Gut vertrinken.

#### 4. Kleidung, Schmuck, Tatauierung.

Die ursprüngliche Kleidung der Bajamänner ist ein Stück Rindentuch, das zwischen den Beinen durchgezogen und mit einem um die Hüfte gebundenen, selbstgedrehten Bindfaden vorn und hinten festgebunden wird. Es ist also eine Art Badehose.

Das Rindentuch wird aus der ihrer äußeren Borke entkleideten Rinde verschiedener Baumarten gewonnen. Die Rinde wird, in grünem Zustande, bald nach dem Abschälen vom Baum, mit einem gerippten Klopffholz so lange geklopft und bearbeitet, bis aus der faserigen Rinde ein verhältnismäßig weicher, filziger Stoff geworden ist, der sich dem Körper in der gewünschten Form anschmiegt. Das Rindentuch wird entweder naturfarben, hellgelb bis hellgrau, getragen, oder es wird mit zerriebenem und angefeuchtem Rotholz rot gefärbt.

Eine Kopfbekleidung trug der gewöhnliche Bajamann früher nicht; nur die Trommler des Häuptlings trugen und tragen noch heute eine Perücke aus langhaarigem, schwarzem Affenfell.

Schon früher trug man einfache, selbstgefertigte Sandalen aus Ochsen- oder Büffelleder (Abb. 18). Der Baja braucht im Gegensatz zu den auf weichem Boden schreitenden Urwaldnegern einen Schutz seiner Fußsohle, da der Boden im Grasland oft hart und steinig ist.

Die ursprüngliche Kleidung der Weiber war noch einfacher als die der Männer; es wurden einige Grasbüschel zwischen die Beine gesteckt und um die Hüften festgebunden. Manchmal, besonders bei Festlichkeiten und bei Häuptlingsweibern, diente als Gürtel eine Schlangenhaut.

Diese ursprüngliche Bajakleidung wird heute von Männern und Weibern nur noch bei besonderen Veranlassungen, Festlichkeiten, Tänzen, Begräbnissen, getragen. Sonst habe ich außer bei ganz alten Männern und Weibern, die ihre Gehöfte kaum noch verließen, niemand mehr in der ursprünglichen Bajakleidung gesehen. Der Baja trägt heute Haussa-Kleidung. Hierin zeigt sich schon äußerlich der große Einfluß, den die Haussa auf die Baja ausüben.

Die Haussakleidung der Männer ist entweder ein bis zu den Knien reichendes, an der Seite geschlitztes Gewand mit halblangen Ärmeln oder eine kurze Jacke mit kurzen Ärmeln. Darunter wird eine Art Badehose oder eine lang Haussahose getragen.

Beide Kleidungsstücke werden so lange getragen, bis sie dem Besitzer buchstäblich vom Leibe fallen. Da sie fast nie gewaschen werden, starren sie vor Schmutz, so daß es geradezu ein Wunder ist, daß Ungeziefer und Hautkrankheiten verhältnismäßig selten sind.

Die Häuptlinge und sonstige reiche Bajamänner, die etwas auf sich halten, tragen die reich gestickten, faltigen Haussatogen, dazu die ungeheuer weiten, ebenfalls bestickten Haussahosen (Abb. 19 20).



Alle diese Kleidungsstücke stellt der Baja nicht selbst her, er versteht sich nicht aufs Nähen. Er kauft sie gegen Verpflegung und Erzeugnisse seiner eigenen Kunst von den durchreisenden Haussa.

Zu dieser Kleidung tritt noch das aus bunter Wolle gedrehte Haussa-Wehrgehänge mit dem breiten Haussaschwert in Lederscheide, eine an ähnlichem Gehänge befestigte lederne Tasche, Sandalen oder verzierte Pantoffel aus buntem Leder. Berittene tragen wohl auch lederne Reitstiefel oder Strümpfe, die ebenfalls mit buntem Leder bestickt sind.

Als Kopfbedeckung dient entweder der Fez in allen Farben oder eine von den Haussa genähte Mütze. Angesehene Baja tragen dazu noch



Abb. 19. Häuptling von Betare mit Familie. Phot. Dr. Roesener.

den Turban aus schwarzem oder weißem oder mit Indigo blau gefärbtem Stoff.

Auf und in der Bekleidung und Kopfbedeckung sind zahlreiche Haussaamulette festgenäht; ebensolche werden an Hals und Armen getragen. Dies sind kleine zugenähte Taschen und Täschchen aus rotem Leder, welche Koransprüche enthalten und von einem Haussamalam geweiht sind; sie sollen gegen Krankheiten, gegen Unfälle und gegen Feinde schützen. Um ganz sicher zu gehen, trägt der Baja daneben auch noch seine Bajaamulette; näheres über diese siehe Abschnitt 11.

Die Weiber tragen ein nach Haussaart über den Brüsten umgebundenes Tuch, das bis an die Knöchel reicht. Sandalen sind bei den Weibern selten. Unter der Kleidung tragen die Weiber gerne um die Hüften dicke Schnüre aus bunten, vor allem blauen Glasperlen. Auch lederummnähte Kordeln tragen sie in dieser Weise unmittelbar um den Leib.

Europäische Kleidung, kaki und weiß, wie sie von den „zivilisierten“ küstennahen Stämmen gerne getragen werden, lehnt der Baja ab, auch wenn er sich solche in den Faktoreien kaufen könnte. Dies ist nicht zu bedauern, denn dem Neger steht Haussakleidung besser als Europäer-  
kleidung.

Kleine Kinder bis zum Alter von etwa drei Jahren gehen nackt. Von da an beginnen die Knaben Haussakleidung, die Mädchen ein Tuch um die Hüften zu tragen. Baja- und Haussaamulette werden schon den Säuglingen umgebunden.

Die Haartracht ist noch wenig von den Haussa beeinflusst, mit Ausnahme vielleicht der Kinnbärte der Männer. Jeder erwachsene Baja



Abb. 20. Männer aus Baturi.

muß einen Kinnbart tragen, der gerne wagerecht nach vorne gestrichen wird. Die Oberlippe ist rasiert. Dies ist auch die Barttracht der Haussa; inwieweit die Baja sie von jenen übernommen haben, entzieht sich meiner Kenntnis.

Das Haupthaar der Baja wird kurz gehalten, meistens rasiert. Auf dem Wirbel bleibt jedoch ein Büschel Haare stehen, das in eine Art Zöpfchen geflochten wird. Häufig werden auf diesem Zöpfchen kleine durchlochte Holz- oder Bambusstäbchen aufgereiht, als „Medizin“, auch sonstige Medizinen (Zaubermittel) werden daran angebunden. Dieses Haarbüschel ist zweifellos eine Eigenart der Baja, ich habe es bei keinem

anderen Stamm gefunden. Wo dieses Haarbüschel mit seinen „Medizinen“ fehlte, glaube ich es dem Einfluß der Haussa zuschreiben zu dürfen.

Das Rasieren geschieht mit einem kleinen selbstgeschmiedeten Messer. Seife ist dazu nicht nötig, Anfeuchten der Haare mit Wasser genügt bei der dünnen Struktur des Haares. Die Haussa bringen bei den Baja selbstgeschmiedete Messer in den Handel, welche in der Form den europäischen Rasiermessern ähneln.

Im Krieg trug der Baja die roten Schwanzfedern des Graupapageis sowie die schwarzen Federn des Vogels „koga“ als Kriegsschmuck in der Haarlocke auf seinem Scheitel.

Die Haartracht der Weiber gehört zum eigenartigsten, was ich gesehen habe (Abb. 21, 22). Es ist ein hoher, bienenkorbartiger Aufbau auf dem Kopf, den man zunächst für eine absonderliche Kopfbedeckung hält. Bei näherem Zusehen bemerkt man, daß dieser Aufbau ausschließlich aus Haaren besteht; er ist sehr kunstreich und sorgfältig



Abb. 21. Weiber aus Bertua.

hergestellt und ist — da das eigene Haar zu diesem wulstigen Aufbau nicht ausreicht — ausgepolstert mit fremdem Haar, in erster Linie Haar des Mannes, der Kinder und sonstiger näherer Verwandter, auch Verstorbener. Das fremde Haar wird in einzelne Ringe geflochten, die als Haareinlagen innen aufgeschichtet werden, während die äußere Schicht des Aufbaus durch das eigene Haar der Trägerin gebildet wird. Der Haaraufbau wird dann noch verziert, indem Perlen, Knöpfe, Messing- und Eisennägel daran befestigt werden, oft werden eiserne Haarpfeile durchgesteckt. Das außerhalb der kreisrunden Basis des Aufbaus wachsende Haupthaar wird sorgfältig wegrasiert.

Die Herstellung dieser Frisur, das Herstellen der einzelnen ringförmigen Einlagen, das Aufschichten derselben und das Herumflechten der eigenen Haare ist eine mühsame Arbeit. Die Weiber müssen sich deshalb gegenseitig dabei helfen. Dafür muß eine solche Frisur auch wochen- und monatelang vorhalten; damit sie beim Schlafen nicht vorzeitig zerdrückt wird, unterstützen die Weiber beim Schlafen nur den Nacken.

Zum Schutz gegen Staub und Schmutz wird die Frisur gewöhnlich mit einem ölgetränkten Stück Tuch umwickelt. Das Öl soll gleichzeitig ein Schutz gegen Ungeziefer sein.



Die Höhe des Haaraufbaues richtet sich nach der Länge des eigenen Haupthaars; er ist dementsprechend bei jüngeren Weibern niedriger als bei älteren. Junge Mädchen, die noch keine langen Haupthaare haben, tragen ihr Haar in mehrere Büschel gebunden.

Den Kindern beiderlei Geschlechts wird der Kopf glatt rasiert, wobei meist über der Stirne ein oder zwei kleine Haarbüschel stehen bleiben.

Bei den südlichsten Baja habe ich Jünglinge gesehen, die sich Figuren in das Haupthaar rasierten. Da ich dies bei den nördlicher wohnenden



Abb. 22. Mädchen aus Baturi. Phot. Dr. Roesener.

Baja nicht gefunden habe, halte ich es für eine Nachahmung der Jaunde, welche als Händler und Arbeiter europäischer Kaufleute mit den südlichen Baja in Berührung kamen.

Der Baja kennt wenig Schmuck.

Die Männer tragen am Handgelenk ein selbstgeschmiedetes Armband aus Eisen, am Oberarm ein mit einem Bindfaden oder einem Streifen Antilopenhaut festgebundenes Amulett (z. B. Schwanzstück von einem Alligator, Ende eines Antilopenhorns). Um den Hals trägt der Mann ein einfaches Halsband mit Hundezähnen oder ähnliches. Um den Knöchel werden eiserne Reifen getragen, vereinzelt traf ich auch Finger- und Zehenringe.

Der meiste Schmuck der Männer dient nicht zum Zwecke des Schmückens allein, sondern er ist gleichzeitig eine „Medizin“, denn jeder Baja trägt ständig seine Medizin bei sich.

Auch die Bajaweiber tragen eiserne Armbänder; sie dürfen diese vor allem während der Schwangerschaft nicht ablegen. Ich nehme deshalb an, daß auch diese Armbänder die Bedeutung einer „Medizin“ haben. Oft tragen die Weiber um Unterarm und Unterschenkel Eisen- oder Messingspiralen. Finger- und Zehenringe werden auch von Weibern getragen.

Um den Hals tragen die Weiber entweder eine einfache Schnur oder einen Streifen Antilopenhaut mit einer „Medizin“ oder einige Perlketten. Die um die Hüften getragenen Perlketten der Weiber, bestehend aus großen blauen oder bunten Glasperlen, habe ich schon vorhin erwähnt. Sie sind wohl von den Haussa eingeführt und gehören nicht zum ursprünglichen Schmuck der Baja.

Haar und Haut werden wie bei den übrigen Negerstämmen eingölt.

Eine weit größere Rolle als der eben beschriebene einfache Schmuck spielt bei den Baja die Körperbemalung, und vor allem das Tatauieren und andere körperliche Verunstaltungen.

Zur Bemalung des Körpers verwendet der Baja den Saft der Pflanze „nai“. Dieser Saft färbt die Haut schwarz, die Farbe ist durch Wasser nicht abwaschbar und bleibt mehrere Tage erhalten, ähnlich wie bei uns der Saft der Walnuß. Mit diesem Saft ziehen sich die jungen Baja, vor allem die eben erwachsenen Bajamädchen, 1 bis 2 cm breite Linien an Gesicht und Körper. Im Gesicht verbindet eine gerade oder geschweifte Linie quer über die Stirn die beiden Schläfen, eine Linie über die Wange verbindet äußeren Augenwinkel mit Ohr oder Mundwinkel mit Ohr. Letztere Linie ist manchmal gezähnt. Ferner wird eine Linie vom Oberarm zum Handgelenk und von der Hüfte zum Knöchel gezogen. Die tief-schwarze Farbe dieser Linien hebt sich sehr gut von der dunkelbraunen Haut ab. Diese Bemalung hat wohl ausschließlich den Zweck des Schmuckes.

Auch im Falle der Trauer verwendet der Baja Körperbemalung. Die Trauerfarbe ist weiß, zur Bemalung dient weiße Tonerde. Der Mann einer verstorbenen Frau, der Sohn einer verstorbenen Mutter bemalt sich Stirn und Wangen mit weißen Strichen: das Zeichen der Trauer um eine Frau. Die Frauen bemalen sich den ganzen Körper weiß als Zeichen der Trauer um den eigenen Mann, um einen Bruder oder um ein Kind.

Weißer Bemalung des Körpers finden wir auch bei Knaben und Jünglingen für die Dauer ihrer Teilnahme am Labikult.

Schließlich ist noch eine Art Schminke zu erwähnen, die wahrscheinlich von den Haussa eingeführt ist. Das Schminken besteht darin, daß mit Graphit die inneren Ränder der oberen und unteren Augenlider blauschwarz gefärbt werden. Die Haussa führen zu diesem Zweck besondere, hübsch gearbeitete kleine Behälter aus rotem Leder ein, welche viele Bajamänner dauernd bei sich tragen.

Bei der Tatauierung lassen sich drei Arten von Narben unterscheiden: Die Stammesnarbe an der Stirn, Ziernarben an Gesicht, Brust, Oberarm, Nacken, die Labinarbe am Nabel. Die ersteren beiden sind beiden Geschlechtern gemeinsam, die letztere haben nur die Männer.

Die Stammesnarbe zieht sich von der Nasenspitze über die Nasenwurzel senkrecht über die Mitte der Stirne, oft ist sie bis zum Kopfwirbel verlängert. Sie ist das eigentliche Bajamerkm<sup>1)</sup>, kommt aber in jüngster Zeit ab und zu in Wegfall, wohl wie so vieles andere unter dem Einfluß der Haussa.

<sup>1)</sup> Einige andere Kameruner Stämme, z. B. die Kaka, Bamum, zum Teil auch die Wute, haben eine ähnliche Stirnnarbe.



Die Stammesnarbe wird Kindern beiderlei Geschlechts in frühester Jugend, im Alter von 3—5 Jahren, eingeschnitten. Heiratet ein Bajamann ein Mädchen eines anderen Stammes, so wird ihr die Bajanarbe noch nachträglich auf der Stirne eingeschnitten.

Der Schnitt wird als tiefer Hautschnitt ausgeführt. Als Werkzeug dient das gewöhnliche kleine Messer, das alle Bajaschmiede herstellen und das zu allen Zwecken, auch zum Rasieren dient. Ein besonderes Messer kennt der Baja hierbei ebensowenig wie eine besondere Zeremonie. Um die Narbe recht erhaben zu machen, wird in die Wunde, wenn sie nicht mehr blutet, eine Mischung von Palm- oder Sesamöl mit der Asche von entkörnten Maiskolben fest eingerieben. Ist die Narbe auf das erstemal nicht genügend erhaben, so wird die Prozedur wiederholt.

Ziarnarben werden im Gesicht, im Nacken, an den Armen und sonst am Körper angebracht. Bei diesen Narben wird die Zeichnung dadurch hervorgerufen, daß lauter kleine Schnitte aneinandergereiht werden. Die Zeichnung besteht fast immer aus geraden Linien, die Zickzacklinien, Dreiecke oder Vierecke bilden; sie erinnert deshalb an die Ornamentik der Bajazeichnungen (siehe Abschnitt 7). Auch diese Tatauierung wird mit einem gewöhnlichen kleinen Bajamesser ausgeführt, ich habe sogar einmal zugesehen, wie ein Bajamann seinem Weib diese Zierschnitte mit einem alten aus einer europäischen Faktorei stammenden Taschenmesser beigebracht hat. Auch hier wird eine Mischung aus Palmöl und Asche von Maiskolben eingerieben. Die Zeichnung erscheint deshalb schwarz oder schwarzblau auf der Haut; ist die Narbe erhaben, so gilt sie als besonders schön.

Die eben beschriebenen Ziarnarben werden lediglich als Schmuck angebracht; einen besonderen Sinn und Zweck der Zeichnungen, den wir zum Teil bei anderen Stämmen finden, habe ich nicht feststellen können. Oft lassen sich noch Erwachsene an einer bisher frei gebliebenen Stelle des Körpers eine solche Verzierung anbringen. Da die Anbringung dieser Tatauierung sehr schmerzhaft ist, muß der Schmuck schon sehr gesucht sein. Ich habe aber nie gesehen, daß ein Mann oder eine Frau dabei Zeichen des Schmerzes laut geäußert hätten.

Das Tatauieren, auch der Weiber, wird ausschließlich von Männern ausgeübt. Es gibt in jedem Dorf eine Anzahl des Tatauierens kundiger Männer. Als Bezahlung erhalten sie ein Huhn oder einen entsprechenden Wert.

Die Labitatauierung besteht aus ein bis drei bis 5 cm langen Schnitten dicht am Nabel. Sie werden jedem jungen Mann, der die mehrere Monate dauernden Labifestlichkeiten mitmacht, beigebracht, und zwar angeblich nicht mit einem Messer, sondern mit einem Speer.

Außer der Tatauierung werden auch sonst an verschiedenen Körperteilen Verunstaltungen vorgenommen, die meist den Zweck der Verschönerung, selten der Bestrafung haben.

Um den letzteren Fall vorweg zu nehmen: als Bestrafung kommen angeblich vor Abschneiden der Lippen oder Ohren, ferner Kastration (Abschneiden des Skrotums oder Abschneiden des Penis). Die beiden letzteren Strafarten werden vollzogen bei den als besonders schlimm geltenden Vergehen. Näheres über solche Strafen siehe Abschnitt 8. Daß solche Strafen verhängt werden oder wurden, ist mir von verschiedenen Seiten glaubwürdig versichert worden. Es ist mir aber nicht gelungen, irgendeinen derartig Verstümmelten zu Gesicht zu bekommen. Es mag sein, daß die Häuptlinge aus Furcht vor Strafe diese Leute vor mir verborgen haben.

Die körperlichen Verunstaltungen zum Zweck der Verschönerung werden an Ohren, Nase, Lippen, Zähnen angebracht.

An den Ohren werden die Läppchen, schon in früher Jugend, mit einem zugespitzten Hartholzstück durchbohrt; als die hierbei ihrer Härte wegen allgemein übliche Holzart wurde mir Rotholz genannt, das in den Galeriewäldern vorkommt. Einige Tage wird das Rotholzstückchen im Ohr gelassen, bis die Wunde verheilt. Dann wird das Holzstückchen durch ein dickeres ersetzt, und so weiter. Die Löcher in den Ohren werden bis zur Größe eines Pfennigstückes ausgeweitet. Solche Ohrlöcher sind bei beiden Geschlechtern üblich. Als Schmuck werden darin Holzpflockchen, kleine Scheiben von Ebenholz oder Elfenbein, von den Weibern auch metallene Ohrgehänge, und von den Männern „Medizinen“ angebracht. Oft wird in dem durchlochten Ohr überhaupt nichts getragen.

Ebenso werden von den Weibern regelmäßig kleine Löcher im Nasenflügel angebracht, rechts oder links; auch bei Männern habe ich sie in einzelnen Fällen gesehen. Ich halte es für möglich, daß dieses Loch im Nasenflügel von den Haussa übernommen ist, denn bei den Haussaweibern ist diese Verunstaltung allgemein verbreitet. In dem Loch im Nasenflügel wird ein weißes oder buntes Pflöckchen aus Holz oder Bein, eine Glasperle oder ein Messing- oder Eisennagel als Schmuck getragen.

Die Teilnehmer am Labikult tragen manchmal in der durchbohrten Nasenscheidewand ein etwa 20 cm langes Stück trockenen Grases, angeblich „um Nichtteilnehmer abzuschrecken“. Im übrigen trifft man Durchbohrung der Nasenscheidewand bei den Baja häufig, aber nicht allgemein.

Zwischen Nase und Oberlippe habe ich ab und zu Löcher zur Aufnahme von Pflöckchen gefunden. Doch scheint diese Verunstaltung bei den Baja weniger häufig zu sein als bei den benachbarten Kaka.

Allgemein üblich ist als Verzierung das Abmeißeln der inneren Kanten der beiden mittleren oberen Schneidezähne, so daß eine dreieckige Lücke zwischen beiden Zähnen entsteht. Es gibt in jedem Dorf mehrere Männer, die diese Operation mit einem kleinen selbstgeschmiedeten Messer ausführen. Die Zähne werden im Jünglingsalter abgemeißelt; alle Erwachsenen, Männer und Weiber, besitzen diese künstliche Zahnücke.

Ein tieferer Grund dieser Sitte, die ich auch bei anderen Kameruner Stämmen, z. B. Jaunde, Bulu, beobachtet habe, ist mir nicht bekannt. Alle Bajaleute, die ich befragte, gaben mir übereinstimmend an: „Wir lassen uns die Zähne abmeißeln, damit wir nicht von den anderen Leuten ausgelacht werden, denn alle Leute machen es so.“

Schließlich wäre hier bei den körperlichen Verunstaltungen noch die Beschneidung zu erwähnen, die bei den Baja wie bei allen mir bekannten zentralafrikanischen Stämmen üblich ist. Sie wird bei den Baja als circumcisio ausgeführt.

Die Beschneidung wird an Knaben im Alter von vier bis zehn Jahren vorgenommen. Mit dem Labikult hat sie nichts zu tun, selbst wenn man diesen als einen Mannbarkeitskult ansieht. Ich habe unter den an einem und demselben Labi teilnehmenden Jungen Beschnittene und Unbeschnittene gesehen.

Die Operation wird immer an mehreren Jungen, etwa zehn, gemeinsam vorgenommen. Der die Beschneidung vornehmende, ein „Medizinmann“ des Dorfes, unterbindet zuerst die Vorhaut und schneidet sie dann mit dem zu allen Hautverstümmelungen gebräuchlichen kleinen Messer ab. Die Vorhaut wird sodann vergraben, und jeder der Knaben wird über ein schwelendes Feuer, in dem sein eigenes Hüfttuch verbrennt, gesetzt; dort bleibt er sitzen, bis die Wunde nicht mehr blutet. Darauf wird die Wunde mit den Blättern des Ngombiastrauches verbunden. Bis zur völligen Heilung, die zwei bis drei Wochen in Anspruch nimmt, muß sich der Junge im Hause seiner Mutter aufhalten und darf dieses nicht verlassen.



## 5. Waffen.

Der Baja verfertigt seine Waffen selbst. Die Angriffswaffen, die auch zur Jagd verwendet werden, sind: Speer, Pfeil und Bogen, Wurfmesser, kleine, dolchartige Messer. Der Verteidigung dient der Schild.

In den meisten Dörfern gibt es einen oder mehrere Schmiede, die sich mit der Herstellung der Waffen befassen. Das hierzu nötige Eisen wird



Abb. 25. Geflochtener Köcher.  
106 cm lang.



Abb. 24. Pfeile.  
110 cm lang.

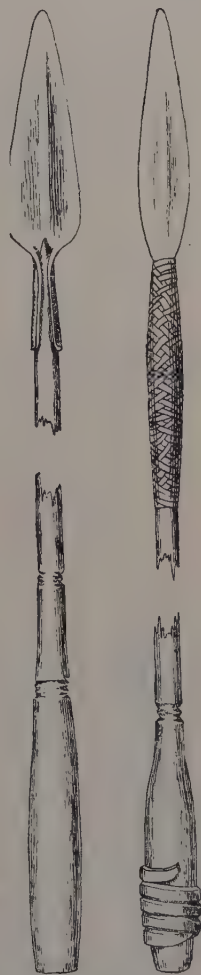


Abb. 23. Speere der Baja. Ca. 2 m lang.

aus dem im ganzen Bajaland vorkommenden Roteisenstein gewonnen (vgl. Abschnitt 7).

Der Speer (Abb. 23) hat eine aufgesetzte und oft mit Riemen aus Antilopenhaut festgebundene Spitze mit breitem Blatt. Der Schaft ist aus hartem Holz, bis 2,30 m lang; er hat am unteren Ende eine oft mit Eisen beschlagene Verdickung. Ob diese Verdickung auf den Flug des Speeres Einfluß hat oder nur eine Abnützung des Schaftes am unteren Ende verhindern soll, habe ich nicht feststellen können.

Die Pfeilspitze hat eine hübsche, zierliche Form, sie ist oft mit Widerhaken versehen. Wenngleich die Grundform der Pfeilspitze immer dieselbe ist, unterscheiden sich die einzelnen Spitzen doch voneinander durch Zahl

und Form der Widerhaken. Dies ist notwendig, damit bei gemeinsamen Jagden jeder Jäger das von ihm erlegte Wild an der darin steckenden Pfeilspitze erkennt (Abb. 24).

Der Schaft des Pfeiles besteht aus zwei Teilen: der lange hintere Teil ist aus einer leichten dünnen Palmblattrippe hergestellt. Wenn diese nicht von Natur ganz gerade ist, so wird sie zwischen Pflöckchen am Boden eingespannt, bis sie sich gerade gerichtet hat. Dieser Teil des Pfeils ist etwa 120 cm lang.

In diesem leichten hinteren Teil des Pfeils ist eingeschoben das kurze Zwischenstück aus schwerem Holz, etwa 20—25 cm lang, und auf dem Zwischenstück ist die eiserne Spitze aufgesteckt. Die Verbindungsstelle, wo das Zwischenstück in den hinteren Teil eingeschoben ist, ist mit selbstgewonnenem Lianengummi umwickelt, um ein Aufschlitzen des hinteren Teils zu verhindern. Am hinteren Ende ist mit einem Messer die Kerbe ein-

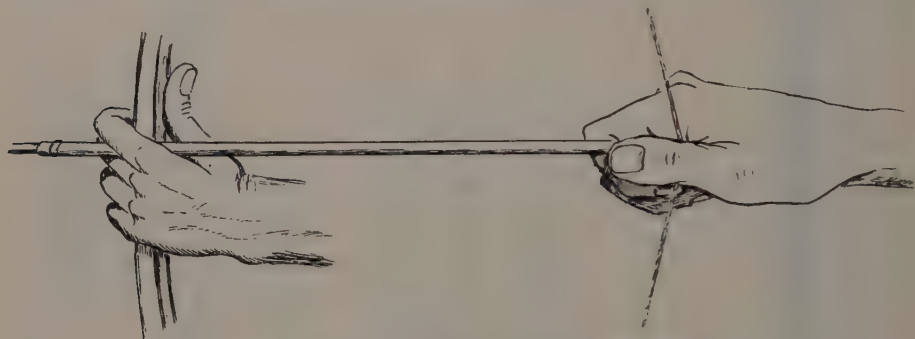


Abb. 26. Handhaltung beim Schießen.

geschnitten; auch hier ist der Schaft gegen weiteres Aufschlitzen durch Umwickeln mit wildem Gummi gesichert.

Die Pfeile sind nicht gefiedert, das Innehalten der Flugrichtung wird durch das größere Vordergewicht gewährleistet. Lediglich aus diesem Grunde ist das Mittelstück aus schwererem Holz eingesetzt.

Zur Unterbringung der Pfeile dienen Köcher, die entweder aus Stroh geflochten (Abb. 25) oder aus ungegerbtem Antilopenleder gefertigt sind. Die letztere Art ähnelt in ihrer Form den bei den Fulbe und Haussa üblichen schön verzierten Lederköchern, es ist deshalb wohl möglich, daß die Baja diese Form von den genannten Nordstämmen übernommen haben. Immerhin ist die einfache Herstellungsweise wie das Material dem Baja eigen.

Der Bogen, bis 160 cm lang, wird aus verschiedenen harten Hölzern stets in einem Stück hergestellt. Kombinierte oder verstärkte Bogen sind nicht bekannt. Die Bogensehne wird aus Büffelleder gedreht; die Befestigungsarten der Sehne sind auf Tafel 3 angegeben.

Der Baja bringt die Sehne auf den Bogen allein auf, unter Zuhilfenahme des Knies. Da der Bogen sehr stark ist, gehört dazu Kraftaufwand und vor allem Übung. Wir Europäer haben manches Mal versucht, einen Bogen mit der Sehne zu bespannen, doch wollte es einem allein nicht gelingen, während ein daneben stehender Bajamann mit wenigen Griffen den Bogen allein bespannt hatte.

Zum Schießen wird der Bogen senkrecht gehalten (Abb. 26). Der Pfeil gleitet zwischen Zeige- und Mittelfinger der linken Hand hindurch links am Bogen vorbei. Die rechte Hand zieht, mit Daumen und Zeigefinger lediglich den Pfeil (nicht die Sehne) erfassend, die Sehne an der



rechten Brust vorbei zurück. Zum Spannen des Bogens gehört viel Kraft und Übung; die Baja sind gewandte Schützen, ich habe persönlich gesehen, wie sie bis 200 m weit schossen. Eine Sicherung des linken Handgelenks gegen das Gegenschlagen der Bogensehne habe ich nie gesehen, ebenso wenig besaßen die Baja früher eine Spannvorrichtung. Dagegen haben die Haussa ihnen jetzt kleine, geflochtene Lederriemchen eingeführt, die mehrmals um den rechten Daumen gewickelt, das Festhalten des Pfeils beim Spannen erleichtern (Abb. 27).

Pfeile und Speere werden zur Jagd und zum Kampf meist vergiftet (Abb. 28). Über Herkunft und Zubereitung des Giftes konnte ich aber so gut wie nichts in Erfahrung bringen, da die Baja dies streng geheim halten. Angeblich wird das Giftpulver „mada“ von den Haussa eingeführt, mit Wasser zu dem Giftbrei „min“ angerührt, und damit die Pfeil- und Speerspitzen bestrichen. Ich bin aber überzeugt, daß die Baja auch selbst

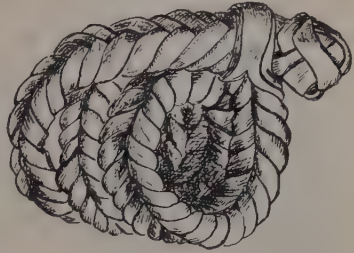


Abb. 27. Ledergeflochtener Daumenring, beim Bogenschießen getragen. Botare.

aus verschiedenen bei ihnen wachsenden Pflanzen Gift herzustellen vermögen, auch das Leichengift scheinen sie zu verwenden.

Die Wurfmesser (Abb. 29) der Baja sind von charakteristischer Form; sie sind eine gefährliche Wurf-Waffe. Ich habe ähnliche Wurfmesser bei den Fangstämmen Südkameruns gesehen; ob sie dort heimisch sind, weiß ich nicht, die Baja jedenfalls schmieden diese Messer selbst.

Dolchmesser gibt es in allen Größen. Früher schmiedeten die Baja diese Messer ausschließlich selbst, in letzter Zeit kaufen sie von den Haussa ähnliche Messer. Auch die sogenannten Haussaschwerter, die man heute allerorten im Bajagebiet trifft, werden von den Haussa eingeführt.

Vereinzelte habe ich eine dolchartige Waffe folgender Art gesehen: ein breiter eiserner Ring, der über die Mittelhand zu schieben ist; an der Kleinfingerseite ist eine scharfe Klinge angeschmiedet. Da ich diese Waffe

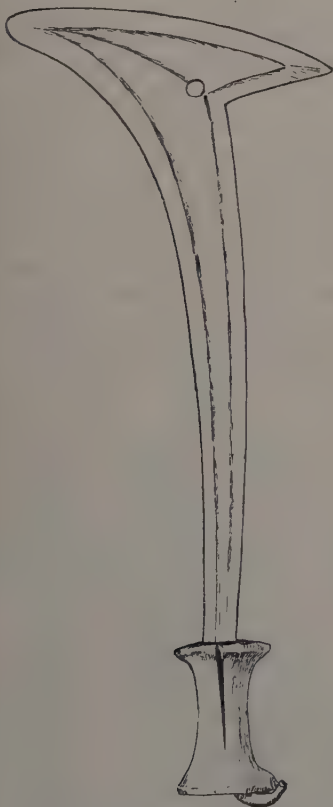


Abb. 29. Wurfmesser.  
 $\frac{1}{6}$  nat. Gr.



Abb. 28. Mit Giftmasse bestrichener Pfeil.  
 $\frac{1}{3}$  nat. Gr.

nur sehr selten gesehen habe, nehme ich an, daß sie nichts Bajacigenes, sondern eingeführt ist. Bei einzelnen Nordstämmen soll diese Waffe üblich sein.

Ähnlich verhält es sich mit einer kleinen Armbrust, mit der Knaben und Jünglinge sehr geschickt nach Vögeln schießen. Diese Armbrust stammt von den Jaunde und verwandten Stämmen und ist von diesen zu den Baja gekommen.

Die Schilde sind entweder aus Rohr geflochten oder aus Rinde.



Abb. 30. Rindenschild aus Betare.  
 $\frac{1}{20}$  nat. Gr.

Die geflochtenen Schilde sind die älteren und kamen wohl mehr in der nördlichen und östlichen Bajaheimat vor. Ich habe im Dumebezirk nur ein einziges, sehr altes Exemplar gefunden. Die Rindenschilde waren bei den südlichen Baja bis in die jüngste Zeit üblich. Die Feuerwaffen haben ihren Wert wohl auch in den Augen der Baja herabgemindert, ich habe im ganzen von mir bereisten Bajagebiet keinen neuen Schild getroffen. Der Rindenschild (Abb. 30) besteht aus einem ovalen, mannshohen starken Rindenstück, das etwas gewölbt ist. Der äußere Rand ist mit Affenfell verziert. Das Interessanteste an den Schilden, geflochtenen wie Rindenschilden, ist der Griff. Er ist stets aus einem Stück Holz geschnitzt und weist verschiedene Muster auf, von denen einige auf Abb. 31 wiedergegeben sind. Ich habe nie zwei gleiche Schildgriffe gefunden, die Form ist dieselbe, das Muster stets verschieden. Alle Schildgriffe haben gemeinsam die leicht gewölbte Schildseite, damit sich der Griff dem gewölbten Schild anpaßt,

und die Befestigungsart. Sämtliche Griffe, die ich gesehen habe, hatten oben und unten zwei Löcher, rechts und links je ein sich diagonal gegenüber-

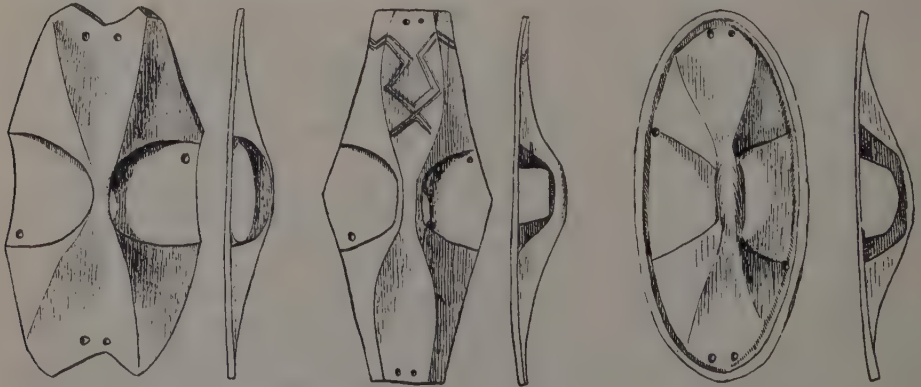


Abb. 31. Schildgriffe.

stehendes Loch. Durch diese Löcher wird der Griff am Schild festgebunden (Abb. 31). Bei den geflochtenen Schilden ist die Platte des Griffes nach oben und unten stark verlängert, um dem ganzen Schild mehr Haltbarkeit zu geben (Abb. 32).



Der Vollständigkeit halber seien hier noch die Hinterlader erwähnt, obgleich sie kein Erzeugnis der Baja sind, sondern auf Schleichwegen eingeschmuggelt werden. Es sind dies einfache Steinschloßflinten, die mit Schwarzpulver geladen werden. Auf das Schwarzpulver werden Scherben alter Eisentöpfe, zerhackter Messing- und Eisendraht, kleine Steine u. ä. geladen, und so kann diese vorsintflutliche Waffe auf nahe Entfernung sehr wohl schwere Verletzungen hervorrufen. Im Oktober 1913 fiel Oberleutnant von Raven bei Nguku durch einen Schuß aus einem solchen Hinterlader. Die Einfuhr dieser Waffen war ebenso wie der Handel mit Feuerstein und Pulver von der deutschen Regierung verboten. Aber es wurde doch eine beachtenswerte Menge aus dem nahen französischen Gebiet eingeschmuggelt; Feuersteine und Pulver waren ein beliebter Handelsartikel der Haussa.

## 6. Jagd, Fischfang, Ackerbau, Viehzucht.

Der Baja ist ein geschickter und leidenschaftlicher Jäger, er übt die Jagd als Einzel- und Gesellschaftsjagd aus.

Die Gesellschaftsjagd wird einmal im Jahr, in der großen Trockenzeit, Dezember bis Februar, abgehalten. Das hohe Steppengras ist in dieser Zeit vollkommen trocken und brennt leicht.

Einige Tage vor Beginn der Jagd macht das Dorf „Jagdmedizin“; ein Medizinbaum wird im Dorf errichtet. Der Jagdmedizinbaum ist ein kahler Baumstamm, an welchem die Blätter der Jagdmedizinpflanze „ombe“, einer großblättrigen Pflanze, sowie Antilopengehörne und ähnliche Jagdmedizinen angebunden sind. Unter Führung des Medizinmannes, der mit seiner Klapper den Takt angibt, tanzen die Jagdteilnehmer mit Gesang um den Baum herum. Schließlich schlachtet der Medizinmann ein Huhn, in dessen Blut die Jagdwaffen getaucht werden. Daran schließt sich ein Gelage unter reichlicher Verwendung von Maisbier an.

Noch kann die Jagd nicht beginnen, die Weiber müssen erst noch für einige Wochen Mundvorrat, in der Hauptsache Fufu, zubereiten.

Dann, eines Morgens, zieht das ganze Dorf, Männer, Weiber, Kinder unter Anführung des Häuptlings mit Trommelklang und Gesang hinaus an den zur Jagd ausersehenen Platz. An einem Bach wird Halt gemacht. Einige Grashütten sind bald gebaut, lustig brennen die Feuer vor den Hütten, um die erste Mahlzeit zu bereiten. Die Jagd kann beginnen.

Nun werden große Geländekomplexe, die von keinem Bach durchzogen sind, oft über 100 Quadratkilometer, mit Feuer eingekreist. Die Jäger verteilen sich auf den Umfang dieses Gebiets und zünden das Gras an. Das Feuer brennt nach der Mitte zu, die Jäger folgen dem Feuer und schießen von dem Wild, das — nach der Mitte zusammengedrängt — sich schließlich durch das Feuer flüchten muß, möglichst viel ab. Die Waffe ist hierbei der meist vergiftete Speer, seltener Pfeil und Bogen. Manchmal wird dem Wild auch ein Ausgang im Feuergürtel gelassen, an dem sich dann die Jäger aufstellen. Ein Teil des Wildes, das den Sprung durch das Feuer nicht wagt oder durch den Rauch betäubt ist, verbrennt schließlich, ist aber dennoch essbar.



Abb 32. Griff eines geflochtenen Schildes.

Diese Art von Jagd war zwar durch eine Verordnung des Kais. Gouvernements von Kamerun verboten, aber es war bei der Größe des Bajagebietes ganz ausgeschlossen, dieses Verbot durchzuführen. Es ist klar, daß Jagen durch Feuer eine Aasjägerei schlimmster Sorte — nach unseren europäischen Begriffen — darstellt, insbesondere da die Baja alles Getier, das ihnen vor den Speer kommt, abschießen und essen. Zwischen männlichen und weiblichen Tieren wird kein Unterschied gemacht, auf trüchtige Tiere wird keine Rücksicht genommen, keine Tiergattung wird geschont. Elefanten (obgleich deren Jagd vom Kais. Gouvernement ausdrücklich verboten war), Leoparden, Büffel, Antilopen werden ebenso gejagt wie Ratten und Schlangen. Wenn das Bajagebiet trotz der alljährlichen umfangreichen Großjagden noch immer einen großen und reichhaltigen Wildbestand aufweist, so ist dies ein Beweis für den Wildreichtum dieses Landes; es mag auch daran liegen, daß ein großer Teil des eingekreisten Wildes auf der Flucht dem Speer des Jägers entgeht.

Das bei einer solchen Jagd zur Strecke gebrachte Wild wird nicht gleichmäßig unter die Jagdteilnehmer verteilt, vielmehr erhält jeder Jäger das von ihm erlegte Wild. Um dasselbe zu erkennen, hat jeder Mann an seinen Waffen die im vorigen Abschnitt erwähnten Eigentumszeichen angebracht. Der Häuptling des Dorfes, der sich selbst an der eigentlichen Jagd nicht beteiligt, erhält von jedem erlegten Stück Wild einen Fuß.



Abb. 33. Hundeglocke.  $\frac{1}{3}$  nat. Gr.

Nach dem Grasbrennen wird in den das Grasland durchziehenden Streifen Galeriewaldes, die an den Wasserläufen entlang führen, Nachsuche gehalten, weil sich viel Wild in diese vom Feuer verschonten Wälder flüchtet. Das Waldstück wird mit Netzen abgesperrt, dann werden die Hunde, die für die Jagd abgerichtet sind, durchgetrieben. Das von den Hunden aufgestöberte Wild wird dann mit vergifteten Speeren oder Pfeilen erlegt. Damit nicht aus Versehen Hunde angeschossen werden, werden den Hunden selbstgeschmiedete Glocken um den Hals gebunden (Abb. 33).

Kleinere Gesellschaftsjagden werden abgehalten zu Beginn der Regenzeit, wenn das junge Gras etwa Kniehöhe erreicht hat. Das Schußfeld ist um diese Zeit durch das Gras noch nicht behindert, es wird mit freigelassenen Hunden vor allem auf Antilopen gejagt.

Diese kleineren Jagden werden durch eine beschränkte Zahl von Männern ausgeführt; an der alljährlichen großen Gesellschaftsjagd nimmt immer das ganze Dorf geschlossen teil, manchmal vereinigen sich sogar mehrere Dörfer zu einer solchen Jagd.

Einzeljagd wird das ganze Jahr hindurch betrieben. Der Jäger folgt allein oder mit einigen Freunden den Spuren des Wildes und beschießt es mit vergifteten Pfeilen oder Speeren. Er versteht es vorzüglich, dem Wild den Wind abzugewinnen und sich gegen den Wind anzupirschen. Auch bei der Einzeljagd werden Hunde verwendet.

Lockrufe und ähnliche Listen sind dem Baja angeblich nicht geläufig.



Mit Gewehren wird nur selten gejagt. Am meisten werden Gewehre noch bei der Jagd auf Elefanten verwendet. Hierbei werden kurze vergiftete Speere aus dem Gewehr abgeschossen.

Neben der Jagd mit Speer und Pfeil ist der Baja ein geschickter Fallensteller.

Für kleinere Tiere, Antilopen, Schweine, Grasratten u. ä. wird die auf Abb. 34 abgebildete Falle gebaut. Indem das Wild beim Passieren der Falle auf den unten quer liegenden Stab tritt (dieser Stab ist durch aufgelegte Blätter oder Gras unsichtbar gemacht), löst es den oben schwebenden Baumstamm aus, dieser fällt herunter und schlägt das Wild tot. Um das Wild zum Passieren dieser Falle zu zwingen, werden zwei nahe beieinanderliegende Bäche oder Quellen durch einen etwa  $\frac{1}{2}$ —1 m hohen Graszaun verbunden; ungefähr alle 15—20 m ist dieser Zaun von einer solchen Falle unterbrochen, die das Wild passieren muß, um nach der anderen Seite des Zaunes zu gelangen.

Im allgemeinen wird bei dieser Art von Fallen keine Treibjagd veranstaltet, das Wild läuft bei seinen Wanderungen von selbst in die Fallen.

Die Fallen werden fast stets von einem einzelnen Mann, höchstens von zwei oder drei Brüdern gemeinsam angelegt. Die Beute gehört dem Besitzer der Fallen, der sie jeden Morgen nachsieht, das getötete Wild herausnimmt und die Falle wieder neu stellt.

Diebstähle kommen dabei äußerst selten vor. Der Baja respektiert das Eigentumsrecht des Verfertigers an seinen Fallen.

In ähnlicher Weise wird der Durchgang zwischen zwei Quellen oder



Abb. 35. Wildfalle. Etwa  $\frac{1}{16}$  nat. Gr.

Gewässern abgesperrt durch eine Reihe von Fallgruben, die etwa drei Meter im Geviert messen und ebenso tief sind. Die Gruben werden mit Zweigen und Gras sauber, aber ganz leicht zugedeckt, die ausgehobene Erde wird als Damm zwischen den Gruben aufgeworfen. Der Besitzer der Fallgruben mit einigen Brüdern, oft auch noch mit ihren Weibern, treibt das Wild mit viel Geschrei von der einen Seite nach den Gruben. Wegen der aufgeworfenen Dämme überschreitet das Wild die Gruben und fällt hinein. Die Jagdbeute ist meist sehr ergiebig; sie besteht aus Antilopen, Schweinen, manchmal auch Büffeln. Der Eigentümer der Gruben gibt reichliche Fleischgeschenke an seine Helfer, außerdem den üblichen Jagdtribut von einem Fuß von jedem erlegten Stück an den Häuptling.

Für Antilopen und Affen soll es außerdem noch eine federnde Falle geben. Sie besteht darin, daß die Spitze eines dünnen Baumes heruntergebogen und am Boden festgehalten wird. An der Spitze ist eine Schlinge befestigt. Tritt ein Tier in diese Schlinge, so wird die Haltevorrichtung für den Baum ausgelöst, und das Tier wird in der Schlinge emporgezogen und erdrosselt.

Ebenso soll es Fallen geben, bei denen ein Speer auf das Wild herabfällt, wenn es die Falle betritt. Diese Falle, vom Baja „kembo“ genannt, habe ich jedoch persönlich nicht gesehen.

Kleine Vögel werden mit Schlingen oder Leimruten gefangen. Ein kleiner, nur wenige Geviertmeter großer Platz wird sauber von Gras gereinigt und mit Sand bestreut; auf dem Sand wird die Lockspeise (Mais oder Hirse) ausgestreut. Über den Futterplatz sind dicht am Boden Schlingen aus selbstgedrehten Schnüren gespannt, in denen sich die Vögel fangen. Oder aber sind darüber die Leimruten angebracht. Der Vogelleim wird hergestellt aus dem Saft der Früchte des Baumes „bule“, oder aus Lianengummi.

Eine große schwere Falle, die für den Fang von Leoparden gebaut ist, habe ich bei den südlichsten, am Rand des Urwalds wohnenden Baja gefunden. Die Falle ist ein fester, aus Baumstämmen hergestellter Käfig, übermannshoch, mit einer Falltüre. Die Falltüre ist offen, und durch eine Auslösevorrichtung ähnlicher Konstruktion wie bei der Falle Abb. 34 schließt sich die Falltüre, wenn ein Tier die Falle betritt. Als Lockmittel für Leoparden dient eine Ziege, die in der Falle angebunden wird; damit sie nicht vom gefangenen Leoparden aufgefressen werden kann, ist der Raum der Ziege durch eine dicke Balkenwand vom Innenraum der Falle getrennt. Ich möchte bezweifeln, daß diese Falle ursprünglich bei den Baja im Gebrauch war; sie dürfte von den benachbarten Urwaldstämmen abgesehen sein.

Auch die Fische, die in allen Gewässern des Bajagebiets in großer Menge angetroffen werden, werden auf verschiedenartige Weise gefangen.

Das Angeln mit der Legeangel oder aus der Hand, haben die Baja erst von den Haussa gelernt, welche die Angel eingeführt haben. Als Köder dient hierbei ein Stück Fleisch oder ein Wurm.

Die ursprünglichen, auch heute noch geübten Fischfangmethoden des Baja sind das Vergiften des Fischwassers und das Fangen mit Reusen und Fangvorrichtungen.

Das Gift wird hergestellt aus den Blättern des strauchartigen Baumes „tel“; dieser Baum, ein Schmetterlingsblütler, wächst in jedem Dorf. Die Blätter werden zwischen zwei Steinen zerrieben; der so entstandene Brei „do“ wird in ziemlicher Menge in den Bach geworfen, dessen Wasser sich dunkel färbt. Die Männer halten, nachdem sie das Fischwasser vergiftet haben, ein etwa 3 m langes und 1 m breites Netz an zwei Stöcken senkrecht in das Wasser. Die vom Gift getöteten oder betäubten Fische kommen an die Oberfläche des Wassers und fangen sich im Abwärtstreiben in dem Netz. Sind genug Fische in diesem, so wird es wagerecht gedreht und herausgehoben.

Wie weit stromabwärts das Gift noch wirksam bleibt, habe ich nicht feststellen können. Für Menschen ist das Gift „do“ ungefährlich.

Die Reusen haben die übliche Form: ein geflochtener, zylinderförmiger Korb, von 1—2 m Durchmesser, an einen Ende durch einen geflochtenen, nach innen gewendeten Trichter mit enger Öffnung, am anderen Ende ganz verschlossen. Die Reusen werden so im Wasser angebracht, daß die offene Seite nach stromabwärts zeigt. Häufig wird das Wasser zwischen den Reusen durch Flechtwerk abgesperrt, so daß die Fische gezwungen sind, die Reusen zu durchschwimmen. Ich habe mehrfach in verhältnismäßig breiten Bächen solche Sperren gesehen, in denen Reusen eingebaut waren. Diese Sperren waren mit viel Sorgfalt und Genauigkeit angelegt, denn jedes Loch in der Sperre vermindert den Fischertrag der Reusen.

Eine andere Fangvorrichtung für Fische habe ich ebenfalls mehrfach in Bächen vorgefunden: der Bach ist in seiner ganzen Breite abgesperrt und gestaut. Im oberen Rand dieses Stauwehrs werden mehrere Öffnungen belassen, durch die das Wasser mit ziemlicher Gewalt abfließt.



Es fließt hierbei über ein aus Zweigen hergestelltes Gitter, in dem alle vom Wasser mitgerissenen Fische hängen bleiben.

Die zum Leben nötige pflanzliche Nahrung gewinnt der Baja durch Acker- oder Farmbau. Nur ganz wenige Nahrungsmittel wachsen wild. Die Baja sind fleißige Ackerbauer, insbesondere die Weiber, aber sie stehen noch durchaus auf dem niederen Ackerbau oder Hackbau (nach Hahn). Der Pflug ist ebenso unbekannt wie die einfachsten Kenntnisse von Fruchtwechsel, Düngung usw.

Der Boden ist fast durchweg im ganzen Bajaland Laterit; er besitzt an sich keine große Ertragsfähigkeit, und bei der extensiven Farmwirtschaft des Baja, ohne Düngung, ist der Boden bald ausgesogen. Deshalb läßt der Baja, wenn er ein Stück Land zweimal mit einjährigem Abstand bepflanzt hat, dieses liegen und sucht sich ein neues Stück Urboden. Mangel an Farmland kann trotz dieses Verfahrens bei der geringen Bevölkerungsdichte nie eintreten. Ist im Verlauf mehrerer Jahre in der näheren Umgebung eines Dorfes kein jungfräulicher Ackerboden mehr zu finden, so wandert das ganze Dorf aus und siedelt sich an einem einige Stunden entfernten Platz in gutem Farmland an. Das Verlassen des alten Dorfes fällt den Bewohnern nicht schwer, weil auch die Hütten nach einer Reihe von Jahren so alt und schlecht werden, daß ihre Baufälligkeit doch einen Neubau nötig macht.

Die Hauptarbeit beim Farmbau leisten die Frauen. Die Männer beschränken sich darauf, während der Trockenzeit ein Stück Land zu roden. Hierbei lassen sie sich von ihren Weibern und Kindern helfen, ebenso werden sie von etwa vorhandenen ledigen Brüdern unterstützt, die dafür frei verköstigt werden, weil sie keine eigenen Farmen haben.

Zu Beginn der Regenzeit wird dann das gerodete Land von den Frauen angesät oder angepflanzt. Hirse, Sesam, Bohnen, Mais, Erdnüsse, Kürbisse werden gesät, Süßkartoffeln, Jams, Bananen, Makabo und Kassada werden gesteckt. Dabei entspricht es dem üppigen tropischen Pflanzenwachstum, wenn es z. B. bei Süßkartoffeln genügt, einige Ranken in den Boden zu stecken, damit schon nach einigen Monaten befriedigend große Kartoffeln geerntet werden können. Ähnlich ist es mit dem Hauptnahrungsmittel, der Kassada. Es genügt, spannenlange Zweigstückchen der Kassadapflanze in den Boden zu stecken. Nach kurzer Zeit schlagen die Zweigstückchen aus, nach einem halben Jahr erreichen die jungen Pflanzen schon beinahe Mannshöhe, und nach einem Jahre etwa können dicke Kassadaknollen ausgegraben werden. Läßt man die Knollen noch länger im Boden, so wachsen sie weiter, werden aber schließlich holzig. Immerhin kann die Kassadaknolle bis zu zwei Jahren ohne Schaden im Boden bleiben, so daß die Bajaweiber in ihrer Farm etwa ein Jahr lang zu jeder Zeit ernten können.

Nach dem Herausnehmen aus dem Boden müssen die Kassadaknollen bald genossen oder in der schon weiter oben geschilderten Weise verarbeitet werden; die Knollen selbst halten sich nicht sehr lange.

Ähnlich werden die anderen Knollenfrüchte geerntet. Mais, Erdnüsse, Mohn, Hirse können lange aufbewahrt werden. Für Mais werden in den Farmen einfache viereckige Kornschuppen gebaut, die andern Körnerfrüchte werden im Dorf in den Hütten in Tonkrügen oder Körben aufbewahrt.

Die Farmen während der Regenzeit und während des Wachstums der Pflanzen von Unkraut rein zu halten, ist Sache der Weiber. Dies ist bei dem raschen Wachstum aller Pflanzen in der Regenzeit keine leichte Arbeit. Wenn die Mais-, Mohn-, Bohnenfarmen anfangen zu reifen, sind sie von Vögeln gefährdet. Zwar kennt der Baja keine Vogelscheuchen, dafür werden aber die kleinen Jungen angestellt, welche den Tag über in den Farmen

sitzen und die Vögel durch Geschrei und Klappern mit alten Töpfen oder Konservenbüchsen vertreiben.

Wenn Kürbisse angepflanzt sind, achtet der Baja oder sein Weib häufig darauf, dem Kürbis durch Umwickeln die zu irgendeinem Zweck gewünschte Form (Löffel, Flasche) zu geben.

Gemeinsame Dorffarmen gibt es nicht. Jeder Bajamann legt mit seinen Weibern für sich und seine Familie eigene Farmen an. Der einmal belegte und gerodete Platz gilt als unbestrittenes Eigentum des Bearbeiters, solange er etwas darauf anpflanzt. Im allgemeinen werden die Farmen nicht eingezäunt, da Diebstahl angeblich selten vorkommt.

Der Dorfhäuptling hat besonders große Farmen. Bei ihrer Anlage helfen, ähnlich wie wir es beim Bau des Häuptlingsgehöftes gesehen haben, alle Männer des Dorfes mit, derart, daß jeder Dorfbewohner einige Tage in der Häuptlingsfarm arbeitet.

Die einheimischen Geräte zum Ackerbau sind: Der Dupas („mbosso“), ein etwa 25—30 cm langes, 15 cm breites Eisenstück, das, geschliffen, zum Abhauen von Gras und Holz dient; die Axt („gpi“) und die Schaufel („wala“). Der Dupas dient gleichzeitig als Geld, siehe Abschn. 10.

Daß der Baja die Düngung nicht kennt und deshalb eine so wenig intensive Farmwirtschaft treibt, kommt von dem Mangel an Vieh und Haustieren her. Wahrscheinlich hängt es auch damit zusammen, daß dem Baja der Gebrauch des Pfluges noch nicht bekannt ist. Die einzigen Haustiere des Baja sind: Hühner, Enten, Schafe, Ziegen und Hunde. Großvieh und Schweine werden nicht gehalten. Das erstere verbietet die *Glossina morsitans*, die Tsetsefliege, die durch ihren Stich jedes Stück Rindvieh ebenso sicher mit der Tsetsekrankheit infiziert, wie dies ihre Schwester, die *Glossina palpalis*, dem Menschen gegenüber mit der Schlafkrankheit macht. Großvieh kann sich also im Bajagebiet nicht halten und geht ein. Schweine hält der Baja nicht, obgleich er das Fleisch von Wildschweinen nicht verachtet, und obgleich europäische Kaufleute und, wenn mich die Baja richtig unterrichtet haben, auch einzelne französische Verwaltungsbeamte versucht haben, Schweinezucht bei den Baja einzuführen. Die Abneigung gegen Schweine ist den Baja wohl von den Haussa beigebracht worden, da das Schwein dem Mohammedaner als unrein gilt.

Die Pflege der wenigen Haustiere ist Sache der Weiber. Große Mühe geben sie sich damit nicht; die Tiere laufen den Tag über frei herum und suchen sich ihre Nahrung in der Hauptsache selbst. Als Eigentumsmerkmale werden bei Schafen und Ziegen Löcher oder Schnitte in den Ohren angebracht, bei Hühnern und Hunden gibt es keine Eigentumsmerkmale.

Männliche Ziegen und Schafe werden oft verschnitten, damit sie fetter werden. Auch Hunde werden gemästet und gegessen. Die einzige Hunderasse, die es bei den Baja gibt, ist eine langohrige, kurzhaarige Rasse, die in ihrer Größe etwa unseren Terriern ähnlich ist. Sie sind häufig richtig fett, und haben, ob fett, ob mager, ein widerliches, unsympathisches Aussehen.

Das Unsympathische dieser „Buschhunde“ empfanden auch die Europäerhunde. Ich habe nie zwischen Katze und Hund größere Feindschaft gesehen als immer zwischen Europäer- und Buschhund. Wenn ich mit meinen Hunden in ein Dorf kam, so wirkte es immer ungeheuer komisch, wie sofort, schon von weitem, alle Buschhunde mit großer Geschwindigkeit in den Hütten verschwanden, und wie meine Hunde, wenn sie auch nur von ferne einen Buschhund erblickten, mit lautem Kläffen hinter diesem Köter herrasten. Es gelang ihnen nur, einen Buschhund zu stellen, wenn dieser gar keinen Ausweg zur Flucht mehr hatte. Dann saß der in die Ecke gedrängte Köter da, sträubte die Haare und fletschte die Zähne, während



meine Hunde ihn anbellten, und umsprangen, und doch angesichts seines kräftigen Gebisses nicht wagten ihn anzufassen. Beide Teile waren dann froh, wenn ich durch einen Pfiff die feindlichen Parteien trennte.

### 7. Gewerbe und Kunst.

Die Baja haben schon angefangen, den Urzustand, in welchem jeder Eingeborene sich seine sämtlichen Gebrauchsgegenstände selbst herstellt, zu überschreiten. Wenn auch jede Familie sich ihre Lebensmittel selbst beschafft durch Farmbau und durch Jagd, so gibt es doch schon verschiedene Gewerbe, die nur von einzelnen ausgeübt werden. Es gab und gibt zum Teil noch heute in jedem Dorf einige „Bergleute“, wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen darf, welche den Roteisenstein und Brauneisenstein in primitiver Weise verhütten, um Eisen zu gewinnen; es gibt in jedem Dorf Schmiede, Töpferinnen, Mattenflechter, Holzschnitzer, und zwar werden diese Gewerbe ausschließlich von denen ausgeübt, die sie gelernt haben. Meist vererbt sich die Ausübung des Handwerks vom Vater auf den Sohn.

Dasjenige Gewerbe, das schon jetzt ein Opfer der vordringenden europäischen Zivilisation geworden ist und zu verschwinden beginnt, ist das Gewerbe der Bergleute. Das von den europäischen Kaufleuten und auch von den Haussa in Form von allerlei Werkzeugen und Geräteeingeführte Eisen hat den Baja veranlaßt, die mühsame Arbeit der Verhüttung des Eisensteins aufzugeben. Statt dessen werden aus Europa eingeführte Haumesser, Seitengewehre, alte Gewehre, Schaufeln, Spaten, ja sogar alte Konservbüchsen umgeschmiedet. Das eingeführte Eisen ist, was



Abb. 35. Eisenschmelzofen in Mbosso.

Güte anbelangt dem selbstgewonnenen Eisen der Baja durchaus nicht ebenbürtig, aber trotzdem verzichtet der Baja nunmehr auf die eigene Eisenerzeugung. Erleichtert wird ihm dies durch den Handel, der sich ganz den Bedürfnissen der Eingeborenen anpaßt; in den letzten Jahren vor dem Krieg haben einzelne deutsche Handelsgesellschaften sogar europäisches Eisen in der Form des Bajaeisengeldes („Dupas“) eingeführt.

Die Form des Eisenschmelzofens habe ich in Abb. 35 skizziert. Ich habe diesen Ofen in Neukamerun im Dorf Mbosso („mbosso“ bedeutet eigentlich das Eisengeld der Baja) in einer Rundhütte angetroffen. Schmelzöfen ähnlicher Form, aber alle außer Betrieb, habe ich dann später auch noch in verschiedenen Bajadörfern angetroffen.

Bei dem abgebildeten Ofen waren um den mittleren, hölzernen Unterstützungsbalken des Daches vier trichterförmige, unten offene Schmelztiegel angeordnet. Die Schmelztiegel waren etwa 70 cm hoch, sie waren ganz aus Lehm, mit sauber geglätteten Wänden.

Um Eisen zu gewinnen, wurde jeder dieser Tiegel abwechselungsweise mit mehreren Lagen Eisenstein und mehreren Lagen Holzkohle (gewonnen

durch unvollständige Verbrennung von Holz) vollgefüllt. Die so gefüllten Tiegel wurden dann von unten her in Brand gesetzt, und durch einen Blasebalg, in der auch bei den Bajaschmieden üblichen Form, wurde die nötige Luft zugeführt. Das flüssige Eisen tropfte, mit Schlacken vermengt, in eine Grube unter dem Tiegel und wurde nach Entfernung der Schlacke dem Schmied zur weiteren Verarbeitung verkauft.

Zur Verhüttung wurde meist nicht der gewöhnliche, überall vorkommende Lateriteisenstein verwendet; dieser enthält verhältnismäßig wenig Eisen. Es wurde deshalb der Brauneisenstein verwendet, nach dem in einer Art Erzgruben gegraben wurde. Eine derartige Erzgrube — außer Betrieb — habe ich etwa 12 km nördlich vom Offizierposten Baturi gefunden.

Über den Eisengehalt dieses Eisenerzes und über die Mächtigkeit des Vorkommens habe ich nichts in Erfahrung bringen können. Ein Abbau

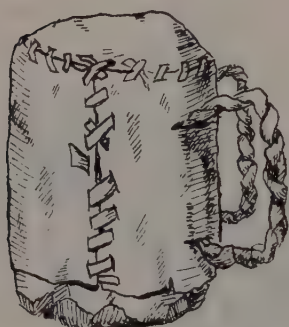


Abb. 36. Schmiedehammer aus Stein, in Ochsenhaut eingenäht.  $\frac{1}{5}$  nat. Gr.



Abb. 37. a) Ambos, b) Hammer, beide aus Eisen.  $\frac{1}{4}$  nat. Gr.

dürfte aber für europäische Gesellschaften schon deshalb nicht in Frage kommen, weil es an Kohle im ganzen Schutzgebiet fehlt.

Die Bergleute bei den Baja sterben aus. Die Leute, die sich noch darauf verstehen, üben das Handwerk nicht mehr aus, auch wenn sie noch am Leben sind. Die europäische Konkurrenz spart ihnen die große Mühe. Und junge Kräfte werden nicht mehr in der Eisenverhüttung ausgebildet. Ein mühevoller und doch sympathischer Beruf, welcher der Mutter Erde das Wertvollste abzwang, was sie uns zu geben hat, das Eisen, wird bei den Baja bald der Vergangenheit angehören.

Das heute noch wichtigste und einträglichste Handwerk bei den Baja ist das der Schmiede. Sind sie es doch, die neben Waffen und Ackerbaugeräten das Eisengeld (Dupas, Baja: „ambosso“) herstellen. In früheren Zeiten war die einzige im Bajaland gültige Währung Dupas und Kaurimuschel.

Der Schmied arbeitet in einer offenen Rundhütte ohne Seitenwände, in der Trockenzeit auch im Freien. Das Eisen wird in einer kleinen Vertiefung im Erdboden zwischen Holzkohle zur Weißglut gebracht. Auch hier wird Luft mittels eines Blasebalges zugeführt.

Die Lupe wird zunächst in roher Weise in die Form eines kurzen dicken Stabes umgeschmiedet. Hierbei dient als Ambos ein glatter, Stein, als Hammer ein runder, breiter schwerer Stein etwa von der Größe eines Kinderkopfes, der zur besseren Handhabung in ein mit zwei ledernen Handgriffen versehenes Stück Antilopen-, Ochsen- oder Ziegenleder eingenäht ist (Abb. 36). Das glühende Eisen wird hierbei mit einem vorne



gespaltenen Stück Holz gefaßt, das zum Schutz gegen Anbrennen naß gemacht wird.

Die weitere Verarbeitung des so gewonnenen Eisenstücks zu Eisengeld, Speeren, Pfeilspitzen, Hacken, Äxten, Dolchmessern, Armbändern, Glocken usw. erfolgt sodann auf einem als Ambos in den Boden geschlagenen, oben flachen Stück Eisen (Abb. 37a). Ein Stück Eisen von ähnlicher Form dient als Hammer (Abb. 37b). Die in Europa gebräuchliche Form des Hammers ist den Bajaschmieden nicht bekannt.

Wenn man diese äußerst primitiven Werkzeuge betrachtet, kann man sich nur immer wieder wundern über die zierliche und hübsche Form der Waffen und Schmuckstücke, welche aus den Händen des Schmieds hervorgehen.

Die Form des Eisengeldes ist zweifellos aus Zweckmäßigkeitsgründen entstanden (Abb. 38). An beiden Seiten geschliffen, dient der Dupas als Schneidewerkzeug, z. B. zum Abmähen des Grases (früher vielleicht auch als Waffe?). Die Spitze auf etwa ein Drittel der Gesamtlänge in spitzem Winkel umgebogen, ergibt die Hacke, die nur noch an einem hölzernen Stiel befestigt zu werden braucht; und mit wenig Mühe kann der Dupas in eine schöne, breite Speerspitze umgeschmiedet werden.

Ein ausschließlich von den Weibern betriebenes Gewerbe ist das der Töpferei; die Weiber haben es darin zu großer Vollkommenheit gebracht. Die Form der Töpfe, ihre Bemalung und Verzierung zeigen die Abb. 39 und 40.

Die Töpfe werden in der Hauptsache in zwei Formen angefertigt; beiden Formen gemeinsam ist der runde Boden. Die kleineren Töpfe, die auch zum Kochen dienen, sind ohne Hals mit breiter Öffnung, von der Form, die wir auch bei anderen Stämmen (z. B. Jaunde, Maka, Kaka) finden. Die großen Töpfe, die zum Aufbewahren von allen möglichen Dingen dienen, haben die Form der griechischen Amphora mit verengtem Hals. Diese Töpfe sind besonders hübsch verziert durch Zeichnungen, die auf der Außenseite eingeritzt sind. Eine besondere Bedeutung einzelner Figuren auf den Töpfen konnte ich nicht feststellen. Die Zeichnungen auf den Töpfen sind im Stil stets gleich; man kann bei allen Malereien der Baja, seien sie nun auf Tontöpfen, Trommeln, Hauswänden oder Matten, von einem besonderen Bajastil sprechen. Dieser Stil zeichnet sich dadurch aus, daß fast alle Zeichnungen aus Dreiecken oder Rhomben zusammengesetzt sind; ab und zu sind noch Halbkreise eingefügt<sup>1)</sup>.

Ogbleich nun bei den Tontöpfen der Stil der Zeichnungen stets der selbe ist, so habe ich doch nie zwei gleiche Töpfe gefunden. Die einzelnen Zeichnungen sind immer wieder verschieden, ähnlich wie ich es auch bei allen andern verzierten Gegenständen der Baja vorgefunden habe.

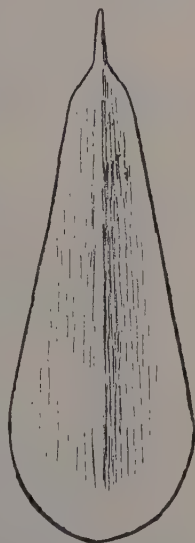


Abb. 38. Eisengeld.  $\frac{1}{7}$  nat. Gr.

<sup>1)</sup> Dieser Bajastil mit seinen linearen Mustern, den wir auf den Tontöpfen wie auch an Hauswänden (siehe weiter unten) finden, hat eine auffallende Ähnlichkeit mit den Zeichnungen, welche wir auf Vasen von Kreta aus der frühminoischen Zeit 3000 bis 2000 v. Chr. finden. Hier bei den Baja wie bei den kretischen Vasen teilen die linearen Muster eine Fläche harmonisch auf. Das Muster wird, wie schon bei den kretischen Vasen, in den noch nassen Ton gekerbt, so daß Vasenform und Verzierung aus einem Guß entstehen (Kurt von Boeckmann, Vom Kulturreich des Meeres).



Abb. 39. Tongefäße.

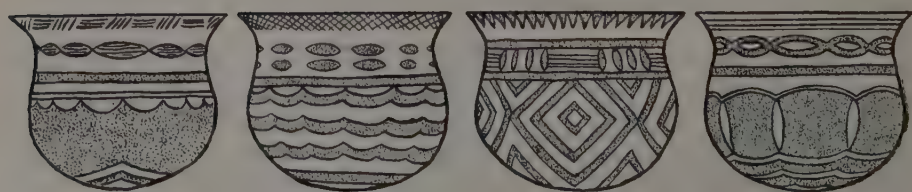


Abb. 40. Tongefäße.



Die Töpferscheibe ist den Baja nicht bekannt, die Herstellung der Tontöpfe erfolgt aus freier Hand. Deshalb auch ist der Boden der Töpfe nicht flach, sondern rund. Zuerst wird die obere Hälfte des Topfes hergestellt, dann wird, nachdem der obere Teil einigermaßen getrocknet ist, der Topf umgedreht und der runde Boden modelliert.

Das Material ist ein weißgrauer Ton, der in allen Bächen und Flüssen gefunden wird.

Die Geräte zum Anfertigen der Töpfe sind einfach: einige oval zugeschliffene, alte Topfscherben dienen zum Modellieren des Topfes (unter Zuhilfenahme von viel Wasser), ein daumenstarkes, fingerlanges Stück Palmrippe dient zum Glätten. Die Zeichnung wird, ehe der Topf ganz getrocknet ist, mit der Außenkante eines schmalen eisernen Armbands, das die meisten Weiber tragen, eingeritzt. Die gerauhten Stellen der Zeichnung werden hergestellt durch Darüberrollen eines kleinen, entsprechend verzierten Hölzchens (Abb. 41). Wenn der Topf ganz getrocknet ist, wird er mit Graphit bestrichen und mit einem glatten Bachkiesel glattgerieben, so daß er wie poliert schwarz glänzt.

Nunmehr wird er in Feuer leicht gebrannt, so daß er das eingegossene Wasser hält. Um die Zeichnung mehr hervortreten zu lassen, werden



Abb. 41.  
Holzröllchen zum Ornamentieren der Tongefäße, aus Suka.  
Nat. Gr.

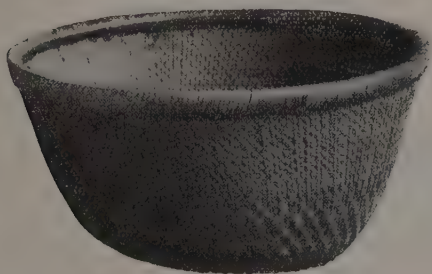


Abb. 42. Korb. 52 cm Durchmesser.

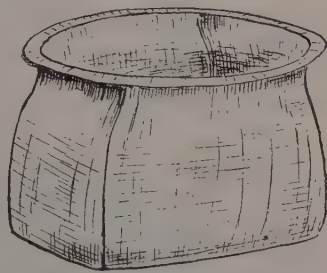


Abb. 43. „ngbere“, großer Korb aus Sutura.  $\frac{1}{10}$  nat. Gr.

einzelne Teile mit geriebenem Rotholz rot, andere Teile mit Ton weiß gefärbt.

Der Preis für alle derartigen Töpferarbeiten ist äußerst niedrig; eine Töpferin erhält z. B. für einen großen Topf 1—2 Hühner. Das entspricht einem Wert von 1—2 Mark (=  $\frac{1}{2}$  Dupas).

Bei den Töpferarbeiten dürfen die Tabakspfeifen (Abb. 15, 16) nicht unerwähnt bleiben. Diese werden von den Männern, meist nur für ihren eigenen Bedarf hergestellt. Sie weisen meist dieselbe Grundform, aber lauter verschiedene Muster der Verzierungen auf. Sie müssen als besonders hübsche Erzeugnisse der Bajakunst bezeichnet werden. Der fertig modellierte Pfeifenkopf wird einen Abend lang in das Feuer gelegt, wodurch er so weit gebrannt wird, daß er gebrauchsfähig ist. In einem einzigen Fall habe ich eine ganz aus Holz geschnitzte Pfeife gesehen (Abb. 16).



Abb. 44. „ngongo“, Korb zum Fischen aus Bertua.  
 $\frac{1}{20}$  nat. Gr.

Große Geschicklichkeiten zeigen die Baja in Flechtarbeiten aller Art. Eine Menge Hausgeräte, Körbe in allen Größen und Formen (Abb. 42 bis 43), Teller, Siebe (Abb. 44), Fischreusen und -netze, Schilde, Matten, flechten sie aus allem flechtbaren Material, der Rinde des Rotang, aus

der noch grünen Rinde von Palmblattstielen, aus verschiedenen Grasarten. Sogar die Haustüren sind geflochten, ferner die Türen zu den Gehöften (Abb. 8, 9) und oft die Zäune der Gehöfte (Abb. 10, 11) und die Hauswände.

Ein beliebter Handelsartikel sind die Bajamatten. Sie dienen den Baja selbst und den Hausa als Schlafmatten, weshalb besonders die

Hausa diese Matten gerne kaufen. Die Matten sind etwa ein Meter breit und zwei Meter lang und häufig mit hübschen bunten Mustern verziert. Wir stoßen hier auf entzückende Zeichnungen, im Bajastil. Dabei muß hervorgehoben werden, daß die Zeichnungen auf den Matten nicht etwa nachträglich aufgemalt werden, sondern dadurch

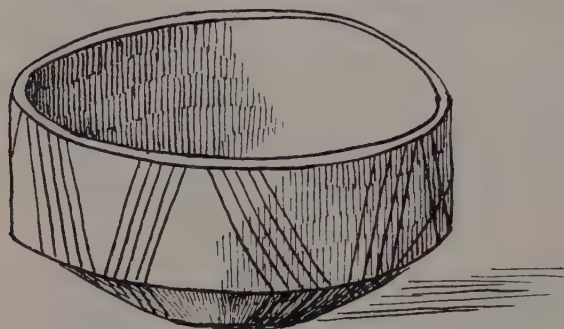


Abb. 45. Holzschüssel.  $\frac{1}{3}$  nat. Gr.

hergestellt sind, daß verschieden gefärbtes Stroh zu dem Muster entsprechend zusammengeflochten ist.

Das einzige Gerät zum Flechten ist ein einfaches Messer, das zum Putzen und Glätten der Rotang- bzw. Palmblattrinde dient.

In der Holzschnitzerei leisten die Baja weniger als viele andere Kameruner Graslandstämme. Die Erzeugnisse der Holzschnitzerei beschränken sich auf: Schüsseln (Abb. 45—46), einfache, flache Teller,

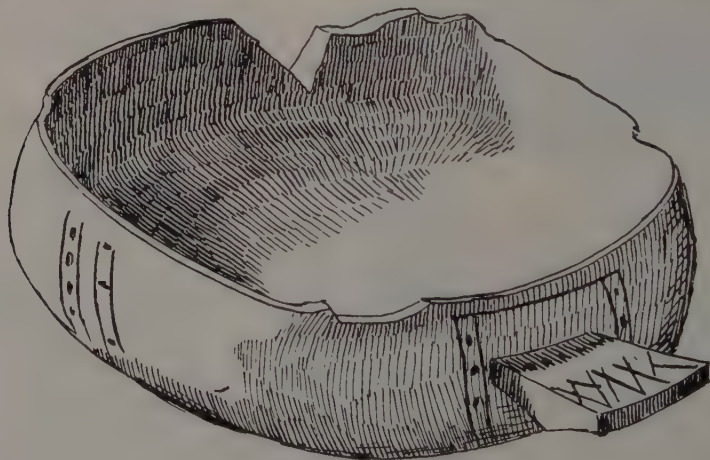


Abb. 46. Holzschüssel.  $\frac{1}{3}$  nat. Gr.

(Abb. 47), Mörser, Stühlchen (Abb. 13), Schildgriffe (Abb. 31/32), Trommeln (Abb. 55). Das zu Holzschnitzereien verwendete Werkzeug ist die Axt, die Hacke (die zum Glätten der Sachen sehr geschickt benutzt wird) und das Messer.

Aber auch bei den wenigen Holzschnitzereien, die der Baja herstellt, zeigt sich wieder ausgesprochen künstlerisches Verständnis, wieder finden wir den typischen Bajastil. Gibt es etwas zierlicheres als die hübschen kleinen Stühlchen, als die festen und doch eleganten Schildgriffe? Doch ist der Baja trotzdem arm an Holzarbeiten. Geschnittene Löffel, geschnittene Figuren habe ich bei ihm nirgends gefunden.



Auch die Malerei wird von einzelnen, hierfür begabten Baja ausgeübt. Äußere und innere Hauswände, die Zwischenwände in den Häusern, die Trommeln, Pfeiler und andere Gegenstände zeigen Malereien, die in ihrer Form wie in der Farbenzusammenstellung Zeichen alter Eingeborenenkultur sind. Wie der finden wir den Bajastil, der sich für die Flächenornamente und stilisierten Darstellungen, die wir überall treffen, recht gut eignet (Abb. 48—51).

Daneben sehen wir aber auch richtige bildliche Darstellungen, die in lebenswürdiger, kindlich naiver Weise Vorgänge aus dem täglichen Leben wiederzugeben versuchen. Die Zeichnung Abb. 52 aus der Vorhalle des Häuptlingsgehöfts in Gaza stellt zum Beispiel einen Einbaum mit einem franzö-

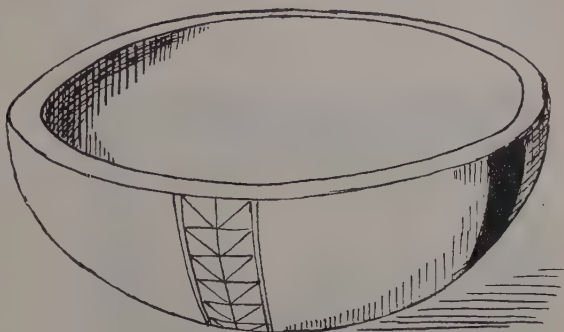


Abb. 47. Holzschüssel.  $\frac{1}{5}$  nat. Gr.



Abb. 48. Malerei auf der Außenwand eines Hauses in Gargambira.  $\frac{1}{10}$  nat. Gr.

sischen Militärtransport dar, der den Mámberé heraufgefahren war. Und da der Eingeborene das, was er für das Wichtigste hält, auf der Zeichnung durch übertrieben große und genaue Darstellung hervorzuheben pflegt, so sind die beiden größten Figuren die Europäer des Transports, und bei den Soldaten sind die Schlösser der Gewehre, bei den zwei Spielleuten die Hörner besonders groß und deutlich gezeichnet.

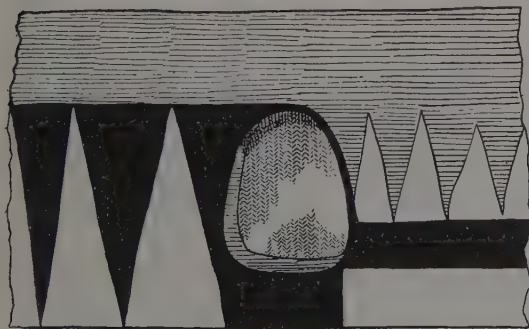


Abb. 49. Malerei auf der Außenwand eines Hauses in Nanjerke.  $\frac{1}{10}$  nat. Gr.

kleidete sich der Baja nur mit Rindentüchern, deren Herstellung schon auf Seite 19 beschrieben ist.

Auch das Gerben hat der Baja früher nicht richtig betrieben. Er hat sich darauf beschränkt, die Felle von Antilopen, Ziegen usw. abzu-

Weberei ist den Baja unbekannt. Ehe von den Haussa und von den europäischen Kaufleuten Kleidung und Stoffe eingeführt wurden,

kratzen, soweit er sie zu irgendeinem Zweck brauchte. Wo der Baja heute etwa ein Fell richtig gerbt, hat er es von den Haussa gelernt; meist aber handelt er fertig gegerbte Häute von ihnen ein.

Nun ist noch das Färben zu erwähnen. An Farben besitzt der Baja Weiß, Rot, Ocker, Schwarz und Indigo. Als weiße Farbe verwendet er weißen Ton, der sich in den Bächen findet; manchmal verwendet er auch

in Wasser aufgelöstes Kassadamehl als weiße Farbe, z. B. zum Weißen seiner Hauswand. Rote Farbe wird aus geriebenem Rotholz hergestellt, Ocker aus einer gelblichen Erde, die sich in einigen Gegenden findet, oder aus der Kolanuß. Schwarz ist zerriebene Holzkohle und blau ist echter Indigo. Wir sind nämlich hier in der Heimat des Indigostrauches, der allenthalben im Bajagebiet wächst.

Die Herstellung der Indigofarbe geschieht folgendermaßen: Frisch abgeschnittene Zweige mit grünen Blättern des Indigostrauches werden in einem Topf mit Wasser längere Zeit gekocht. Das Wasser nimmt dadurch

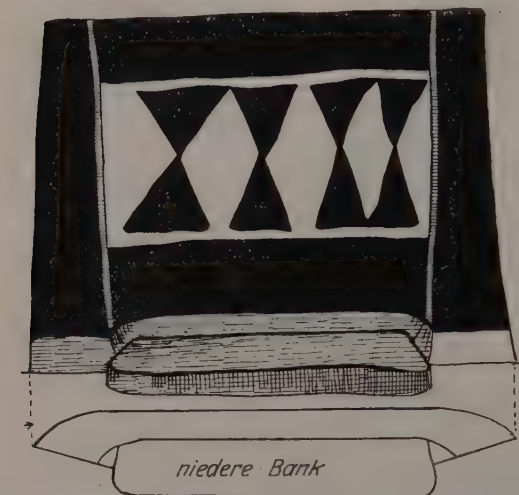


Abb. 50. Malereien auf der Lehmwand („babur“) in zwei Häusern in Kekan.

dunkelgrüne Färbung an. Nun werden die Zweige aus der Brühe entfernt, die Brühe wird nochmals aufgekocht und dann bis zum Erkalten mit einer Rute geschlagen. Nach dem Erkalten läßt man die Brühe stehen. Nach ein paar Stunden wird das Wasser vorsichtig abgossen und auf dem Grunde des Topfes bleibt als schwarz-blauer Schlamm Indigo. Er dient zum Färben von Tüchern, Turban, Hüftentuch, Kleidern usw.

Ich vermute, daß die Gewinnung des Indigofarbstoffs den Baja von den Haussa gezeigt worden ist, denn die von den Haussa eingeführten Kleidungsstücke sind häufig mit Indigo gefärbt, während der Baja früher für seine Rindentücher und für Zeichnungen nie Indigo verwendet hat. Heute verstehen sich in jedem Dorf mehrere Weiber auf Herstellung von Indigo.

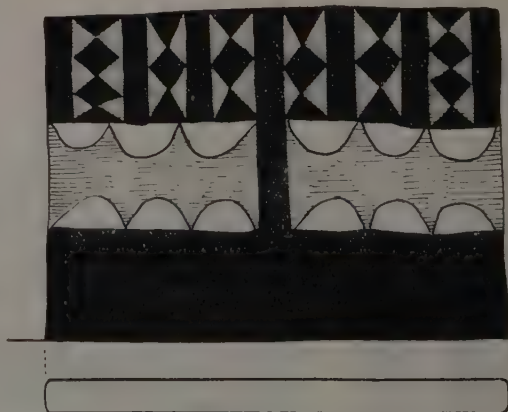


Abb. 51. Malereien auf der Lehmwand („babur“) in zwei Häusern in Kekan. (Grundriß der Lehmwand.)  $\frac{1}{10}$  nat. Gr.






#### Politische und soziale Verhältnisse, Rechtspflege.

Es gibt keinen Oberhäuptling aller Baja. Früher wurden die Baja von den Fulbe beherrscht und brauchten deshalb keinen eigenen Ober-



häuptling. Wahrscheinlich wünschten die Fulbe einen solchen gar nicht. Nachdem die Deutschen der Fulbeherrschaft ein Ende bereitet haben, leben die einzelnen Bajahäuptlinge auch heute noch wie zur Zeit der Fulbe nebeneinander, ohne daß einer dem anderen übergeordnet wäre.

Jeder Unterstamm oder, wenn der Unterstamm zu groß ist, jedes größere Dorf oder auch eine Gruppe von Dörfern hat einen eigenen Häuptling. Dessen Einfluß reicht nicht über seinen Unterstamm bzw. sein Dorf hinaus. Innerhalb seines Machtbe-

- |  |                     |
|--|---------------------|
|  | weiß                |
|  | schwarz             |
|  | braun (lehmfarben)  |
|  | gelb (ocker)        |
|  | karminrot (Rotholz) |

Farbenerklärung zu Abb. 48—51.

reichs ist der Häuptling Anführer im Krieg (kommt heute kaum mehr vor), Anführer bei der gemeinsamen Jagd und übt die Rechtsprechung aus. Im allgemeinen hat der Häuptling großes Ansehen, doch ist es auch schon vorgekommen, daß Dörfer, die mit ihrem Häuptling nicht zufrieden waren, auswanderten und sich bei verschiedenen anderen Häuptlingen ansiedelten. Dasselbe konnte vorkommen, wenn der Mannesstamm der Häuptlingsfamilie ausgestorben war.

Die Häuptlingswürde ist erblich; sie geht vom Vater auf den Sohn über. Hinterläßt ein Häuptling keinen oder nur einen minderjährigen

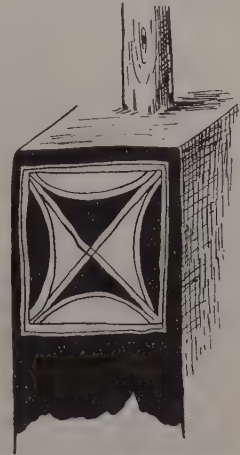


Abb. 52. Türpfeiler im Palaverhaus des Häuptlings Garga-mbira.  
 $\frac{1}{15}$  nat. Gr.



Abb. 53. Wandmalerei aus dem Häuptlingsgehöft in Gaza.

Sohn, so übernimmt des verstorbenen Häuptlings ältester Bruder die Regentschaft.

Der Häuptling ist der reichste Mann im Dorf, er hat das größte Gehöft und ist von einem großen Hofstaat umgeben.

Zum Hofstaat gehören die Großeute (kaigama und kasalla). In jedem Dorf bzw. Unterstamm sind mehrere „kaigama“. Dies sind reiche einflußreiche Männer, oft Brüder oder Verwandte des Häuptlings. Ihnen untersteht je ein Teil des Dorfes oder ein kleines Nebendorf. Die Gehöfte der kaigama liegen meist in unmittelbarer Nähe des Häuptlingsgehöfts um den Hauptplatz des Dorfes.

Der „Kasalla“ ist im Krieg Heerführer, im Frieden Vertreter des Häuptlings bei dessen Abwesenheit. Er genießt neben dem Häuptling besonderes Ansehen. Intrigen des kasalla gegen den Häuptling sind nicht selten. Der Titel „kasalla“ scheint von den Fulbe zu stammen; schon Barth erwähnt in seinen Reisen aus Bornu einen „Kaschella oder Kriegshauptmann“.

Der älteste Sohn des Häuptlings heißt stets Jerima; dies ist nicht der Name, sondern der Titel (= Kronprinz).

Bei allen wichtigen Veranlassungen, z. B. Auszug zur Jagd, Eingeborenenfestlichkeiten, Begrüßung eines durchreisenden Europäers, erscheint der Häuptling mit großem Gefolge. Es war jedesmal ein langer Zug, der mir entgegenkam, wenn ich mich einem Bajadorf näherte. Vorneweg marschieren die Trommler, drei bis acht an der Zahl, je nach der Größe des Dorfes, und kündigen schon von weitem mit rhythmischem Trommelschlag das Nahen des Häuptlings an. Bei ihnen marschieren einige Männer, mit Doppelglocken das Trommeln begleitend. Hinter den Trommlern marschieren ein oder mehrere Ausrufer und verkünden mit lauter Stimme die etwaigen Heldentaten und die guten Eigenschaften des Häuptlings. Dann folgt auf farbenprächtig aufgezüäumtem Hengst der Häuptling. Er ist umgeben von seinen Großeuten: Kaigama, Kasalla und Jerima, alle ebenfalls zu Pferd. Die buntfarbigen, reich mit Gold und Silber bestickten Schabracken leuchten in der Sonne, die Pferde tänzeln. Es ist ein farbenfrohes, belebtes Bild. Hinter dem Häuptling reiten bewaffnete Bajamänner, schließlich folgen Bewaffnete zu Fuß. In der Hand halten sie ihren zwei Meter langen Speer mit breiter Spitze, Bogen und Köcher mit Pfeilen haben sie umgehängt.

Sobald der Zug mich zu Gesicht bekommt, sprengen die berittenen Bewaffneten in toller Jagd auf mich los, Speere schwingend und Schreie ausstoßend. Wenige Schritte vor mir werden die Pferde durch einen Riß ins Maul mit der scharfen Kandare zum Halten gebracht, herumgerissen, zurück geht die tolle Jagd zum Häuptling, um im nächsten Augenblick wieder auf mich loszubrausen. Ein wilder, eigenartiger Willkomm!

Der Zug hat mich erreicht. Während wir halten, steht zu beiden Seiten des Häuptlings je ein langer Gefolgsmann; in scharf taktmäßigem Wedeln mit einem Fächer aus Straußenfedern vertreiben sie über dem Haupt des Häuptlings vorhandene oder auch nur eingebildete Fliegen. Oft wird über dem Häuptling der große, runde Häuptlingsschirm aufgespannt.

Der Häuptling reicht mir zum Gruße die Hand. Dabei legt er nach Bajaart, beim Gruße Höhergestellten gegenüber, die geöffnete linke Hand unter den wagerecht gehaltenen rechten Unterarm.

Zweifellos ist dieses Auftreten des Häuptlings stark von den Fulbe beeinflusst. Ich konnte aber nicht feststellen, ob es früher anders gemacht wurde und wie früher die Häuptlinge auftraten. Auf alle diesbezüglichen Fragen erhielt ich immer die Antwort: „Es ist immer so gewesen.“

Auch der heutige Zustand ist nur noch ein Übergang. Afrika, das alte Afrika stirbt, es stirbt am unaufhaltsam vordringenden Europa. Was den Eingeborenen gestern noch wertvoll und teuer war, verschwindet morgen. Der prächtige Häuptlingsschirm aus selbstgewobenen und selbst-



gefärbten Stoffen verschwindet, statt dessen bringt der europäische Handel auf der Suche nach neuen Absatzgebieten einen aus bunten Fetzen zusammengenähten Schirm; die handgestickten Eingeborenenklieder, bei denen jedes Stück ein kleines Kunstwerk war, werden ersetzt durch billige Buntdrucke, Massenware.

Der Häuptling erhebt von seinem Dorf keine Steuer. Dagegen haben ihm die Leute seines Dorfes Arbeit zu leisten beim Bau seines Gehöfts und beim Anbau seiner Farmen. Vom Ertrag der Jagd erhält der Häuptling einen Anteil (von jedem Stück erlegten Wildes einen Fuß).

Die Familie ist bei den Baja auf dem Vaterrecht aufgebaut. Der Vater ist unumschränkter Herr in der Familie, die Kinder sind Eigentum des Vaters, sein Eigentum vererbt sich auf den ältesten Sohn und, wenn ein Sohn nicht vorhanden ist, auf den ältesten Bruder. Er besitzt innerhalb seiner Familie große Autorität, hat aber kein Recht über Leben und Tod seiner Kinder. Dafür hat der Familienvater für seine Familie zu sorgen. Er baut in seinem Gehöft die Hütten für seine Weiber und Kinder, gegebenenfalls auch für seine jüngeren noch nicht verheirateten Geschwister; er baut gemeinsam mit allen die notwendigen Verpflegungsfarmen. Er nimmt auch seine alten, nicht mehr arbeitsfähigen Eltern zu sich und sorgt für sie.

Sobald der junge Baja erwachsen ist, sucht er sich eine Freundin, mit der er verkehrt; dieser Verkehr ist bei beiden Geschlechtern üblich und gestattet. Mit Heiraten hat dies nichts zu tun; wenn sich beide junge Leute gegenseitig satt haben, trennen sie sich wieder.

Die Heirat gilt erst dann als vollzogen, wenn der Mann für ein Weib an den Besitzer (Vater oder Bruder) das Heiratsgut bezahlt hat. Heirat wie Konkubinat zwischen Verwandten auch entfernteren Grades sind verboten. Ich habe nie von einem Zuwiderhandeln gegen dieses Verbot gehört. Der Baja denkt in diesem Punkt sehr vernünftig und reinlich; auch ist die Auswahl an Weibern so groß, daß er nicht nötig hat, auf auch nur weitläufig Verwandte zurückzugreifen.

Eine besondere Festlichkeit findet bei der Heirat nicht statt. Das Heiratsgut wird bezahlt in Elfenbein, Eisengeld und in Kleinvieh, Schafen und Ziegen. Der Wert des Heiratsgutes beträgt, in deutsches Geld umgerechnet, 100 bis 400 Mark.

In neuerer Zeit wurde das Heiratsgut auch manchmal in deutschem Geld bar bezahlt.

Das Weib ist also bei den Baja noch Besitz. Da bei den Baja Vielweiberei Sitte ist, so ist die Zahl der Weiber eines Mannes ein Maßstab für seinen Reichtum. Das erste und älteste Weib des Mannes nimmt eine bevorzugte Stellung ein gegenüber den übrigen Weibern, die sich alle gleichgestellt sind.

Die Kinder eines Mannes, gleichviel, ob von einer oder von verschiedenen Müttern, gelten in der Familie alle gleich. Beim Tode des Vaters tritt der älteste Sohn als Erbe den ganzen väterlichen Besitz einschließlich Weiber an, übernimmt aber damit auch die Verpflichtung, für seine Geschwister zu sorgen. Dafür empfängt er für jede Schwester, die geheiratet wird, das übliche Heiratsgut.

Weiterverkauf von Weibern, vom ersten Mann an einen andern, habe ich nicht festgestellt. Ist die Ehe durch Schuld des Weibes nicht glücklich, z. B. wenn das Weib kinderlos bleibt, bei Ehebruch seitens des Weibes o. ä., so kann der Mann das Weib ihrem Vater gegen Rückerstattung des Heiratsguts zurückgeben.

Näheres über Ehe und Erbschaft konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Im Gegensatz zu den meisten Waldlandstämmen, welche mit

jeder Streitigkeit zur Station kamen und dort die Sache entscheiden ließen. erledigten die Baja ihre Streitigkeiten unter sich, in der Familie oder durch den Häuptling. Deshalb erfuhr ich von den wenigsten Streitigkeiten der Baja untereinander.

Die Studie von Poupon über die Baja enthält weitere Einzelheiten über Familienleben und Familienrecht. Ob sie für den ganzen Stamm der Baja zutreffen, wäre nachzuprüfen.

Bei den Baja herrscht noch Haussklaverei. Mit dem Wort Sklaverei verbindet sich in Europa die Vorstellung der Freiheitsberaubung, Mißhandlung, Quälerei, schlechter Ernährung usw. Dies alles trifft für die Bajasklaven nicht zu. Die Bajasklaven oder -sklavinnen sind entweder Kriegsgefangene oder Schuldner, die nicht bezahlen können. Diese Sklaven arbeiten für ihren Herrn, wohnen in seinem Gehöft, werden von ihm gepflegt und gekleidet und genießen im übrigen alle Freiheiten wie ein freier Baja, so zwar, daß die Sklaven sich äußerlich, vielleicht abgesehen von anderer Tatauierung, in keiner Weise von den freien Baja unterscheiden. Da sie so gut behandelt werden, denken sie gar nicht daran, davonzulaufen. Sie können sich freikaufen, können heiraten und bleiben oft auch als Freie in dem Dorf, in welchem sie Sklaven waren. Ihre Kinder gelten dann als Baja und genießen alle Rechte der übrigen Dorfbewohner.

Weiterverkauf der Sklaven kommt vor; der neue Herr behandelt den Sklaven auch gut, so daß dieser unter dem Wechsel des Herrn meist nicht zu leiden hat.

Nach Poupon sind die Kinder von Sklaven immer frei. Mir wurde im Gegensatz dazu angegeben, daß Kinder von Sklavinnen, wenn der Vater Sklave ist, auch Sklaven sind; ist der Vater freier Baja, dann ist das Kind auch frei. Heiratet ein freier Baja eine Sklavin, so wird sie frei. Verkehrt ein Sklave mit einem freien Bajaweib, so wird er durch Prügel und Anbinden bestraft.

Früher scheint es allgemein Sitte gewesen zu sein, daß beim Tode eines einflußreichen Bajamannes einer oder mehrere von seinen Sklaven bei der Leichenfeier geschlachtet und aufgefressen wurden. In der Zeit vor dem Kriege ist mir nur ein einziger solcher Fall bekannt geworden.

Wie wir im vorstehenden gesehen haben, besteht der Besitz des Baja in Weibern, Sklaven, Waffen, seinen Häusern und Farmen. Nur der Mann kann Besitz haben. Stirbt der Mann, so geht sein ganzer Besitz an den ältesten Sohn bzw. ältesten Bruder über.

Die Rechtspflege der Baja ist einfach. Die Rechtsprechung ist Sache des Häuptlings, sowohl Bestrafung von Vergehen wie Entscheidung von Streitigkeiten und Privatklagen („Palawern“), die ihm vorgetragen werden. In schwierigen Fällen kann der Häuptling eine Versammlung der Dorfältesten und seiner Großleute zu Rate ziehen.

Die Vergehen, welche als strafbar gelten, beziehen sich meist auf Weiber. Ehebruch mit einem Weib wird geahndet und zwar richtet sich die Strafe nach dem Rang des Besitzers des Weibes. Während der Ehebruch mit oder die Notzucht an dem Weibe eines gewöhnlichen Bajamannes gesühnt wird durch Bezahlung einer Buße an den Ehemann, wurde dasselbe Vergehen, wenn es sich gegen das Weib eines Häuptlings oder Großmannes richtete, mit Abschneiden der Ohren, der Lippen, mit Kastration oder gar mit Begraben bei lebendigem Leibe bestraft. Diese Strafen vollstreckte das engere Gefolge des Häuptlings. Ich habe Opfer derartiger Strafen nie zu Gesicht bekommen, wahrscheinlich wurden sie aus Angst vor mir verborgen; doch wurde mir mehrfach von verschiedenen Seiten versichert, daß solche Strafen tatsächlich verhängt und vollstreckt



wurden. Die ehebrecherischen Weiber selbst zu bestrafen, blieb dem betroffenen Ehemann überlassen. Die Strafe, die dieser zu verhängen pflegte, war schmerzhaft für das Weib, ohne sie doch dauernd an Gesundheit oder Schönheit zu schädigen.

Als strafbare Vergehen gelten weiterhin: Diebstahl, Körperverletzung, Totschlag, Mord. Alle diese Vergehen scheinen aber bei den Baja untereinander selten zu sein. Schon die primitive Art des Türverschlusses, die fehlende Einzäunung der Verpflegungsfarmen lassen darauf schließen, daß der Baja seinem Nachbarn trauen kann. Auch Wildfallen und Fischreusen werden nicht bewacht, da jeder das Eigentum seines Nachbarn zu achten pflegt. Der einzige Schutz gegen Diebstahl, der angewendet zu werden pflegt, sind Zaubermittel („Medizinen“), welche, an der verschlossenen Haustür und in der Verpflegungsfarm angebracht, dem Dieb allerlei Ungemach in Aussicht stellen. Der Schutz gegen Diebstahl besteht also letzten Endes im Aberglauben des lieben Nächsten.

Auch Körperverletzung und Mord scheinen selten vorzukommen. Die verträgliche Natur des Baja und die geringe Bevölkerungsdichte erklären dies. In den meisten überhaupt vorkommenden Fällen sind Körperverletzungen die Folge von nächtlichen Biergelagen, bei denen es in der Trunkenheit oft zu Prügeleien kommt.

Alle diese Vergehen: Diebstahl, Körperverletzung, Mord, werden gesühnt durch Bezahlung von Eisengeld oder anderen Wertgegenständen, vor allem Hunden und Kleinvieh, an den Geschädigten. Die Höhe dieser Entschädigung setzt der Häuptling fest, wenn die Parteien sich nicht schon unter sich einigen. Für Farmdiebstähle wurden etwa 3 bis 20 Dupas Buße bezahlt, für andere Vergehen entsprechend mehr je nach der Schwere des Falles.

Gefängnisstrafe ist bei den Baja unbekannt. Früher gab es, nach Angabe älterer Baja, für Totschlag und auch für schwere Körperverletzungen Blutrache. Heute wird sie nicht mehr ausgeübt, sie wird durch Bezahlung einer Entschädigung an die Familie des Getöteten bzw. an den Verletzten abgelöst.

Es soll früher nicht selten vorgekommen sein, daß Bajamänner die ihnen auferlegte Buße nicht bezahlen konnten und dafür in Schuldsklaverei kamen. Diese Sklaven standen den anderen Sklaven gleich, konnten sich aber durch Bezahlung ihrer Schuld loskaufen oder von ihrer Familie losgekauft werden.

Zum Schluß ist hier noch die Giftprobe zu erwähnen. Sie wird Männern und Weibern gegenüber angewandt, indem die Beschuldigten eine Portion Gift essen müssen. Ist der Beschuldigte unschuldig, so erbricht er das Gift, ist er schuldig, so stirbt er daran.

Das Gift zur Giftprobe wurde vom Medizinmann des Dorfes zubereitet; es gilt zwei Arten: ngbana und bondo. Durch entsprechende Dosierung des Giftes hat es der Medizinmann vollkommen in der Hand, die Giftprobe günstig oder ungünstig ausfallen zu lassen; und da früher die Opfer der Giftprobe aufgegessen wurden, so hat der Medizinmann wohl oft das Gift in entsprechender Stärke angewendet. Diese Möglichkeit hat sicher viel dazu beigetragen, daß die Stellung der Medizinmänner so angesehen und gefürchtet ist.

Ich halte es für wahrscheinlich, daß auch heute noch die Giftprobe angewendet wird. Mir gegenüber waren die Baja, meiner amtlichen Stellung wegen, über dieses Thema aus begreiflichen Gründen mißtrauisch und sehr zurückhaltend.

## 9. Musik. Spiele.

Die den Baja ursprünglich eigenen Musikinstrumente sind: das Xylophon, die fellbespannte Holztrommel, die große Schlitztrommel, die eiserne Doppelglocke. Vielleicht gehört dazu auch noch das kurze Horn aus Elfenbein, das wir auch bei andern Stämmen, z. B. den Wute, finden. Ich habe dieses Horn oft bei den Baja gesehen, es ist aber möglich, daß es erst von Nachbarstämmen eingeführt ist.

Eine Reihe Musikinstrumente, einfache Geigen, Trommeln und Flöten, die man heute bei den Baja sehen kann, sind ihnen von den Haussa gebracht worden.

Die Musikinstrumente der Baja dienen nur dem Rhythmus mit alleiniger Ausnahme des Xylophons; auf diesem läßt sich eine Art Melodie d. h. eine ziemlich einförmige Aufeinanderfolge verschiedener Töne, spielen. Die Klanghölzer des Xylophons sind aus dem besonders harten Rotholz; unter jedem Holz ist zur Verstärkung des Klangs ein leerer Flaschenkürbis angebracht, dessen enge Öffnung, dicht unter dem Klangholz liegend, verschlossen ist mit dem pergamentartigen, dünnen Blättchen, das gewisse Spinnenarten über ihre Eiernester spannen.

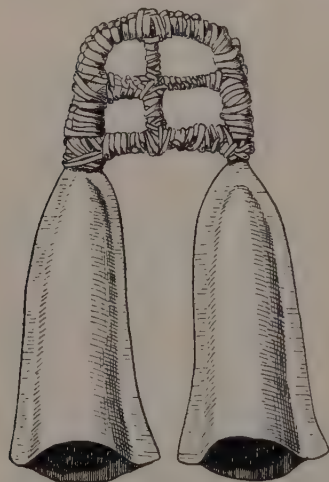
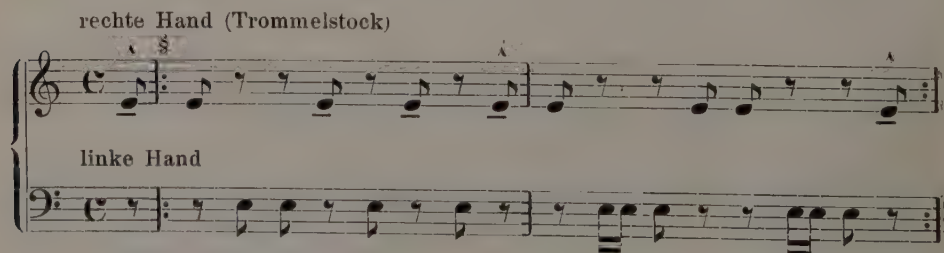


Abb. 54. Doppelglocke aus Eisen.  $\frac{1}{6}$  nat. Gr.

Die fellbespannte Holztrommel (aus dem Holze „ko“, mit Antilopenfell bespannt; das Fell ist beiderseitig bemalt) und die eiserne Doppelglocke „kungi“ (Abb. 54 wird unterwegs auf dem Marsch und zum Tanz geschlagen. Früher war dies auch die Begleitmusik im Krieg. Die Trommeln werden in einem scharfen, eigenartigen Rhythmus geschlagen, der unverkennbar ist und den ich bei keinem andern Stamm gefunden habe. Hierbei wird der Haupttakt mit der rechten Hand mit einem gekrümmten Stock auf der Oberseite der Trommel geschlagen,

während die Finger der linken Hand den Begleittakt auf der Unterseite der Trommel angeben.



Die große Schlitztrommel (gasa-biu) (Abb. 55) wird angeblich nur zum Tanz geschlagen; ich habe sie selbst nie schlagen hören, da es nur noch ganz wenige Stücke im Bajaland gibt und diese vor den Augen des Europäers verborgen werden. Ich halte es für wahrscheinlich, daß diese Schlitztrommel mit religiösen Festlichkeiten zusammenhängt. Die Trommelsprache, die bei den Fangstämmen allgemein gebräuchlich ist, kennt der Baja nicht, obgleich die Form der Schlitztrommel darauf schließen läßt.



Männer und Weiber tanzen getrennt. Es wird meist des Nachts getanzt; Mondnächte, die ja in den Tropen besonders klar und hell sind, werden bevorzugt. Es vergeht kaum eine Vollmondnacht, in der nicht das ganze Dorf die Nacht durchtanzt. Dabei wird in großen Mengen Maisbier getrunken, so daß die Wogen der Begeisterung immer höher gehen. Besondere Veranlassungen für solche nächtlichen Tanzfeste sind noch Totenfeiern, Jagd, und zwar Beginn und Ende der großen Jagd in der Trockenzeit.

Die Männer bewegen sich beim Tanz in kurzen Schritten hintereinander um einen großen Kreis; die Trommeln schlagen den Takt, alle Männer singen eine einformige Melodie, klatschen dazu im Takt in die Hände und stampfen den Takt mit den Füßen. Die Tänzer haben dazu häufig noch kleine Klappern oder Rasseln in der Hand, mit denen sie den Gesang im Takt begleiten. Auf dem Dorfplatz oder Hof des Gehöfts im flackernden Feuerschein sich bewegende Gestalten, denen von der Anstrengung des Tanzes der Schweiß in Strömen herabfließt, draußen der taghelle, zauberhaft schöne Mondenschein, drinnen einformiger Gesang

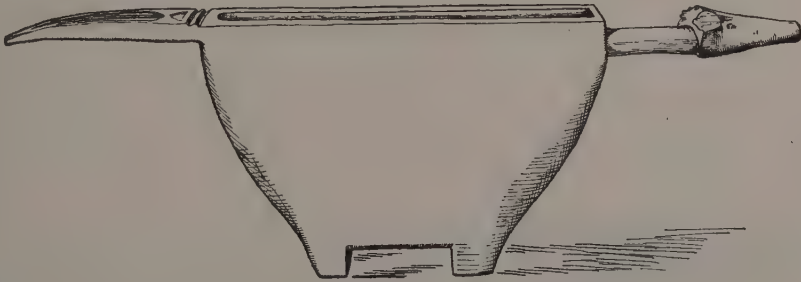


Abb. 55. Schlitztrommel.  $\frac{1}{20}$  nat. Gr.

und Trommeln, draußen das ewig gleiche Konzert der Tropennacht mit Myriaden von Zykaden — eine groteske Zusammenstellung, die keiner vergißt, der es gesehen hat.

Die schon vorhin beim Tanz erwähnten Klappern, deren es verschiedene Formen gibt, dienen auch als Kinderspielzeug. An Spielen für Erwachsene habe ich zwei festgestellt; sie werden von allen Altersklassen oft gespielt.

Das erste dieser Spiele heißt bei den Baja „dare“. Es werden in den Boden fünf Reihen zu je sechs kleinen runden Löchern gemacht. Die beiden Spieler A und B hocken sich gegenüber. A hat zwölf Steinchen, B zwölf Holzstückchen. Abwechselnd legen beide einen Stein bzw. ein Hölzchen in ein Loch. Jeder Spieler hat das Bestreben, drei von seinen Steinchen bzw. Hölzchen in drei wagerecht oder senkrecht nebeneinanderliegende Löcher zu legen (nicht diagonal). Je drei derartig liegende Steinchen berechtigen den Spieler, dem Gegner ein Steinchen bzw. Hölzchen wegzunehmen. Hat jeder Spieler alle seine Steinchen gelegt, so werden sie abwechselnd von Loch zu Loch geschoben; es darf nur wagerecht und senkrecht, nicht diagonal geschoben werden. „Schlagen“, d. h. Überspringen eines gegnerischen Steinchens gibt es nicht, ebenso darf in jedem Loch immer nur ein Steinchen liegen. Jeder muß suchen, möglichst häufig drei Steinchen in eine Reihe zu bekommen und den Gegner an dieser Absicht zu hindern. Gewinner ist derjenige, der dem Gegner alle Steinchen abgenommen hat.

Man sieht, die Spielregel ist unserem Mühlespiel sehr ähnlich. Es gibt sogar wie bei diesem eine „Zwickmühle“, die ohne Störung durch

den Gegner mit jedem Zug eine „Mühle“ auf- und eine andere zumacht; der Baja nennt eine solche Zwickmühle „Haus“.

Ich habe nicht feststellen können, ob dieses Spiel etwa von den Fulbe oder Haussa eingeführt ist. Möglich ist dies immerhin, da der Name „dare“ auch im Fulfulde vorkommt.

Das andere Spiel heißt „tila“; es wird ebenfalls von zwei Personen gespielt. Im Boden oder auf einem Brett (Abb. 56. 57) werden zwei Reihen

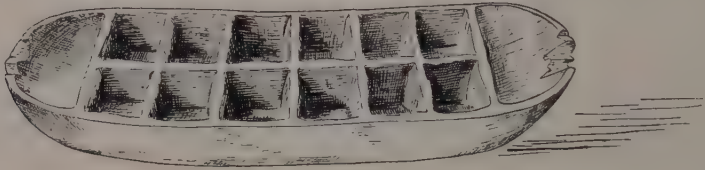


Abb. 56. Spielbrett (tila).  $\frac{1}{8}$  nat. Gr.

zu je sechs runden Löchern gemacht. In jedem Loch liegen vier Steinchen oder Palmkerne. Die Spieler nehmen abwechselungsweise, jeder stets auf seiner Seite beginnend, den Inhalt irgendeines der Löcher und werfen von den daraus genommenen Steinchen je eines in die nachfolgenden Löcher (immer in derselben Richtung fortschreitend). Der Inhalt des Lochs, in das der letzte Stein gefallen ist, wird aufgenommen und wieder auf die nachfolgenden Löcher verteilt; damit wird solange fortgefahren,



Abb. 57. Spielbrett (tila). Innerer Teil aus Palmrippenmark, Seitenteile aus Holz.  $\frac{1}{8}$  nat. Gr. Die Schnitzereien stellen dar: oben: Soldaten (mit Gewehr, Tornister, Patronentaschen), Hund, Europäer zu Pferd, Europäer im Kanu; unten (andere Seite): zwei Europäer zu Pferde, ein Europäer in Hängematte, 2 Soldaten, Hund.

bis der letzte Stein in ein leeres Loch fällt oder bis in einem Loch wieder vier Steine liegen. Hier wird der Inhalt herausgenommen und auf die Seite gelegt. Abwechselungsweise macht jeder der Spieler so weiter. Die beiseite gelegten Steinchen gelten nichts. Gewinner ist derjenige, der auf seiner Seite noch Steinchen hat, während auf der Gegenseite keine Steinchen mehr sind.

Dieses zweite Spiel ist möglicherweise durch Jaundehändler oder auch durch die angrenzenden Maka oder Kaka eingeführt. Ich habe dieses Spiel fast bei allen Stämmen des Kameruner Urwalds angetroffen. Das Spiel sieht sehr einfach aus, erfordert aber, wenn es richtig gespielt



werden soll, viel Überlegung. Die Eingeborenen spielen das Spiel häufig und bringen es darin zu großer Gewandtheit.

Weit verbreitet ist unter den Baja auch das Glücksspiel, zu dem ja jeder Neger neigt. Meist wird es bei den Baja mit Kaurimuscheln gespielt. Die Zahl der Spieler ist unbegrenzt. Es wird mit vier Kauri gewürfelt, nach der Spielregel: grad oder ungrad. Als grad gilt es, wenn alle vier Kauri gleichliegen oder wenn zwei mit der Öffnung nach oben und zwei mit der Öffnung nach unten liegen. Liegen drei mit der Öffnung nach oben und eine mit der Öffnung nach unten oder umgekehrt, so ist es ungrad, also verloren.

Auch dieses Glücksspiel ist nichts den Baja Eigenes, es wird an der ganzen Westküste bei allen Negerstämmen in ähnlicher Weise gespielt.

### 10. Handel. Zählen. Zeitrechnung.

Der europäische Handel hat noch wenig Eingang bei den Baja gefunden. Da es jedoch, wie wir in den vorhergehenden Abschnitten gesehen haben, bei den Baja schon Gewerbe gibt, die nur von einzelnen Leuten ausgeübt werden, so haben sich daraus schon innerhalb des Bajastammes einfache Formen des Handels herausgebildet. Dazu kommt, daß das ganze Bajagebiet schon seit langem von den Juden Afrikas, den Haussa, die nur vom Handel leben, durchgezogen wird.

Der Handel der Baja war ursprünglich nur Tauschhandel. Der Korbflechter oder die Korbflechterin tauschten ihre Erzeugnisse ebenso wie der Schmied seine Speerspitzen oder Hacken ein gegen Lebensmittel, gegen Haustiere, Fleisch, auch gegen Weiber oder Sklaven. Das wertvollste Tauschobjekt ist das Eisen. Und da der Schmied aus Zweckmäßigkeitsgründen Eisenstücke herstellte, die sich ebensogut und einfach zu Speerspitzen wie zu Ackergeräten umarbeiten ließen, und andere kleinere Eisenstücke, die sich zu Pfeilspitzen eignen, so entstand hieraus die erste feste Währung, das Eisengeld. Dieses ist bei den Baja der Dupas, auf Baja: mbosso, ein Eisenstück von etwa 30 cm Länge und 15 cm Breite, bis  $\frac{1}{2}$  cm dick (Abb. 39).

Als Kleingeld gab es früher wohl auch Pfeilspitzen; heute ist das Kleingeld die Kaurimuschel, die von den Haussa eingeführt ist. Auch die Kaurimuscheln haben eine feste Währung und stehen im Bajaland höher im Kurs als in Nordkamerun. Wahrscheinlich haben die Haussa auf diese Weise immer recht gute Geschäfte gemacht.

In jüngster Zeit ist dann durch die deutsche Regierung deutsches Hartgeld, vor allem Silber eingeführt worden. Da die Haussa alles Silbergeld gerne nahmen — sie haben es zum Teil zu Schmuck verarbeitet, zum großen Teil nach Norden ausgeführt —, so nahmen die Baja das deutsche Geld von Anfang an gerne an.

Damit haben wir im Bajaland folgende Währungen:

1 Dupas (mbosso)	= 4 Mark,
500 Kaurimuscheln (tanda)	= 1 Mark,
2000 „ „	= 1 Dupas.

Interessehalber seien hier noch die Preise einiger der gebräuchlichsten Handelsgegenstände angegeben:

1 geflochtene Bajamatte	250—500 Kauri ( $\frac{1}{2}$ — 1 Mark)
1 Tasse Maisbier	50 „
1 Huhn	500 „
1 geschmiedeter eiserner Armring	500 „
1 Pfeil	50 „
1 Bogen	100 „

1 Spirale Eisendraht	1000 Kauri
1 Rolle Messingdraht	1 mbosso (= 4 Mark)
1 großer Klotz Baja- oder Haussasalz	2—5 mbosso
1 Sklave etwa 40 mbosso	} oder 1 mannshoher oder mehrere kurze Elfenbeinzähne
1 Sklavin etwa 50—60 mbosso	

Die Haussa bezahlten für einen Sklaven z. B.: 10 mbosso und 10 Stücke Zeug und 5 große Haussagewänder.

Diese Währung ist aber nur eine ungefähre Grundlage für die Wertbemessung der Waren; der Handel der Baja unter sich wie mit den Haussa und den benachbarten Stämmen ist reiner Tauschhandel.

Die Haussa liefern den Baja: Zeuge (früher selbst gewoben, jetzt aus Europa stammend), Salz, Glasperlen, Tabak, Kleider, Pferde, Großvieh (nur zum Schlachten). Der Haussa nimmt dafür vom Baja: Gummi, geflochtene Matten, Eisen, Silbergeld (das eigentlich noch nicht als „Geld“, sondern entsprechend seinem Metallwert als Ware gilt), früher auch Sklaven und Sklavinnen.

Die Kaka nehmen vor allem von den Baja Eisen und liefern dafür Gummi, Fleisch und Elfenbein.

Bei diesem Tauschhandel sucht jeder den andern zu übervorteilen, jedes Tauschgeschäft ist deshalb ein stunden- und oft tagelanges Feilschen. Dem Haussa gegenüber ist der Baja bei solchen Geschäften besonders vorsichtig, da der Haussa als sehr gerissener Händler gilt. Der Baja fordert deshalb auch grundsätzlich zunächst mehr als er nachher für seine Waren nimmt.

Handelsgeschäfte auf Borg oder allmähliche Abzahlung sind allgemein üblich. Kann oder will ein säumiger Schuldner nicht zahlen, zahlt er auch auf Anweisung des zur Entscheidung angerufenen Häuptlings nicht, so kann der Gläubiger sich am Besitztum des Schuldners, seinen Hühnern, Schafen, Ziegen, seinen Weibern und Kindern schadlos halten. Reicht dies nicht aus, so kommt der Schuldner selbst in Schuldsklaverei bei seinem Gläubiger.

Zählen: Der Baja kennt streng genommen nur die Zahlen von 1 bis 5. Er hat dann noch besondere Worte für 10, 100, 1000. Die Zahl 6 heißt auf Baja:  $5 + 1$ , 7 =  $5 + 2$ , 18 =  $10 + 5 + 3$ , 20 = 2 Zehn, 30 = 3 Zehn usw. Einige Zahlen klingen an das Fulfulde an: 3 Baja: tar, Fulfulde: tati, 4 Baja: nar, Fulfulde: nai.

Der Baja ist kein großer Rechenkünstler. Das einfachste Kopfrechnen kennt er nicht. Für die Zahlen 1 bis 10 bedient er sich der Finger, von 11 bis 20 der Finger und Zehen. Für größere Zahlen gebraucht er Steinchen oder Hölzchen. Ohne dieses Hilfsmittel vermag er weder zu addieren noch zu subtrahieren.

Andererseits besitzt aber der Baja ein ausgezeichnetes Orientierungsvermögen. Mir wurde von verschiedenen Bajahäuptlingen mehrfach eine genau zutreffende Kartenskizze (z. B. Lage des Dorfes X zu dem 30 km entfernten Dorf Y) nebst Gewässern in den Sand gezeichnet. Dieselbe Beobachtung hat Oberleutnant Zipse gemacht.

Gewichts- und Längenmaße sind dem Baja unbekannt.

Die Zeitrechnung des Baja ist auf Tage und Monate beschränkt. Er hat eine Bezeichnung für Tag und Nacht, für Morgen, Mittag und Abend; kürzere Zeitspannen vermag er nicht zu bezeichnen. Fragt man einen Baja, wie lang man nach dem nächsten Dorf zu gehen hat, so antwortet er: „4 Bäche“, d. h. man muß vier Bäche überschreiten, um zum nächsten Dorf zu gelangen. Dies ist natürlich eine sehr ungenaue Bezeichnung, denn der Abstand zwischen den einzelnen Bächen ist sehr verschieden.



Statt fünf Tage sagt der Baja fünf Nächte. Der Monat des Baja entspricht dem Mond. Für den Begriff „Jahr“ hat er das Wort „bele“. Bele bedeutet aber auch „Gras“, also weil das Gras in jedem Jahr einmal gebrannt wird (in der Trockenzeit), ist „Gras“ gleichbedeutend mit „Jahr“. Diese „Jahre“ zählt der Baja nicht, er kann deshalb auch nie angeben, wie alt er ist. Infolgedessen ist es unmöglich, auch nur annähernd zu schätzen, wie alt der Neger im Durchschnitt wird; ein alter, weißhaariger Baja kann geradesogut 90 wie nur 65 Jahre alt sein.

Die Sonne geht nach Ansicht der Baja am Himmel denselben Weg, den sie bei Tag machte, bei Nacht wieder zurück. Gott („So“) macht, daß man sie hierbei nicht sieht. Der Himmel heißt „li-soe“, wörtlich: „das Auge der Sonne“. Über den Mond konnten sie mir nichts näheres angeben.

Der Regenbogen („butu“) kommt aus einem Loch in der Erde, der dort heraustretende Rauch bildet den Bogen am Himmel.

Der Blitz heißt „kolo pi li“, d. h. „Regen wirft Auge“. Vor Gewittern haben die Baja große Angst, denn der Blitz wird von Gott („So“) verursacht, tötet Menschen und zündet Häuser an. Den schlimmsten Schrecken hat meinen Baja aber einmal ein Hagelwetter eingejagt. Im April 1915, während des Kriegs, waren wir in dem Kakadorf Ngilabo, als unter Donner und Blitz ein heftiger Hagel niederging mit Körnern bis zur Größe einer Haselnuß. Rasch wie das Wetter gekommen war, verzog es sich und hinterließ auf dem Boden eine dicke Decke von Hagelkörnern, die nach einer Viertelstunde geschmolzen waren. Der Baja kennt nicht Schnee noch Eis, und auch Hagel ist ihm unbekannt. Jedenfalls konnte niemand auch seit der ältesten Generation, weder Baja noch andere Stämme, sich auf so etwas besinnen; es vermochte auch niemand einen Namen dafür anzugeben. Ich habe alle Eingeborenen, nicht bloß die bei mir befindlichen Baja, nie so entsetzt gesehen, wie bei diesem Hagelwetter, das sie sich gar nicht erklären konnten. Die auf ihre nackte Haut niederprasselnden Hagelkörner verursachten ihnen einen empfindlichen Schmerz, schreiend rannten sie in die nächstgelegenen Hütten; und als sie nachher sehr vorsichtig einige Körner des „Salzes“ in die Hand nahmen, war es bei näherem Zusehen in Wasser zerflossen.

### 11. Religion. Geheimkulte.

Über Religion und Geheimkulte habe ich verhältnismäßig noch wenig in Erfahrung bringen können. Das Studium dieser Fragen ist bei den Baja vielleicht besonders schwierig. Einerseits macht der Islam, durch die Haussa propagiert, große Fortschritte, so daß vieles, was man von den Baja erfährt, schon nicht mehr reine Bajareligion, sondern von den Haussa beeinflusst ist; andererseits sind die Baja gerade mit Angaben über ihre eigene Religion sehr zurückhaltend, aus Furcht vor ihrem „Gott“. Der Islam macht solche Fortschritte, daß es heute kein größeres Bajadorf mehr gibt, in dem nicht eine einfache Moschee oder wenigstens ein Gebetsplatz errichtet ist. Bei jedem größeren Dorf ist überdies eine Haussa-Siedlung, und der Haussamalam unterrichtet nicht nur die Haussakinder, sondern auch Bajakinder täglich einige Stunden in den Lehren des Koran und im Lesen des Koran. Das letztere ist allerdings sehr problematischer Art; die Kinder erhalten jedes eine Holztafel, auf der einzelne Koransuren in maghrebinischer Schrift aufgeschrieben sind; diese Suren „lesen“ dann die Kinder ab, d. h. sie plappern die Suren, die sie längst auswendig können, herunter. Die einzelnen Buchstaben oder Worte in den geschriebenen Tafeln vermögen sie nicht zu unterscheiden.

Aber diese islamitische Mission der Haussa hat zur Folge, daß wir nicht nur bei allen Baja auf Haussakleidung treffen, sondern daß die

Baja eine Reihe Vorschriften des Islam befolgen: sie verrichten die täglich zu den bestimmten Tageszeiten vorgeschriebenen Gebete, sie essen kein Schweinefleisch (wenigstens nicht von zahmen Schweinen!), die Weiber grüßen wie die mohammedanischen Haussaweiber mit abgewandtem Gesicht. Allgemein wird Allah, wenn Hilfe notwendig ist oder wenn irgend etwas bekräftigt werden soll, angerufen. Andererseits nimmt der Baja es aber doch nicht zu genau mit den Vorschriften des Koran: er trinkt zwar keinen Wein, dafür aber um so mehr Maisbier, die Weiber gehen nicht verhüllt; das Fleisch von Wildschweinen rechnet er anscheinend nicht als das verbotene Schweinefleisch.

Die ursprüngliche Gottheit der Baja ist „So“. Die Baja scheinen von ihm eine ziemlich unbestimmte Vorstellung zu haben, fürchten ihn aber sehr. „So“ kann alles, weiß alles, ist überall. „So“ schickt Regen, Sonnenschein und Gewitter, „So“ gibt Glück und Unglück auf der Jagd und im Kriege. „So“ wird deshalb angebetet und angerufen, ohne daß es hierzu besondere Gebetshäuser oder Gottesdienst gibt. Auch Götzenbilder oder Abbildungen von „So“ habe ich nie getroffen.

Neben „So“ gibt es noch die Geister der Abgeschiedenen, die in gutem oder bösem Sinn in das Leben der Menschen eingreifen. Oft gehen die Geister der Abgeschiedenen in irgendein Tier. Damit hängt es zusammen, daß in jeder Familie der Genuß einzelner Tiere verboten ist.



Abb. 58. „sogo“, Klapper des Medizinmanns (Kalebasse mit Steinen gefüllt). Sutura.  $\frac{1}{3}$  nat. Gr.

Der Baja ist sehr abergläubisch. Alles, was er nicht versteht, und alles Unglück und Mißgeschick ist auf „So“ oder auf einen bösen Geist oder auf Zauberei („Medizin“) zurückzuführen. Deshalb ist in jedem Dorf der Medizinmann, der allein böse Geister zu bannen, sie aber auch herbeizurufen vermag, besonders angesehen und gefürchtet.

Der Medizinmann ruft „So“ an, er vertreibt die bösen Geister, er macht die von einem andern gemachte böse „Medizin“ (Zauberei) unwirksam. Sein Mittel hierzu ist, daß er ebenfalls „Medizin“ macht. Wie vor jedem Jagdzug, unter Anführung des Medizinmanns, Medizin gemacht wird, habe ich schon geschildert. Ist ein Gewitter in Aussicht, so zieht der Medizinmann durch das Dorf, klappert mit der Klapper („sogo“) (Abb. 58) und lenkt das Gewitter ab. Der Medizinmann bannt in ähnlicher Weise Krankheiten, er macht vor Kriegszügen Medizin, er kann vorhersagen, er bereitet das Gift zu für die Giftprobe usw. Der Medizinmann ist also eine sehr einflußreiche Persönlichkeit, und er ist auch gerissen genug, seine Stellung gut auszunützen. Nach außen tritt er nicht hervor; man kann monatelang im Bajagebiet reisen, ohne einen Medizinmann zu sehen.

Die Baja verbergen eben peinlich alles, was mit ihrer Religion und ihrem Geisterglauben zusammenhängt; es ist sehr schwer, in dieser Hinsicht etwas zu sehen oder zu erfahren. Im Juli 1914 habe ich beim Dorfe Mbunu in einem Wäldchen einen abgeäunten Platz gefunden, der zweifellos mit der Verehrung des „So“ oder mit der Anbetung von Abgeschiedenen etwas zu tun hatte. Innerhalb des abgeäunten Teils waren Medizinen und auch Glocken aufgehängt, ebenso hingen über dem Eingang verschiedene Medizinen. Es gelang mir damals nicht, aus den über meine Entdeckung sehr erschrockenen Eingeborenen irgend etwas herauszubekommen, und meine Absicht, mich später nochmals eingehender



gerade mit diesen Dingen zu befassen, wurde durch den Krieg vereitelt. Es bleibt also hier noch manches aufzuklären.

Mit dem Glauben und Aberglauben der Baja hängt es zusammen, daß jeder Baja ein oder mehrere Amulette („Medizinen“) (Abb. 59) bei sich trägt; sie sollen den Träger gegen Unglück und Krankheit und vor allem gegen böse Geister schützen. Auch in seinem Haus hat der Baja oft eine Medizin, und wenn er sein Haus verläßt, so bringt er an der Tür eine Medizin gegen Diebstahl während seiner Abwesenheit an; auf dieselbe Weise schützt er seine Verpflegungsfarmen gegen Diebe.

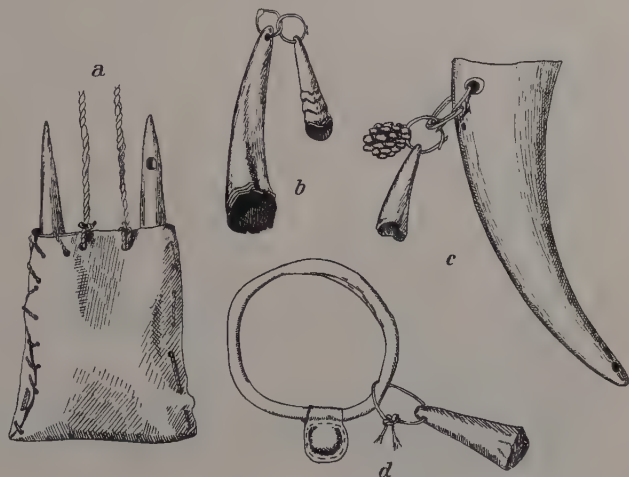


Abb. 59. Amulette.  $\frac{1}{4}$  nat. Gr. a) Antilopenhörner in Felltasche; b) zwei Antilopenhörner; c) Spitze eines Büffelhorns, Antilopenhorn und geflochtene Medizin; d): lederurnähtes Armband mit angenähter Medizin und angehängtem Holzpflockchen.

Der Islam ist sicher nicht zuletzt dem Baja deshalb so sympathisch, weil er dem Aberglauben des Baja durch zahlreiche Amulette Rechnung trägt, die jeder gute Mohammedaner stets bei sich hat.

Tod und Schlaf sind nach Ansicht des Baja nah verwandt. Der Schlaf ist eine Art Tod, bei welcher die Seele den Körper nicht verläßt. Die Träume schiekt „So“.

Nur alte Leute sterben eines natürlichen Todes. Stirbt ein Mann oder eine Frau in mittleren oder jüngeren Jahren, so hat ihm jemand einen Zauber gemacht. Der Verdacht richtet sich dann in erster Linie gegen die Weiber des Verstorbenen, welche deshalb der Giftprobe unterworfen werden. Die Weiber, welche das Gift erbrechen, sind unschuldig; die Schuldige behält das Gift bei sich und stirbt. Früher wurde angeblich mit einem toten Mann eines oder mehrere seiner Weiber lebendig begraben. Die weiße Bemalung als Zeichen der Trauer für einen Verstorbenen ist schon an anderer Stelle beschrieben.



Abb. 60. Häuschen über dem Grab eines Häuptlings in Sutura.  $\frac{1}{12}$  nat. Gr.

Der Verstorbene gelebt hat, gegraben, einflußreiche Leute werden wohl auch auf dem Dorfplatz begraben. Der Tote wird in Tücher und Matten gewickelt und in liegender Stellung beigesetzt. Häuptlinge und einflußreiche Bajamänner kommen in ein Grab, in dessen Seitenwand eine Nische eingegraben ist. Diese Nische wird mit Rindenstücken verschlossen und dann das Grab zugeschüttet.

Das Grab ist bei den Baja länglich; es wird vor der Hütte, in welcher

Auf das frische Grab werden einige Geräte und Tücher des Toten gelegt; das ältere Grab ist kaum mehr zu erkennen. Nur Häuptlingsgräber werden aus Pietät länger erhalten; es wird über ihnen ein kleines Dach errichtet (Abb. 60)

Von Geheimkulten kenne ich bei den Baja nur den Labikult. Der Labikult ist noch nicht genau erforscht. Anscheinend ist er ein



Abb. 61. Labiklapper.

Mannbarkeits- (nicht Beschneidungs-)kult. Jeder Bajaknabe oder -jüngling hat diesen Kult mitzumachen. Die Teilnahme dauert etwa neun Monate. Ist in einem Dorf eine genügende Anzahl Jungen vorhanden, die für den Labikult an der Reihe sind, so zieht ein älterer Bajamann, der zur Unterweisung im Labi bestimmt ist, mit ihnen nach einem Platz außerhalb des Dorfes. Hier bauen sie sich eine längliche, einen Halbkreis bildende Hütte aus Gras. Vor der Hütte wird ein ebenfalls halbkreisförmiger Zaun aus Gras errichtet, so daß Hütte und Zaun einen kreisrunden Platz umschließen. Hier leben die Jungen unter ihrem Labilehrmeister neun Monate und dürfen sich der Außenwelt nicht zeigen. Sie bemalen sich den ganzen Körper mit weißem Ton und gehen entweder ganz nackt oder mit einem kleinen Schürzchen zum Bedecken ihrer Blöße.

Die Labijungen lernen eine besondere Sprache, die Labisprache. Man hat die Labisprache schon für eine Art Geheimsprache ge-

halten, in der sich eine ganze Anzahl von Eingeborenenstämmen von Adamaua, etwa nach Art des Esperanto, untereinander verständigen könnten. Dies scheint aber nicht zuzutreffen. Ich habe zwar die Labisprache nicht studiert, habe aber festgestellt, daß verschiedene junge Bajamänner, die erst einige Jahre zuvor den Labikult durchgemacht hatten, die Sprache schon wieder vergessen hatten. Ich halte auch nach dem, was mir die Eingeborenen darüber sagten, die Labisprache lediglich für eine Kultsprache, die für den Verkehr keine Bedeutung hat.

Eine Haupttätigkeit der Labijungen scheint das Tanzen zu sein. Beim Tanz bindet sich jeder Junge ein Bündel harter Schalen einer Pflanze (Namen der Pflanze konnte ich nicht feststellen) auf das Gesäß und ebensolche Bündel um die Fußknöchel (Abb. 61). Diese Bündel



Abb. 63. Labklapper.

rasseln bei den Tänzen im Takt. Die Jungen halten bei ihren Tänzen Rasseln in der Hand (Abb. 62), mit denen sie ebenfalls den Takt der Tänze angeben. Für Aufführung einer Art Fechtspiele haben die Labijungen ferner selbstgeschnittene Holzschwerter (Abb. 63); dies ist bemerkenswert und könnte vielleicht ein Hinweis auf die Herkunft des Labikultes



sein, weil das Schwert nicht zur ursprünglichen Bewaffnung des Baja gehört.

Mitten auf ihrem runden Labiplatz errichten die Jungen eine hohe Stange, von der an einem Strick allerhand „Medizinen“ herunterbaumeln. Diese Stange spielt bei den Tänzen eine gewisse Rolle, näheres konnte ich aber darüber nicht feststellen. Zur Begleitung bei den Tänzen befinden sich auf dem Labihof eine kleine und eine große Trommel, welche von Nichtteilnehmern am Labi nicht berührt werden dürfen.

Die Labijungen werden wohl auch in alle die Dinge eingeweiht, welche der Bajamann wissen darf und muß, die aber das Weib wenigstens zum Teil nicht wissen darf: Religion, Zauberei und Zaubermittel, Ahnenkult, wohl auch Kriegshandwerk und Totemismus.

Wie schon erwähnt, dürfen sich die Labijungen der Außenwelt nicht zeigen. Um nun trotzdem ab und zu das Labigehöft verlassen zu können,



Abb. 63, Labi Holzschwerter. 62—79,5 cm. lang.

flechten sich die Jungen große, aber leichte gewölbte Schilde aus Stroh, in die sie ganz hineinschlüpfen können. Die Schilde sind in verschiedenen Farben mit Zeichnungen in dem bekannten Bajastil bemalt (Abb. 64). Will ein Junge oder mehrere Jungen das Labigehöft verlassen, so schlüpfen sie in ihre Schilde, aus denen nur die Beine heraussehen, und huschen hintereinander durch das Dorf. Die Weiber fliehen bei ihrem Anblick schon von weitem. Obgleich von den Jungen selbst nur die Beine zu sehen sind, können sie doch durch das Flechtwerk ihrer Schilde die Außenwelt ohne weiteres beobachten.

Im Laufe der Labizeit erhält jeder Teilnehmer die Labimarke: eine bis drei Schnittnarben um den Nabel. Die Schnitte werden angeblich nicht mit einem Messer, sondern mit einem Speer beigebracht. Die Labimarke ist das äußere Abzeichen, daß der Inhaber den Labikult mitgemacht hat. Wer bis zur Teilnahme am Labikult etwa die Stammesnarbe auf der Stirn noch nicht hatte, erhält sie während der Labizeit.

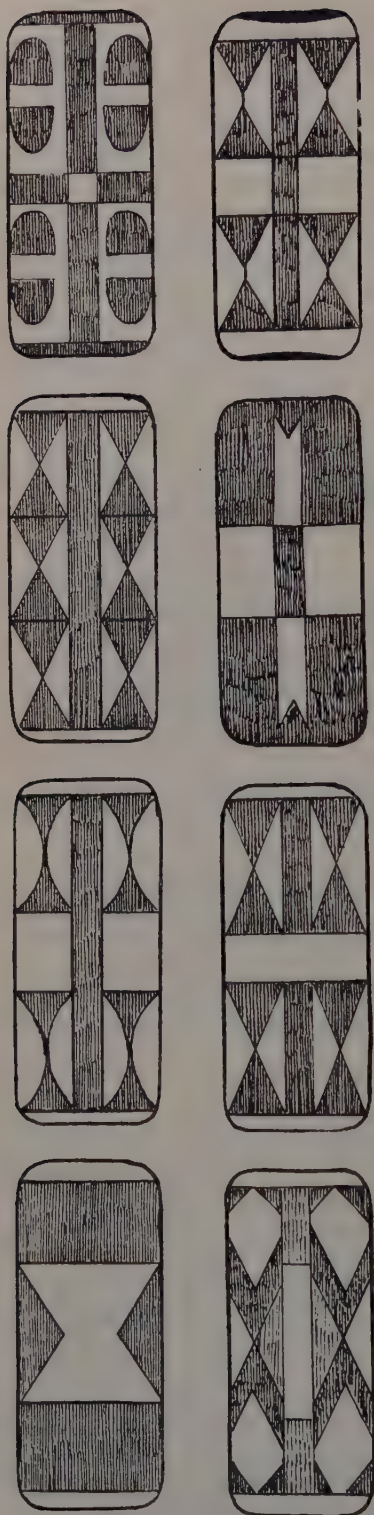


Abb. 64. Muster auf Labi-Schildern.

Die neunmonatige Zeit der Unterweisung im Labikult endet mit einem großen Labifest, an dem das ganze Dorf teilnimmt. Das Fest findet in der ersten Nacht statt, die die Jungen außerhalb des Labigehöfts zubringen dürfen. In dieser Nacht geben sich die Jungen, zusammen mit den übrigen Dorfbewohnern allen Ausschweifungen hin: es wird Maisbier oder Palmwein in großen Mengen getrunken, es wird gesungen und getanzt, und jeder Labijüngling darf sich für diese Nacht das Weib im Dorf aussuchen, das er haben will. Damit sind die jungen Leute unter die Männer des Dorfes aufgenommen.

Es ist am Labikult noch manches aufzuklären, und das muß bald geschehen, ehe sich der ursprüngliche Zweck des Kultes noch mehr verwischt. Schon in den letzten Jahren vor dem Krieg nahm der Labikult an Bedeutung ab, man nahm es nicht mehr so genau mit der vollständigen Absonderung der jungen Leute während der neun Monate, sie zeigten sich ab und zu in der Öffentlichkeit, sie tanzten wohl auch vor Unberufenen, und die Zeit ist nicht mehr fern, daß der Kult seine Bedeutung ganz verlieren und verschwinden wird. Damit wird wieder ein Stück alter Kultur Äquatorialafrikas in die Vergangenheit zurücksinken.

Bei den Baja gibt es Speiseverbote für Männer, für Frauen, für bestimmte Altersklassen.

Den Weibern ist stets verboten das Fleisch von: Löwe, Leopard, Wildkatze, Gorilla, Schimpanse, Hund, Schlange, Ratte.

Der Genuß von Löwen-, Leoparden-, Adlerfleisch ist nur Männern in vorgeordnetem Alter gestattet, die Schildkröte dürfen nur Männer mit Bart essen.

Während der Schwangerschaft dürfen Weiber nicht essen: Flußpferd, Schwein, Affen, Ameisenbär.

Daneben gibt es Totemtiere, die einzelnen Familien verboten sind. Z. B. darf der Häuptling Diwa von Bertua mit seiner ganzen Familie kein Hunde- und Affenfleisch essen. Auf meine Frage nach dem Grund antwortete er: „Diese Tiere sind wie Mensch“. Weitere Totemtiere in verschiedenen Familien sind: Leopard, Schwein, Schlange, Schildkröte, Ameisenbär.



## 12. Ein geborenenheilkunde. Gesundheitsverhältnisse.

Nicht bloß der „Medizinmann“, sondern auch die übrigen Baja kennen eine Reihe von Krankheiten und haben Mittel dagegen.

Die Instrumente sind sehr einfach: ein gewöhnliches kleines Messer, ein Schröpfkopf, eine kleine Kalebasse für Darmeinläufe.

Hat ein Mann Kopfschmerzen, so wird ihm mit dem Messer an der Schläfe zur Ader gelassen und die Stelle dann mit Pfeffer eingerieben.

Bei Zahnschmerzen wird zunächst der „Medizinmann“ zurate gezogen, oder auch ein anderer kundiger Mann, der durch Zauberei die Zahnschmerzen zu beseitigen versucht. Gelingt dies nicht, so muß zu einem wirksameren Mittel gegriffen werden, das allerdings auch unangenehmer ist. Der schlechte Zahn wird durch häufiges Klopfen mit einem Eisenstäbchen gelockert; er ist nach zwei Tagen so weit, daß er nebst Wurzel mit der Hand ausgezogen werden kann. Man sieht aber bei den Baja sehr wenig schlechte Zähne, sie haben im allgemeinen ein recht gutes Gebiß.

Arm- und Beinbrüche werden regelrecht geschindelt mit einer Reihe von dünnen Stäben, die um das gebrochene Glied herumgebunden werden.

Bei Schwellungen wird der Schröpfkopf („nlung“) aufgesetzt. Er besteht aus der 5 bis 8 cm langen Spitze eines Ochsenhorns, in der äußersten Spitze ist ein kleines Loch angebracht. Nachdem man mit dem Messer an der geschwollenen Stelle einen Schnitt in die Haut gemacht hat, wird der Schröpfkopf aufgesetzt, die darin befindliche Luft durch Saugen durch das kleine Loch entfernt und das Loch mit Wachs von wilden Bienen verschlossen. Der Schröpfkopf bleibt dann auf der Haut hängen, bis er sich mit Blut oder Eiter vollgesogen hat. Das abgezapfte Blut wird vergraben.

Bei Verstopfung, aber auch bei Fieber oder sonstigem Unwohlsein erhält der Kranke einen Darmeinlauf. Der Apparat hierzu ist ein kleiner Flaschenkürbis mit langem dünnem Hals. Oben hat der Kürbis ein Loch. Er wird mit Wasser oder einem Medikament gefüllt; hierbei spielt wie meist bei der Eingeborenenmedizin Pfeffer eine große Rolle. Durch Pusten durch das obere Loch wird dann die Flüssigkeit auf den für sie bestimmten Weg geleitet.

Beim Vieh kennt der Baja eine Art Beulenpest (ngabil) bei Schafen und Rindern, Räude (biti) bei Hunden. Über die Behandlungsart konnte ich nichts in Erfahrung bringen. Bei dem verhältnismäßig geringen Wert dieser Tiere ist es möglich, daß der Baja sich hier mit keinen Heilungsversuchen abgibt.

Die schlimmste bei den Baja vorkommende Krankheit ist die Schlafkrankheit, die Geisel Afrikas. Sie kommt vor im größten Teile des von Baja bewohnten Gebiets Neukameruns. Deshalb hat die deutsche Regierung bald nach Übernahme des neuen Gebiets in Kumbé, einige Tage-reisen südöstlich der Station Carnot, ein Schlafkrankenlager angelegt. Es wurde eingerichtet von dem Stabsarzt der deutschen Schutztruppe Dr. Roesener, dem Ärzte, Sanitätsunteroffiziere und zwei deutsche Schwestern zur Seite standen.

## Über Geheimbünde bei den Wanyamwezi.

Von

Fritz Spellig.

Im folgenden sollen einige Beobachtungen wiedergegeben werden, die ich während meines zehnjährigen Aufenthalts unter den Wanyamwezi, dem größten und bedeutendsten Negerstamm im Innern des einstigen Deutsch-Ostafrika, machte. Wie ich gelegentlich feststellen konnte, bestehen dort verschiedene geschlossene und geheime Verbände, die sich allerdings nur dem schärfer Beobachtenden als wirkliche Geheimbünde zu erkennen geben. Wer darum nicht besonders darauf ausgeht, solchen Dingen nachzuspüren, kann jahrelang mitten unter den Wanyamwezi leben, ohne von dem Vorhandensein solcher Geheimverbände eine Ahnung zu haben. Ihr öffentliches Auftreten bei den Trommelfesten, den sogenannten „ngomas“, wird er höchstens als harmlose Volksbelustigung ansprechen.

Die größte Rolle spielten zur Zeit meines Dortseins (1910—1920) im gesellschaftlichen Leben der Wanyamwezi die Wajeje, die Wanyunguli und die Waswesi.

Die Wajeje sind Vereinigungen von Schlangenbeschwörern oder Schlangenzauberern. Die nicht sehr zahlreichen Mitglieder sind über ganz Unyamwezi und wahrscheinlich noch über die Grenzen des Landes hinaus verbreitet; doch trifft man sie nach meinen Beobachtungen im Norden häufiger als im Süden. Jeder Bezirk hat seinen besonderen Verein, an dessen Spitze der „wawa wuhemba“ (Lehrvater), der Meister, steht. Während sonst die gewöhnlichen Neger eine abergläubische Furcht vor Schlangen zeigen und nie eine Schlange anrühren würden, kennt der Mujeje (Einzahl von Wajeje) weder Furcht noch Scheu davor. Gegen den Biß von Giftschlangen glaubt er sich gefeit durch den Besitz zauberkräftiger Schutzamulette. Auch behaupten die Mitglieder des Bundes, wirksame Heilmittel gegen Schlangengift zu kennen. Inwiefern letzteres zutrifft, konnte ich nicht nachprüfen, da sie ihre wirklichen oder vermeintlichen Kenntnisse streng geheim halten. Bei ihren Volksgenossen genießen die Wajeje große Achtung und man sucht sich, wenn irgend möglich, immer gut mit ihnen zu stellen, denn man weiß nie, wann man ihre Hilfe einmal gebrauchen muß. Andererseits wissen die Wajeje ihre Stellung gut auszunutzen, indem sie sich ihre Kuren bei Schlangenbissen teuer bezahlen lassen.

Wie mir ein alter Mujeje verriet, töten sie Schlangen mit dem stark nikotinhaltenen Rückstand der Tabakspfeifen, indem sie einige Hölzchen damit bestreichen und diese dann vor den Erdlöchern, in denen sie Schlangen vermuten, aufstellen, so daß das Tier sie beim Herauskriechen mit der Nase berühren muß.

Von Zeit zu Zeit versammelt sich der Wajejeklub bei Vollmond zu nächtlichem Tanz. Die Mitglieder bilden einen geschlossenen Kreis, in dem drei bis fünf Trommler und einige gewandte Tänzer Aufstellung nehmen. Die Trommler hocken in einer Reihe und bearbeiten in scharfem Rhythmus unermüdlich ihre Instrumente. Die Vortänzer — meist sind es drei — tragen ein kurzes Lendentuch, um die Schultern einen kleinen Kragenmantel aus schwarzem, zottigem Schaf- oder Ziegenfell und um die Fußgelenke eine Anzahl kleiner Eisenschellen. Ihre Vorführungen ähneln im allgemeinen den der übrigen Negertänze. Zunächst werden einige Rundgänge im Kreis gemacht, wobei sie durch hartes Aufstampfen mit den Fersen den Takt der Trommeln begleiten. Die Augen der Trommler sind ständig auf die Tänzer gerichtet. Plötzlich kommt Bewegung in die



Tänzer. Ein Schütteln geht durch den ganzen Körper, alle Muskel spielen, die Schulterblätter rollen, als gehörten sie nicht mehr zum Körper. Lauter und lauter ertönen die Trommeln. Immer toller und verwegener werden die Bewegungen der Tänzer. Der Körper ist ganz in Schweiß gebadet. Jetzt stehen sie wie zur Bildsäule erstarrt. Nur das unheimliche Muskelzucken über den ganzen Körper dauert an. Dann, wenn die Erregung aufs höchste gestiegen ist, stürzen sie plötzlich wie vom Blitz getroffen zusammen und bleiben eine Zeitlang wie besinnungslos liegen. Nach kurzer Zeit beginnt dann das Spiel aufs neue.

Eine praktische Bedeutung gewinnt die Tanzkunst der Wajeje, wenn sie zu Hochzeits- und anderen Feierlichkeiten zugezogen werden. Dann regnet es von allen Seiten Heller und der Klubvorstand hat, wenn die mehrtägige Feier zu Ende ist, eine gute Einnahme zu verzeichnen. Mehrfach habe ich die Wajeje auch in Tabora getroffen bei großen Volksfesten, die aus irgendeinem Anlaß von den Europäern inszeniert wurden.

Die Wanunguli oder Stachelschweinleute (von nunguli-Kinyamwezi das Stachelschwein) stellen sich im Grunde als ein reiner Jagdklub dar, der nur den einen Zweck verfolgt, Stachelschweine aufzuspüren, sie zu erlegen und ihr Fleisch zu genießen. Ich hätte vielleicht nie etwas von dem Vorhandensein der Wanunguli und ihrer Sitten erfahren, wenn ich nicht bei meiner Suche nach einem Stachelschweinschädel für meine Sammlung zufällig auf diesen sonderbaren, geheimen Jagdklub aufmerksam gemacht worden wäre. Und doch ist gerade dieser Geheimbund in manchen Gegenden Unyamwezi, besonders in der weiteren Umgebung Taboras, in der großen Landschaft Unyanyembe, stark vertreten. ■■

Auch die Wanunguli sind, wie die Wajeje, ein reiner Männerbund. Während aber dem letzteren in der Regel mehr ältere Leute angehören, ist bei den Wanunguli auffallend stark die Jugend vertreten. Schon mit zehn bis zwölf Jahren tritt der Negerbursche, der den Hang zum Stachelschweinjäger in sich fühlt, dem Bund bei. Von jedem Neueintretenden erhält der Häuptling der Wanunguli, der sich auch hier „wawa wuhemba“ (Lehrvater) nennt, ein Geschenk im Wert von vier bis fünf Rupien. Durch ein nächtliches Trommelfest (ngoma) wird er dann in den Bund der Jäger aufgenommen. Von jetzt an nennt er den Häuptling Vater und betrachtet die Zugehörigkeit zum Bund wie eine Art Blutsverwandtschaft. Die Novizen machen eine mehrjährige Lehrzeit durch, indem sie während der Fangzeit, gewöhnlich im Anfang der Regenzeit, mit dem Häuptling oder einem älteren Jäger auf der Suche nach Stachelschweinen die Wälder und Steppen durchstreifen. Hierbei lernen sie Spuren lesen, die Fraßstellen feststellen und die Schlupfwinkel der Tiere aufspüren. Dazu gehört viel Übung; denn obwohl das Stachelschwein auf den Hochflächen von Unyamwezi nicht selten ist, weiß es sich als scheues, ausgesprochenes Nachttier am Tage außerordentlich geschickt zu verbergen. Meistens verbringt es die Stunden des Tages in den zahlreichen großen, vom Erdferkel angelegten Erdhöhlen im Walde. Auch das Erlegen des Stachelschweines verlangt viel Geschicklichkeit, die nur durch lange Übung erworben wird.

Haben die Jäger nach tagelangem, mühsamen Suchen endlich eine Höhle aufgespürt, die frisch befahren ist, so verschließen sie den Eingang zunächst fest mit Holz, Erde und Steinen. Darauf melden sie den glücklichen Fund sofort dem Häuptling und schlagen die Wanungulitrommel, um die Klubmitglieder zusammenzurufen. Mit einbrechender Nacht sind sie alle beisammen. Der Häuptling bringt ein Opfer dar und bittet die Geister um Gelingen für den morgigen Fang. Darauf beginnt die ngoma, die sich gewöhnlich bis nach Mitternacht ausdehnt. Der Tanz

der Wanunguli stellt eine Art Jagdzauber dar, denn er besteht in der Hauptsache darin, daß die Vortänzer das Stachelschwein in seinen Bewegungen und Gebärden nachahmen und immer wieder die Erlegung des Tieres bildlich zum Ausdruck bringen, was sie übrigens meisterhaft fertig bringen.

Am frühen Morgen begibt sich dann die Gesellschaft zum Fundort. Nichtmitglieder haben dabei keinen Zutritt. Der Eingang zur Höhle wird geöffnet und eins der jüngeren, schlankeren Mitglieder, das vom Häuptling dazu bestimmt wird, rüstet sich zur Einfahrt in die Höhle. Nachdem der Bursche alle Kleidungsstücke abgelegt hat, wird er am ganzen Körper mit „dawa“, einer Zaubermedizin, eingerieben zum Schutz gegen Schlangen, Leoparden oder böse Geister, die sich etwa in der Höhle aufhalten. Darauf rutscht der Jäger, mit einem kurzen Speer bewaffnet, rückwärts in das Erdloch hinab. Mit dem Speer, das Blatt nach unten gewendet, tastet er alle Verzweigungen der Höhle ab. Ist er endlich in die Nähe des Tieres gelangt, so tötet er es mit einigen kräftigen Stößen seines Speeres. Nun wird die Beute unter großer Mühe ans Tageslicht befördert, wobei es meistens nicht ohne zerschundene, blutige Hände abgeht. Inzwischen haben die Mitglieder in der Nähe ein Feuer entzündet, auf das das Tier unausgeweidet gelegt und so lange gedreht und gewendet wird, bis es allseits schwarz und knusperig gebraten ist. Jetzt erst wird es zerlegt. Den Kopf, der mit seinen starken Kaumuskeln als der größte Leckerbissen gilt, erhält stets der Häuptling; in das übrige Fleisch teilen sich die Jäger, die es an Ort und Stelle verzehren.

Auch die Wanunguli benutzen gern jede Gelegenheit, öffentliche Schautänze zu veranstalten, um ihre Kasse zu füllen. Dabei werden die verwegensten Kunststücke ausgeführt. So erlebte ich es z. B., daß einer der Vortänzer sich die Zunge mit kleinen, spitzen Hölzchen am Boden festnageln ließ.

Wohl die eigenartigste Erscheinung unter den Geheimbünden der Wanyamwezi stellen die „Waswesi“ dar. Soviel ich über die Bedeutung des Namens in Erfahrung bringen konnte, heißt „iswesi“ Geist. Meistens wird das Wort in der Pluralform „maswesi“ gebraucht. Dieser Geheimbund trägt im Gegensatz zu den beiden oben beschriebenen stark religiösen Charakter und unterscheidet sich ferner von ihnen dadurch, daß die Mitglieder sich aus beiden Geschlechtern zusammensetzen. Die Ausübung ihrer kultischen Tänze erinnert lebhaft an gewisse Formen der Besessenheitsreligionen, wie sie z. B. L. Frobenius von Westafrika schildert.

Daß die Waswesi nur im nördlichen Teil von Unyamwezi anzutreffen sind und ihre Mitglieder zum überwiegenden Teil aus den sogenannten Watussi, den unter den Wanyamwezi zerstreut lebenden, halbnomadisierenden Hirten, bestehen, deutet mit ziemlicher Sicherheit darauf hin, daß dieser Geheimbund aus dem Norden oder Nordwesten stammt. Auch ihre Kultsprache läßt darauf schließen, daß wir es hier mit einem landfremden Produkt zu tun haben. Im übrigen ist es sehr schwer, etwas Sicheres und Genaueres zu erfahren, weil es den Anhängern streng untersagt ist, etwas zu verraten.

Es fragt sich nun zunächst, welcher Art die Geister sind, die von den Waswesi verehrt werden, ob bloße Ahnengeister oder Dämonen. Mir scheint das Letztere der Fall zu sein. Es besteht z. B. ein Gruß, mit dem die Bevölkerung den Muswesi (Einzahl von Waswesi) begrüßt: „gira lya ngombe“. Ich habe mir sagen lassen, daß „Lyangombe“ der Name eines großen Dämonen sei, gleichbedeutend mit Katawi (Teufel), der im Südwesten der Kolonie, besonders in den Gebieten um den Tanganyika- und Rukwasee bis nach Kiwere hinein große Verehrung genießt. Ebenso



zeigt das Auftreten und Verhalten des Geheimbundes sowie das des einzelnen Mitgliedes in den Aufzügen und kultischen Tänzen vollkommen dämonischen Charakter. Jedesmal, wenn da und dort im Lande Kultfeiern und Umzüge der Waswesi stattfanden, und ich um dieselbe Zeit ein Mitglied traf, das sich nicht am Tanz beteiligte, erhielt ich auf meine Frage, warum es nicht mitmache, die stehende Antwort: „natali kusangwa n'iswesi“, d. h. ich bin dem Geist noch nicht begegnet oder ich bin vom Geist noch nicht heimgesucht, besessen worden. Danach glaubt sich jedes am kultischen Tanz teilnehmende und mit den charakteristischen Abzeichen und Amuletten behängte Mitglied von einem Geist besessen. Es ist dann nicht mehr es selbst, der Geist spricht durch ihn, der Geist (iswesi) beherrscht sein ganzes Tun und Lassen. Fängt man darum mit einem Muswesi zur Zeit der angeblichen Besessenheit ein Gespräch an, so erhält man nur unverständliche Laute und gänzlich verstümmelte und verdrehte Worte zur Antwort. Selbst die gewöhnlichen Grußformen werden zu nichtssagenden, unverständlichen Worten. Man hat das Gefühl, einem aus dem Irrenhaus Entsprungenen gegenüberzustehen. Ich versuchte es einmal, während einer Tanzfeierlichkeit einen schönen, alten Bogen anzufassen und nach dem Preis zu fragen, um den Besitzer in die Versuchung zu führen, ordnungsgemäß zu reden. Es gelang mir nicht. Er setzte eine wilde Miene auf, grunzte und gab fortwährend unartikulierte Laute von sich, aus denen man nur ab und zu einzelne Worte heraushörte, wie: Laß sein! Der Geist weigert!

Jede Landschaft hat ihre besondere Kultgemeinde, an deren Spitze ein Priester „mutwale“ oder „mutware“ genannt, steht. Er hat die Opfer darzubringen, bei feierlichen Anlässen die Mitglieder zusammenzurufen und die Tanzfeiern zu organisieren. Die Anhänger des Geheimbundes erweisen ihm größte Achtung. Begegnet ihm z. B. ein Muswesi, so wirft er sich vor ihm auf die Erde nieder und verharret in seiner Lage, bis ihm der Priester die Hand gleichsam segnend aufs Haupt legt. Überhaupt genießen die Waswesi bei der übrigen Negerbevölkerung hohes Ansehen; denn einmal verfehlt auch hier das Geheimnisvolle nicht seine Wirkung und dann ist es immer gut, sich mit den Verehrern solcher unheimlichen Dämonen auf guten Fuß zu stellen; und endlich weiß man nie, ob man sie nicht eines Tages braucht, um irgendeinen hartnäckigen Krankheitszauber zu vertreiben. Darum auch die ehrfurchtsvolle Begrüßung eines geschmückten und vom iswesi besessenen Muswesi: Etwaige Lasten werden abgestellt, Waffen zu Boden geworfen, man eilt auf ihn zu, ob Mann oder Frau, legt ihm beide Hände flach auf die Brust und sagt: „gira lya ngombel!“ worauf der Begrüßte antwortet: „mama yandje!“

Zu Zeiten hörte ich tage- und nächtelang den charakteristischen Rhythmus der Waswesitrommel. Dann ging irgendeine Aufnahmefeierlichkeit vor sich oder, was viel öfter der Fall war, sie hatten sich in einem Dorf einquartiert, in dem ein Kranker lag. Wenn nämlich ein Munyamwezi allen Künsten des Medizinmanns zum Trotz nicht gesund werden will, dann rät letzterer nicht selten den Angehörigen des Patienten, die Waswesi zu rufen. Diese lassen sich dann für vier bis fünf Tage im Dorf des Kranken nieder, machen reichlich viel Lärm mit Trommeln und Rasseln, indem sie Tag und Nacht tanzen, essen gut und trinken viel Negerbier auf Kosten und zum Besten des Kranken. Außerdem wird an den Priester noch eine Summe von 15—20 Rupien gezahlt. Wird der Kranke zufällig gesund, so tritt er meistens, sei es aus Anhänglichkeit und Dankbarkeit gegen seine Retter, oder aus dem Bedürfnis heraus, sich in dauernden Schutz vor Krankheitsdämonen und Verzauberungen zu begeben, in den Bund der Waswesi ein.

Zu ihren kultischen Tänzen erscheinen die Waswesi in recht phantastischen, ja geradezu lächerlichen Aufzügen. Die Männer behängen sich mit leeren Konservendosen, aufgereihten Kaurimuscheln, trockenen Baumfrüchten und allen möglichen sonstigen Dingen. Meistens tragen sie alte Waffen, wie Speere, Kampfbeile, Bogen, auch aus Holz nachgemachte Gewehre. Als Kopfschmuck dienen Fellmützen mit vielen Kaurimuscheln besetzt. Sehr beliebt bei den älteren Mitgliedern und Vortänzern ist ein aus den gebogenen Stielen von Kalabassen verfertigtes Rindergehörn, das, neuerdings auch mit Staniol verziert, an der Kopfbedeckung befestigt wird. Auch die Weiber behängen sich mit vielen Amuletten und allen möglichen glitzernden Dingen. Außerdem tragen sie den charakteristischen Kopfschmuck, bestehend aus einem Schleier kleiner weißer Glasperlen, die in dichten Fransen über das Gesicht bis zur Nase herunterfallen. Alle aber, Männer wie Weiber, sind mit einer Rassel bewaffnet, die sie sich aus Kalabasskürbissen herstellen und mit denen sie einen wahren Höllenlärm verführen können.

Die kultischen Tänze gleichen äußerlich den übrigen Negertänzen, sind aber viel wilder, ekstatischer, dämonischer. Man hat als Zuschauer wirklich das Gefühl, von all diesen Trommelnden, Rasselnden und Tanzenden hat ein Dämon Besitz ergriffen. Immer wieder werden die Vortänzer von Zeit zu Zeit von einem wahren Besessenheitstaumel erfaßt, bis sie dann plötzlich wie leblos zu Boden stürzen. Und die ekstatische Trommelmusik sowie das nervenaufpeitschende Rasseln der einen geschlossenen Kreis bildenden Kultgemeinde trägt wesentlich dazu bei, die Feiernden in den äußersten, gesteigertsten Erregungszustand zu versetzen.

Das sind im wesentlichen die Züge, in denen sich der Dämonenkult der Waswesi hier darstellt. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß er weiter nach Norden und Nordwesten zu, von wo er seiner Zeit wahrscheinlich kam, andere Formen, vielleicht einfachere, reinere zeigt, und daß letztere durch die Berührung mit andersartigen Volksstämmen sich gewandelt und verflüchtigt haben.

## Ein ostgermanisches Skelett der Kaiserzeit in Lebus (Kreis Lebus).

Von

M. M. Lienau.

Vorausschicken möchte ich, bevor ich in die Besprechung des Lebuser Skeletts eintrete, als Einleitung zu dieser und später folgenden Arbeiten über vor- und frühgeschichtliche Funde aus dem „Pflegschaftsbezirk Frankfurt<sup>1)</sup>“ und dem angrenzenden Kreise Lebus eine kurze Bemerkung über die Stellung der in Anmerkung 1 genannten vier Kreise innerhalb des Gesamtrahmens der Vor- und Frühgeschichte der Provinz Brandenburg:

Diese vier Kreise (insbesondere Kreis Lebus und Stadtkreis Frankfurt) sind von alters her „Marken“ (Völkergrenzen) gewesen; dies geht schon aus den „der um 2000 v. Chr. ausklingenden Steinzeit“ angehörenden Funden hervor, die nördliche, südliche und westliche Elemente aufweisen, dann läuft etwa von 1500 bis 500 v. Chr. eine Völkergrenze von Ost nach West durch die heutige Provinz Brandenburg dergestalt, daß



nördlich einer Linie, die etwa von Eberswalde über Berlin nach Halle läuft, Germanen, und südlich dieser Linie Nichtgermanen (nach Kossinna „Illyrier“) sitzen. Nach dem Abzuge (bzw. der Aufsaugung zurückgebliebener Volksteile) der Illyrier um 500 v. Chr. betreten erst wenige Germanen von Norden her den Kreis Lebus und zwar Westgermanen (wohl Semnonen), die wir später vor und um Christi Geburt durch betreffende Grabfunde auf dem westlichen Oderufer (am Rande des Hochplateaus) bei Lebus und durch Siedlungsfunde, gleichfalls westlich der Oder, bei Frankfurt-Nuhnen als solche ansprechen können.

Verlief die ältere Völkergrenze von Ost nach West, so wird sie jetzt seit etwa 150 v. Chr. durch die untere Oder gebildet im Zuge Süd-Nord, deren Lauf von der Einmündung der Lausitzer Neiße bis zur Mündung nunmehr West- und Ostgermanen trennt. Letztere setzen sich aus Goten, Goten-Gepiden, Rugiern, Burgunden, Wandalen (Hasdingen) u. a. zusammen, und zwar finden wir von den Wandalen als der Oder am nächsten sitzende, seit etwa (nach den bisherigen Funden) spätestens 50 v. Chr., diejenigen in den Kreisen Ost- und West-Sternberg. Ich selbst hatte das Glück, die ersten Wandalongräber in diesen beiden Kreisen, welche bisher für das letzte Jahrhundert v. Chr. als unbesiedelt galten, im Jahre 1923 bzw. 1925 festzustellen (bei der Kleinen Mühle, Kunersdorf, West- und in Mauskow, Ost-Sternberg, Zufallsfund bei der Ziegelei). So beginnt denn das Ringen der West- und Ostgermanen um den Oderstrom, das damit endet, daß die Westgermanen, nachdem sie im ersten Jahrhundert einen Vorstoß über die Oder bis zu einer Linie Stettin-Crossen gemacht hatten, in der Zeit etwa zwischen 150 bis 400 n. Chr. fast aus dem ganzen Westen der Mark Brandenburg, wie auch aus Mittel- und Nordwest-Mecklenburg abrücken, während die Ostgermanen (hauptsächlich Burgunden) nunmehr von diesen Gebieten Besitz ergreifen.

Nach 400 n. Chr. wird ganz Ostdeutschland (östlich der Oder) germanenarm (wenn auch nicht -leer), und seit spätestens 600 n. Chr. ziehen die Wenden (Slawen) in kleinen Trupps in diese von den Germanen verlassenen Landschaften ein und schließlich folgt die große, schon der Geschichte angehörende Rückkolonisation durch die Deutschen, die unsere Provinz zur deutschen Grenzmark machte, — zu einem Vorposten des Deutschtums, einem Ehrenposten, auf dem sie gegenwärtig nach dem verlorenen Weltkriege wieder zu stehen und rastlos zu wirken die Ehre hat. Dabei stehen auf äußerstem Posten im Osten die vier hier zu handelnden Kreise, und mitten darin liegt Frankfurt als Hauptort der alten Lande Lebus und Sternberg und Vorort der mittleren Ostmark mit seinem alten wehrhaften Turm des Mariendoms.

### Das Lebuser Skelett.

Im Garten des Herrn Studienrat Dr. Luhmann (vgl. hierzu Mannus Bd. 16, S. 263—65) stieß man im Herbst 1925 beim Rigolen auf ein Skelett (Abb. 1, von Südwesten nach Nordosten und Abb. 2, von Südosten nach Nordwesten). Die Schichtung war folgende: 30 cm Humus, 22 cm sandige Lehm, 38 cm toniger (steinharter) Lehm, zusammen 90 cm Erdreich über dem Schädel des Skeletts, auf den man, ihn leider beschädigend, zuerst stieß. Das Skelett lag in Hockerstellung auf der linken Seite von Nord-nordost nach Südsüdwest, so daß die Augen nach Sonnenaufgang gerichtet waren. Die Arme lagen über der Brust. Merkwürdig war die

<sup>1)</sup> Hiermit werden fortgesetzt die Fundberichte aus meinem „Pflegschaftsbezirk Frankfurt a. d. Oder“ (Stadtkreis Frankfurt, Kreise West- und Ost-Sternberg) und aus dem Kreise Lebus. Vgl. Mannus Bd. 16, 1924, S. 260/278 und Zeitschr. f. Ethnologie, 57. Jahrg., 1925, S. 165/194.

Stellung der Beine dadurch, daß die untere Beinhälfte mit Fuß (siehe auf den Abb. 1 u. 2: den kreidig-weißen Knochen) nicht in normaler Lage nach außen, sondern, dem Oberschenkel fast parallel, nach innen, mit der Fußspitze nach den Armen zeigend, lag. Hier muß ein gewaltsamer Eingriff stattgefunden haben, dem aber vielleicht lediglich die Absicht, die Grube für das Skelett möglichst klein auszuheben, zugrunde gelegen haben könnte, und diese Absicht wäre verständlich dadurch, daß man bei Eintiefung der Grube (die Humusschicht von 30 cm wird sich, jedenfalls zum großen Teil, erst nachträglich gebildet haben) nach Entfernung



Abb. 1.

des sandigen Lehms von 22 cm Mächtigkeit auf die steinharte tonige Lehmschicht, die jetzt nur mit dem Pickel mühsam durchrigolt werden konnte, stieß, sie aber, um eine gewisse notwendige Tiefe zu erreichen, durchstoßen mußte. Nur durch Verstümmelung der Beine wurde es dann möglich, das hockende Skelett in einer Grube von nur 77 cm Länge bei einer Höchstbreite von 50 cm niederzulegen.

Die Beigaben (siehe das × auf den Abb. 1 und 2), zwei eiserne Fibeln (Abb. 3a/b und 4) und eine eiserne Schnalle (Abb. 4) lagen in der Hüftgegend, und zwar die Fibeln 30 cm, die Schnalle 6 cm vom Ende des Unterarms entfernt. Die Schnalle lag also 3 cm südlich der zwei Fibeln, die bei der Auffindung einen unförmigen rundlichen

Rostklumpen bildeten, der sich bei vorsichtiger Entwirrung als ein Konglomerat von zwei gleichartigen Fibeln erwies, die Seite an Seite gesteckt haben. Da der Rostklumpen überraschend auseinanderfiel, so ließ sich weiteres, insbesondere über die Richtung „der Nadelspitzen in situ“ leider nicht sagen, was von Bedeutung gewesen wäre. So muß man sich mit der Feststellung begnügen, daß Gewandteile 3 cm oberhalb der Gürtelstelle, wo die Gürtelschnalle saß, durch zwei Seite an Seite haftende Fibeln zusammengehalten wurden. In einem Nadelhalter steckte noch ein Stückchen Nadel, das aber nicht mehr zu konservieren war. Zweifelsohne aber war die Leiche bekleidet mit einem umgürteten Gewande, das außerdem „zum Sitz“ noch oberhalb des Gürtels an einer Stelle durch Gewandhaften zusammengehalten werden mußte (deren Doppelung vielleicht nur Modesache war). Ich werde gleich davon sprechen, daß unser Skelett einer weiblichen Person



angehört, und gerade deshalb ist es in Hinsicht auf die weibliche Tracht<sup>1)</sup> bedauerlich, daß sich nicht feststellen ließ, ob die Nadelspitzen der zwei zweifelsohne in derselben Richtung nebeneinander angebrachten Fibeln derart orientiert waren, daß sie ein langes von oben nach unten geschlitztes Kleidungsstück oder zwei Kleidungsstücke (Jacke und Rock) zusammenhielten. In ersterem Falle würden die Nadelspitzen in der Horizontale, im letzteren in der Vertikale des Körpers gelegen haben. Bei derartigen Erwägungen zur Ermittlung einer Tracht muß man allerdings voraussetzen, daß die Toten nicht in einer besonderen „Totentracht“, sondern in der landes- bzw.

stammüblichen Tages- oder Festtracht bestattet wurden. Bei den Griechen z. B. war in der klassischen Zeit als „Totentracht“ die „Himatien“ tracht allgemein gebräuchlich: Chiton und Mantel (Laken), wie auch Unterlage aus Leinwand (Pharos). Wie aber hieraus ersichtlich ist, daß diese griechische Totentracht der täglichen Tracht im großen und ganzen entsprach, so wird man dies auch bei anderen alten Völkern annehmen dürfen, wie es z. B. für die Germanen durch die dänischen Funde in Baumsärgen der Bronzezeit und für die Wolga-Schweden durch einen Bericht aus den Jahren 921/92 n. Chr. über die Schiffsbestattung eines Fürsten in seiner gehobenen (fürstlichen) Tracht (Girke, Tracht

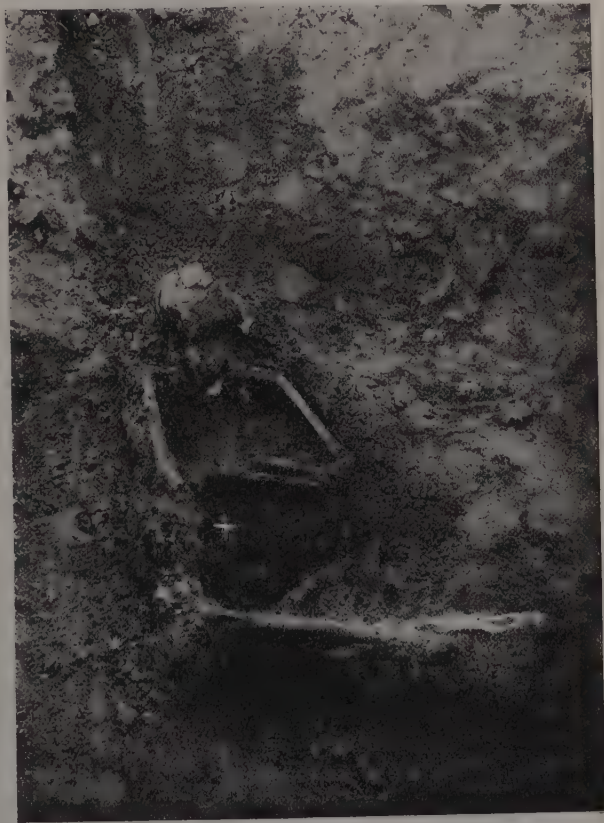


Abb. 2.

der Germanen, Band 2 [Mannusbibliothek Nr. 24], S. 101) bezeugt wird. Eine heute noch brauchbare Zusammenstellung von literarischen Zeugnissen über „Leichenkleidung“ bei alten und lebenden Völkern findet man bei M. Trogillo Arnkiels „Ausführliche Eröffnung usw.“ (Hamburg bei Thomas von Wiering 1703) im dritten Teil („Cimbrische Heyden-Begräbnisse usw.“), I. Buch X. Kapitel, S. 67/71: „Von der Leichenkleidung unserer Vorfahren“.

<sup>2)</sup> Vgl. hierzu F. Buchholz, „Ein germanisches Gräberfeld des 4. Jahrhunderts n. Chr. usw.“ in Jahrgang 1, Nr. 6/7, 1924, der „Neumark“, Mitt. d. Ver. f. Geschichte der Neumark (Landsberg a. W.). Auch hier lag das Skelett (Nr. II) einer weiblichen Person auf der linken Seite mit dem Gesicht nach Osten, mit stark angezogenen Ober- und Unterschenkeln, auch hier fanden sich zwei gleichartige Fibeln, deren eine zwischen linkem Oberarm und Wirbelsäule, die andere in der Bauchgegend lag.

Ich möchte hier einschalten, daß uns noch eine andere Stelle des dickleibigen (mit Abbildungen versehenen) Buches Arnkiels, bei dessen Durchsicht jeder Frähistoriker ihn interessierende Kapitel finden wird, angeht wegen des Fundes von Kochsalzklümpchen (der größte wiegt 800 mgr) unter den Skelettknochen, deren Anwesenheit eine dreifache Deutung zuläßt: 1. als symbolische Wegzehrungsbeigabe für die Bestattete; 2. während der Anlage der Grabgrube sind größere Salzmenen (als Zutaten einer Mahlzeit) zufällig verloren gegangen; 3. als Reste einer wirklichen oder symbolischen „Leichensalzung“ behufs Konservierung des Leichnams. Hiervon handelt bei Arnkiel Kapitel IX, I. Buch, Dritter Teil: „Von der Leichensalzung und Salbung unserer Vorfahren“, wo er für Dänemark als Quellen angibt: Saxo lib. 5. Hist. Dan. ad finem num. 24, p. 96 (Salzung der Leiche des Königs Frotho) und Pontanus lib. I. Hist. Dan. num. 24, p. 23.

Daß diese Salzklümpchen und -körnchen bei der Arbeit der Freilegung des Skeletts in die Grabgrube geraten sind, ist ausgeschlossen, da niemand, ohne daß ich zugegen war, die Grube betreten, geschweige in dieser irgendeine Speise zu sich genommen hat, während ich selbst nur einige Stückchen Tafelschokolade bei der Arbeit verzehrte. Auch sind die größeren Klümpchen mit ganz feinen Pflanzenfaserchen durchsetzt.

Nach der Untersuchung der Chemiker Herren Studienrat Seidel vom Frankfurter Realgymnasium und Dr. Ottomar Wolf, denen ich bestens danke, handelt es sich um Kochsalz mit einer unbedeutenden Beimengung von Chlorcalcium. Kochsalz (Chlornatrium) enthält als Steinsalz häufiger geringe Mengen anderer Chloride.

Von den angeführten drei Möglichkeiten der Ausdeutung des Salzvorkommens in unserem Grabe hat die letzte dritte allerdings die geringste Wahrscheinlichkeit für sich, weil uns derartige Manipulationen bei den Germanen, abgesehen von Saxo und Pontanus, sonst nicht überliefert oder durch andere Ausgrabungsberichte bekannt geworden sind, und dabei muß noch berücksichtigt werden, daß die betreffenden Stellen bei Saxo und Pontanus sich auf die älteste sagenhafte Geschichte Dänemarks beziehen, während die beglaubigte Geschichte Dänemarks erst mit König Gottfried (Götrik), gest. 810, beginnt. Besonderes Interesse beanspruchen die aus dem größten Salzklümpchen (von 800 mg von Gewicht) herausragenden Pflanzenfaserchen (Bastfasern). Die Untersuchung, vorbereitet durch Dr. O. Wolff, ergab folgendes Resultat durch weitere Unterstützung seitens der Direktion des Botanischen Gartens und Museums in Berlin-Dahlem: „Unser Spezialist, Herr Professor Dr. Ullrich, hält die Fasern wahrscheinlich für Brennessel, *Urtica dioica* L. Eine absolut sichere Entscheidung kann er aber nicht geben.“

Dr. Biels (Professor Direktor des Botanischen Gartens und Museums), Berlin-Dahlem 16. 4. 27.

Brennessel ist bekanntlich eine Textilpflanze und so können wir mit großer Wahrscheinlichkeit (nach vorstehendem Gutachten) annehmen, daß die Bestattete ein Brennesselgespinst an oder bei sich hatte, um dessen zurückgebliebene Bastfasern sich das Salz kristallisiert hatte. Hierzu schrieb Dr. O. Wolff: „Ein Teil der Fasern ist mit Steinsalzkristallen besetzt, was darauf schließen läßt, daß das Salz im Laufe der Jahrhunderte langsam in Lösung ging und bei trockneren Zeiten wieder Neigung zur Auskristallisierung zeigte.“ Der tonige steinharte Lehm (vgl. Einleitung) unmittelbar über dem Skelett muß also in regenreichen Zeiten doch so viel Feuchtigkeit durchgelassen haben, daß das Salz sich lösen konnte.



Daß wir es mit einer weiblichen Person zu tun haben, wird bewiesen: erstens durch das Beigabeninventar, insbesondere durch die zwei (gleichen) Fibeln. Für verschiedene ostgermanische Stämme, so für die Wandalen in Schlesien<sup>3)</sup> und für die Goten in Samland-Natangen, ist nachgewiesen worden, daß in der Kaiserzeit die Fibeln in Männergräbern — wenn überhaupt vorhanden — stets in der Einzahl gefunden werden, während in Frauengräbern zwei bis drei (Schlesien) oder drei bis vier (bei den Goten<sup>4)</sup>) liegen, und zwar pflegen mindestens zwei davon sich zu gleichen. Bei einer dritten Germanengruppe, den Rugiern<sup>5)</sup> zwischen Oder und Persante und auf Rügen, werden bei den Frauen meist zwei gleiche, seltener drei angetroffen. Im allgemeinen gelten diese Angaben bis zur „Blumeschen“ Stufe B. jgst., also bis etwa 250 n. Chr., d. h. einschließlich etwa des ersten Viertels der „Jüngeren“ Kaiserzeit. Die Aussagen unserer zwei gleichartigen Fibeln dafür, daß das Lebuser Skelett ein weibliches ist, werden bestätigt durch das Gutachten unseres bekannten Frankfurter Chirurgen, Oberstabsarzt a. D. Dr. Dege, über den Schädel und insbesondere über die Gebißpartie, wonach das Skelett einer jüngeren weiblichen Person angehört, die im Besitze beider Weisheitszähne war.

Für die eiserne halbkreisförmige Schnalle (Ab. 4) beziehe ich mich auf die Bemerkung von Tackenberg (a. a. O.) S. 98 unten, wo davon die Rede ist, daß „weiter im Norden Schnallen in Frauen- und Männergräbern angetroffen werden“, während sich in der Provinz Schlesien Schnallen nur in Männergräbern finden, woraus aber Tackenberg nicht schließen möchte, daß die lebende Frau in Schlesien keine Schnalle getragen hätte. Eine Ausnahme von der schlesischen Regel zeigt das Grab 4 von Jäschwitz, Kr. Nimptsch (Stufe B. mittl. nach Blume, 50 bis 150 n. Chr.) mit dem Skelett eines 16- bis 17jährigen Mädchens, bei dem außer zwei einander gleichen profilierten Fibeln aus Bronze eine eiserne halbkreisförmige Schnalle lag. Dies Grab wird uns später noch einmal beschäftigen.

Für den ostgermanischen Norden beruft sich Tackenberg auf Blume a. a. O. I, S. 151 und II, S. 4 und 32. In Beilage 11 (II, S. 30/32) führt Blume an: unter a) die eisernen „Eingliedrigen Halbkreis und Überhalbkreis-Schnallen der Kaiserzeit aus dem Gebiete zwischen Oder und Passarge“ (S. 30/31), wie aus der „Samland-Natangischen“ Gruppe und dem „Wandalischen Kulturkreis“ (S. 32). Uns interessieren hier insbesondere die Aufzählungen der Seiten 30/31, aus denen hervorgeht, daß diese Schnallenfunde hauptsächlich dem Ostburgundischen Kulturgebiete, am Weichselknie und im Netzgebiete angehören. Die halbkreisförmigen Schnallen, wie die Lebuser und die Jäschwitzer, gehören hauptsächlich der Zeit bis 150 n. Chr. an, kommen aber auch noch zu Beginn der „Jüngeren Kaiserzeit“ vor.

Jetzt wollen wir uns eingehender mit der Zeitstellung der Fibeln und der Schnalle von Lebus beschäftigen:

<sup>3)</sup> Kurt Tackenberg, „Die Wandalen in Niederschlesien“, S. 94; Martin Jahn, „Die oberschlesischen Funde aus der römischen Kaiserzeit“, Prähist. Zeitschr. X. Bd., S. 142; derselbe, „Zur Herkunft der schlesischen Wandalen“, Mannusbibliothek Nr. 22, Aufzählung „silingischer Skelettgräber“ der Kaiserzeit S. 82, Grab 7b (Kosel), S. 84, Grab 4 (Jäschwitz).

<sup>4)</sup> Blume, „Die german. Stämme“, Bd. I (Mannusbibliothek Nr. 8), S. 171.

<sup>5)</sup> Derselbe a. a. O. Bd. II (Mannusbibl. Nr. 14, herausg. von Martin Schultze), S. 172/173: Beilage 74 für die westlichen (Rugischen) Skelettgräber. Vgl. auch die Bemerkung des Herausgebers S. 171 zu den drei Fibeln von Augustwalde.

## Die Fibeln (Abb. 3 u. 4).

Obwohl die eine (Abb. 4, rechts) das über dem Nadlhalter aufgebogene Bügelende infolge Rostfraßes eingebüßt hat und überhaupt so stark verrostet ist, daß sie ohne Gefahr nicht weiter entrostet werden kann, ist doch ersichtlich, daß sie dem besser erhaltenen Exemplar (Abb. 3 und 4, links) gleicht und auch an gleicher Stelle mit Silber belegt ist. Da die besser erhaltene Fibel (Abb. 3 und 4, links) auf beiden Abbildungen in natürlicher Größe vorgezeigt wird, so bedarf es nur einer kurzen Erläuterung zu Abb. 3. Der Bügelkopf (siehe auch Abb. 4, links) weitet sich als halbmondförmige dünne Platte aus und ist durch eine schmale mit einem dünnen Silberblechstreifen belegte Furche von dem eigentlichen (versenkten) Kopfkamme (in Gestalt eines halbkreisförmigen Kästchens) deutlich (siehe Abb. 4, links) abgehoben. Der Kamm ist auch von der Spirale durch eine mit gestricheltem Silberblech belegte kleine Furche geschieden. Auf Abb. 3 ist der Kamm (über dessen Versenkung unter den Bügelkopf später die Rede sein wird) punktiert worden, während er in Wirklichkeit mit einem dünnen Silberblech belegt ist. Die Spirale

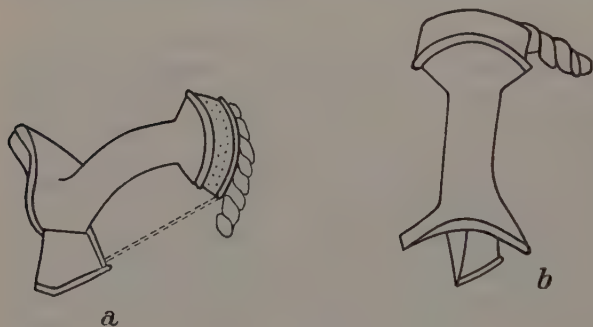


Abb. 3.

ist auf Abb. 3 durch ein Strichgewinde kenntlich gemacht worden. In natura ist sie leider stark verrostet und beschädigt, aber es läßt sich doch mit der allergrößten Wahrscheinlichkeit annehmen, daß unsere Fibel zweigliedriger Konstruktion ist, wie wir sie bei Alg. Abb. 124 finden, und in einer Hülse (wie bei Alg. Abb. 96) lag. Auf unserer Abb. 4 links er-

kennt man deutlich die Kopfplatte, die obere Furche, den dicken (versenkten) Kamm, die untere Furche und darunter die Spirale mit ihrer anzunehmenden Hülse. Unsere Fibel ist meines Erachtens eine Zwischenform zwischen Alg.<sup>6)</sup> Abb. 194, Gruppe VII und Abb. 124, Gruppe V, Serie 8. Die Serie 8 (Abb. 120/131) ist in Ostdeutschland und Skandinavien beheimatet und zwar ist nach Alg. (S. 60) aller Wahrscheinlichkeit nach Westpreußen die eigentliche Heimat, so daß sich diese Serie bei den Gepiden und den Ostburgunden (am Weichselknie) entwickelt hat. Diese Serie 8 hat sich nach Almgren von ihrem Ursprungsgebiete aus weit verbreitet; man findet ihre Formen in Livland-Estland, Ostpreußen, Posen (selten), Schlesien (zahlreiche aus Eisen), Pommern (auch in Vorpommern), Regierungsbezirk Frankfurt a. O., ferner sind ihre Formen (nicht ganz selten) vertreten im westlichen Kulturgebiete (Reg.-Bez. Potsdam, Mecklenburg, Lauenburg), vereinzelter in Böhmen, Mähren, Polen, im Norden sehr zahlreich auf Bornholm, seltener in Südschweden und Ostnorwegen und im westlichen Dänemark, wo die jüngsten Formen ganz fehlen. Auch auf provinzialrömischem Gebiete sind Fibeln etwa wie Abb. 124 in Regensburg gefunden worden. (Alg. S. 60/61.) Hierzu vergleiche man die Verbreitungskarte II bei Alg. a. a. O., wo die Serie 8 gekennzeichnet ist durch ein aufrecht stehendes leeres Dreieck. Ein

<sup>6)</sup> Alg. = Almgren, „Nordeuropäische Fibelformen“, 2. Auflage (Nr. 32 der Mannusbibliothek).



solches findet man auch dreimal am Unterlaufe des Rheins. Auf eine bezügliche Anfrage schreibt mir mein hochverehrter Lehrer Universitätsprofessor i. R. Oskar Almgren, Upsala: „An den betreffenden drei Stellen am unteren Rhein ist irrtümlich als Zeichen das aufrechte leere Dreieck (Typus Abb. 120—131) statt des umgekehrten schwarzen Dreiecks (Typus Abb. 138—147) gesetzt worden. Es wäre sehr freundlich von Ihnen, wenn Sie auch in Ihrer Publikation den von Ihnen bemerkten Fehler in meinem Namen berichtigen wollten.“

Uns interessieren hauptsächlich die Formen Alg. Abb. 124 und Abb. 194. Abb. 124 ist mit seinen nächsten Varianten ein weitverbreiteter Typ (Alg. S. 172/178): Westpreußen (9)<sup>1)</sup>, Ostpreußen (1), Posen (1), Reg.-Bez. Frankfurt a. O. (6), nämlich: Kreis Guben (4). Kreis West-Sternberg, Rampitz (2) — alle burgundischer Herkunft; Rampitz liegt östlich der Oder, nahe der Einmündung der Lausitzer Neiße, Pommern (4), Mecklenburg (2), Lauenburg (1, ähnlich der Fig. 155), Dänemark (3), nämlich: Bornholm 1 — Möen 1 — Fünen 1, (entfernere



Abb. 4.

Variante), Bayern (Regensburg 2, ähnlich der von Fünen), Westrußland (Polen 1). Die Fibeln von Fünen und Regensburg weichen schon erheblich von Abb. 124 ab (über diese wird noch später gesprochen werden). Durch die Fundorte der Gesamtserie 8, wie auch des Typ 124 (Alg. S. 172/173) in Westpreußen kommt man zu der Überzeugung, daß sich diese Serie im Gebiete des untersten Laufes der Weichsel (also im Kerngebiete der Gepiden) entwickelt hat und von dort teils südlich zu den Ostburgunden am Weichselknie und an der Netze, teils längs der Ostseeküste östlich bis Livland-Estland (Finland), insbesondere aber westlich über Pommern bis Lauenburg und nördlich nach Dänemark (Bornholm usw.), Schweden, Norwegen, schließlich auch mit einigen Exemplaren nach Südosten (Mähren, Böhmen, Bayern) gelangt ist.

Uns geht insbesondere die Westwanderung des Typ 124 an, den wir in Pommern, Mecklenburg, Lauenburg, Dänemark und im Reg.-Bez. Frankfurt a. O. wiederfinden und von dem nun in Lebus ein Abkömmling gefunden ist, der zum Typ Alg. 194, Gruppe VII überleitet. Die Lebuser Fibel, die ich mit  $\frac{124}{194}$  bezeichne, steht am Ende fol-

gender typologischer Entwicklungsreihe: Alg. Abb. 124. Sadersdorf („Jentsch, Sadersdorf“ Abb. 7, Taf. 2) — Reichersdorf (Jentsch ibid. Textfigur 63, mit welcher Nummer Jentsch im Text (S. 115) fälschlich auch seine Textfigur 64a bezeichnet). Sadersdorf und Reichersdorf liegen beide im Kreise Guben (Niederlausitz), Reg.-Bez.

<sup>1)</sup> Die angegebenen Zahlen umfassen auch die nächsten Varianten.

Frankfurt a. O. also im kaiserzeitlich ostburgundischen Gebiete der Niederlausitz, zu welchem auch die beiden Fibeln (nach Alg. „etwa wie Abb. 124“) von Rampitz (West-Sternberg) meines Erachtens in Beziehung zu setzen sind. Die typologische Stellung der Lebuser Fibel wird in erster Linie bedingt durch die Entwicklung des halbmondförmigen Kopfkammes, der bei Alg. 124 die Schauseite des Bügels nach oben und den Seiten hin noch weit überragt, so daß die gerade Unterkante des Kamms im rechten Winkel zum Bügel steht, während die Entwicklung bei unserer Fibel über die Fibeln von Sadersdorf und Reichersdorf hinweg so weit vorgeschritten ist, daß der Bügel in sanftem Schwunge sich zur Ober(Schau-)seite des Kamms ausweitete, während der Kamm im übrigen gänzlich unter den Bügel gerutscht<sup>6)</sup> ist, so daß er in der „Aufsicht“ überhaupt nicht bemerkbar ist. Bei unserer Fibel ist also der Bügelkopf gänzlich mit dem versenkten Kamme (den man in dieser Gestalt besser mit einem halbkreisförmigen Kästchen bezeichnen würde) verwachsen, indem er sich wie ein Deckel über den Kamm (das Kästchen) legt. Eine Entwicklungsreihe des Kopfkammes nach der Lebuser Fibel hin zeigen die Fibeln 124 (Alg.) — 155 (Alg.) — Fig. 63 (Jentsch a. a. O.) — Fig. 9 (Jentsch, Tafel 2 a. a. O.) — Lebuser 124/194. Auch die Kopfkambildung der Fibel 93 (Alg.) gehört in diese Reihe. Das in die Augen Fallende dabei ist, daß die älteren Fibeln wie 124 (Alg.) den Eindruck machen, etwa, als ob auf einer Fingerspitze ein scheibenförmiger Fremdkörper sitzt, während der Kopfteil der Lebuser Fibel wie ein Fingernagel sich organisch über die Fingerspitze legt. Mit dem Zeitpunkt, wo der Kopfkamm (die letzte Erinnerung an Alg. Gruppe IV in dieser Entwicklungsreihe) unter den Bügelkopf geriet, war sein Todesurteil, jedenfalls in unserer Entwicklungsreihe, gesprochen, und so finden wir bei der Fibel Alg. 194 am Bügelkopf nur noch zwischen drei rippenförmigen Leisten zwei schlichte Furchen, die an die mit Silberdrähten (Silberbändchen) belegten Furchen des Kamms (Kästchens) der Lebuser Fibel erinnern. Im übrigen ist der Gesamteindruck der Fibel 194, abgesehen von dem schwachen Mittelgrad in der Bügelmitte vom Fuß zum Kopf und dem etwas mehr gewölbten Bügelhalse, demjenigen der Lebuser Fibel (insbesondere deren Bügel- fuße nebst Nadelhalter) so ähnlich, daß die Linie von 194 auf die Lebuser

<sup>6)</sup> Außer der Entwicklung des „Herunterrutschens“ des Kamms, wo diese Entwicklung in unserer Reihe bei Abb. 194, wie wir sehen werden, zum gänzlichen Verschwinden des Kamms führt, haben wir noch eine zweite Reihe, in welcher der Kopfkamm in seiner Versenkung fortlebt, wie bei den Fibeln Alg. 247 (provinzialrömisch) und Vimose (Moorfund) auf Fünen, Tafel I, Abb. 29 bei Engelhardt, „Vimose Fundet“. Interessant ist bei der Fibel von Vimose der durch die Versenkung des Kamms sichtbar gewordene Bügelrücken, der, gerade abgeschnitten, fast dem Bügel fuße über dem Nadelhalter gleicht, während bei Alg. 247 der Bügelkopf geknickt ist. — Wenn man die Vimoser mit der Torsberger (Alg. 194) vergleicht in bezug auf Bügel ausschließlich des Bügelkopfes, so kann man nicht daran zweifeln, daß beide Fibeln dieselbe Stammutter haben in der Gruppe V, Serie 8, Abb. 124, und ich möchte daher glauben, daß auch die provinzialrömische Abb. 247 nordeuropäischer Herkunft ist als eine mit der Vimoser zu vergleichende Spätform der Serie 8. Wie die Vimoser und die provinzialrömische Fibel gehört auch die Torsberger dem 3. Jahrhundert n. Chr., also der jüngeren römischen Periode an. Die Torsberger und die Vimoser dürften sogar nahe Altersgenossen sein, indem ihr Erscheinen in die ersten Jahrzehnte des 3. Jahrhunderts fallen dürfte. Vgl. hierzu Alg. S. 111, 177, 234.

Zur Annahme einer dritten Entwicklungsreihe (diese mit Verkümmern und Verschwinden des Kopfkammes) berechnen die Fibeln Alg. Abb. 126 und Tischler-Kemke, Taf. III, Abb. 4 („Ostpreuß. Altertümer a. d. Z. d. gr. Gräberfelder n. Chr.“). Und schließlich sehen wir das Verkümmern des Kopfkammes auch bei den Dreisplossenfibeln Alg. Abb. 94/97. Die beiden letzten Reihen gehören der Zeit um 200 n. Chr. an.



(wohl über Zwischenformen, die wir noch nicht kennen) zurückführen muß. [Vgl. hierzu Alg. S. 93/94, wo auf den Zusammenhang zwischen 194 und Gruppe V, Serie 8, wie auch mit der oben angezogenen Abb. 155 (Alg.) hingewiesen wird.] Nachdem wir so unsere Fibel typologisch eingereiht haben, können wir nunmehr ihre Zeitstellung ins Auge fassen, und nachdem wir uns darüber klar sind, dürfen wir den Versuch machen, sie „völkisch“ zu besprechen.

Nach Alg. S. 61 gehört die Serie 8 der Gruppe V (Abb. 120/131) mit ihren früheren Formen 120 bis 124 und 126 dem jüngeren Abschnitt der älteren Römischen Kaiserzeit, also der Zeit von etwa 100 bis 200 n. Chr. an. Aus der Beilage II bei Alg. geht hervor, daß die Form 124 noch zusammen mit Fibeln gefunden ist, die dem Schlusse der älteren Kaiserzeit nahestehen, nämlich den Fibeln Alg. 39 (je einmal in Warmhof bei Mewe und in Wilhelmsmark bei Gruczno, beide in Westpreußen) und Alg. 148 (dreimal in Warmhof). Für die Fibel 39 vgl. dazu Alg. Beilage II, Fund Nr. 213, während Fibel 148 bzw. die Schwesterfibel 149 noch mit Fibeln der Gruppe VII, wie Abb. 196, in ein paar Funden vorkommen, also noch nach 200 nach Chr. (Reichersdorf, Kr. Guben, Fibel 149, und auf Bornholm, Fibel 148, — Alg. Beilage II, Nr. 158 und Nr. 236) und im Moorfunde von Butzke, Kr. Belgard, Pommern (Alg. Beilage III) liegt die Form 124 zusammen mit den Fibeln Abb. (Alg.) 109, 111, 135, 150, 96, die sich bis zum Schlusse der älteren röm. Periode halten, während die Form 96 nach Alg. (S. 51) „zeitlich offenbar dem spätesten Teil der älteren römischen Periode und dem Anfang der jüngeren angehört“. — Diese zeitliche Ansetzung für 96 wird gut illustriert durch Reichersdorf, wo Fibel 96 mit Fibel 196 (außer 149) zusammenliegt, welche letztere schon der Gruppe VII, also der jüngeren römischen Periode, angehört. Dies alles beweist, daß die Form Alg. 124 noch gegen den Schluß der älteren Kaiserzeit am Leben war, und daß Entwicklungen aus der Form 124 wie die Lebuser Fibel (zwischen der und 124 noch Zwischenformen, wie aufgezeigt, stehen) schon in die jüngere Kaiserzeit gehören. Wenn wir demnach das Erscheinen des Lebuser Fibeltyps frühestens in die Zeit der Wende des 2. Jahrhunderts setzen können, diesen Typ also eher dem Beginn der jüngeren, als dem Schlusse der älteren Kaiserzeit eingliedern müssen, so würde ihr Abkömmling, die Torsberger Fibel 194, etwa dem ersten Drittel des 3. Jahrhunderts angehören müssen. Die Niederlegung des Torsberger Fundes wird von Kossinna<sup>9)</sup> etwa um 275 n. Chr. angesetzt, da aber wie Alg. S. 97 Anm. 2 bemerkt, im Torsberger Funde Formen der Gruppe VII zusammen vorliegen, die Anfang (194) und Ende (206, 208, 209) von ziemlich langen Entwicklungszeiten bezeichnen, so kann die Fibel 194 schon Jahrzehnte vor der Deponierung getragen worden sein, was obiger Zeitansetzung für sie entsprechen würde. — Vgl. hierzu auch die vorstehende Anmerkung 8.

Nachdem wir jetzt von der Lebuser Fibel sagen dürfen, daß sie zeitlich frühestens um oder bald nach 200 n. Chr. auftritt, können wir uns der Frage zuwenden: ist es möglich, die Trägerin der zwei gleichen Lebuser Fibeln einem bestimmten Ostgermanenstamme (einer ostgermanischen „natio“) zuzuteilen?

<sup>9)</sup> Auf eine Anfrage teilte mir Geh. Rat Kossinna im Jahre 1911 seine Datierungen der vier großen Moorfunde wie folgt mit: „Vimose um 230/250, Torsberg um 275, Nydam um 375, Kragehul um 425 n. Chr.“ (Der Moorfund von Butzke in Pommern (Alg. Beilage III), vgl. vorstehend, dürfte am Schlusse der älteren röm. Kaiserzeit, also gegen 200 n. Chr., niedergelegt sein.)

Wie war denn die Situation bei den Ostgermanen um 200 n. Chr.<sup>10)</sup>. Bei den eigentlichen Goten (den späteren Ostro- und Wisigoten) in Ostpreußen waren die ersten Abwanderungen nach der Ukraine, Siebenbürgen und dem Banat erfolgt. Schon vorher hatten diese Goten, als sie, ostpreußische Gebiete besetzend, von starkem Ausdehnungstrieb erfaßt wurden, um die Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. ihre gepidischen Stammesgenossen im Weichsel-Nogat-Delta (im Gegensatz zur Pregelgebietkultur der eigentlichen Goten) in Unruhe und Aufruhr versetzt. Diese Gepiden, deren Gebiet damals um 160 n. Chr. in einem breiten Streifen westlich der unteren Weichsel (einschließlich Delta) etwa bis zur hinterpommerschen Grenze, südlich bis zur Netze und östlich der Weichsel in einem schmalen Streifen bis zur Passarge, südlich bis zum Weichselknie (nordwestlich von Thorn) verlief — diese hat nach Diculescu (a. a. O.) der Biograph des Kaisers Mark Aurel (161/180) Capitolin nebst den Burgunden und Wandalen im Auge, wenn er von den „im höheren Norden wohnenden Barbaren“ spricht, von denen in erster Linie die zum Markomannenkriege (166/180) führenden Unruhen ausgegangen sein sollen. Die gerade zur Zeit dieses Krieges im Zentrum des alten Gepidenlandes, nämlich im westpreußischen Weichsellande festgestellten zahlreichen Vergrabungen römischen Silbergeldes (analog den gleichzeitigen [Kossinna a. a. O.] in Polen, Ostgalizien, Dazien, West- und Südrußland) lassen wohl auf Unruhen und Unsicherheiten bei den Gepiden schließen, die wiederum auf kriegerische Verwicklungen mit deren Nachbarn, den südlicher wohnenden Ostburgunden hindeuten, und diese kriegerischen Vorgänge führten dazu, daß die Burgunden ihrerseits auf die noch südlicheren Wandalen (Hasdingen) drückten, die infolgedessen ihre Stammsitze in Südposen verließen und südwärts zogen, um schließlich, nach Beteiligung am Markomannenkriege, etwa 200 n. Chr. mit Stammesgenossen aus Polen und Galizien in Nordungarn (Dazien) eine neue Heimat zu finden und auch in Oberschlesien sesshaft zu werden, während die Ostburgunden, von den Gepiden gedrängt, ihre Sitze am Weichselknie und an der Netze (in Nordposen) verlassen, um teils in die Neumark, teils in die Nieder- und Oberlausitz überzusiedeln, von wo aus sie bald weiter westwärts vorrücken. Die an der gepidischen Südgrenze in Mittelposen zurückgebliebenen Ostburgundischen Volksteile — diese Grenze verlief um 200 n. Chr. von Neutomischel über Posen nach Wreschen — wurden von der ersten im Jahre 248 weiter südwärts nach Dazien wandernden gepidischen Volksabteilung vernichtend geschlagen.

Für unsere völkische Betrachtung des Lebuser Fundes, der um oder bald nach 200 anzusetzen ist, fallen nach vorstehenden Ausführungen also gänzlich aus die (Ost-)Wandalen (Hasdingen), die schon nach Dazien bzw. Oberschlesien gezogen waren, die Goten, die, soweit sie nicht bereits in die Ukraine abgewandert waren, in Ostpreußen saßen und die gotischen Gepiden, die bei ihrem Drängen nach Süden die an die Oder grenzende Neumark, wohin sie einen Teil der Burgunden abgedrängt hatten, nicht betreten haben, da die gepidische Westgrenze etwa im Zuge Neutomischel(Posen)—Köslin (östliches Hinterpommern) verlief. Auch die Burgunden können wegen ihrer charakteristischen stammesüblichen Brandgrubengräber (neben Urnengräbern) nicht in Betracht kommen. Es bleiben also übrig die Rugier<sup>11)</sup> mit ihren Skelett-

<sup>10)</sup> Kossinna, „Das Weichselland ein uralter Heimatboden der Germanen“; Diculescu, „Die Gepiden“ I. Bd.

<sup>11)</sup> Almgren, „Zur Rugierfrage und Verwandtes“ (Mannus X); Kossinna, „Das Weichselland usw.“; Blume a. a. O. I, S. 175 ff.



gräbern und ihren Sitzen im westlichen Hinterpommern zwischen Oder und Persante und auf Rügen und von den schlesischen Wandalen die mittelschlesischen Silingen, da bei den oberschlesischen Wandalen (abgesehen von dem silingischen Fürstengrabe von Wichulla) während der Kaiserzeit Verbrennung Sitte ist und da bei den niederschlesischen Wandalen bisher Skelettgräber erst aus dem 4. Jahrhundert bekannt sind. Für unsere völkische Betrachtung bleibt also lediglich die Alternative: ist in Lebus eine von Süden nach Norden gewanderte schlesische Silingin oder eine von Norden nach Süden gezogene Rugierin unverbrannt bestattet worden? Für eine Rugierin spricht schon die Gesamtsituation um 200 n. Chr., wo seit der Zeit des Markomannenkrieges sämtliche ostgermanische Nationen sich in einer Südwärtsbewegung, wie wir sahen, befinden, von der auch kleinere rugische Volksteile ergriffen worden sein müssen. Dies zeigen uns für die Rugier, abgesehen vor der östlichen Ausdehnung der Skelettgräber, nach südöstlicher Richtung die Skelettgräber von Augustwalde, Kreis Arnswalde (Neumark) und nach Süden von Damme, Kreis Prenzlau (Uckermark) und Seelow (Kreis Lebus)<sup>12)</sup>. Das Seelower Skelettgrab wird von Kossinna spätestens um 200 n. Chr. angesetzt, und es ist nicht ausgeschlossen, da Seelow und Lebus am Höhenrande (bzw. Lebus unweit des Höhenrandes) liegen, der den Oderbruch von Reitwein (bei Lebus) bis Zehden a. d. Oder in westwärts ausgerichteter Linie einrahmt, daß Seelow und Lebus Station n ein- und desselben rugischen nach Süden ziehenden Trupps sind, dessen Ziel vielleicht Schlesien war. Jedenfalls stand seit der Wende des 2. Jahrhunderts Schlesien nicht nur mit dem neuen Gotengebiet in Südrußland in regem Kulturaustausch, sondern auch mit den in Ostpreußen verbliebenen Goten, mit den Rugiern<sup>13)</sup> in Pommern und besonders mit den Gepiden.

Ist schon aus diesen Zügen und diesem Drang nach Süden und Südosten der ostgermanischen Nationen in der Zeit während und nach dem Markomannenkriege mit größter Wahrscheinlichkeit (in Kombination mit den damals herrschenden Bestattungssitten) auf rugische Stammzugehörigkeit des Lebuser Skelettgrabes zu schließen, so auch aus der Geschichte der Fibeln, mit denen wir uns jetzt noch einmal zu beschäftigen haben. Wie aus unseren Ausführungen hervorgeht, muß die Fibel Alg. Abb. 124 (die Stammutter der Lebuser) zur Zeit des Markomannenkrieges zu Abwandlungen in bezug auf den Fußkamm, der um oder bald nach 200 n. Chr. bei der Lebuser in starker Abweichung erscheint, geneigt haben und diese abweichenden Übergänge von Abb. 124 zur Lebuser

124 sind uns zwar nicht aus dem Rugiergebiet selbst in Hinterpommern  
194 bekannt, wohl aber, wie wir sahen, bei den von den Gepiden verdrängten und nach der Lausitz abgewanderten Ostburgunden, den vorher nächsten Nachbarn bzw. Untertanen (im Weichselknie) der Gepiden, und diese zur Lebuser überleitenden Fibelfunde bei den Burgunden in der Lausitz geben

<sup>12)</sup> Das wahrscheinlich ostgerm. Skelettgrab von Obergörlsdorf (Kr. Lebus) gehört erst dem 4. Jahrhundert an.

<sup>13)</sup> Martin Jahn, „Die Gliederung der Wandalischen Kultur in Schlesien“ (Schlesiens Vorzeit, Neue Folge, Bd. VIII S. 30). Hierzu auch Blume a. a. O., I S. 176, der aber wohl in bezug auf „Sackrau“ zu weit geht, das, als erst dem 4. Jahrhundert (wie auch Obergörlsdorf, Kr. Lebus) angehörend, für unsere Betrachtung überhaupt ausfällt.

Dagegen ergeben sich Übereinstimmungen mit dem schon angeführten Jäschwitzer Grabe: Seitenlage des Skeletts mit etwas angezogenen Beinen, nach innen gebogene Arme, zwei einander gleiche Fibeln und in der Beckengegend eine für die silingische Frau als Grabbeigabe nicht übliche Gürtelschnalle, aus Eisen und halbkreisförmig, wie die Lebuser.

übrigens auch ihrerseits eine sichere Handhabe für die Zeit ihrer Übersiedelung. Wenn es nun einerseits ausgeschlossen ist, daß wir in Lebus eine Ostburgundin vor uns haben wegen der Verbrennung und Brandgrubenbestattung bei diesen, so steht es andererseits fest, daß, und zwar schon seit Christi Geburt, Volks- und Kulturbeziehungen regster Art von Norden nach Schlesien und von Schlesien nach Norden, dem Laufe der Oder folgend, stattgefunden haben, worüber Almgren, Kossinna, Seger, Jahn und andere Forscher geschrieben haben. Deshalb erscheint es mir nicht unwahrscheinlich, daß die besprochene Abwandlung des Kammes der Fibel Alg. 124, vom Gebiete der Lausitzer Burgunden ausgehend, längs der Oder teils, wenn auch hier nicht gerade bei Formen wie Abb. 124, in Schlesien bei den Wandalen (vgl. die Kopfpatrien der Fibeln Tafel 14, Abb. 8 und 10 und Tafel 20, Abb. 20 bei Tackenberg, „Die Wandalen in Niederschlesien“) teils im Gebiete der Rugier an der unteren Oder ihre Parallelen bzw. Fortsetzungen (wie bei der Lebuser) gefunden hat. Da nun aber in Schlesien unsere Stammutter, Fibel Alg. Abb. 124, selbst oder in nächsten Varianten nicht vorkommt, während diese Formen an der ganzen Ostseeküste, wie wir sahen, verbreitet sind, und auch in Pommern viernal, darunter einmal im rugischen Gebiete Hinterpommern (im Moorfund von Butzke, Kreis Belgard), vorkommen, so müssen wir uns auch „vom Standpunkte der Fibelforschung“ in Lebus für eine Rugierin entscheiden, obwohl, was die Bestattungsart (Skelett) betrifft, auch schlesische Silingen in Betracht kommen könnten, wenn nicht dagegen spräche, daß erstlich die silingische Grabform (Verlängerung der Grabgrube)<sup>14</sup> außerhalb des silingischen Gebietes lediglich in Dänemark, insbesondere in der alten Heimat der Silingen in Seeland vorkommt, zweitens unser Lebuser Grab sich durch das Gegenteil, eine besonders kurze Grabgrube, auszeichnet. Ich entscheide mich also in der völkischen Frage für eine Rugierin in Übereinstimmung mit Almgren-Blume (Almgren, Mannus X. S. 1 und S. 3 — Blume, Mannusbibl. Nr. 8, S. 175ff.). Zu den rugischen Skelettgräbern der späteren älteren, wie der frühen jüngeren Kaiserzeit, die südöstlich und südlich des altrugischen Odermündungsgebietes auftreten, nämlich den schon angeführten Gräbern von Augustwalde (Neumark), Damme (Uckermark) und Seelow-Stadt (Kreis Lebus) tritt somit als viertes unser Skelettgrab von Lebus (Kreis Lebus). Siehe hierzu „Nachtrag“ über eine Fibel Seelow-Land.

### Nachtrag.

**Die Seelower (Seelow-Land) Fibel Abb. 119 bei Götze, „Die vor- u. frühgeschichtl. Denkm. des Kreises Lebus“, S. 61.**

Meine Niederschrift war bereits beendet, als ich durch Güte des Herrn Kreismuseumsdirektors Mirow in Müncheberg (die Fibel liegt im dortigen Museum) Gelegenheit erhielt, eine gute Zeichnung (Abb. 5) dieser mich im Zusammenhange mit dem Lebuser Skelett interessierenden Fibel anzufertigen, deren Wiedergabe bei Götze a. a. O. die wirkliche Beschaffenheit des Kopfteils der Fibel mir nicht genügend aufklärte. Die Fibel ist laut Götze a. a. O., in der Kiesgrube 800 m nordnordwestlich von der Stadt Seelow zusammen mit einem kleinen Tonbecher (Abb. 118 bei Götze) und einem doppelkonischen Tonwirtel ohne Verzierungen gefunden worden. Der Seelower Tonbecher hat genau dieselbe Höhe (6 cm)

<sup>14</sup>) Jahn, Mannusbibl. Nr. 22, S. 89.



wie der gleiche (ein Beigefäß) bei Blume a. a. O. I, Abb. 176 aus Ostpreußen Kreis Osterode) und zeigt auch die für einen Teil der kaiserzeitlichen Keramik zwischen Oder und Passarge typische, erdfarbene, bräunliche Struktur. (Ein gleichfalls doppelkonischer Tonwirtel lag in Lebus in einer dem Skelett benachbarten Kulturschicht.) Über die näheren Fundumstände ist leider nichts bekannt, aber zweifelsohne handelt es sich um eine ostgermanische Hinterlassenschaft, was nicht nur durch die Fibel, sondern auch durch den Tonbecher bezeugt wird, und zwar mit großer Wahrscheinlichkeit um eine Hinterlassenschaft aus einem Grabe, das wiederum mit großer Wahrscheinlichkeit als ein Skelettgrab angesprochen werden kann, während es sich kaum um ein (burgundisches) Brandgrubengrab handeln dürfte, da von Spuren gebrannter Knochen oder geschwärzter Erde nichts bekannt geworden ist (nach Mirow). Auch Mirow denkt an ein Skelettgrab. Für ein Skelettgrab würden wiederum die Rugier in Betracht kommen. Doch interessiert uns die Fibel in erster Linie wegen ihrer typologischen und zeitlichen Stellung und hauptsächlich wegen des Kopfteils. Die Seelower Fibel ist nicht massiv, sondern hohl

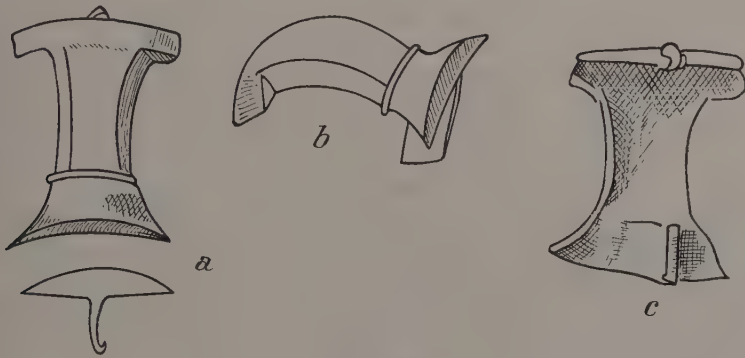


Abb. 5.

aus Bronzeblech gearbeitet (Abb. 5c, Rückansicht); hierzu vgl. Jahn, Schles. Vorz. N. F. VIII S. 27 zu Abb. 49/50. Auf dem in der Aufsicht (Abb. 5a) bandförmig nach beiden Seiten übergreifenden Kopfteil war sie mit Silberblech belegt, wovon noch Spuren vorhanden sind. In dem Sehnenhaken saßen (nach Mirow) ursprünglich noch etwa zwei Windungen der Spirale. Der Fußteil des Bügels trägt in der Senke nach dem Fußende hin einen rundlichen Querwulst. Aus der Rückansicht (Abb. 5c) wird ersichtlich, daß der hinterste Kopfteil aus einem schmalen rechtwinkligen (kästchenförmigen), den Bügelkopf auf beiden Seiten überragenden und nach unten offenen Körper besteht, der, wie die betreffende Schraffierung der Seitenansicht (Abb. 5b) zeigt, unterhalb des Bügelkopfes sitzt. Dieser Körper stellt meines Erachtens einen degenerierten versenkten Kopfkamm dar und bietet also in bezug auf Degenerierung bei gleichzeitiger Versenkung des Kopfkammes eine Parallele zur Lebuser Fibel. Als Stammütter für die Seelower Fibel, deren Querwulst in der Bügel senke noch an den Mittelkamm erinnert, kommen die Dreisprossenfibeln Alg. Abb. 94/96 und die Fibeln bei Alg. Abb. 127/130 in Betracht. Diese Fibeln Alg. Serien 1 und 8, Gruppe V, sind, wie Alg. (S. 61) es betont, nahe verwandt und zwar ist die Seelower Fibel ebenso, wie die Fibel 97 (Alg.) eine Mischform dieser zwei Serien. Die Seelower Fibel hat sich aber als Mischform etwa zwischen Alg. Abb. 96 und Abb. 127 schon erheblich weiter von ihren Vorbildern entfernt als die Mischform

Abb. 97. An Abb. 96 erinnert bei der Seelower Fibel die seitliche Fazzettierung des Bügels, dagegen an Abb. 127 das Fußende über dem Nadelhalter und der Querwulst in der Bügelsenke, vor allem aber dadurch, daß, nach Alg., der Bügel der Fibeln wie Abb. 127 hohl ist, so daß Vedel die Formen Alg. 127/131 „gewölbte Fibeln“ benannte. Wenn Alg. die Fibel Abb. 97 als Variante der Dreisprossenfibeln bezeichnet, so kann die Seelower (Seelow-Land) als Variante der Serie 8, Gr. V (Abb. 127/129) aufgefaßt werden. Da nun die Vorbilder Abb. 96 und 127 dem Ausgang der älteren und dem Beginne der jüngeren römischen Periode (Alg. S. 51 und S. 61) angehören, so dürfte die Seelower Fibel frühestens etwa „200 n. Chr.“ anzusetzen sein und bietet demnach auch zeitlich eine Parallele zur Lebuser Fibel und typologisch dürften beide Fibeln in einer Form, wie Abb. 124, ihre Stamm-Ürmutter haben. Wenn wir nun vorher sahen, daß diese Urmutter Abb. 124, wie auch ihre nächsten Abkömmlinge Abb. 127 usw. und die nahe verwandten Dreisprossenfibeln Abb. 94/96 in West- bzw. Ostpreußen beheimatet sind, aber auch weiter westlich, so in Pommern angetroffen werden, so dürfen wir die besprochenen Fibelfunde von Lebus und Seelow nach den vorstehenden Ausführungen etwa gleichzeitig aus der pommerschen Heimat aufgebrochenen rugischen Südwanderern zusprechen, die unter Umgehung des Oderbruches über die westlichen, das Bruch von Zehden bis Lebus-Reitwein im Halbkreis umrahmenden Höhen der Oder wieder zustrebten und sie über Seelow (vielleicht unter Zurücklassung eines Trupps) bei Lebus erreichten. Vielleicht darf man auch (vgl. die Ausführungen im Hauptteile dieser Arbeit) das ostgermanische Skelettgrab von Seelow-Stadt (Götze a. a. O. S. 61), das Kossinna um allerdings spätestens 200 n. Chr. ansetzt, noch mit demselben oder einem wenig früheren rugischen Südzuge in Beziehung setzen.

Wir hätten dann zwei Seelower ostgermanische (rugische) Skelettgräber: Seelow-Stadt und Seelow-Land.

Ich greife noch einmal auf die Fibeln von Lebus zurück: Almgren sagt (a. a. O. S. 93/94) von der Torsberger Fibel Abb. 194, dem von mir als Endglied der Kopfkammveränderung (Verkümmerung) aufgefaßten Typ: „Die Fibel Abb. 194 könnte wohl schon in Ostdeutschland entstanden sein, obgleich sie sich dort bis jetzt nicht gefunden hat.“ Aus meinen Ausführungen — auch wenn die von mir vorgelegte Verbreitung der Kümmerformen des Kopfkamms von der burgundischen Lausitz aus keinen Beifall finden sollte — geht hervor, daß die Fibeln „vom Stamme“ Alg. Abb. 124, aber mit verkümmerndem Kopfkamm entstanden sein müssen in Ostdeutschland, und zwar entweder in der ostgermanischen Ostsezone (bei den Goten, Gepiden, Rugiern) oder bei den Ostburgundern kurz vor oder nach ihrer Übersiedlung nach der Lausitz und der Neumark.

## Die paläolithische Siedelung von Kösten bei Lichtenfels a. M. und das Solutréen im schwäbisch-fränkischen Jura.

Von

Fritz Wiegers.

### Literatur.

1913. G. Roßbach: Steinzeitliche Siedelungen bei Lichtenfels a. M. Festschrift zum 64. Anthropologenkongreß Nürnberg. S. 1—8. Mit 8 Tafeln.
1914. H. Obermaier: Fouilles en Bavière. L'Anthropologie. Paris. S. 254—262.



1914. H. Obermaier und P. Wernert: Paläolithbeiträge aus Nordbayern. Mitt. Anthropol. Ges. Wien. S. 44—62. 2 Taf., 19 Abb. i. T.
1914. F. Birkner: Der Eiszeitmensch in Bayern. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. Bd. 19, S. 105—134. 10 Taf., 9 Abb. i. T.
1916. O. Hauser: Über eine neue Chronologie des mittleren Paläolithikums im Vézèreetal. Diss. Leipzig.
1916. — Das Micoquien Hauser in Deutschland. Zeitschr. f. Ethnol., Jahrg. 48 S. 89—92.
- 1918/19. E. Schmidtil: Zur Kenntnis der Diluvialterrassen am oberen Main zwischen Rodach- und Regnitzmündung. Sitzgsber. der phys.-med. Sozietät in Erlangen.
1918. E. Hillebrand: Das Paläolithikum Ungarns. Wiener Prähistor. Zeitschrift S. 14—30. 23 Abb. i. T.
1927. A. Mayr-Nürnberg: Paläolithvorkommnisse im mittleren Altmühltal Nachrichten der Deutschen Anthropol. Ges. Jahrg. 2, S. 30—33

Die paläolithische Siedelung von Kösten bei Lichtenfels hat zuerst Geheimrat G. Roßbach beschrieben, der viele Jahre an diesem Fundort mit unermüdlichem Fleiß gesammelt hat. Roßbach betonte den paläolithischen Charakter der Fundstücke, enthielt sich aber des Urteils, welcher Kulturstufe sie zuzurechnen seien. Er sprach nur allgemein von der Moustierbearbeitung einiger Stücke und von der Solutréart anderer.

Dann untersuchte Obermaier die Sammlung Roßbachs und stellte die Funde nach ihrer Technik und Ausführung in das jüngere Acheuléen, „wofür sich z. B. Belege aus dem Sommegebiet und von La Micoque (Dordogne) erbringen ließen“. Zu diesem Standpunkt bekannte sich auch F. Birkner.

1916 stellte der Altertumshändler Hauser<sup>1)</sup> die Behauptung auf, Kösten sei das deutsche „Micoquien“, brachte aber keine wissenschaftlichen Beweise für diesen zwischeneiszeitlichen „Typus Kösten“. An sich ist der Fundort La Micoque keineswegs geeignet, den Namen für eine Kulturperiode zu geben, denn er nimmt doch in seiner Industrie eine gewisse Sonderstellung ein, deren Formen nicht, wie die der übrigen französischen Fundorte, vom Chelléen bis zum Magdalénien in gleicher Art an anderen Orten wiederkehren. Es sollte der Gebrauch des Wortes „Micoquien“ daher allgemein abgelehnt werden, zumal in der Bezeichnung „Warmes oder Unteres Moustérien oder Weimarer Stufe“ eine viel bessere Charakterisierung liegt.

1918/19 erschien eine geologische Studie über die Terrassen des oberen Maintales von Schmidtil. 1926 hatte ich selbst Gelegenheit, unter der liebenswürdigen Führung von Herrn Geheimrat Dr. Roßbach Kösten und die Köstener Werkzeuge zu studieren, wofür ihm auch an dieser Stelle herzlich gedankt sei.

<sup>1)</sup> Ich benutze diese Gelegenheit zu einem Proteste gegen die mißbräuchliche Benutzung meines Namens. Hauser gibt in seiner Dissertation und anderen Schriften eine Liste der von ihm an seinen französischen Grabungsplätzen gesammelten Wirbeltierknochen, die durch meine Vermittlung von dem verstorbenen Dr. O. Thies bestimmt und 1913 von mir veröffentlicht sind. (Zeitschr. D. Geol. Ges. 1913). Hauser beliebt es, z. B. in seiner „zentraleuropäischen Urrasse“ seiner Fossilliste den Satz vorangehen zu lassen: „Über die Faunenverhältnisse meiner Ausgrabungsstationen bin ich leider nur auf die Bestimmung von Wiegers an der Geologischen Landesanstalt in Berlin angewiesen. Ich muß mich also allein auf deren Richtigkeit verlassen und gebe sie mit allem Vorbehalt hier wieder.“ Nach dieser halben Diskreditierung schiebt Hauser dann aber Tiernamen in die Liste hinein, die nicht in der von mir veröffentlichten Liste stehen, Namen von Tieren, die an den betreffenden Fundplätzen niemals gefunden sind, wie z. B. *Elephas antiquus* und *Hippopotamus major* in La Micoque! Ferner gibt er zu den lateinischen Speziesbezeichnungen in einem Fall eine falsche deutsche Übersetzung, indem er *Cervus elaphus* als „Riesenhirsch“ erklärt!

Ich gebe diese „wissenschaftliche“ Methode Hausers, mich für eine von ihm gefälschte Liste verantwortlich zu machen, hiernüt bekannt.

Schmidtill gelang es, im oberen Maintal im ganzen fünf Terrassen festzustellen, die sich nicht nur morphologisch ausprägen, sondern auch tatsächliche Sand- und Kiesaufschüttungen darstellen. Leider sind bis jetzt in keiner dieser alten Mainablagerungen irgendwelche Wirbeltier- oder sonstige Tierreste gefunden worden, so daß eine Altersbestimmung mit Hilfe der Fauna zurzeit nicht möglich ist.

Andererseits liegen heute aber so viele Terrassenuntersuchungen aus Süd- und Mitteldeutschland vor, daß aus der Analogie mit anderen Terrassen doch mit ziemlicher Gewißheit Schlüsse auf das Alter derselben gezogen werden können.

Schmidtill parallelisiert unter Vorbehalt vier seiner Terrassen mit den fluvioglazialen Terrassen der alpinen Gletscherflüsse, die Penck als Niederterrassen- und Hochterrassenschotter, als jüngere und ältere Deckenschotter bezeichnet hat und welche jeweils einer Eiszeit entsprechen. Da auch unsere norddeutschen Terrassenuntersuchungen, besonders die von Grupe an der Weser, es als sicher erscheinen lassen, daß die Eiszeiten die Zeiten der starken Aufschotterung der Flüsse waren, so darf die glaziale Aufschotterung, für die auch W. Soergel gute Beweise gebracht hat, als eine allgemein gültige Erscheinung aufgefaßt werden.

Die Höhenlage der vier Terrassen über dem Main beträgt:

für die Niederterrasse	6—12 m
„ „ Hochterrasse	35—50 „
„ „ Unteren Deckenschotter	65 „
„ „ Oberen Deckenschotter	80—85 „

Außerdem hat Schmidtill noch eine fünfte Terrasse gefunden, die sich zwischen seine Niederterrasse und die Hochterrasse einschiebt und die im Durchschnitt 25 m über dem Main liegt. Er bezeichnet sie als „Zwischenterrasse“ und hält sie im Gegensatz zu den vier eiszeitlichen für eine Terrasse der letzten Zwischeneiszeit. Zu diesem nicht ganz logischen Schluß, dessen Widerspruch in sich Schmidtill durchaus bewußt gewesen, ist er nur durch die oben erwähnte Behauptung Hausers gekommen, daß auf der Terrasse das zwischeneiszeitliche Micoquien läge.

Diese Terrasse, die ich als Köstener bezeichnen will, die zwischen der Rodach- und der Regnitzmündung an einer Reihe von Stellen gut ausgebildet, ist nun gerade bei Kösten nicht als Aufschüttungsterrasse, sondern als Erosionsterrasse entwickelt.

Schmidtill sagt zwar: „Die im Norden von Kösten entwickelte zweite Terrasse ist oberflächlich nur äußerst dünn beschottert.“ Das ist aber ein Irrtum! Die spärlichen Schotter, die Schmidtill gesehen hat, sind nicht vom Main, sondern vom Menschen dorthin gebracht worden.

Als ich am 11. März 1926 den Fundplatz Kösten zum ersten Male absuchte, drängte sich mir sofort die Tatsache auf, daß die angebliche Schotterbestreuung ausschließlich aus Kieselschiefer bestand. Die wirklichen Terrassenschotter aber, so wie man sie bei Marktzeuln ausgezeichnet aufgeschlossen findet, sind sandige Ablagerungen mit Grauwacken, Grauwackenschiefern, Tonschiefern, Gneisen, Gangquarzen, Dolomiten und zum Teil spärlichen Kieselschiefern. Wenn letztere jedoch bei Kösten das alleinige Schottermaterial darstellen, dann muß hier eine natürliche Auslese vorliegen, die nur so erklärt werden kann, daß der Mensch sich die für ihn allein brauchbaren Gesteine aus dem damaligen Main oder aus einer älteren Terrasse ausgesucht und nach seinem Wohnsitz geschleppt hat. Fast sämtliche Köstener Werkzeuge aber bestehen aus Kieselschiefer!



Was können wir nun, ganz unvoreingenommen, aus den Terrassen folgern? Es ist wahrscheinlich, und so nimmt auch Schmidtil an, daß die Niederterrasse der letzten Eiszeit entspricht; dann steht nichts dem im Wege, daß die nächsthöhere Terrasse, nämlich die Köstener Terrasse, der vorletzten Eiszeit entspricht. Die dritte Terrasse, Schmidtils Hochterrasse, würde dann zum Unteren und die vierte Terrasse zum Oberen Deckenschotter, während die oberste fünfte Terrasse ein präglaziales Alter haben würde. Es ist in diesen Gebieten das glaziale und präglaziale Alter einer Terrasse ohne Fauna natürlich weit schwieriger, wenn nicht unmöglich, zu bestimmen, als in Norddeutschland, wo den eiszeitlichen Terrassenschottern nordische Gerölle beigemischt sind, die den präglazialen fehlen.

In dem Steinbruch unmittelbar neben der Roßbachschen Fundstelle war 1926 folgendes Profil zu sehen: zu oberst 0,25—1,00 m gelber, san-



Abb. 1.

Abb. 1a.

diger, oben humoser Verwitterungsschutt mit eckigen Sandsteinblöcken; darunter folgte der gelbe, eisenschüssige, dickbankige Sandstein. An einer Stelle war eine etwa 8 m lange und bis 1,25 m tiefe Ausfurchung im Sandstein, die mit Gehängelehm erfüllt war. Von einer, wenn auch noch so geringen Schotterdecke war keine Spur vorhanden. Da andererseits eine morphologische Terrasse zwischen Kösten und dem Herberge vorhanden ist, so kann es sich hier nur um eine Erosionsterrasse handeln.

Wenn aber die Köstener Terrasse eine Erosionsterrasse ist, d. h. wenn hier der damalige Main nicht ablagerte, sondern abspülte, dann kann unmöglich hier eine Siedelung der vorletzten Eiszeit bestanden oder sich erhalten haben. Es ist also aus geologischen Gründen ganz unmöglich,

daß die Köstener Siedelung der vorletzten Eiszeit, d. h. dem jüngeren Acheuléen angehört, wie Obermaier annimmt. Der Fundplatz konnte vielmehr erst nach Ablauf der vorletzten Eiszeit besiedelt werden, nämlich entweder während der letzten Zwischeneiszeit oder während der letzten Eiszeit.

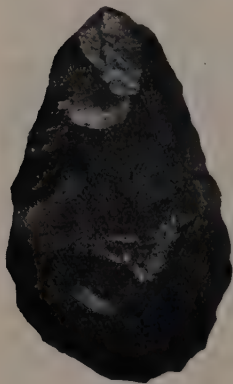


Abb. 2.

Wäre das erstere der Fall gewesen, dann hätten wir die Industrie der Weimarer Stufe zu erwarten, die in so prächtiger Weise aus den Kalktuffen von Ehringsdorf bei Weimar bekannt ist. Die Köstener Werkzeuge haben aber gar keine Ähnlichkeit mit denen des Ilmtales, so daß eine zwischen-eiszeitliche Besiedelung ebenfalls als ausgeschlossen gelten kann.

So bleibt nur noch die letzte Eiszeit übrig. Betrachtet man nun das gesamte Fundmaterial, das abgesehen von wenigen Stücken aus grauem Tonschiefer, eine reine Kieselschieferindustrie darstellt und das sich zusammensetzt aus taustkeilähnlichen Spitzen, aus Schabern, Nucleuskrazern, Scheibenkrazern, Kielkrazern, Klingenkrazern und kurzen plumpen Klingen, dann gewinnt man durchaus den Eindruck, daß hier nur eine jungpaläolithische Industrie vorliegen kann und zwar das Solutréen.



Abb. 3.

Diese Kulturperiode ist bisher wenig in Deutschland bekannt. Die Formen des westlichen — französischen — Kulturkreises sind überhaupt nicht über den Rhein gekommen. Die einzige angebliche Solutréenspitze von französischem Typ, die 1895 bei Cannstatt im Löß gefunden und von R. R. Schmidt abgebildet ist, gehört nach P. Goeßler<sup>2)</sup> wahrscheinlich

<sup>2)</sup> P. Goeßler: Vor- und Frühgeschichte von Stuttgart-Cannstatt. Stuttgart 1920, S. 8.



zu einem der im Cannstatter Tal nicht seltenen neolithischen Skelettgräber. Ich stehe hier im Gegensatz zu R. R. Schmidt, der die Herkunft unseres süddeutschen Solutréen nicht erkannt hat, denn er sagt: „Der kulturelle Zusammenhang zwischen dem Hoch-Solutréen Westeuropas und Deutschlands ist wiederum ein vollkommener.“ (Die diluviale Vorzeit S. 154.)

Echtes deutsches Solutréen ist bisher nur von fünf Stellen bekannt geworden, nämlich vom Sirgenstein im Aichtal, aus den Ofnethöhlen im Ries und aus den Klausenhöhlen bei Neu-Essing im Altmühltal (Niederbayern), ferner vom Zwergloch bei Pottenstein in Oberfranken und ganz kürzlich aus einer kleinen Höhle, die sich in einem rechten Seitenta der mittleren Altmühl, senkrecht über der Ortschaft Altendorf befindet. Zwei von den Höhlen liegen am südlichen Rande der Alb und alle fünf



Abb. 4.

in nicht allzu großer Entfernung nördlich von der Donau, die uns den Weg weist, den diese Industrie gekommen ist, nämlich den Weg nach Ungarn.

Ungarn war zur Solutréenzeit ein äußerst wichtiges Kulturzentrum, das eine durchaus eigene Kultur schuf. Wir kennen sie mit ihren faustkeilähnlichen Spitzen, die zuerst von guten Kennern des westlichen Paläolithikums, wie Obermaier, für Acheuléen gehalten wurden, aus den Höhlen des Bükkgebirges (Szeletahöhle, Ballahöhle, Puskaporoszer Felsnische und von Miskolcz) östlich von Budapest; aus der Kiskevélyerhöhle bei Budapest; aus der Bajoter Jankovichhöhle bei Esztergom, westlich von Budapest, und aus der Pálffyhöhle in den kleinen Karpathen, die bei Preßburg an die Donau stoßen.

Das ungarische Solutréen hat sich Donauaufwärts nach Westen verbreitet, zwischen Regensburg und Ulm sind die Menschen durch Nebentäler der Donau nordwärts gedrungen: durch das Altmühltal zu den Klausenhöhlen; durch das Wörnitztal ins Ries bei Nördlingen zu den Ofnethöhlen; durch die Täler der Blau und der Ach zum Sirgenstein. Durch Altmühl- und Regnitztal sind sie vermutlich nach Norden weiter vorgedrungen ins Maintal und in diesem aufwärts nach Kösten, durch das Pegnitztal nach Pottenstein.

Ein Vergleich der Köstener Spitzen mit denen der Albhöhlen und Ungarns zeigt die völlige Übereinstimmung, besonders mit denen des Früh-Solutréen der Bajoter Jankovichhöhle und der Szeletahöhle<sup>3)</sup>.

Ein Teil der Köstener Werkzeuge ist von Geheimrat Roßbach in seiner oben genannten Schrift auf vier Tafeln abgebildet, von denen ich einige Abbildungen der ersten beiden Tafeln dank der Freundlichkeit des Herrn Kustos K. Hörmann in Nürnberg in dieser Arbeit abermals zum Abdruck bringen kann<sup>4)</sup>. Weitere Abbildungen finden sich in den Veröffentlichungen von Obermaier und Birkner. Die nachfolgenden Abbildungen 1—7 sind von Herrn Geheimrat Roßbach selbst gezeichnet und mir für diese Arbeit in liebenswürdiger Weise überlassen worden.

Die charakteristischen Werkzeuge von Kösten sind die beiderseits bearbeiteten flachen Doppelspitzen, von denen in Abb. 1<sup>5)</sup> und 3 zwei be-



Abb. 5.

Abb. 6.

sonders schöne Stücke wiedergegeben sind; sie weisen eine über beide Seiten hinweggehende Flächenretusche auf und sind sehr sorgfältig gearbeitet. Die Spitze Abb. 1 ist 10,25 : 4,2 : 1,2 cm, die Spitze Abb. 3 ist 8,6 : 4,0 : 1,25 cm groß. Nicht ganz so fein gearbeitet ist die zerbrochene Spitze Abb. 9, die 9,7 : 5,1 : 1,6 cm mißt. Die beiden Spitzen 1 und 3 zeigen große Ähnlichkeit mit der von A. Mayr in Abb. 7 seines Aufsatzes abgebildeten Spitze von Altendorf.

Neben den großen kommen auch kleine Spitzen vor; so befindet sich in der Roßbachschen Sammlung eine prächtig gearbeitete, leider zerbrochene Spitze, die der Abb. 1 sehr ähnlich ist, aber nur etwa 5,7 : 2,7 : 0,9 cm groß ist.

Als kleine Faustkeilchen bezeichnet Obermaier Stücke, wie Abb. 2 und 12. Ersteres mißt 7,3 : 3,1 : 1,9 cm, letzteres 6,1 : 3,65 : 1,73 cm.

Eine sehr hoch gearbeitete Spitze zeigt Abb. 13 (7,13 : 2,73 : 1,1,73 cm); sie besitzt eine sehr deutliche Steilretusche, die aber nicht der Aurignacien technik entspricht.

<sup>3)</sup> E. Hillebrand: Das Paläolithikum Ungarns. Wiener Prähist. Zeitschrift. Wien 1919, S. 14—40.

<sup>4)</sup> Sie tragen die Nummern 1, 2, 8, 11, 12, 19, 20, 21 in der Arbeit von G. Roßbach.

<sup>5)</sup> Abb. 1a ist eine photographische Wiedergabe des Stückes.



Abb. 8 zeigt eine abgebrochene Spitze, die dicker und gröber gearbeitet ist, als die ersten beiden Doppelspitzen. Diese Art findet sich ziemlich häufig und scheint der verbreitetste Typ der Köstener Spitzen zu sein. Roßbach hat noch mehrere solcher dicker Spitzen abgebildet. Die Dicke geht bis zu 3,2 cm, so daß bei einzelnen Stücken fast von zylindrischen Spitzen gesprochen werden könnte. Vgl. Abb. 4.

Einfache Schaber und Bogenschaber sind die Abb. 10 und 11. Zahlreich sind ferner kleine 3—4 cm große rundliche Scheibenkratzer, wie sie in Abb. 5—6 wiedergegeben sind. Verhältnismäßig häufig sind auch Nukleuskratzer und Kielkratzer in der Roßbachschen Sammlung vertreten und weisen auf den jungpaläolithischen Charakter der Werkzeugindustrie hin. In Abb. 7 ist einer der schönsten Kielkratzer von Kösten abgebildet, der 3,95 : 3,14 : 2,5 cm mißt.

Klingen bis zu 8,5 cm Länge und 2,5 cm Breite mit zum Teil retu-

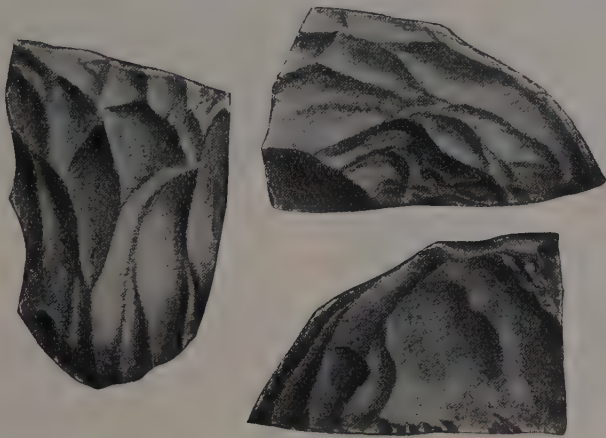


Abb. 7.

schierten Längskanten, einzelne auch mit Kratzerende an der Schmalseite sprechen ebenfalls für Jungpaläolithikum.

Das Material aller Stücke, von Obermaier ungenau als „Sillex oder verwandtes Gestein“ bezeichnet, ist, wie schon oben erwähnt, fast ausschließlich Kieselschiefer, und dieses Material unterscheidet die Solutréenkultur von den jüngeren Kulturen des Tardenoisien, die Roßbach in der Nähe von Kösten gefunden hat. Im Tardenoisien ist statt des Kieselschiefers der helle graue Chalcedon des Keupers bevorzugt worden, der nördlich von Lichtenfels, am Mönchsberg in harten Felsklippen ansteht, in den Tälern aber auch in kleinen Stücken und Splittern im Gehängeschutt aufgefunden werden kann.

So dürfte die Industrie des umstrittenen Kösten auf dem Wege geologischer Beweisführung an ihren richtigen Platz gerückt sein. Kösten verliert dadurch nicht an Bedeutung, sondern es gewinnt, weil es der nördlichste Punkt deutscher Solutréensiedlung ist und weil es wiederum ein ausgezeichnetes Beispiel für die Notwendigkeit geologischer und prähistorischer Zusammenarbeit ist.

Die Erkennung dieser neuen Solutréenfundstätte legt die Überprüfung der altpaläolithischen Funde im süddeutschen Juragebiet nahe. Die Besiedlung im schwäbisch-fränkischen Jura beginnt allgemein erst im Anfange der letzten Eiszeit (Moustérien vom Sirgenstein, Kastlhäng-

höhle, Petershöhle u. a.) und dauert während des ganzen Jungpaläolithikums an bis zum Ende des Magdaléniens.

Als einzige Fundstätten des älteren Paläolithikums galten bisher die von Obermaier aufgestellten Acheulfundplätze von Kösten und der Klausenhöhle. Nachdem Kösten als jungpaläolithisch erkannt ist, bleibt als einzige altpaläolithische Siedelung die Klausenhöhle übrig.

Bei Neu-Essing, am rechten Ufer der Altmühl, liegen im Weißen Jura-kalk vier Höhlen übereinander, die 1912 von dem Pariser Institut de paléontologie humaine ausgegraben worden sind. In der ersten obersten



Abb. 8.



Abb. 9.

Höhle fand Obermaier Moustérien, Solutréen und Magdalénien. In der zweiten Höhle lag Solutréen und Magdalénien. Die dritte Höhle soll unter einer neolithischen Schicht Acheuléen enthalten haben, zusammen mit einer Fauna, die nach freundlicher Mitteilung von F. Birkner aus *Elephas primigenius*, *Rhinoceros tichorhinus* und *Equus caballus* bestand.

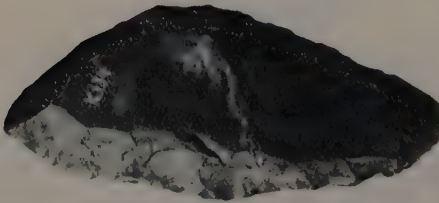


Abb. 10.



Abb. 11.

Wenn man die Abbildungen dieser „Acheulkeile“ bei Obermaier und Birkner betrachtet und daran denkt, daß in jeder der beiden höher gelegenen Höhlen schon Solutréen vorhanden ist; daß ferner nördlich und westlich von Neu-Essing ebenfalls Solutréensiedelungen liegen, aber im ganzen schwäbisch-bayrischen Süddeutschland keine einzige weitere Altpaläolithsiedelung, dann wird es schon allein durch diese Betrachtung außerordentlich wahrscheinlich, daß auch die angeblichen Acheulspitzen der Klausenhöhle zum Solutréen gehören.

Daß keine typologischen Schwierigkeiten dieser Umdeutung entgegenstehen, geht aus den eigenen Ausführungen Obermaiers hervor, der folgendes sagt: „Neben den Faustkeilen mit dickem Basalschnitt findet sich aber eine Reihe von dünnflachen Exemplaren, regelmäßig aus schmalen Silexplatten hergestellt, so daß bis zu einem gewissen



Grade große Pseudo-Lorbeerblattspitzen entstanden, die im Sinne der französischen Nomenklatur nicht ‚coups de poing lancéolés‘, sondern direkt ‚coups de poing foliacés‘ genannt werden müßten. Dazu gesellen sich, in mannigfachen Varianten und Größen, beiderseits bearbeitete dünnflache Spitzen, wie sie auch der Fundplatz Kösten lieferte, so Tafel II: Abb. 21 und Abb. 22, welch letzteres Stück man, aus dem Zusammenhange gerissen betrachtet, nicht anstehen würde, als Solutréenspitze im Stadium der wichtigsten Vorbehauung anzusprechen, dem nur noch die endgültige Überretouchierung durch Pressung fehlte.“

Es sei noch hinzugefügt, daß die 17,5 cm lange Spitze der Klause in bezug auf die ungewöhnliche Größe an die große Solutréenspitze von Miskolcz erinnert, die 23,8 cm lang ist.

Es sprechen mithin alle Erwägungen dafür, daß auch die dritte Klausenhöhle eine Solutréensiedelung darstellt, wie Kösten, um so mehr, als Obermaier „die überraschende Übereinstimmung mit Kösten bei Lichtenfels“ betont und weiter sagt: „Die Klausenindustrie wie jene von Kösten fallen morphologisch durch eine starke ‚Solutréentendenz‘ auf, die ihnen innewohnt.“

Also auch auf Grund der von Obermaier hervorgehobenen Übereinstimmung mit Kösten müssen wir die Klause in das Solutréen stellen, da Kösten, vor allem aus geologischen Gründen, kein Acheuléen sein kann, wie wir oben nachgewiesen haben.

Der letzte der fraglichen Acheuléenfundplätze der Alb ist der Hohle Fels bei Happurg, südöstlich von Hersbruck in Mittelfranken, von dem Obermaier einen „flachen Platten-schaber mit Spitze“ abbildet. „Er ist aus einer massiven Silexplatte gearbeitet und trägt nach Form und Technik das ganze Gepräge der Plattenartefakte aus der Klausennische und von Kösten.“

Wenn dieses einzelne Stück nicht zur Moustérienkultur des Hohle Fels gehört, dann dürfte es vielleicht ebenfalls ein Vertreter der Solutréenzeit sein. Jedenfalls spricht hierfür eine größere Wahrscheinlichkeit als für Acheuléen.

Aus dem vorstehenden ergibt sich also die Schlußfolgerung, daß der schwäbisch-fränkische Jura zur Solutréenzeit von Ungarn her besiedelt worden ist und daß dieses nach unserer gegenwärtigen Kenntnis die einzigen Solutréensiedelungen in Deutschland gewesen sind.



Abb. 12.



Abb. 13.

## Naturwissenschaftliches zu Kühn's Altersstellung der „nordafrikanischen Felskunst“.

Von

Dr. Max Hiltzheimer.

In Heft 5/6 des 58. Jahrganges (1926) beschäftigt sich Herbert Kühn auf den Seiten 358—363 auch mit dem Alter der „nordafrikanischen Felskunst“ und kommt zu dem Ergebnis, daß es paläolithisch sei. Die

Gründe, die ihn dazu bestimmen, legt er auf S. 361 in knappen, klaren Worten dar. Aus diesen scheint mir nur hervorzugehen, daß Kühn die Tragweite naturwissenschaftlicher Ergebnisse doch nicht richtig einschätzt. Und da vornehmlich die Naturwissenschaft in seinen Ausführungen eine erhebliche Rolle spielt, so möchte ich hier zeigen, daß gerade diese seiner Alters-einstellung nicht günstig ist.

Seine Beweise sind stilistisch-kunsthistorischer, paläethnologischer, faunistischer, paläogeographischer und prähistorisch archäologischer Art — Gehen wir sie nun der Reihe nach durch. Zum ersten möchte ich als Zoologe und nicht fachmännisch gebildeter Kunsthistoriker nicht Stellung nehmen, werde allerdings später darauf zurückkommen<sup>1)</sup>. Für mich ist besonders wichtig der zweite paläethnologische, daß nämlich kein Hinweis auf Tierzucht auf den Bildern vorkommen soll. Dabei bildet Kühn selbst auf S. 360 unter Abb. 12 ein Schaf ab. Über diese Darstellung des Schafes sucht er sich mit folgenden Worten zu helfen: „Auffällig ist nur das Vorkommen des Kultwidders unter den Bildern, es ist aber durchaus denkbar, daß die Tierzeichnung zu kultischem Zweck im Sinne Eduard Hahns in Afrika früher entstanden ist als an anderer Stelle.“ Das, was Kühn hier annimmt, ist aber eine Unmöglichkeit, aus dem einfachen Grunde nämlich, weil es in Nordafrika keine wilden Schafe gibt und, soweit wir wissen, auch nie gegeben hat, von denen ein Hausschaf abstammen kann<sup>1)</sup>. Wohl kommt in Nordafrika ein Tier vor, das mit dem Vulgärnamen als Mähnschaf bezeichnet wird, französisch *Mouflon à manchettes*. Man darf sich aber durch diese volkstümliche Bezeichnung nicht irreführen lassen, das Mähnschaf ist in wissenschaftlichem Sinne ebensowenig ein Schaf, wie der Walfisch ein „Fisch“, der fliegende Hund ein „Hund“ oder die Pharaonsratte eine „Ratte“ ist. Der tiefgreifende anatomische Unterschied geht schon daraus hervor, daß der wissenschaftlich arbeitende Zoologe beide in ganz verschiedene Gattungen stellt, nämlich in die Gattungen *Ovis* L. und *Ammotragus* Blyth. Die Hausschafe aber gehören zur Gattung *Ovis*. Die Nordafrika nächsten wilden Vertreter dieser Gattung finden wir in Korsika und Sardinien und in Vorderasien. Von hier ist wahrscheinlich die ältere afrikanische Hausschafbevölkerung gekommen.

Aber selbst, wenn wir einmal den ziemlich unwahrscheinlichen Fall annehmen, daß es zu irgendeiner Zeit in Afrika Wildschafe der Gattung *Ovis* L. gegeben hätte und diese nur noch nicht gefunden seien, gewinnt die Annahme Kühns nicht an Wahrscheinlichkeit. Denn die auf den nordafrikanischen Felsmalereien abgebildete Schafrasse zeigt so viele und so tief eingreifende Domestikationsmerkmale, daß eine lange Zucht vorausgesetzt werden muß und nicht eine gelegentliche Zähmung zu kultischen Zwecken. Mir liegt außer der von Kühn wiedergegebenen Figur (l. c. Abb. 12) aus Ksar Ahmar (Keragda) noch eine zweite ebenfalls auf Flamands Originale zurückgehende aus Bou-Alem (Nähe von Geryville) von Gaillard<sup>2)</sup> vor. Die große Arbeit von Flamand, *Les pierres écrites*, wo möglicherweise noch mehr abgebildet sind, ist mir leider unzugänglich. Daß nämlich noch mehr vorhanden sind, scheint mir aus den zahlreichen

<sup>1)</sup> Duerst, J. U. und Gaillard, Cl., Studien über die Geschichte des ägyptischen Hausschafes. In: *Recueil de travaux relatifs à la Philologie et à l'Archéologie égyptiennes et assyriennes*. Vol. XXIV. Paris 1902. Antonius, O., Grundzüge einer Stammesgeschichte der Haustiere. Jena 1922. Hilzheimer, Max, *Natürliche Rassengeschichte der Haussäugetiere*. Berlin u. Leipzig 1926.

<sup>2)</sup> Gaillard, Cl. *Le Bélier de Mendès ou le Mouton Domestique de l'ancienne Egypte*. In: *Société d'Anthropologie de Lyon*. Lyon 1904 S. 31, Fig. 9.



anderweitigen Veröffentlichungen Flamands<sup>1)</sup> und auch Pomels<sup>2)</sup> hervorzugehen. Beide aus verschiedenen Örtlichkeiten stammende Zeichnungen stimmen aber in den wesentlichsten Merkmalen überein und genügen schon allein für sich, um zu zeigen, daß es sich um eine feste Rasse mit konstanten Merkmalen handelt. Die Rasse, deren Eigentümlichkeiten schon Pomel hinreichend hervorgehoben hat, ist danach gekennzeichnet durch konvexes Gesichtprofil mit sehr kurzem Gesicht, stark gebogenem Unterkiefer, Fetthöcker auf dem Widerrist, langem bis über die Hacken reichendem Schwanz, der möglicherweise ein Fettschwanz war. Vielleicht besaß das Schaf hängende Ohren. Diesen außerordentlich fortgeschrittenen Merkmalen in Hinsicht auf Domestikation, steht als einziges primitives d. h. an Wildschafe erinnerndes Merkmal gegenüber, daß die Rasse keine Wolle hatte. Sie gehört zu den Haarschafen. Wie schon Pomel richtig bemerkt, stimmt sie mit keiner heut lebenden Rasse überein.

Schon das Merkmal des langen Schwanzes zeigt, daß wir es mit einem lange im Hausstande lebenden Domestikationsprodukt zu tun haben. Kein wildes Schaf (auch nicht das Mähnschaf) hat einen langen bis über die Hacken reichenden Schwanz. Ein solcher kommt nur bei Hausschafen vor und ist ausschließlich Domestikationsmerkmal, ganz unabhängig davon, ob es sich um einen dünnen Schwanz oder einen Fettschwanz handelt. Einen Fettschwanz glaubte ich nämlich schon bei der ersten Betrachtung der von Kühn wiedergegebenen Figur zu erkennen und war nicht wenig überrascht, nachher bei der Durchsicht der vorhandenen Literatur zu finden, daß Pomel die gleiche Vermutung äußert. Ich muß allerdings mit Pomel zugestehen, daß die Zeichnung für das Vorhandensein eines Fettschwanzes nicht absolut beweisend ist, um so weniger, da die Pomel noch nicht bekannte Figur von Bon-Alem ihn nicht zeigt. Wohl aber ist gerade auf ihr die Länge des Schwanzes unzweifelhaft dargestellt. Und diese genügt, wie gesagt, allein, um den hohen Grad der Domestikation dieser Schafrasse zu zeigen. Auch ein konvexes Gesichtprofil mit kurzer hoher Schnauze kommt bei Wildschafen nicht vor. Das sind ebenfalls Domestikationsmerkmale. Wildschafe haben konkaves Profil mit feinem, lang ausgezogenem Gesicht. Die eigentümliche Form der Unterlippe hat Pomel viel zu schaffen gemacht. *La lièvre inférieure se termine par une tubérosité ou plutôt une saillie, qui ne peut-être autre chose qu'une barbe, apanage des boucs mais non des noutrus*, schreibt er. Ich glaube, zu einer so gewagten Behauptung braucht man nicht zu greifen, zur Erklärung der eigenartigen Form der Unterlippe. Vielmehr liegt eine andere Erklärung nahe. Bei allen Haustieren, bei denen das Gesicht in der Entwicklung zurück, kurz, bleibt, krümmt sich der Unterkiefer, namentlich in seinem vorderen Teile stark. Häufig nimmt er auch gegenüber den wilden Tieren an Höhe zu. Und das ist es, was unsere Künstler haben darstellen wollen. Auf die hängenden Ohren, ebenfalls ein Domestikationsmerkmal, schließe ich mit Pomel daraus, daß sie nicht gezeichnet sind, während Stehohren doch im Profil sichtbar sein mußten.

Ich schließe also: das Schaf von Ksar Ahmar stellt eine auch sonst in Nordafrika abgebildete hochdomestizierte Rasse dar, die sich mit ihrem

<sup>1)</sup> Flamand, M. Note sur les stations nouvelles on peu connues de pierres écrites (Hadjra Mektouba) de Sud-Oranais. In: L'Anthropologie 1892 S. 145—165. Derselbe. Les pierres écrites (Hadjrat Mektoubat) du Nord de l'Afrique et spécialement de la région d'In-Saba. In: C.-R. du Congrès Internationale d'Anthropologie et d'archéologie préhistorique. XII Session. Paris 1900 (1902) S. 265—267. Derselbe. Les pierres écrites et les stations préhistoriques de Sahara. Revue de l'école d'Anthropologie 1900 X p. 287.

<sup>2)</sup> Pomel. Carte géologique de l'Algérie. Paléontologie; Monographies: Les ovidés Algier 1897.

konvexen Profil, kurzen Gesicht und langen Schwanz weit vom wilden Ausgangsmaterial entfernt hat und die außerdem in Nordafrika aus Mangel an echten Wildschafen<sup>4)</sup> nicht herangezüchtet sein kann. Wir haben es also in diesem Schaf mit einem echten Haustier zu tun. Da aber nach unserer bisherigen Erfahrung Haustiere vor der jüngeren Steinzeit nicht auftraten, muß das Bild mindestens jungsteinzeitlich sein, was auch die bisherigen Bearbeiter wie Pomel und namentlich Flamand stets behauptet haben.

Wenn also nachweislich in diesem Fall die „stilistisch-kunsthistorische“ Methode versagt, so scheint mir deren Grundlage noch keineswegs so gesichert zu sein, als daß sie nicht einer Nachprüfung bedürfte. Darauf hinzuweisen, auf wie unsichern Boden wir mit dieser Methode stehen und zu ihrer Nachprüfung anzuregen war der Zweck dieser Zeilen, um so mehr als es in Nordafrika noch eine ganze Anzahl Felsbilder mit Haustierdarstellungen von Kamelen und Pferden gibt, und ich zwischen ihnen und den Schafen keinen Unterschied im Stiel zu erkennen vermag. Allerdings kenne ich sie nur aus zweiter Hand, d. h. aus Wiedergaben in Büchern.

Ist somit aus Kühns Beweiskette ein Glied herausgebrochen, so werden wir sehen, daß auch die übrigen Beweise nicht stichhaltig sind. Kühn bezieht sich auf die Äußerungen von Obermaier und Frobenius, die übrigens Flamand und Pomel schon in ganz ähnlicher Weise getan haben, daß nämlich die auf den Felsbildern dargestellte Tierwelt unter den heutigen klimatischen Verhältnissen in Nordafrika undenkbar wäre. Diese Beobachtung ist zweifellos richtig. Aber Kühn zieht den Schluß daraus: „Das deutet auf eine geologisch ganz andere Zeit als die Gegenwart, auf eine Zeit, die vor der Bildung des heutigen Antlitzes der Erde liegt: die Zeit des Paläolithikums“. Und dieser Schluß ist zweifellos nicht richtig.

Kühn scheint sich das so vorzustellen, daß auf das feuchte Diluvium unmittelbar das trockene Alluvium folgte, das gewissermaßen von einem Tag zum anderen jene Trockenheit über Nordafrika brachte, welcher die Mehrzahl der diluvialen Säugetiere erlag. Eine solche Anschauung würde der Cuvierschen Katastrophentheorie entsprechen. Diese ist aber von der Geologie längst aufgegeben. Wir müssen uns doch die erdgeschichtlichen Ereignisse so vorstellen, daß um die Wende vom Diluvium zum Alluvium eine Austrocknung in Nordafrika beginnt, daß diese aber nur ganz langsame Fortschritte macht und auch nicht etwa von dem feuchten Diluvium geradlinig auf den heutigen Zustand führt. Offenbar ist doch der heutige Zustand unter mehrfachen Schwankungen von größerer und geringerer Feuchtigkeit erreicht worden. Wenn für Afrika auch die Grundlage zur Erkenntnis der postdiluvialen Klimaänderungen noch fehlt, so haben uns doch die eingehenden Forschungen in Norddeutschland belehrt, daß das heutige Klima erst nach mehrfachen Schwankungen, Wechsel von feuchteren und trockeneren Perioden, erreicht ist. Für Afrika stehen, wie gesagt, derartige eingehende Untersuchungen noch aus. Aber wir wissen genau, daß Nordafrika noch zur Römerzeit ein feuchteres Klima hatte. Denn damals war Nordafrika die Kornkammer Italiens, was heute ausgeschlossen ist.

Die Verschlechterung des Klimas, die zum heutigen Klima und damit zur Unmöglichkeit führte, daß in Nordafrika eine Tierwelt lebte, wie sie die Felsbilder darstellen, geht also nicht, wie Kühn annimmt, auf weit entlegene Erdperioden zurück, sondern auf etwa nur 2000 Jahre d. h. die

<sup>4)</sup> Für Nichtzoologen, die etwa die Pomelsche Arbeit nachlesen und dort für das Mähnschaf die Bezeichnung *Ovis tragelaphus* finden, bemerke ich, daß P. die heutigen Gattungsbezeichnungen nicht hatte und z. B. auch die Ziege als *Ovis* mit in dieselbe Gattung stellte.



Römerzeit. Damals lebte auch, wie ich kürzlich zeigen konnte<sup>5)</sup>, sicher noch ein Teil der auf den alten Felszeichnungen dargestellten Tierwelt in Nordafrika, so der Elefant und der Wildesel. Und natürlich erst recht alle jene erst im letzten Jahrhundert ausgestorbenen Tiere, wie Löwe, Strauß, Kuhantilope, Säbeltantilope und Mendesantilope.

Somit bleiben von jener Tierwelt der Felszeichnungen nur noch übrig Büffel, Giraffe und Nashorn. Das nordafrikanische Nashorn gehört zu den Steppennashörnern. Daher als nicht so sehr auf große Feuchtigkeit angewiesen, interessiert es uns hier ebenso wie die gleichfalls steppenbewohnende Giraffe weniger. Anders steht es mit dem Büffel, einem Tier des Dschungels. Der Büffel ist sicher für das Diluvium Nordafrikas nachgewiesen. Ist es aber auch sicher, daß er und zwar er allein von allen diluvialen Säugetieren — denn auch der gleichfalls diluviale Ur lebte bis zur Römerzeit in Nordafrika fort — das Diluvium nicht überlebte? Ist jemals von irgend jemand ein Beweis dafür erbracht, ja nur zu erbringen versucht?

Im Gegenteil, meine erwähnte Arbeit sowie eine zweite<sup>6)</sup> ähnliche haben für die Ostecke des Mittelmeeres, zum Teil auch für das übrige Nordafrika den sicheren Beweis erbracht, daß fast alle dort ausgestorbenen Tiere weit länger gelebt haben als man bisher annahm, z. B. bis weit in historischer Zeit hinein. Wer hätte z. B. geglaubt, daß es in Mesopotamien noch im Anfang des 3. Jahrtausends den Wisent, bis in die Mitte des 3. Jahrtausends den Arnißbüffel, also den nächsten lebenden Verwandten des nordafrikanischen Büffels, bis in die Wende des 1. Jahrtausends den Elefanten, bis um 800 v. Chr. den Ur gegeben hätte? Ja wer hätte überhaupt nur vermutet, daß Wisent und Elefant im Alluvium noch in Mesopotamien vorgekommen seien? Ähnlich liegen die Verhältnisse in Ägypten, wo es zu Anfang der dortigen Geschichte noch Elefanten und Giraffen gab, wo Tutanchamon und Ramses III. noch Wildesel und Amenophis III. noch Ure jagten.

Somit muß auch Kühn's „paläogeographischer“ Beweis als nicht glücklich angesehen werden.

Es bleibt nun noch sein letzter „sicherster“ übrig, nämlich der prähistorisch-archäologische, der sich auf Grabungen von Tébessa in der Provinz Constantine stützt. Hier ist am Ende des Capsien ein Nachlassen der Tierfunde nachgewiesen worden, „ein deutlicher Beweis dafür, daß um diese Zeit die Austrocknung der Sahara begann, daß sich die klimatischen Verhältnisse grundlegend änderten“. Mit diesen Worten verallgemeinert Kühn einen lokalen Fund, ohne irgendwie den Versuch zu machen, einen Nachweis für die Berechtigung dieser Verallgemeinerung zu bringen. Wir sind zurzeit über die postglaziale Geologie Nordafrikas viel zu wenig unterrichtet, als daß wir sagen könnten, was dieser Befund aus Konstantine zu besagen hat. Einmal kann es sich lediglich um eine lokale Erscheinung handeln. Es können — ich sage ausdrücklich „können“ — damals in Konstantine Hebungen stattgehabt haben, als deren Folge die von den Hebungen betroffenen Landstriche austrockneten, während möglicherweise benachbartes Land sich senkte und überflutet wurde. Gerade das Mittelmeergebiet ist ja eine Erdstrecke, wo starke lokale tektonische Kräfte sich besonders bemerkbar machen. Ich erinnere nur an die kurzfristigen Hebungen und Senkungen am Serapistempel von Puzzuoli, welche dieses Gebäude bald unter den Meeresspiegel tauchten, bald wieder emporsteigen ließen.

<sup>5)</sup> Hilzheimer, Max. Säugetierkunde und Archäologie. In: Zeitschrift für Säugetierkunde. 1. Bd. 1926. S. 140ff.

<sup>6)</sup> Hilzheimer, Max. Die Wildrinder im alten Mesopotamien. In: Mitteilungen der altorientalischen Gesellschaft. II Bd. Heft 2.

Es mögen aber vielleicht die Beobachtungen von Tébessa eine allgemeine Bedeutung haben. Dann kann es sich aber auch um eine vorübergehende Austrocknung handeln, der etwa jener kurzen postdiluvialen Trockenzeit Nordeuropas zur Zeit des Litorine-Meeres entspricht, welche hier einmal in den Meeren die Torfbildung unterbrochen und zur Entstehung des Grenzhorizontales geführt hat.

Man sieht also, die Befunde von Tébessa lassen mancherlei Deutungen zu. Sie können aber zurzeit nicht als Stütze für irgendeine weittragende Theorie verwandt werden.

Schließlich bleibt noch Kühns dritter Beweis übrig, der faunistischer Art ist. Er stützt sich darauf, daß der Altbüffel zwar in diluvialen Lagen gefunden ist, aber nicht in neolithischen. Nun ist bekanntlich in der Geologie ein Beweis aus dem Fehlen eines Fundstückes in irgendeiner Schicht immer sehr unsicher, zumal wenn es sich um ein so wenig durchforschtes Land wie Nordafrika handelt. Und von jenen für Mesopotamien und Ägypten oben verzeichneten Tieren sind auch noch keine Knochen gefunden worden. Trotzdem sind sie durch Urkunden derart sicher belegt, daß an ihrem Vorkommen nicht gezweifelt werden kann. Vielleicht ist gerade umgekehrt das Erscheinen des Altbüffels auf den Felsbildern ein Zeichen dafür, daß dieses Tier noch bis in das Neolithikum hinein lebte. An dem mindestens neolithischen Alter jener Schaffiguren (wenn sie nicht noch jünger ist), kann nicht gezweifelt werden. Wenn aber, wie Kühn betont, und wie übrigens auch von allen anderen Beobachtern hervorgehoben wird, stilistisch zwischen der Schaffiguren und den Büffeldarstellungen kein Unterschied besteht, dann ist es doch wahrscheinlich, daß sie aus derselben Zeit stammen, beide also mindestens neolithisch sind, daß also jene Büffeldarstellungen den Beweis für ein solanges Fortleben des Altbüffels in Nordafrika erbringen.

Sei dem aber wie ihm wolle, auf jeden Fall dürften die vorstehenden Ausführungen gezeigt haben, daß auch von Kühn ein stichhaltiger Beweis für ein paläolithisches Alter der nordafrikanischen Felsbilder nicht erbracht worden ist, daß vielmehr ein Teil der von Kühn als paläolithisch angesprochenen Bilder naturwissenschaftlich nachweisbar ist, ein solches Alter nicht haben können. Es dürfte also mindestens vorläufig an der stets von dem Erforscher der Bilder, Flamand, und von dem Erforscher der Geologie Nordafrikas Pomel vertretenen Ansicht von ihrem jüngeren Alter festzuhalten sein.

Zwischen der Niederschrift und der Korrektur des obigen Aufsatzes ist Obermaiers Artikel „Nördliches Afrika“ im Reallexikon für Vorgeschichte Bd. 9, 1927 erschienen, der eine willkommene Ergänzung meiner Ausführungen enthält, indem er auf Taf. 171 und 172 ausgezeichnete Reproduktionen von Felsbildern von Schafen aus dem Sahara-Atlas bringt. Nach den auf Taf. 171 reproduzierten Abbildungen haben die Tiere einen dünnen Schwanz gehabt, nicht einen Fettschwanz, wie ich oben als möglich hinstellte. Dagegen bestätigt Taf. 171 meine Ansicht, daß die Schafrasse der Felsbilder Hängeohren hatte. Diese Taf. 171 bringt aber noch etwas Neues. Sie zeigt am Vorderkörper, Rücken und Bauch lange Behaarung. Um Wolle kann es sich meiner Meinung nach nicht handeln, sondern um schlichtes langes schwach gewelltes Haar, das wie eine Mähne den Vorderkörper einhüllt. Eine derartige Mähne findet sich nicht selten bei den Böcken — auch das Felsbild von Taf. 171 stellt einen Bock dar — der zu *Ovis longépes* Fitz gehörigen nordafrikanischen Hausschafe. Die Vertreter dieser Rassengruppe sind sehr verschieden gestaltet. Es gibt aber auch heute noch solche, die zwar mit jenen auf den nordafrikanischen Felsgehängen übereinstimmen. Der Zoologische Garten in Berlin besaß früher im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts Schafe aus Bornu. An zwei Stellen habe ich



Abbildungen dieser Bornuschafe gebracht, in meiner „Natürlichen Rassen-geschichte der Haussäuetiere“, Berlin 1926. Abb. 101 S. 188 und in „Die Haustiere in Abstammung und Entwicklung“, Stuttgart 1909. Namentlich die letztere stimmt bis auf die geringsten Kleinigkeiten mit jener Darstellung der Taf. 171 überein. Das Felsbild könnte fast ein Porträt jenes Tieres sein, das im Anfang unseres Jahrhunderts im Berliner Zoologischen Garten lebte. Wir sehen die gleiche Ausbildung der Behaarung mit genau der gleichen Ausdehnung der Mähne, der gleichgestalteten Remisenz des Gesichtsprofils, die kurzen schneckenförmig vor den Ohren nach vorn gekrümmten Hörner und die Hängeohren. Es kann gar kein Zweifel bestehen, daß das moderne Bornuschaf und die Schafe der nordafrikanischen Felsbilder zur gleichen Rasse gehören. Damit ist die Frage, ob eine vor die auf den Felsbildern dargestellte Schafrasse heute noch lebt, die von den zitierten französischen Forschern eines Obermaiers ventiliert wird, endgültig gelöst: Es ist das Bornuschaf. Wie sich die von den Franzosen angezogenen Tuarezschafe dazu verhalten, vermag ich nicht zu sagen, da ich sie nicht kenne. Doch scheint nach deren Ausführungen keine so völlige Übereinstimmung zu bestehen.

Aus Obermaiers Aufsatz entnehme ich ferner, daß auf diesen Felsbildern auch Ziegen dargestellt seien. Aus eigener Anschauung kann ich nicht urteilen, da mir Ziegendarstellungen nicht bekannt sind. Sollte das jedoch zutreffen, so hätten wir ein zweites Haustier, das nicht in Afrika heimisch sein kann. Es muß aus Asien importiert sein. Somit würden diese Ziegendarstellungen ein weiteres Argument gegen das paläographische Alter der nordafrikanischen Felsbilder sein.

## Waren die Toromiro der Osterinsel Marionetten?

Von

Walter Knoche (Santiago de Chile).

Als ich im Jahre 1911 auf der Osterinsel weilte, wurde mir mitgeteilt, daß die aus dem Holze des Toromiro geschnitzten Figuren (siehe Abb. 1 bis 3) dann ausgeführt wurden, wenn ein Familienmitglied gestorben war, dessen Namen die Figur hinfürte.

Herr Ignatio Vives Solar, der dem mir unterstellten meteorologischen Dienst der Republik Chile als Beamter zugehörte, ging im Jahre 1912 nach der Osterinsel mit der Weisung, neben den Beobachtungen auch der Folkloristik der im Sterben liegenden Kultur Rapa Nui (Osterinsel) seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Herr Vives war bald des Polynesischen mächtig und aus anderen Überlieferungen und Märchen sei an dieser Stelle das Folgende wiedergegeben:

### Die ersten Toromiro des Tukuihu.

In der Nähe der Bai von Vinepu befindet sich ein Ufer von geringer Erstreckung, das Anga Ahave (Ufer des fliegenden Fisches) genannt wird. Hier herrschte der König Tukuihu, ein friedlicher Mensch und klug und von gutem Wuchs. Sein aus Stein gebautes Wohnhaus hatte der König an einem weit entfernten Orte Mo tu Peu, oder wie er früher genannt wurde Hare Koka.

Als er eines Tages das Ufergebiet besuchen wollte, traf er in der Nähe von Puna Pau auf die beiden Teufel Hitilau und Nuko te Mano, welche

ruhig im Schatten eines großen Steines, der mitten auf dem Wege lag, schliefen. Da es heiß war, hatten die Teufel ihre Kleidung abgelegt und Tukuihu konnte zu seiner großen Verwunderung sehen, daß ihre Körper kein Fleisch hatten, und daß man alle Rippen zählen konnte. Trotz seiner



Abb. 1. Perückenfigur.  
Sammlung Dr. W. Knoche.



Abb. 2. Frau mit Kind.  
Sammlung Dr. W. Knoche.

Furcht verweilte Tukuihu einige Augenblicke, um die seltsamen Gestalten zu betrachten und setzte dann seinen Weg fort, auf dem er kurz darauf einen anderen Teufel O Kere Kere traf, welcher im Schatten des großen Steines von Puna Pau alles beobachtet hatte und nun ein großes Geschrei erhob.

Die anderen Teufel erwachten und O Kere Kere erzählte ihnen, daß Tukuihu sie nackt im Schlafe gesehen hätte. Voll Wut fürchteten sie, vor den Bewohnern lächerlich zu werden, wenn Tukuihu etwas über



ihre seltsame Gestalt verlauten ließe. So legten sie ihre Kleidung an, um den König einzuholen und ihn zu fragen, ob es wirklich wahr sei, was O Kere Kere berichtet hätte; in diesem Falle wollten sie den König töten.

Kurz bevor dieser nach Vinepu kam, holten sie ihn ein, begrüßten ihn und fragten, ob er sie wirklich nackt gesehen hätte. Tukuihu, der sehr klug war, erkannte sofort die Gefahr, und da er gut zu lügen wußte, leugnete er unter vielen Schwüren alles, obwohl die Teufel zweimal fragten.



Abb. 3. Skelettfigur.  
Sammlung Dr. W. Knoche.



Abb. 4. Doppelköpfige Figur.  
Sammlung Dr. W. Knoche.

Er beschwor so kräftig und sein Gesicht war so aufrichtig, als er verneinte, sie nackt im Schlafe gesehen zu haben, daß die Teufel nicht daran zweifelten, die Opfer einer Lüge des Teufels O Kere Kere geworden zu sein; aber immerhin, da sie wußten, wie auch die Menschen logen, beschlossen sie, Tukuihu bis zu seinem Hause zu begleiten und zu beobachten, ob dieser etwas über ihre körperliche Eigentümlichkeit verbreiten würde.

Zwei Tage lang verließen sie den Ort nicht, schliefen vor seiner Tür des Nachts und horchten auf jedes Wort des Königs. Da dieser aber wußte, daß er beobachtet wurde, so schwieg er über das Abenteuer, und die Teufel überzeugten sich endlich und zogen sich in dem sicheren Gefühl zurück, daß das Geheimnis ihrer lächerlichen Körper keinem Sterblichen bekannt würde.

Als Tukuihu sich von der Beobachtung befreit wußte, begann er sofort aus dem Holz des Toromiro die Gestalten von Hitilau und Nuko te Mano zu schnitzen. Und dies waren die ersten aus Holz geschnitzten Figuren, die auf der Insel gefertigt wurden.

Nicht zu frieden damit, schnitzte Tukuihu unzählige dieser Figuren und hing sie im Halbkreis um sein Haus auf. Und zur Unterhaltung seines Volkes befestigte er Stricke, die aus Mahute geflochten waren, an diesen Figuren, vereinigte sie in seiner Hand und ließ sie alle möglichen Bewegungen ausführen.

Seitdem nannten seine Untertanen das Haus Hare aka Aere-Moa (d. h. das Haus der Figuren, die gehen).

Die Teufel Hitilau und Nuko te Mano, in ihrem Ärger, sich so lächerlich gemacht zu sehen, verließen die Insel oder stürzten sich ins Meer.

Aus dieser Überlieferung ist deutlich erkennbar, daß die Figuren zum mindesten teilweise, an Schnüren aufgehangen, als Marionetten dienten. Da überdies unter den Figuren auch Phantasiegebilde vorkommen, wie ein doppelköpfiges Schnitzwerk (s. Abb. 4) und ebenso eine mythische Gestalt, nämlich der Fischgott, so ist es zweifellos, daß keineswegs alle diese Gestalten als Laren zu betrachten sind.

Der Fischgott hat überdies im Rücken eine Durchbohrung, die allem Anschein nach zur Durchführung eines Binsengarns diente. Auch ist es durchaus möglich, daß die Ahnenfiguren selbst — vielleicht in sakrosanktem Sinne — im Puppentheater Verwendung fanden.

Erinnert man sich daran, daß die Toromiro oft mit abnehmbaren Perücken aus natürlichem Haar versehen waren, daß man sie kleidete und gelegentlich auch bemalte, so würde gerade hierdurch eine Mannigfaltigkeit der Vorführungen bedingt sein.

Es scheint, daß im mittleren und westlichen Polynesien derartige Spiele nicht bekannt waren, und man müßte schon in das Wiegenland der Polynesier und ihrer Kultur zurückgehen, um ähnliche Vorführungen wiederzufinden. Doch ist es andererseits auch nicht von der Hand zu weisen, daß die Überlieferung, die von einer Erfindung spricht, die Wahrheit sagt. Mir erscheint letztere Annahme als die gegebene.

## Minang-Kabau.

Ein Beitrag zur Entstehung und Weiterentwicklung des Mutterrechts.

Von

Ida Lublinski.

Heute wendet sich das wissenschaftliche Interesse immer mehr den sozialen mutterrechtlichen Formen zu, auf welche sich eigentlich erst seit Bachofens am Anfang so sehr bestrittenen Werke langsam die Aufmerksamkeit richtete. Es zeigt sich immer überraschender, wie sehr verbreitet noch heute diese Formen sind, obwohl die ganze Einstellung des Denkens, welche sie einst schuf, selbst da eine andere geworden ist, wo sie noch heute herrschen. Diese andere Einstellung ergab und ergibt noch dauernd langsame Umformungen, Anpassungen an die neuen Erkenntnisse und Umwertungen und erschwert dadurch richtige Schlüsse, weil die heutige Wissenschaft, die mit Recht nur von klar bezeugtem Tatsachenmaterial ausgehen will, dadurch leicht veranlaßt ist, die sichtbaren zeitlichen Veränderungen desselben zu wenig in Betracht zu ziehen.

Nun ist uns glücklicherweise noch eine mutterrechtliche Organisation erhalten, aus deren Formen wir wohl schließen dürfen, daß sich hier ur-



sprünglich Entstandenes trotz veränderter Zeitverhältnisse [durch eine glückliche Abgeschlossenheit der geographischen Lage aus der Beharrungskraft des Gemütes fast unverändert erhalten haben dürfte. Die Kenntnis dieser mutterrechtlichen Organisation gibt einen klaren Aufschluß über Ursprung, Entwicklung und Organisation sozialer Verhältnisse, die später auch bestimmend für den sozialen Aufbau solcher Völker wurden, die nicht mehr von den gleichen Anschauungen ausgingen, deren anders eingestelltes Denken diese Verhältnisse daher nur in einer Umformung und Umwertung übernehmen konnte.

In Sumatra, auf dem Hochlande zu Minang-Kabau haben sich trotz der bereits Mitte des 16. Jahrhunderts angenommenen Religion Mohameds bei den Eingeborenen die reinen mutterrechtlichen Lebensformen so erhalten, daß sie uns Aufschluß über die Entstehung vieler uns befremdenden Sitten zu geben vermögen, die sich heute in allen Erdteilen nur noch als größere oder kleinere Überreste erhalten haben, während sie hier noch einen folgerichtig entwickelten, gut erhaltenen und geschlossenen Organismus zeigen. Nachrichten über das eigenartige soziale Leben mit seiner nicht weniger eigenartigen Verfassung haben sich früher schon häufiger in holländischen Zeitschriften gefunden, doch scheinen wirklich eingehende Forschungen und Zusammenstellungen erst etwa vor zehn Jahren begonnen zu haben und zwar nicht nur von Holländern, sondern auch von dem Franzosen Collet und von Engländern. Diese mutterrechtliche Organisation von Minang-Kabau unterscheidet sich von allen Berichten, die wir bisher über derartige Organisationen erhalten haben, dadurch, daß Mann und Frau nicht zusammenleben. Die Minang-Kabauer wohnen in Familienhäusern, die eine ganze Nachkommenschaft mit all ihren Einzelgliedern beherbergen, an deren Spitze als allgemein anerkannte höchste Autorität die Indoea, die Groß- oder Urmutter steht, deren Gatte aber weder im Hause wohnt, noch sonst in Frage kommt. Alle Mitglieder dieser Verwandtschaftsfamilien stehen für das Gefühl im Verhältnis von Geschwistern, eine Ehe unter ihnen ist völlig ausgeschlossen. Das Haus wird nicht gleich für so zahlreiche Bewohner erbaut, es scheint sogar zuerst ein verhältnismäßig kleiner Bau zu sein, in welchem eine Mutter mit ihren Kindern wohnt. Wird ihre erwachsene Tochter Mutter, dann erfolgt ein Anbau, der auch äußerlich durch ein Nebendach gekennzeichnet wird, und das geschieht immer wieder bei der Mutterschaft der aufeinanderfolgenden Nachkommen, wie Enkelin oder auch Urenkelin. Sind auf diese Weise die Familienansammlungen zu zahlreich geworden, dann wird ein neues Haus gebaut, in welches eine der Mütter mit ihren Kindern übersiedelt, und es wiederholt sich der gleiche Vorgang der langsamen Vergrößerung des Hauses. Der moralische Familienzusammenhang bleibt aber auch bei dieser Spaltung bestehen. Die Familienmitglieder behalten das lebhafteste Gefühl des Zusammenhanges durch die gemeinsame Urmutter, das sich durch Jahrhunderte weiter erhält, so daß der Minang-Kabauer ähnlich unseren Adelsgeschlechtern immer seine Abstammung mütterlicherseits und seine mütterliche Verwandtschaft anzugeben weiß. In diesen Familienhäusern sind die Bewohner nach Familien = Samandi geteilt, und jede derselben bewohnt ein Bilik = einen von den anderen getrennten Teil des Hauses, den jede Mutter mit ihren Kindern teilt. Der Vater und die väterliche Verwandtschaft, die gar nicht als verwandt gilt, kommen überhaupt nicht in Betracht. Der Mann wohnt gar nicht bei seiner Frau, hat auch gar keine Verpflichtung, seine Frau und seine Kinder zu erhalten.

1) Collet, *Terres et Peuples de Sumatra*. Amsterdam 1924, „Lekerkerker“ Land en Volk v. Sumatra. Leiden 1916. Joustra *Minang-Kabau*, s. Gravenhage 1922.

Sein Heim ist das Haus seiner Mutter, seine Arbeit kommt ihr, seinen Schwestern und deren Kindern zu gute, denen sein persönlich erworbener oder geschaffener Besitz zufällt, und die Frauen von Minang-Kabau wachen nach Collet eifersüchtig darüber, daß dies auch geschieht. Bei seiner eigenen Frau ist der Mann nur ein wohl aufgenommenen Gast und zwar erfolgen seine Besuche hauptsächlich zur Nachtzeit und wie es scheint heimlich durch die Hintertüre. Es gilt als schicklich, dabei nicht gesehen zu werden oder eine Verwirrung zu zeigen, wenn dies doch geschieht, während die ihn zufällig Treffenden sich den Anschein geben müssen, ihn nicht zu sehen.

Was für eine Stellung hat nun der Mann in dieser Familiengenossenschaft, die wohl die älteste Form aller sozialen Bindungen darstellt? Er steht als Sohn und Bruder unter der Autorität seiner Mutter und seiner Schwestern, für deren Anordnungen er in vielen Fällen der Vollstrecker ist, wie es sich bei der Behandlung der sozialen Einrichtung zeigen wird. Es ist aber ganz natürlich und selbstverständlich, daß er über die jüngeren Mitglieder dieses Organismus einen größeren Einfluß gewinnen muß, daß er hier nicht nur eine ausführende, sondern wohl auch eine mit beratende Gewalt haben dürfte, wenn uns auch die Schilderungen, die wir bisher von verschiedenen Seiten erhalten haben, darüber wenig berichten. Die Forscher werden auch kaum die Gelegenheit zu einem so intimen Einblick in das Familienleben der Genossenschaft gehabt haben, das doch in der Hauptsache von den Frauen seine äußere und innere Form erhalten hat. Der Grund dieser Tatsache und damit zugleich der Grund dieser ungewöhnlichen Stellung der Frau, ergibt sich auch noch ganz klar aus den Vorstellungen, die noch heute dort vorhanden sind. Die Mitglieder einer solchen Hausgenossenschaft werden Bauchgenossen genannt, was wir wohl am besten mit Mutterleibsgenossen bezeichnen können. Joussta S. 92 gibt an, der Name für Familie ist *saboeh paroie* = aus demselben Bauch. Diese Bezeichnung zeigt, wie bedeutungsvoll hier das Gefühl der Abstammung aus einem Mutterleibe das Zusammengehörigkeitsgefühl der Nachkommen geschaffen hat. Collet berichtet, daß er auf seine Frage, warum diese seltsame Einrichtung den Mann als Familienhaupt ausschalte, warum er nicht an der Spitze des Hauses stände, von Minang-Kabauern die Antwort erhielt: „Der Hahn legt niemals Eier“ (*le coq ne pond jamais*). Ja, es wurde zugleich bemerkt, daß diese Stellung der Frau in den häuslichen und sozialen Angelegenheiten doch wohl die selbstverständlichere und richtigere wäre, da auch die Königin der Niederlande dies eingesehen und sie wieder angenommen hätte. Es geht hieraus ganz deutlich hervor, daß das Faktum der Geburt diese Vorzugstellung der Frau geschaffen hat, und daß der Einfluß dieses Faktums stark genug war, die Nachkommenschaft dauernd zu größeren Familiengruppen zusammenzuschließen, deren Zusammenhang auch bei einer Spaltung lebendig blieb. So entstanden ganze Ortsgemeinden aus den Familienhäusern einer Nachkommenschaft; doch nicht immer muß die Niederlassung der Nachkommen am gleichen Orte stattgefunden haben, denn Collet berichtet, daß örtlich weit auseinander liegende Familienhäuser sich zu der gleichen Abstammung zählten. Hier werden wohl praktische Gründe die entferntere Siedlung veranlaßt haben.

Aus dieser zusammengeschlossenen Nachkommenschaft einer Urmutter ergaben sich ganz von selbst Tatsachen, welche auf die soziale Einrichtung dieses doch wohl erst allmählich entwickelten größeren sozialen Organismus von starkem Einfluß werden mußten. Es war natürlich, daß in dieser vaterlos lebenden Nachkommenschaft der Urmutter und ihrer Stellvertreterin, ihrer ältesten Tochter, das höchste Ansehen und die höchste



Autorität zuerkannt wurde. Ebenso natürlich aber war es auch, daß deren Söhne bei den Kindern ihrer Schwestern einen Einfluß erhalten mußten, der den des nicht in der Gemeinschaft lebenden Vaters gewissermaßen ersetzte. Aber auch noch eine andere wichtige Folge ergab sich für Gefühl und Praxis aus der außerordentlichen und so stark erweiterten Bedeutung der Geburt. Eine Ehe oder ein geschlechtliches Zusammenleben war für diese Gemeinschaft, die sich als Bruder und Schwester, als Kinder einer Urmutter fanden, gänzlich ausgeschlossen. So waren Männer und Frauen gezwungen, ihren Geschlechtspartner aus einer Nachkommenschaft zu wählen, die ihre Abstammung aus einem anderen Mutterleibe herleitete. Es ergab sich daraus also Exogamie, deren Ursprungsvorstellungswelt mir bisher immer unverständlich geblieben war, hier auf die natürlichste Weise ganz von selbst. Noch eine andere Tatsache entwickelte sich aus diesem engen Zusammenleben so vieler Nachkommenschaften. Die Arbeit wurde gemeinsam nach den Anordnungen der ältesten Frauen ausgeführt, und ihre Ergebnisse blieben gemeinsames Eigentum, dessen Nutznießung allen zukam. Sie blieben Familieneigentum, das bestimmt war, die Nachkommenschaft zu erhalten, aber auch zu schmücken und ihr Ansehen zu geben.

Der Besitz zerfiel, wenn man von dem gemeinsamen Wohnhaus und dem Vorratsspeicher absieht, in Landbesitz und erarbeiteten Besitz an einfachen und wertvollen Kleidungsstücken, Schmucksachen, Waffen u. dgl. mehr. Diese beweglichen Güter gehörten den Familienmüttern; sie wurden von den ältesten derselben aufbewahrt und bei festlichen Gelegenheiten hervorgeholt, um die Gemeinschaft bei diesen Anlässen würdig zu repräsentieren und zu schmücken. Da sich bei der Anfertigung von wertvollen Gebrauchsgegenständen Fähigkeit und Arbeitskraft gewiß nicht immer in gleicher Weise zeigten, erarbeiteten einzelne Sippen wohl einen größeren Bestand dieses wertvollen Familieneigentums, dessen größerer Besitz der Familie selbst ein erhöhtes Ansehen einbrachte, was in der Führung von bestimmten Titeln zum äußeren Ausdruck kam. Das Recht, diesen Titel zu führen, vererbte sich von der Mutter auf die Kinder.

Zur Verwaltung des Bodenbesitzes dieser durch Abstammung von einer Urmutter fest zusammenhängenden Gemeinschaften ist ein einfaches und doch eigenartiges System, das Nagari, geschaffen worden. Ich hatte schon vorher gesagt, daß die ältesten Söhne der jeweiligen Mütter eines Familienhauses den jüngeren Nachkommen gegenüber eine väterlich zu nennende Stellung besaßen, die dadurch auch noch einen stärkeren Rückhalt erhielt, da ja ihre eigene Arbeit nur diesen und nicht den eigenen Kindern zugute kam. Aus dieser allgemeinen Stellung der Onkel hob sich nun, wie bei den Frauen, die Stellung des ältesten Sohnes der Urmutter besonders hervor. Er war gewissermaßen der Vollstrecker der Anordnungen der Indoea. Dieser „Mamak“ hatte die Pflicht, ihre Ausübung sowohl innerhalb der Hausgenossen, wie auch nach außen zu überwachen. Auch hier war es eine natürliche Entwicklung, daß die Urmutter ihren ältesten Sohn zu dieser Aufgabe heranzog und verpflichtete. Der Mann war wohl auch deshalb dazu ersehen, weil die nach allen Berichterstatern mit Arbeit überbürdeten Frauen für diese Aufgabe zu wenig Zeit hatten. So wurde der älteste Mann dieses Gemeinschaftshauses auch der Repräsentant desselben nach außen. Aber es wird von den Berichterstatern immer wieder betont, daß er nur im Auftrage der Urmutter und nach ihrem Rate handeln durfte.

Da im Laufe der Zeit ganze Ortschaften aus diesen Familienhäusern mütterlicher Abstammung entstanden, schlossen sich je vier derselben zu

einem Sokoe zusammen. Der Name bedeutet nach Collet Quartier, und vier Sokores bildeten eine größere Gruppe, deren Nachkommenschaften Untergruppen derselben bildeten. Die Mamaks dieser Sokoes hatten regelmäßige wirtschaftliche Beratungen, doch waren die Richtlinien derselben zuvor im Frauenrat jedes einzelnen Hauses unter dem Vorsitz der Indoea festgesetzt, dann von den Männern des Hauses noch einmal durchgesprochen, so daß jeder Mamak mit ganz bestimmten Weisungen in die Versammlung der Familienhausabgeordneten der Sokoes geht. Aus einer besonders angesehenen Familie wird dann der Vorsitzende dieses „Parlamentes“ gewählt, dessen Hauptaufgabe es ist, die Verteilung des gemeinschaftlichen Bodenbesitzes zu regeln. Dies geschieht nach den Anordnungen jedes einzelnen Familienhauptes; die weniger zahlreichen Nachkommenschaften erhalten ein kleineres Stück Ackerland zugewiesen, die personenreicheren ein größeres. Die Familien sind zum Anbau dieses erteilten Landes verpflichtet. Sein Ertrag sichert ihnen den Lebensunterhalt.

Die schwere Bearbeitung des Landes ist die Aufgabe der Frauen, die unermüdlich die sumpfigen Reisfelder bearbeiten, um den Lebensunterhalt ihrer Genossenschaftsfamilie sicherzustellen. Lekkerkerker gibt an, daß sich die Frauen vergebens bemühen, die Männer zu dieser Arbeit heranzuziehen; diese ziehen es nach seiner Angabe vor, sich mit den Kindern zu beschäftigen. Von den Frauen geben alle Berichterstatter an, daß sie unendlich fleißig sind, und es ist wohl von Wert, das Urteil von Collet hierher zu setzen, welches die Vielseitigkeit und Unermüdlichkeit ihrer Arbeit deutlich zeigt, und welches auch durch die Angaben der anderen Berichterstatter bestätigt wird. „Die Männer haben sich in Minang-Kabau das Recht der Faulheit bewahrt. Die Frau, selbst wenn sie aus reicher Familie ist, muß in den sumpfigen Reisfeldern arbeiten. Sie hat alle häuslichen Arbeiten zu machen und den härtesten Frohndienst bei den Jahrzeitarbeitern der Feldbestellung und der Ernten zu leisten. Man sieht sie unaufhörlich fleißig und tätig, indem sie dabei ihre kleinsten Kinder reitend auf der Hüfte trägt. Die Frauen verfertigen die meisten Utensilien ihrer Arbeiten, weben und nähen die Kleider der Familie. Wenn die Feldarbeiten beendet sind, bleiben die Frauen zu Hause mit Weben beschäftigt. Das Webegestell ist sehr einfach. Die Weberin arbeitet hockend, das Kreuz durch ein Brettchen gestützt, das Muster wird mit Hilfe einer feinen langen Bambusspitze ausgeführt, die jetzt oft durch eine Stahlnadel ersetzt wird. Die weibliche Stickerei ist das geschätzteste Talent des Landes. Zahlreiche originelle und durch bunte Wollfäden außerordentlich komplizierte Muster bezeugen ein schon recht raffiniertes ästhetisches Gefühl. Die Frau von Minang-Kabau ist bemerkenswert in ökonomischer Hinsicht begabt. Sie ist eine unermüdliche Arbeiterin, eine kluge Händlerin und eine unbestechliche Schätzebewahrerin. Ihr kommt es in den mütterlichen Clans als ältere Frau und Mutter zu, die Art der Güterverwaltung zu bestimmen und die Interessen der gemeinsamen Nachkommenschaft zu verwalten. Mehr als irgendein anderer Teil bildet sie in diesem mutterrechtlichen Lande die Stütze der eingeborenen Gesellschaft . . . Ihre Erscheinung zeigt die Stellung, welche die Sitten ihr geben. Die weibliche Schönheit in Minang-Kabau ist in der Tat berühmt auf der ganzen Insel. Der Frauentypus von Minang-Kabau kann als der reinste und feinste auf der Insel betrachtet werden. Man findet dort eine edle Haltung, einen prachtvollen Gang, was aus der Gewohnheit, die Lasten auf dem Kopfe zu tragen, herrührt. Die Höhe des Hochplateaus gab vielen von ihnen die warme und goldige Blässe der reifen Muskattraube. Eine Frauengruppe, die sich zu einem Feste begibt, ist ein Anblick, der die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Nirgends sind die Frauen mehr mit Kleinodien <sup>1</sup>beladen, große, goldene



Armbänder, Fuß- und Fingerringe, Brust- und Ohrgehänge, Diademe, glänzende Sarongs mit archaischen Mustern aus Seide mit Goldfäden durchwirkt, Jacken aus feiner Baumwolle und große Kopfbedeckungen mit zwei aufrecht stehenden Flügeln, die ein Überbleibsel der Hörner des Sieges sein sollen, schmücken sie, so daß die Frauen bei gewissen Gelegenheiten der Königin von Saba ähnlich scheinen.“

Es wäre nun noch zu bemerken, daß nur die Frauen auf den Märkten ihre Waren feilbieten, also Handel treiben, daß augenscheinlich auch die Tänze nur von Frauen ausgeführt werden. Von den Männern heißt es, daß sie, auf denen keine Verpflichtung zur Versorgung ihrer Familie lastet, ein recht träges Leben führen. Sie sitzen gerne in Gruppen zusammen und während die Frauen oft unter ihrer großen Last keuchend die Märkte aufsuchen, wandern die Männer, in der einen Hand die Turteltaube im Käfig, in der anderen den Schirm, müßig und schwatzend dorthin. Collet erwähnt mehrmals den brutalen Ausdruck ihrer Physiognomie und betont wie die anderen, wiederholt ihre geringe Arbeitslust. Die Frau von Minang-Kabau ist sich ihrer Verpflichtung und Verantwortung für das Gedeihen ihrer Nachkommenschaft wohl bewußt, sie hat dadurch eine große Sicherheit und Selbständigkeit erhalten, die in ihrem Auftreten sichtbar sind und sie dort vorteilhaft vom Manne unterscheidet.

Wenn wir nun ein Urteil über die von den verschiedensten Schriftstellern, die lange dort lebten, in gleicher Weise zusammengestellten Tatsachen gewinnen wollen, fällt überall immer wieder die seltsame Stellung, welche der Mann als Gatte und Vater in dieser Familiengemeinschaft einnimmt, oder vielmehr nicht einnimmt, noch mehr auf, als die für die allgemeine Bewertung durchaus an der Spitze stehende Stellung der Frau als Mutter. Während der Mann als Vater für seine Kinder und weitere Nachkommenschaft fast einflußlos ist, auch ihnen und seiner Frau gegenüber von jeder Sorge und Verpflichtung befreit wird, ruht dieselbe ganz allein auf den Schultern der Mutter, die in dieser Gemeinschaft deshalb in jeder Beziehung gefühlsmäßig und praktisch durch alle übernommenen Lasten und Pflichten die einflußreichste und ausschlaggebende Bedeutung besitzt. Der durch ihre Arbeit geschaffene Besitz wird nach ihren Anordnungen verwaltet, und ihr Einfluß schuf ein System, das diesen Besitz der persönlichen Willkür entzog, um ihn für alle Zeiten den Nachkommen zu sichern. Es ist angesichts dieser Tatsachen die Frage wohl berechtigt: Welche Gründe waren hier vorhanden, um eine so eigenartige Stellung von Mann und Frau im Gemeinwesen und in der Familie zu schaffen? Das Denken der Minang-Kabauer gibt hier selbst Aufschluß: „Le coq ne pond jamais“ ist der Ausspruch, mit welchem die Männer zu Collet die eigenartige Stellung der Geschlechter in ihrem Gemeinschaftswesen begründeten. Die Geburt des Kindes also schuf diese Vorzugsstellung der Frau mit ihren großen Lasten und Pflichten, aber auch diese Tatsache hätte nicht einen so außerordentlichen Einfluß ausüben können, wenn die Zeugung nicht am Anfang für den Menschen ein Geheimnis gewesen wäre, dessen Erkenntnis erst langsam erarbeitet werden mußte. Mit dieser Tatsache wird die Wissenschaft rechnen müssen, um richtige Schlüsse aus der Vorgeschichte der Menschheit ziehen zu können, und erfreulicherweise fängt diese Erkenntnis auch an, langsam allgemeiner durchzudringen, zumal noch jetzt ein lebendiges Beispiel für sie vorhanden ist. Malinowski erzählt uns, daß bei den Trobrianders, bei denen er viele Jahre lebte, deren Sprache er genau kannte, noch heute der Zusammenhang zwischen Geburt und Geschlechtsverkehr entschieden in Abrede gestellt wird; sie erklären sich die Geburt als ein (freiwilliges?) Eingehen des Kindes in die Mutter. Ähnliche Erklärungen finden wir recht zahlreich im Mythos

aller Völker. Sie zeigen uns, wie groß die Bemühungen waren, hier zu einem Verständnis vorzudringen, wie lange Zeiten von irrtümlichen Schlüssen dazu erfüllt gewesen sein müssen, die dem sich langsam entwickelnden Erkenntnisvermögen eine Erklärung zu geben versuchten, wie und weshalb das werdende Kind in die Mutter eingeht, um von ihr geboren zu werden. Auch in unseren Märchen haben sich viele Splitter des Denkens dieser Zeit unverstanden als scheinbar seltsame Phantasieprodukte erhalten. Eine so starke Beharrungskraft beweist eine kaum abzuschätzende Dauer dieser Denktradition, der es vielleicht erst nach Jahrtausenden gelang, das Geheimnis von Geburt und Zeugung richtig zu erkennen. In den Zeiten, in denen dieser Zusammenhang noch unbekannt war, hatte die Frau durch die Geburt des Kindes einen Vorzug vor dem Mann, der ja als Mitbesitzer desselben kaum in Frage kommen konnte. Weil ihr aber das Kind allein gehörte, lag oft vor allem auf ihr allein die Verpflichtung, für die Nachkommenschaft zu sorgen, die allmählich aus ihrem Körper herauswuchs und sie umgab. Die Stärke ihres Muttergefühls zwang die Frau, Mittel und Wege zu suchen, um die Erhaltung ihrer Kinder zu sichern, für deren Unterhalt die Nahrung ihres eigenen Körpers, die Muttermilch, nicht mehr ausreichte. So kam die Frau aus dem Zwang ihres Muttertums zuerst dazu, ihre geistigen Fähigkeiten stärker zu entwickeln. Sie kam zu wertvollen Erfindungen, wie z. B. zum Flechten und Weben der Behälter, in denen sie Knollen und Früchte zur Nahrung sammelte, zur Töpferei oder Lederarbeit, um Wasser transportieren zu können, welches sie zur Genießbarmachung der Nahrung gebrauchte. Und wir sehen sie noch heute wie in Minang-Kabau bei sehr vielen, man könnte fast sagen, den meisten Naturvölkern, die Erhaltung des Stammes durch ihre unermüdliche Arbeit sichern. Der früheste und natürlichste soziale Zusammenschluß war der tiefe und dauernde Zusammenhang der Mutter mit ihren Geburten, der gewissermaßen die Keimzelle jedes sozialen Lebens bildete, und den wir wohl im Goetheschen Sinne als ein Urphänomen betrachten können. Er wird überall vorhanden gewesen sein, aber vielleicht nicht überall sich zu einem so festen traditionellen Zusammenhang der Nachkommen einer Mutter entwickelt haben, wie in Minang-Kabau, wo er schon ein eigenartiges soziales Gebilde geschaffen hat, welches bereits auch rechtlich differenziertere Verhältnisse besaß und fähig war, ziemlich entwickelte, ästhetisch-kulturelle Bedürfnisse hervorzurufen. Da wir aber überall vereinzelt, oft fast unverständlich erscheinende Überreste der Minang-Kabauer Zustände wiederfinden, die sich, wie es hier zu erkennen ist, doch ganz folgerichtig aus der Denkeinstellung: „le coq ne pond jamais“ entwickeln mußten, so dürfte es nicht nur eine erlaubte, sondern auch eine gesicherte Schlußfolgerung sein, daß vor Jahrtausenden viel mehr gleiche oder sehr ähnliche soziale Gebilde vorhanden gewesen waren. Ähnliche Verhältnisse wie in Minang-Kabau wurden von Ethnologen schon vor hundert Jahren von vielen Indianerstämmen Nordamerikas berichtet, so bei den Zuñi, Hidatsa, den Huronen und Irokesen. Bei diesen Stämmen ernannten die Frauen die Häuptlinge und nahmen auch selbst am Rate teil, was die Minang-Kabauerin nur indirekt tat, indem sie ihren Sohn mit den aus den Frauenberatungen zuerst hervorgegangenen festen Beschlüssen in die Vertretung des Männerrates schickte. Man schätzte auch in diesen Indianerstämmen die Geburt einer Tochter höher als die eines Sohnes, da sie ja berufen war, das Geschlecht in die Zukunft weiter zu führen, was noch höher bewertet wurde als die unermüdliche Arbeitskraft der Frau. Ganz ähnliche mutterrechtliche Zustände berichtet Lowie von den afrikanischen Ovambo und von den Khasi von Assam. Im Laufe der Zeit und einer sich langsam entwickelnden neuen Denkeinstellung



konnten diese Verhältnisse sich nicht mehr überall so unverändert erhalten, wie sie von den eben angeführten Stämmen berichtet wurden. Ein sehr eigenartiges Übergangsbeispiel zeigen die von Malinowski genau beobachteten Trobrianders auf den Südseeinseln, die noch heute, wie ich es schon angab, jeden Zusammenhang zwischen Geschlechtsverkehr und Geburt in Abrede stellen. Mann und Frau leben aber bereits zusammen, doch gilt der Mann nur als Beschützer der Frau und Freund der Kinder, deren Abstammung auch hier ganz naturgemäß nach der Mutter gerechnet wird. Die eigentliche Autorität über die Kinder übt der Mutterbruder aus, der gar nicht am gleichen Orte zu wohnen braucht und dessen Verhältnis zur Schwester sich eigenartig gewandelt hat. Die Geschwister dürfen z. B. sich nie ansehen, wenn sie miteinander sprechen, sie müssen ein Zusammensein auch möglichst vermeiden; es ist ganz deutlich erkennbar, daß das frühere natürliche Verhältnis zwischen Schwester und Bruder durch eine neue Vorstellung verändert worden ist. Das Verhältnis zu Neffen und Nichten aber ist das gleiche geblieben, sie sind auch jetzt noch die Erben des Oheims, dessen eigene Kinder nichts von dem Besitz ihres Vaters erhalten, obwohl er mit ihnen gemeinsam lebt<sup>2)</sup>. Diese Stellung des Mutterbruders, die sich in Minang-Kabau so natürlich entwickelte, hat sich merkwürdigerweise bei vielen kultivierten Völkern auch da noch erhalten können, wo der Mann als Vater schon lange seinen gebührenden Platz eingenommen hatte. Tacitus berichtet sie als eine Merkwürdigkeit von den Germanen, der Historiker Georg Hüsing von Elam. Nach neueren Forschungen heißt es auch von den Sumerern, daß der Sohn der Schwester Nachfolger des Königs wurde und nicht sein eigener Sohn. Diese Sitte zeigt, wie tief eingewurzelt auch dort die Vorherrschaft der mutterrechtlichen Abstammung, die sich auf das Faktum der Geburt gründete, gewesen ist, und Bachofen führt in seinem Mutterrecht eine ganze Reihe antiker Völker mit den gleichen Anschauungen auf. Wir müssen nach der Menge der noch erkennbaren Beispiele annehmen, daß sie viel verbreiteter, vielleicht allgemein verbreitet war. Es überrascht aber, diese Sitte noch heute bei großen afrikanischen Stämmen zu finden, die sonst durchaus vaterrechtlich organisiert sind, bei denen die Frau mitunter sogar ein Besitztum des Mannes ist, das auf die Nachkommen weiter vererbt werden kann. Aus derartigen Verhältnissen konnte sich nie eine besonders hervortretende Stellung des Mutterbruders oder Schwestersohnes herausbilden, und es muß daher angenommen werden, daß sich hier ein religiös bewerteter Überrest einer früheren Denkrichtung in einer ganz anders eingestellten Zeit erhalten hat, der natürlich jetzt zweckentsprechend neu begründet werden mußte. Die Berichterstatter erhielten in Afrika so oft den Bescheid, daß die Schwesternsöhne wirklich die Neffen des Königs wären, während bei den Söhnen die Abstammung von ihm nicht sicher sei. Diese Erklärung scheint bei sonst absolut vaterrechtlicher Einstellung nur ein Notbehelf für die Begründung der seltsamen Sitte der Erbfolge des Schwestersohnes.

Es ist bei den heutigen Ethnologen die Neigung anzunehmen, daß sich vaterrechtliche und mutterrechtliche Denkeinstellung zu gleicher Zeit nebeneinander entwickeln konnten. Die selbstverständliche Voraussetzung dieser Tatsache wäre, daß das Geheimnis der Zeugung nicht erst nach langen vergeblichen Versuchen erworben werden konnte, sondern daß es von Anfang an klar erkannt war. Diese Schlußfolgerung wird bei einer genauen Kenntnis des Mythos unmöglich, und es geht nicht an, hier soziologische Schlüsse zu ziehen, ohne den Mythos zu befragen. Da es nicht möglich ist, in dieser kurzen Abhandlung die Fülle der Gründe zu bringen,

<sup>2)</sup> Malinowski, *Psyche* 1923/24, 1922 S. 58. 180.

welche der Mythos bietet, soll hier nur in großen Zügen seine Entwicklung und damit zugleich die Einsicht gegeben werden, wie bestimmend sie durch die Tatsache der Geburt und die später erkannte der Zeugung hervorgerufen und beeinflußt wurde. Dabei ist ebenso wie auch bei den soziologischen Tatsachen zu berücksichtigen, daß sich auch im Mythos immer wieder eine Vorstellungsschicht über die frühere legte, sie zurückzudrängen suchte, und daß dadurch zahlreiche Zwischenformen entstehen mußten und entstanden sind, die aber hier nicht berücksichtigt werden sollen.

Die ältesten plastischen Götterdarstellungen, die wir bisher gefunden haben, sind Frauengestalten, deren äußere Erscheinung auch immer mehr oder weniger deutlich auf die Tatsache der Geburt hinweist. Dazu gehört die berühmte Venus von Willendorf, die Frauendarstellungen in den ursteinzeitlichen Höhlen und zahlreiche weibliche Idole, wie sie z. B. auch in den prähistorischen Opferkammern auf Malta gefunden sind. Zu diesen Frauen müssen auch die Nagelgöttinnen gerechnet werden, über welche Professor Eckard Unger in der religionswissenschaftlichen Gesellschaft kürzlich berichtete. Er gab an, daß die ältesten sumerischen Dokumente, welche wir bisher erhalten haben, Bauurkunden sind, die auf Alabastertafeln eingetragen wurden, und immer mit einem Nagel durchbohrt waren, der an der Spitze die kleine Büste einer Göttin zeigte. Das wären die ältesten Götterdarstellungen, welche wir auch aus diesem Kulturkreis besitzen, und es war wertvoll, aus dem Vortrag zu erfahren, daß in neu-sumerischer Zeit die Nagelgöttin durch den Nagelgott und in noch späteren Jahrhunderten durch den bauenden König ersetzt wurde. Die geschichtlichen Urkunden aller Kulturvölker zeigen in ihrem frühesten Mythos eine ganz hervorragende Stellung der Göttin, die im mesopotanischen Kulturkreis und seinen Ausstrahlungen ebenso wie in Amerika, im mexikanischen Kulturkreis, die Beinamen „Mutter der Götter“ oder „Herrin der Götter“ führte. Der Kult dieser Göttin, der später jahrhundertlang durch den Kult des Gottes etwas zurückgedrängt wurde, ist dann im vorderasiatischen Kulturkreis und seinen Ausstrahlungen nach beinahe einem Jahrtausend mit einer Intensität wieder auferstanden, die den Kult des Gottes nebensächlich machte, eine Tatsache, welche bei der damals hier schon durchaus patriarchalen sozialen Denkeinstellung nur verständlich wird durch das Wiederauftauchen eines uralten Glaubens aus dem Volksbewußtsein, wohin er hinabgesunken war und weiter lebte, in den offiziellen religiösen Glauben<sup>3)</sup>.

Von dieser Muttergöttin sind einzelne Nachbildungen gefunden worden, welche sie bärtig, zuweilen auch mit dem Phallos zeigten. Professor Unger zeigte in seinem Vortrage eine bärtige Nagelgöttin, und das Berliner Museum bewahrt eine bärtige weibliche sumerische Göttin auf, welche einen Phallos hat. In vergangenen Zeiten muß diese mannweibliche Zwischenform der Göttin vorübergehend starke Bedeutung gehabt haben; wir finden bei den Skythen eine Artemis priapina, im Museum dei termini in Rom die liegende Statue einer phallos-geschmückten Venus, und Pausanias berichtet, daß der Name Hermaphrodite von einer Herme der Aphrodite mit dem Phallos herrührt. Später wurde der Phallos selbständig. Er stand oft als verhüllte Gestalt neben dem Bilde der Göttin, lag der Statue der Kybele im Schoß und wanderte auf Münzen geflügelt neben der unteritalischen Muttergöttin Fortuna. Diese vereinzelt Beispiele zeigen, daß die mannweibliche Form der Göttin eine ziemlich weite örtliche

<sup>3)</sup> Auf diese sich in der Religionsgeschichte immer wiederholende Tatsache hat bereits Samuel Lublinski in seinem Werke: „Die Entstehung des Christentums aus der antiken Kultur“ hingewiesen.



Verbreitung gehabt haben muß, und es ist daher auch wichtig, den Gründen des Denkens nachzugehen, welches eine so sonderbare Vorstellung schaffen konnte. Aus der ägyptischen Götterwelt ist keine phallische Göttin bezeugt, von den großen Muttergöttinnen Neith und Hathor aber sagen die Texte ausdrücklich, daß sie ihren Sohn ohne Hilfe des Mannes gebären, daß sie also als Mütter doch Jungfrauen blieben. Auch diese Vorstellung ist nicht auf Ägypten beschränkt geblieben, sondern besaß eine viel größere Verbreitung, was die Zusammenstellung von Detleff Nielsen in seiner Arbeit: „Der dreieinige Gott“ klar zeigt.

Zu diesen Vorstellungen tritt dann als letztes Glied der Kette dieses Denkens die Tatsache, daß der Sohn der Muttergöttin auch ihr Gatte wurde. Das ist deutlich im Tiamat-Mythos ausgesprochen, dessen einzige uns erhaltene Fassung nach Angabe der Babylonisten etwa 2000 Jahre vor unserer Zeitrechnung entstanden ist; aber diese Fassung zeigt bereits ein merkliches Schwanken zwischen verschiedenen Anschauungen, und es ist daher wohl anzunehmen, daß es noch ältere und etwas anders lautende Texte gegeben haben wird, welche die neuen Ausgrabungen uns hoffentlich noch einmal zutage führen.

Die alten Tamuzlieder zeigen, daß auch Ištar einmal zu Tamuz in dem Sohn-Gattenverhältnis gestanden hat; er wird in den Liedern bald als Sohn, bald als Gatte angerufen. Ein gleiches Verhältnis ist auch noch bei Isis und Horus zu erkennen, obwohl ganz neue Anschauungen es sehr verdeckt haben. Das Sohn-Geliebtenverhältnis besteht bei einer ganzen Reihe von Muttergöttinnen und ist von Religionsforschern schon oft behandelt worden. Es hat in den ägyptischen Texten den unzweideutigsten Ausdruck gefunden. Dort führen die ältesten Götter, wie Amon und Re, den Beinamen: „Begatter ihrer Mutter“.

Diese nur in großen Zügen ohne Eingehen auf die zahlreichen Varianten und Zwischenformen angeführten Vorstellungen zeigen deutlich, daß das Geheimnis der Geburt die Urgöttin schuf. Das wachsende Kausalbedürfnis des nicht mehr ganz primitiv zu nennenden Menschen verband dabei zwei gleich rätselhafte Tatsachen: Das Hervorbrechen des Kindes aus dem Mutterleibe und das Hervorwachsen der Pflanzenwelt aus der Erde zu dem Bilde der großen Mutter, die, wie Tiamat „die Gesamtheit gebär“.

Aber immer konnte die Zeugung kein Geheimnis bleiben. Die langsam aufsteigende und wachsende Erkenntnis änderte zuerst an der Vorstellung der Göttin nur wenig. Sie machte im vorderasiatischen Kulturkreis und seinen Ausstrahlungen die Urmutter zum Hermaphroditen oder betonte, wie in Ägypten, daß sie ohne Hilfe des Mannes gebär. Es ist verständlich, daß mit zunehmender und eindringenderer Erkenntnis des Zeugungsgeheimnisses auch diese Lösung nicht mehr zu befriedigen vermochte; auch der Mythos verlangte jetzt den zeugenden Gott, aber wo war er zu finden? Die Urmutter war nach fest eingewurzelterm Glauben von Anfang an vorhanden, wie es die Inschrift der Neith in ihrem Tempel zu Dendera deutlich zeigt: „Ich bin, die ist, war und sein wird“. Die Urmutter konnte sich daher ihren Gatten nur selbst gebären. Als ihr Erst- und Eingeborener trat der Mann in Glauben und Mythos ein und übernahm darin die Zeugungsfunktion seines Geschlechtes. Er blieb zwar für das Gefühl zuerst neben der Muttergöttin von untergeordneter Bedeutung, was all die jugendlichen Zeugungsgötter deutlich zeigen, aber es konnte auf die Dauer nicht ohne Einfluß bleiben, daß die lebengebende Kraft, welche durch das Geheimnis der Geburt zuerst nur der Göttin zukam, nach der Erkenntnis der Zeugung langsam von ihr auf den Gott überging. Während früher Geburten und Pflanzenwuchs nur von ihr und ihrem Dasein abhingen, mußten jetzt die toten Zeiten der Natur mit dem Sterben des

Gottes begründet werden, der wieder auferstehen mußte, damit das Leben der Natur und die Geburten ihrer Geschöpfe aufs neue erfolgen konnten. Die zahlreichen und oft behandelten Darstellungen vom sterbenden und wiederauflebenden Vegetationsgott zeigen das deutlich, aber nicht minder deutlich macht die Höllenfahrt der Ištar, der Demetermythos erkennbar, daß Pflanzenwuchs und Geburt einmal nur mit der Göttin verbunden waren und mit ihrem Hinabsteigen in die Unterwelt aufhörten.

Diese kurze mythologische Einfügung, welche nur die bedeutungsvollsten Hauptpunkte berücksichtigen sollte, zeigt deutlich, daß wir zu einer richtigen Beurteilung sozialer Zustände auch die religiösen Vorstellungen und ihre Wandlungen berücksichtigen müssen, die nicht nur das Denken, sondern auch das Handeln ihrer Träger tief beeinflussten und damit von entscheidender Wertung für die Stellung der Geschlechter werden mußten. Der Mythos zeigt eine deutliche Verschiebung dieser Wertung durch die Erkenntnis des Zeugungsgeheimnisses, welches der Göttin die lebengebende Kraft nahm, die nun auf den Gott überging, und das konnte auf die Dauer auch nicht ohne Einfluß auf die Stellung der Frau im sozialen Leben bleiben. In den Kulturkreisen, die vom Mythos beherrscht wurden, hat sich die Stellung und damit auch die Wertung der Geschlechter sehr verändert, und es wäre schwer, hier richtige Schlüsse über das Ursprüngliche zu ziehen, wenn die Minang-Kabauer Verhältnisse uns nicht die logische Entwicklung so vieler unverständlicher Überreste jener Zeit zeigten.

Minang-Kabau gibt dem Ethnologen wertvolle Aufschlüsse über Entstehung und Entwicklung größerer sozialer Bindungen, über die Ursache der seltsamen Stellung der Frau, des Mutterbruders und des Schwestersohnes, aber auch über Entstehung von Exogamie und über die durch den Einfluß der Väter zur Tradition gewordene Sitte der Heirat mit Kousinen väterlicherseits, die ja nicht als Verwandte angesehen wurden.

Die eigenartige Denkeinstellung, die diesen sozialen Organismus schuf, zeigt auch deutlich, daß die Einseitigkeit in der Bewertung der Geschlechter die Keime zur völligen, gegengesetzlichen Entwicklung in sich bergen mußte. Die aus dem natürlichen Zusammenhang der Geburten entstandene Großfamilie war der früheste Organismus, dessen Glieder zur Sicherung der Nachkommenschaften zusammenhielten. Als Gebälerin und mithin Vermehrerin dieses Organismus war die Frau der natürliche Ursprung desselben. Bei der sich entgegengesetzt entwickelnden Denkeinstellung war es natürlich, daß dieser Organismus eine wertvolle Vermehrerin der Familie und eine wertvolle Arbeitskraft nicht ohne Entschädigung in die Sippe des Mannes übergehen lassen konnte. Aus der bei den Naturvölkern fast noch allgemein bestehenden Sitte des sogenannten Brautkaufes oder der längeren Arbeitsleistung des Mannes in der Sippe der Frau, von der die Bibel schon berichtet, konnte sich bei immer stärker werdender vaterrechtlicher Einstellung ein Besitzrecht entwickeln, was auch nicht selten geschah. Es trug dazu bei, die Stellung der Frau im sozialen Organismus sehr zu ändern und hat sie an einzelnen Stellen sogar zum vererbbaaren Besitz gemacht, und dennoch erhielten sich auch hier noch genügend mutterrechtliche Überreste, was die große Zusammenstellung von Baumann über Afrika deutlich zeigt. Es ist unmöglich, daß diese Überreste mutterrechtlicher Denkeinstellung bei ursprünglicher vaterrechtlicher entstehen oder auch nur übernommen werden konnten. Nur eine frühere starke, fast religiös zu nennende Tradition vermag eine derartige Beharrungskraft bei einer gänzlich entgegengesetzten Denkeinstellung zu bewahren.

Erb- und Besitzrecht von Minang-Kabau findet sich in gleicher Weise bei den meisten Sippenverbänden wieder, auch wenn sie bereits ganz vaterrechtlich eingestellt sind. Darüber haben wir heute recht genaue Berichte.



So gibt Tauxier eine Schilderung über die sozialen Verhältnisse der Bobo am Nigerbogen, die ein vaterrechtlich orientiertes Abbild der Verhältnisse von Minang-Kabau zeigen. Auch hier wohnen die Familien zusammen, die aus dem Vater, seinen Brüdern, Söhnen und Brudersöhnen bestehen, da die Frauen bereits aus einer anderen Sippe in die des Mannes übergehen. Auch hier wird das Haus durch Anbau erweitert, wenn es zu klein wird, und die Familie spaltet sich bei weiterer Vergrößerung zu einer neuen Hausgemeinschaft ab. Ebenso gibt es hier ganze Dörfer von Nachkommenschaften mit Allgemeinbesitz am Boden, der von den Mitgliedern nach den Anordnungen des ältesten Familienhauptes bearbeitet wird, und an beweglichen Gütern. Selbst erworbene und erarbeitete Güter dürfen zwar wie in Minang-Kabau vererbt werden, fallen aber bald dem Familieneigentum zu. Es zeigt sich auch hier ganz deutlich, daß der soziale Zusammenschluß nur durch die Geburten gegeben ist, die aber nicht mehr wie in Minang-Kabau aus der sichtbaren Tatsache der gebärenden Mutter hergeleitet werden. Der Mann gilt bereits als Erzeuger derselben. Diese Denkeinstellung, die so sehr dem natürlichen Augenschein widerspricht, an welches das primitive Denken überall stark gebunden ist, die bereits eine tiefere Erkenntnis voraussetzt, kann nicht das Ursprüngliche gewesen sein. Daher mutet dieser ganze soziale Organismus wie die Übertragung der aus der früheren Denkeinstellung geschaffenen sozialen Form auf eine neue Denkeinstellung an. Da auch hier die Großfamilie die Frau nur gegen eine Entschädigung in die Sippe des Mannes übergehen läßt, ist doch der Beweis vorhanden, daß ihr Wert als Mehrerin der Sippe und als bedeutende Arbeitskraft noch immer anerkannt wird. Von einer Entschädigung der Großfamilien beim Übergang des Mannes in die Sippe der Frau ist bisher, soweit ich es zu übersehen vermag, noch von keinem Forscher berichtet worden.

Zu der Erkenntnis des Zeugungsgeheimnis sind noch andere Gründe ökonomischer und politischer Art hinzugekommen, um das ursprüngliche Verhältnis direkt in sein Gegenteil zu wenden. So ist die Tierzucht und die Verwaltung der Herden eine männliche Beschäftigung, auf deren alleinige Ausübung und deren Besitzrecht oft eifersüchtig gewacht wird. Die Größe dieses persönlichen männlichen Besitzes schuf bedeutendere soziale Schichtungen. Ebenso veränderten Eroberungszüge die früher einfachen sozialen Formen und schufen ein neues Besitz- und Standessystem, welches die Stellung der Geschlechter zueinander stark zu beeinflussen vermochte. Solange hier aber eine gewisse religiös zu nennende Tradition noch immer weiter bestand, konnte sich viel von den alten Formen erhalten, und das geschah oft dort, wo die Frau durch den von ihr fast ausschließlich allein geübten Hackbau noch immer eine wertvolle Erwerberin blieb. Die Übernahme des Ackerbaues durch den Mann, die mit starken religiösen Momenten verbunden war, hat viel dazu beigetragen, die alten Traditionen im offiziellen Leben zu zerstören. Sie blieben aber im Volksbewußtsein oft noch als seltsame unverständliche Sitten, als Spuren einer frühen Denkeinstellung lebendig. Es bleibt dabei bemerkenswert, daß wir bei vaterrechtlicher Denkeinstellung noch ziemlich viele eigentlich sinnlos gewordene Spuren der mutterrechtlichen Organisation finden, während diese Überreste eines anderen Denkens bei mutterrechtlichen Stämmen wie in Minang-Kabau ganz fehlen oder nur wie eine Angleichung an eine neue Umgebung erscheinen.

Minang-Kabau zeigt bereits ein differenziertes soziales Gebilde mit größeren Bedürfnissen, die wir bei Stämmen, welche die Nahrung noch nicht anbauen, sondern nur sammeln, noch nicht finden. Diese Sammlervölker sind heute teils mutterrechtlich, teils vaterrechtlich eingestellt, was daraus zu erkennen ist, daß die Kinder bald zur Sippe der Mutter, bald

zu der des Vaters gehören. Es wird von verschiedenen Forschern angenommen, daß sich hier die vaterrechtliche Einstellung ganz selbständig und gleichzeitig neben der mutterrechtlichen entwickelt habe. Dagegen spricht die von allen Sammlervölkern, bei denen die Frau in die Sippe des Mannes übergeht, überlieferte Sitte, nach welcher der Mann vor der Ehe längere Zeit in der Sippe der Frau um sie dienen muß. Die Stellung der Frau ist bei diesen Sammlervölkern sehr selbständig; sie ist ein sehr wertvolles Glied der Gemeinschaft als Mehrerin der Sippe und als Erhalterin derselben durch ihre Sammlerarbeit und die Schaffung einer Dauernahrung, welche von den Zufällen der Jagd, die Mannesarbeit ist, und der Witterung unabhängig macht. Oft wird uns auch berichtet, daß sie das Haus baut, und daß dieses ihr Besitz bleibt (Vetter von den Bergdaman, Krause von den Karaya und Preuß von den Karaba, bei denen der Mann sogar das Haus der Frau nie betreten darf). Vetter, der sehr eingehende Schilderungen von dem Leben der Bergdaman gibt, sagt auch, daß die Frau mit ihrem Kinde bei Streitigkeiten und Fehden als Unterhändlerin zum Gegner gesandt wird. Sie scheint daher als Mutter unverletzlich zu sein. So müssen wir auch bei diesem vaterrechtlich eingestellten Stamm einen gewissen Vorzug der Frau durch die Geburt voraussetzen. Da Frauen und Männer bei den Sammlern ein ziemlich gesondertes Leben führen, die Forscher aber vorzugsweise mit Männern zusammen sind und von ihnen Berichte erfahren, ist es möglich, daß wir die Verhältnisse heute noch nicht ganz richtig sehen, da sich wohl manche Sitte den Blicken oder der richtigen Beurteilung entziehen wird. Auch ist es durchaus nicht notwendig, daß der Denkweg, welchen der Mythos der orientalischen Welt, durch die Erkenntnis des Zeugungsgeheimnisses deutlich zeigt, überall beschritten ist; das ist vielleicht nur an einer Stelle geschehen und von diesem Zentrum langsam nach allen Richtungen weitergewandert. Hier vermögen wir noch keine richtigen Schlüsse zu ziehen, wir werden aber viel mehr als bisher mit Übertragungen und Wanderungen und ihren, die soziale Stellung der Geschlechter mehr oder weniger verändernden Einflüssen zu rechnen haben. Ein fast amüsantes Beispiel dafür ist die Arbeit über die Männerzeremonien bei den Feuerländern in dem letzten Heft der Berliner Zeitschrift für Ethnologie und Urgeschichte.

Auch Minang-Kabau fängt an, dem Einfluß einer anders eingestellten Umwelt zu erliegen, da die frühere Abgeschlossenheit durch Verkehrswege der holländischen Regierung und deren Niederlassungen auf der Höhe aufgehört hat. Der Mohammedanismus gestattet, ja er verlangt fast Mehrweiberei. Dadurch bürgerte sich langsam die Sitte ein, daß ein Mann vier Gattinnen hatte, die er nacheinander besuchen mußte, was von der Indoea genau kontrolliert wird. Es gibt aber nach Joussta bereits Männer, welche sich zwei Frauen aus anderem Stamme nehmen und ihr eigenes Haus bauen, während sie ihre beiden anderen Minang-Kabauer Frauen noch immer besuchen. Das ist bereits der Anfang zu einer sozialen Umformung, die sich langsam nur durch das Beispiel einer neuen Umgebung vollzieht, und aus der sich im Laufe der Zeit vielleicht, wie bei den Bobo, ein vaterrechtlich eingestelltes Minang-Kabau entwickeln kann. Die Kenntnis der uestigen Verhältnisse ist für jeden Forscher wertvoll und aufschlußgebend, und erleichtert es, durch den Wirrwarr der zahllosen Zwischenformen, ihrer nicht minder zahlreichen Wanderungen und Beeinflussungen, die Urformen des Denkens zu erkennen, welche die frühesten sozialen Bindungen schufen.



## II. Verhandlungen.

### Ordentliche Sitzung vom 15. Januar 1927.

Vorsitzender: Herr Schuchhardt.

(1) Verstorben ist am 28. 12. 1926 Herr Pfarrer Winterstein in Hösingen (1910).

(2) Neuaufgenommen: Herr Gerichtsassessor Dr. Heinrich Hart-rath, Wilmersdorf.

(3) Einladungen liegen vor

a) zum 5. internationalen Kongreß für Vererbungswissenschaft. Berlin, 11.—18. September 1927.

b) zum 23. internat. Amerikanistenkongreß, Neuyork, Sept. 1928.

(4) Von Herrn Max Schmidt ist aus Südamerika ein kurzer Bericht über seine bisherige Reise eingelaufen.

(5) Die Neuwahlen zum Ausschuß haben folgendes Ergebnis: Erwin Baur, A. Götze, Hindenburg, Langerhans, A. Maaß, Mielke, Sökeland, Staudinger, C. Strauch. Als Obmann wird Herr: Sökeland gewählt.

(6) Herr K. Th. Preuß spricht über:

#### Die Ausstrahlungen der San Agustin-Kultur in Amerika.

Da die Verbreitung der San Agustin-Kultur im übrigen Amerika demnächst in meinem Buche über meine Ausgrabungen jener Gegend behandelt wird, so möchte ich hier nur kurz auf eine dort vielfach angetroffene Klasse von großen Steinfiguren hinweisen, die in ihren Motiven sowohl an großen Statuen Nicaraguas, wie in Peru, besonders auch in etwas anderer Gestaltung in den Gefäßmalereien von Nazca und weit im Osten von Brasilien an einigen der prähistorischen sog. Muirakitüos, in der Nähe des Rio Trombetas, wiederkehren. Es handelt sich dabei um eine menschliche Gestalt, die auf Kopf und Rücken ein tierartiges Wesen trägt. In San Agustin ist dieses öfters der Hauptfigur in den Gesichtszügen ähnlich und endigt in einem sich spaltenden Schlangenleib mit zwei Tierköpfen. In den Malereien von Nazca sind beide Wesen gewissermaßen zusammengewachsen, indem von einem gemeinsamen Kopfe sowohl der übergelagerte Schlangenleib wie darunter ein menschlicher Unterkörper mit Beinen ausgeht. Die zu Grunde liegende Idee ist aber auch im Maya- und mexikanischen Gebiet vorhanden. Dort sieht der Kopf der menschlichen Figur aus dem weitgeöffneten Rachen eines Vogels, einer Schlange oder eines sonstigen Tieres heraus. Die allgemeine Auffassung für diese Erscheinungen bei den genannten nördlichen Kulturvölkern geht dahin, daß beide Darstellungen zwei Seiten einer göttlichen Gestalt, eine menschliche und eine tierische aufzeigen. Man nennt letztere in Mexiko die Verkleidung (nomalli) der betreffenden Gottheit. Bei dem Feuergott Xinhantli und bei einigen ihm verwandten Gottheiten wird ja auch die ihnen entsprechende, zuweilen als ihr Werkzeug aufgefaßte

Feuerschlange (xiuhevnatl) auf dem Rücken getragen, ähnlich wie bei den südamerikanischen Formen. Die Grenze zwischen den beiden Gestaltungen derselben Idee liegt etwa in Nicaragua, wo die eine wie die andere vorkommt.

(7) Herr Dengler hält den angekündigten Vortrag:

**Eine Forschungsreise zu den Kavahib-Indianern am Rio Madeira.**

Gestatten Sie mir, zum Anfang einige Minuten dem Schicksal eines Mannes zu widmen, dem wohl viele von Ihnen persönlich nahe standen, Theodor Koch-Grünberg.

Die ihn kannten, werden verstehen, wie er unter den durch den Krieg geschaffenen Verhältnissen litt, als alle Aussicht, wieder hinauszukommen, abgeschnitten schien. Sie werden verstehen, daß er zugriff, als der Amerikaner Hamilton Rice ihm im Frühjahr 1923 anbot, an einer Forschungsreise ins Orinocoquellgebiet im folgenden Jahre teilzunehmen. Langjährige Freundschaft verband mich mit Koch-Grünberg, er nahm mich als Begleiter mit, und im Juli 1924 landeten wir in Manaos.

Nur wenige Mitglieder der Expedition waren schon anwesend, Rice selbst mit seiner Gemahlin und den anderen Teilnehmern war noch in Rio de Janeiro und kam erst am Mittag des 23. Juli in Manaos an. Schon diese Verzögerung war unangenehm, dehnte sich aber noch länger aus; am Abend des 23. Juli brach eine Revolution aus.

Am 20. August endlich fuhr die Expedition auf besonders gemietetem Dampfer ab. Man war augenscheinlich auf das Beste ausgerüstet mit Lebensmitteln, Instrumenten für wissenschaftliche Beobachtungen, selbst eine Radioausrüstung und ein Wasserflugzeug fehlten nicht.

Schon von Manaos aus wurden Geländeaufnahmen gemacht. Die Fahrt ging den Rio Negro und dessen Nebenfluß, den Rio Branco, aufwärts bis Vista Alegre, wo wir am 3. September anlangten. Am 7. September kam drahtlose Nachricht, die Revolution in Manaos sei beendet. In größter Eile wurde alles ausgeladen und um 4 Uhr nachmittags fuhr Rice mit seiner Gemahlin, dem Flugzeugphotographen Captain Stevens und einer Sonderexpedition der Harvard-Medical-School nach Manaos zurück. Er hatte den Ingenieur Charles C. Bull zu seinem Stellvertreter ernannt und versprochen, in zehn bis zwölf Tagen zurück zu sein.

Koch-Grünberg wollte am Abend desselben Tages eine Gelegenheit benutzen, nach Boa Vista zu fahren, das einige Tage flußaufwärts liegt und als Basis der Expedition in Aussicht genommen war, Bull ließ ihn aber auf Rices bestimmte Instruktion nicht gehen.

Es waren schlimme Aussichten. Vista Alegre ist als Fieberplatz fast so berüchtigt wie das gegenüber flußaufwärts gelegene Caracarahy, und die Folgen zeigten sich bald. Einer nach dem andern erkrankte und für den Flugzeugmechaniker Wilshusen fürchteten wir längere Zeit das Schlimmste. Unsere Zitronen und Orangen gingen rasch aus, es gab dort keine Früchte und die sonst so verschwenderisch ausgerüstete Expedition — sogar Maschinengewehre waren vorhanden! — hatte weder Zitronensäure noch Konservenmilch. Dr. Shattuck opferte seine privat mitgenommenen Fleischbrühwürfel für die Kranken.

Als Wilshusen endlich außer Gefahr war, legte sich am 22. September Koch-Grünberg. Sein Zustand war wechselnd, doch schien er sich endlich zu erholen. Man beschloß, ihn und Wilshusen, bei dem eine Operation notwendig geworden war, nach Manaos zu senden und traf alle Vorbereitungen. Doch als am 8. Oktober ein Boot angekommen war, trat plötzlich um die Mittagszeit eine besorgniserregende Verschlimmerung ein und kurz nach 1¼ Uhr fühlte ich Koch-Grünbergs Hand erkalten; es war zu Ende.



Während am 9. Oktober das Boot mit Wilshusen und dem Unglückstelegramm flußabwärts abfuhr, trugen wir Koch-Grünberg hinaus über die Savanne zu einem Friedhof am Rand eines kleinen Wäldchens.

Rice war schon von Koch-Grünberg am 7. September sowie nach seiner Rückkehr nach Manaos von verschiedenen Seiten öfters vor Vista Alegre gewarnt und gebeten worden, seine Leute nach dem gesünderen Boa Vista zu senden. Von den Zuständen im Lager hatte er sicher Kenntnis, denn Bull und Shattuck sandten bei jeder Gelegenheit Berichte. Ein Befehl zur Weiterfahrt kam nicht — er hätte uns leicht durch Radio in anderthalb Tagen erreicht. Rice schien die Warnungen nicht ernst zu nehmen, ja er leugnete sie später, und am Tage des Begräbnisses traf sogar ein Brief von ihm ein mit der Weisung, kein Mann dürfe Vista Alegre verlassen, bevor er ihn gesehen habe.

Am 20. Oktober endlich traf Rice in Vista Alegre ein. Ein starkes Fieber, das mich befiel, verzögerte die Abreise, doch am 28. Oktober konnten wir den Unglücksplatz verlassen. Ich fuhr mit bis Boa Vista, um Koch-Grünbergs vorausgesandte Sachen zu holen und kehrte mit dem ersten Viehtransportboot nach Manaos zurück.

Meine Absicht war gewesen, nach Deutschland zurückzukehren, während der Fahrt aber erholte ich mich ziemlich rasch und beschloß, in Südamerika vorerst zu bleiben. Da ich die amerikanische Expedition, zu der ich auch offen gestanden keine große Lust mehr hatte, doch nicht mehr einholen konnte, und da Rice selbst auch telegraphisch von einer Nachreise abriet, schloß ich mich der Schwedischen Amazonas Expedition unter Dozent Douglas Melin an. Dieser gab mir Gelegenheit, einen Besuch bei den „Parintintin“ zu machen, und während Melin nach Peru vorausfuhr, reiste ich zunächst nach Tres Casas. Bei meiner Ankunft wurde aber ein Teil meiner Pläne gründlich zu Wasser. Regengüsse hatten den Wald meilenweit überschwemmt, viele Wege waren sogar für Indianer unpassierbar geworden, und wegen Mangel an Zeit und Mitteln war es mir unmöglich, auf dem ungeheueren Umweg zu Wasser in die Dörfer der Indianer zu gelangen. Trotzdem hatte ich Glück. Tres Casas liegt an der Indianergrenze, und Manuel Lobo, der einflußreichste Mann des Ortes, dessen Gastfreundschaft ich genoß, ist einer der wenigen aufrichtigen Freunde der Indianer, die seit kurzem ständig in kleineren und größeren Banden dort verkehren. Was ich dort beobachtete, was Lobo, Garcia und Nimuendaju, die besten Kenner des Stammes, mir mitteilten, will ich nun zu schildern versuchen.

Es sind noch heute seltsame Zustände am mittleren Madeira. Moderne Zivilisation und unberührte Wildnis dicht nebeneinander. Ortschaften, kleine Städtchen mit bequemen Häusern, elektrischem Licht, und keine 200 m davon entfernt der hohe Wald, die Heimat des freien Indianers.

Moderne, bequeme Dampfer vermitteln den Verkehr. Viel Interessantes bietet eine Fahrt. Da sind diese kleinen Ortschaften mit ihrer oft buntgemischten Bevölkerung, z. T. zivilisierte Indianer, die den Fremden allerlei Produkte ihrer Handfertigkeit als Reiseandenken verkaufen. Dann wieder folgt für viele Meilen die dunkelgrüne Mauer des Waldes. Da und dort ist eine kleine Hütte hingeklebt, das zeitweilige Heim eines Caucheros. Manch ehrlicher Mann verdient hier hart unter Gefahren sein Brot, sehr häufig sind es auch zweifelhafte Existenzen, wüstes Gesindel. Tag für Tag gehen sie ihre „Estradas“, ihr Arbeitsgebiet ab, häufig mit der Büchse auf dem Rücken. Sie sind die geschworenen Feinde des freien Indianers, der sie als brutale Eindringlinge kennengelernt hat und haßt.

Meist ist die einzige Verbindung mit der Außenwelt der Dampfer, der den Gummi abholt. Auch kann man da allerlei Waren kaufen und Schnaps. Mit seinem Kanu fährt der Cauchero hinaus zum Dampfer, verhandelt

mit dem Kapitän oder dem Vertreter der Gesellschaft wegen seines aufgestapelten Gummis, kauft einige Kleinigkeiten, säuft, prahlt und flucht über das schlechte Geschäft, die teuren Preise und die Indianer, die Wilden. Mit einigen Kleinigkeiten und ein paar Flaschen Schnaps kehrt er zu seiner Hütte zurück und säuft bis zur Besinnungslosigkeit. Und irgend einmal hört er als Letztes das gellende „*Tayuká! Tayuká! ndyauá*“ und bevor er noch recht zur Besinnung kommt, taumelt er, von Pfeilen durchbohrt, zu Boden, ein Rohrdolch zischt ihm durch die Kehle, sein Todesröcheln wird verschluckt vom Triumphgeschrei der Indianer. Der wiederkehrende Dampfer findet eine qualmende Trümmerstätte, ein kopfloses Skelett; die Aasgeier haben Nachlese gehalten. „Os Parintintins mais uma vez.“ (Wieder einmal die Parintintins.) Hastig begräbt man die Reste und fährt weiter.

„Os Parintintins!“ Acht Jahrzehntelang war dieses der Schreckensruf am mittleren Madeira. Man kann irgendeinen Brasilianer im ganzen Amazonastale fragen, welchen Indianer die schlimmsten seien, und man erhält zur Antwort: „Os Parintintins“.

Unter den Weißen waren und sind die tollsten Gerüchte im Umlauf. Die Indianer sollten ein verbrieftes Recht aus der Kaiserzeit auf dieses Land besitzen; die einen behaupteten, sie seien wilde Kannibalen, andere bestritten das. Einige wollten hochgewachsene blonde Frauen unter ihnen gesehen haben. Tausende von wilden Kriegerern durchstreiften angeblich die Wälder. Auch sonderbare körperliche Eigenschaften wurden ihnen angedichtet. Wie in allen ähnlichen Fällen trieb „die Lust zu fabulieren“ die sonderbarsten, üppigsten Blüten<sup>1)</sup>. Eines ist sicher wahr: die Parintintin machten zahlreiche und kühne Überfälle auf Weiße und auch ihnen feindliche Indianer. Sie wagten sich sogar bis an die Grenze kleiner Städtchen. In Calama z. B. war es schwer, Fleisch zu bekommen, es gab wenig Vieh und kein Jäger traute sich in den Wald aus Furcht vor den Indianern. Verstorbene mußten bei Nacht begraben werden, da es öfters vorgekommen war, daß die Indianer frische Gräber aufsuchten, die Leichen ausgruben und die Köpfe abschnitten<sup>2)</sup>.

Die Regierung und die Inspectoria des Indianerschutzdienstes in Manaus machten verschiedene Versuche, mit den Indianern in friedlichen Verkehr zu treten. Die Anfänge waren wenig ermutigend. Man hatte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit der Anlage von Missionsstationen an der Grenze ihres Gebietes begonnen und allmählig waren fast alle Stämme des unteren Madeira wenigstens zeitweise davon beeinflusst worden, nur die Parintintin blieben unberührt. Der im Jahre 1910 von der Föderalregierung gegründete Indianerschutzdienst — zum Schutze der Indianer gegen Übergriffe der zivilisierten Bevölkerung — beschloß 1913 die Anbahnung friedlichen Verkehrs, aber zunächst blieb es beim Beschluß. Um dieselbe Zeit versuchte Manuel de Souza Lobo in Tres Casas ebenfalls friedliche Annäherungen. Er verbot seinen Leuten, sich in einen Kampf einzulassen, drang mehrere Male ins Indianergebiet vor und hinterließ in verlassenen Hütten der Indianer Geschenke, wurde aber jenseits des Maicy angegriffen. Seine Bemühungen blieben erfolglos. 1921 trieben die Parin-

<sup>1)</sup> Leider hat diese Fabuliersucht auch einige neue Schriftsteller zu Phantastereien begeistert, über die man lachen könnte, wenn sie nicht in gewissenloser Weise dem Publikum als heilige Wahrheiten in Leinen gebunden vorgesetzt würden. Es grenzt ans Unfaßliche, was da in letzter Zeit geleistet wurde, ich werde mir gestatten, auf Einiges an den entsprechenden Stellen aufmerksam zu machen.

<sup>2)</sup> Ein mir persönlich wohlbekannter Herr in Manaus mußte im Frühjahr 1922 in Geschäften nach Calama reisen. Eines Tages ging er dort bis an den Rand des Waldes spazieren und erhielt bei seiner Rückkehr die heftigsten Vorwürfe für diesen bodenlosen Leichtsinn.



tintin die Leute eines anderen Ansiedlers zurück. Diese Versuche entsprangen Handelsinteressen; nur ein einziger Mann, Joao Portatil, versuchte es aus idealen Gründen, friedliche Beziehungen anzuknüpfen. Auf Anregung des Indianerfreundes General Candido Rondon kam er mit knappen Mitteln und einigen Empfehlungen an den Madeira. Begleitet von einigen Leuten Lobos, häufig auch allein, unternahm dieser unerschrockene Mann Streifzüge in das Innere, um die Malokkas der Indianer aufzusuchen; vergeblich. Schließlich geriet er am Eingang einer verlassenen Hütte in eine Fallgrube, verletzte sich schwer und wurde von Lobos Leuten nach dem Madeira geschafft.

Im Jahre 1921 bat der Inspektor des Indianerschutzdienstes in Manaus, Dr. Bento Lemos, den Ingenieurkapitän Amarante, der am Marmellos und dessen östlichem Nebenfluß topographische Aufnahmen machte, auch in den unteren Maicy einzufahren. Amarante besuchte nun wohl die Mura-Pirahã am unteren Maicy und gründete dort einen Posten, in der Hoffnung, so auch mit den Parintintin in Berührung zu kommen. Dies war aber von vornherein verfehlt. Die Mura-Pirahã, zwar friedlich gegen die Weißen, sind die erbittertsten Feinde der Parintintin, in zwei Jahren bekamen die Leute des Postens nicht einen einzigen Parintintin zu Gesicht.

Aber schon im September 1921 scheint Bento Lemos den Mißgriff eingesehen zu haben und übertrug die heikle Arbeit dem wohl einzig dazu befähigten Manne, Curt Nimuëndajú. Dieser beste Kenner der brasilianischen Indianer, ein geborener Deutscher, der schon viele Jahre unter den Indianern zugebracht hatte und von einem Guarani-Häuptling adoptiert wurde, unternahm zunächst im Oktober 1921 einen Erkundungsmarsch, der ihn von Padua aus an den Maicy Mirim und im Bogen zurück nach Paraizo an den Madeira führte. Er fand dabei ein altes Fischerlager der Parintintin, die verkohlten Balken einer Schutzhütte Lobos, die von den Parintintin angezündet worden war, eine verlassene Pflanzung und zerfallene Hütten der Indianer, bekam aber keinen Parintintin zu Gesicht. Die Pfade waren so schlecht, daß Nimuëndajú einen Erkundungszug zu Wasser beschloß. Eine zu diesem Zweck unternommene Fahrt den Maicy hinauf (4.—7. Februar 1922) ergab bessere Verhältnisse als der Landweg, aber auch auf dieser Fahrt wurde kein Indianer gesehen.

Am 31. März 1922 landete Nimuëndajú endgültig am Igarapé Novo de Janeiro mit 22 Mann und allem nötigen Material für eine dauernde Niederlassung. Kaum waren die Sachen an Land geschafft, als am 2. April mittags  $\frac{1}{2}$ 12 Uhr die Indianer unter wütendem Kriegsgeschrei einen Hagel von Pfeilen in das Lager schossen. Einer der Arbeiter, der sich etwas abseits befand, entging mit knapper Not dem Tode. Schnell, ohne sich zu zeigen, verschwanden die Indianer wieder. Von den Weisen wurde kein Schuß abgefeuert. Nimuëndajú sammelte die Pfeile, ließ an jeden Schaft eine Kleinigkeit, wie Perlen, binden und stellte sie dann an den Weg unter einem kleinen Schutzdach, ebenso verfuhr er mit den Fußangeln, welche die Indianer auf dem Weg angelegt hatten. Am 19. April war ein festes Wellblechgebäude fertig und ein freier Platz ringsum mit Stacheldrahtzaun abgegrenzt, dessen Türe jedoch stets offen blieb<sup>3)</sup>. Weitere Angriffe erfolgten am 28. April und am 4. Mai. Die Pfeile prallten wirkungslos am Wellblech ab. Wieder ließ Nimuëndajú die Pfeile an den Weg stellen und dazu eine Wellblechtafel zum Probieren! Am 15. Mai um 11 Uhr, bei hellem Sonnenschein, griffen die Indianer zum erstenmal offen an. Wie ein Kugelhagel knallten und prasselten die Pfeile an die Wellblechwände.

<sup>3)</sup> Domville-Fife spricht von Pallisaden, Nimuëndajú weiß nichts davon.

Nackt, schwarz und weiß bemalt, prächtig mit Federn geschmückt, rasten die Indianer am Zaun entlang zum Tor. Hier harrete ihrer eine Überraschung, die sie nie erwartet hätten: Anstatt zu feuern schrie ihnen Nimuëndajú in der *Lingua geral* zu, einzutreten. Einen Augenblick waren sie starr und sprachlos, dann siegte das angeborene, nicht unberechtigte Mißtrauen; sie schlangen unter gellendem Kriegsgeschrei ihre Bogen und verschwanden. Drei Tage später erfolgte ein Nachtangriff; dann trat eine Pause ein.

Der 28. Mai war der entscheidende Tag. Um 1/211 Uhr griffen die Indianer an, drangen in den Hof und schossen ihre Pfeile auf kürzeste Entfernung. Nimuëndajú entkam knapp ins Haus, um das die Krieger schießend und so entsetzlich schreiend herumsprangen, daß Nimuëndajú seine eigene Stimme nicht hörte. Die Lage wurde kritisch; die Indianer höhnten die Besatzung, schrien *pu pu* in der Erwartung, daß man feuern würde, ein Teil von ihnen begann den Zaun mit schweren Knüppeln zu zerstören. Nimuëndajú befahl seinen Leuten, die Gewehre zur Hand zu nehmen um eine Salve über die Köpfe der Angreifer zu feuern, aber während er noch zögerte, den Befehl zu geben, begannen die Indianer sich zurückzuziehen. Nimuëndajú warf das Gewehr weg, ergriff eine Axt und ein Buschmesser und bot sie den Indianern als Geschenk an. Wirklich blieben einige, schon außerhalb des Zaunes, stehen. Nimuëndajú sprang vom Hause heraus auf die Erde und näherte sich ihnen mit Perlen in der Hand. Doch ließen sie ihn nicht herankommen, sondern riefen ihm zu, die Perlen auf den Boden zu legen. Er tat dies und zog sich zurück. Die Indianer nahmen nun die Perlen; eine zweite Perlengabe nahmen sie schon innerhalb des Zaunes. Als sie jedoch sahen, daß der größte Teil ihrer Gefährten sich schon zurückgezogen hatte, verloren sie den Mut und flohen.

Zwanzig Minuten später prasselte wieder ein Pfeilhagel an das Haus vom anderen Ufer des Igarapé Novo de Janeiro aus. Wieder trat Nimuëndajú heraus und bot Perlen an und wirklich schwammen einige Indianer über den Maicy Mirim. Durch den Fluß vom Posten getrennt, stellten sie sich am linken Ufer gerade dem Haus gegenüber auf, schossen einige Pfeile ab und verlangten Perlen. Nimuëndajú stellte solche in einem kleinen Korb außerhalb des Zaunes an das Ufer. Nun schwamm einer herüber und nahm einige Perlen. Eine Gruppe, die den Posten umgangen hatte, schoß einige Pfeile hinein, schlug wütend mit den Knütteln auf eine Blechtafel, unter der Nimuëndajú Geschenke niederzulegen pflegte, und zog sich dann unter Kriegsgeschrei zurück. Dem ersten folgten bald vier weitere Indianer, die fünf näherten sich dem Zaun, nahmen Perlen, warfen Nimuëndajú einer Federkrone, an ein Stück Holz gebunden, zu und begannen ein Gespräch. Sie fragten die Besatzung des Postens nach ihrem Land, ihren Familienverhältnissen und dem Weg, den sie gekommen waren. Nimuëndajú fragte, ob sie Hunger hätten, und reichte ihnen, da sie bejahten, einige Schalen mit Maniokbrei, die sie direkt aus seinen Händen nahmen. Sie stellten sie in einiger Entfernung auf den Boden, tanzten drum herum, setzten sich und aßen. Als sie gesättigt waren, traten sie wieder ans Haus, baten um dies und jenes und zogen sich dann reich beschenkt zurück.

Das große Wunder war geschehen. Die „unzählbaren“ Parintintin hatten zum erstenmal friedliche Worte mit den Weißen gewechselt.

Noch war nicht alles gewonnen. Die Indianer spalteten sich in eine friedliche und eine feindliche Abteilung. Es folgten noch mehrere Angriffe und Reibereien. Im Juni mußte Nimuëndajú gesundheitshalber nach Pará, sein Adjutant erkrankte auch bald darauf und José Garcia de Freitas trat an seine Stelle. Gegen diesen ausgezeichneten Mann wurden Intriguen



angezettelt, doch hielt er sich auf dem Posten bis zu Nimuëndajús Rückkehr im Dezember.

Mehr und mehr besserten sich die Beziehungen; Garcia flößte den Indianern das größte Vertrauen ein, die friedlichen Elemente gewannen an Zahl und Einfluß. Die Indianer übernachteten öfters im Haus und schlugen sogar eine Brücke über den Igarapé, damit auch ihre Kinder kommen konnten. Wohl blieben einige störrisch und feindlich, aber ihre Zahl war gering, und schließlich kam es öfters vor, daß die Indianer, wenn ein Mann der Besatzung sich nach ihrer Meinung ungebührlich benahm, zu Nimuëndajú kamen und sagten: „Weise ihn zurecht, er benimmt sich unvernünftig.“

Mit großen Hoffnungen verließ Nimuëndajú im Januar 1923 den Posten, aber eine grausame Enttäuschung hararte seiner. Bento Lemos eröffnete ihm in Manaos schweren Herzens, daß der Indianerschutzdienst keine Mittel mehr habe und bat ihn, die Besatzung des Postens zurückzuziehen. Damit war Nimuëndajú entlassen.

Die Mühe, die gefahrvolle Arbeit eines ganzen Jahres war fast umsonst. Auch Garcia hat sich mir gegenüber sehr bitter über diesen Zusammenbruch geäußert. Ich mußte selbst im Dezember 1924 erfahren, daß die so mühevoll angebahnten friedlichen Zustände in größte Gefahr kamen, und wenn auch keine offenen Feindseligkeiten ausbrachen, an denen die Weißen schuld gewesen wären, wie ich zu ihrer Schande sagen muß, so griff doch eine starke Mißstimmung Platz, und ich fürchte, daß der Riß nicht so leicht zu heilen ist.

Dies ist in kurzem Auszug die Geschichte des Stammes, soweit wir sie bis jetzt kennen. Was vor der Mitte des 19. Jahrhunderts liegt, sind Mutmaßungen und vor diesen herrscht mythische Dämmerung. Die einzige Überlieferung der Indianer, die ich erfuhr, ist, daß sie in ihr jetziges Gebiet vor vielen, vielen Jahren einwanderten, weil sie von einem Stamm bedrängt wurden, dessen Leute am ganzen Körper mit langen Strichen tatauiert waren. Diese Beschreibung paßt auf die Mundrukú.

Der eigentliche Name der Parintintin ist *Kavahib* (Sing.; Plur.: *Kavahém*; in Zusammensetzungen: *Kavahiva* — „Wespenleute“). Der Name Parintintin stammt von ihren Hauptfeinden, den Mundrukú. Er scheint „Feind“ im verächtlichen Sinne zu bedeuten, denn die Kavahém hören ihn sehr ungern<sup>4</sup>).

Ihr Hauptgebiet ist im Norden und Westen begrenzt vom Rio Madeira, im Südwesten und Süden vom Gy Parana (Rio Machado) von dessen Mündung bis zur Grenze von Matto Grosso, im Osten von einem Nebenflüßchen des Marmellos, dem Rio Branco, vom mittleren Marmellos und unteren Maicy. Eine kleinere Bande mit nicht genau abgegrenztem Gebiet haust am Rio Zinho, einem rechten Nebenflüßchen des oberen Machado. Das große nördliche Gebiet umfaßt etwa 22000 qkm. Es hausen dort drei unter sich feindliche Banden, die eigentlichen, nunmehr friedlichen Kavahém im Norden, im Süden die heute noch feindlichen Apairandé und Odyahuibé.

Rechnet man nach den besten und zuverlässigsten Schätzungen von Nimuëndajú und Garcia 500 Kavahém mit höchstens 100 Kriegeren, so steht man vor der beinahe unglaublichen Tatsache, daß der Kampfeswert eines einzelnen Kriegers hinreichend war, achtzig Jahre hindurch ein Gebiet von 220 qkm von feindlichen Eindringlingen, Weißen wie Indianern, frei zu halten. Dabei hatten sie noch Zeit, sich gegenseitig zu bekriegen. Schon daraus läßt sich ersehen, in welch furchtbarem Ruf diese Indianer standen.

<sup>4</sup>) Es ist deshalb von vornherein ein Unding, wenn Leo Parcus seine Parintintin, die angeblich in Ostbolivien hausen, sich selbst Parintintin nennen läßt. Es wäre das ungefähr so, wie wenn wir Deutsche uns Ausländern gegenüber als „Boches“ vorstellen würden.

Die Kavahém sind mittelgroß bis beinahe kleinwüchsig, schlank und gut gebaut, nur die Beine sind meist etwas dünn (Männer 150—171,5 cm, Frauen 141—141,5 cm nach Nimuëndajú). Die Gesichtszüge sind im allgemeinen angenehm, manchmal leicht mongoloid; die Hautfarbe ist hell rötlich-gelb mit braunem Anflug, die Gesichter fast immer heller als der Körper; die Haare sind schlicht, manchmal leicht gewellt, tiefschwarz bis dunkel rötlich-braun. — Im allgemeinen sind sie gesund, leiden aber häufig unter Erkältungen mit Fieber und Husten; auch für Schnupfen sind sie sehr empfänglich. Wunden scheinen leicht zu heilen, Vereiterungen sah ich wenig. Nimuëndajú sah einen, dem ein Auge fehlte, und einer meiner besonderen Freunde war taubstumm.

Sie sind sehr reinlich; mehrmaliges Baden am Tag scheint selbstverständlich zu sein, die Haare werden tüchtig gekämmt, Läuse sind daher sehr selten. Meinen Kamm benutzten sie sehr häufig, aber nie merkte ich unangenehme Folgen. In zivilisierten Gegenden hat es mich dafür einige Male gebissen, trotzdem ich keinen fremden Kamm benützte. Es ist jedoch Tatsache, daß Indianerläuse es sowieso nicht lange bei einem Europäer aushalten. Nach jeder Mahlzeit wird der Mund kräftig ausgespült, und die Hände werden vorher und nachher gewaschen. Im allgemeinen haben sie schöne Zähne, Karies kommt nur selten, besonders bei Kindern, vor. Zum Reinigen der Nase benutzen sie einen Palmblattstreifen, ein Hölzchen u. dergl., sie machen das nie mit den bloßen Fingern, wie viele kulturübertünchte Europäer.

Äbsichtliche Körperverunstaltungen sind sehr geringfügig; die Männer durchbohren die Ohr läppchen, Frauen und Mädchen tragen an den Beinen unterhalb der Knie und oberhalb der Knöchel je einen festanliegenden, einschneidenden Ring aus dünner Baumwollschnur. In den durchbohrten Ohr läppchen tragen die Männer gewöhnlich kleine, kurze Holzpflöckchen, bei festlichen Gelegenheiten lange Federstäbe. Gesicht und Körper werden tatauiert, die Muster sind jedoch bei den Geschlechtern verschieden.

Die Haare sind bei Männern und Frauen rund um den Kopf abgeschnitten und decken die Stirne bis auf einen 1—2 cm breiten Streifen oberhalb der Augenbrauen, hinten sind sie häufig etwas länger gelassen. Augenbrauen und Wimpern werden ausgerissen. Die Männer zupfen auch alle Barthaare heraus. Während die Frauen sämtliche Körperhaare entfernen, lassen die Männer diese häufig wachsen. Matronen und alte Herren werden jedoch etwas nachlässig, und es gibt ein paar ältere Onkel, die sogar stattliche Zwickelbärtchen aufweisen.

Gesicht und Körper werden bemalt. Als Farben dienen weißer Ton, Kohle aus gebrannten Castanhaschalen, der dunkelblaue Pflanzensaft Genipapo und Urucu, ein dunkelrotes Pulver aus den Samen der *Bixa Orellana*.

Von einer Kleidung kann man bei den Kavahém nicht sprechen. Die Frauen tragen außer den erwähnten Schnüren eine Halskette und sonst gar nichts. Der erste Anblick einer Anzahl Kavahibmänner in Alltags-tracht, d. h. ohne Federschmuck, stellt etwas Anspruch an Selbstbeherrschung, denn er ist grotesk. Alle tragen die 25—40 cm lange Penishülle aus zwei dicken Lagen von Arumäblättern, die als Röhre das Glied umhüllen. Kein Krieger, kein Junge von mehr als zwölf Jahren zeigt sich ohne dieses Trachtstück, das einfach *gaá*, Blatt, genannt wird.

Sie betrachteten die Europäer als schamlos, weil sie nackt in die Hosen schlüpfen.

Das zweite, aber nicht unbedingt notwendige Trachtstück ist ein lose auf den Hüften aufliegender Gürtel aus drei bis zehn Ringen von Rindenstreifen eines Miritipalmblattes, die nur an einer Stelle verbunden



sind. Manchmal wird unter diesem ein enganliegender, zwei bis drei cm breiter Gürtel aus weichen Rindenstreifen getragen, der vorne gebunden wird und dessen Enden als Fransenbüschel herabhängen. Zur täglichen Tracht gehören auch breite Oberarmringe aus Palmblattstreifen, von denen häufig Schnüre mit Federtroddeln und ganze Federschnüre herabhängen. Selten sind Armbänder aus aneinandergereihten Vogelknochen, sie gehören zum vornehmen Festschmuck.

Sind aber die Krieger zum Fest oder Kampf geschmückt, so verschwindet das Groteske; die farbige Schönheit wilden Kriegsschmuckes tritt in den Vordergrund. Auf dem Haupt sitzt ein Diadem aus bunt leuchtenden Federchen, von dem über den Rücken Schnüre mit Federquasten, Federstäbe, lange rote und blaue Ararafedern mit kleinen Federquasten herunterhängen. In den Löchern der Ohrläppchen stecken, über die Schultern nach hinten ragend, viertelmeterlange Rohrstäbe, die oft zur Hälfte mit Federchen oder bunten Tuchstreifen unwickelt sind, im freien Ende stecken Mutum- und Ararafedern. Gesicht und Körper, Arme und Beine sind mit schwarzen und weißen Flecken und Querstreifen bemalt. Der Schmuck der Frauen ist gering. Sie tragen, außer den schon erwähnten Schnüren um die Beine, Halsketten und bemalen sich manchmal mit Urucu und Genipapo.

Die ganze Bewaffnung der Krieger besteht aus Bogen und Pfeilen, sowie einem Dolch aus gespaltenem Bambus<sup>5)</sup>. Die Bogen sind über zwei Meter lang, aus schwerem harten Holz, mit einer dicken Sehne aus gedrehter Pflanzenfaser. Sie haben dreierlei Pfeile. 1,5—2,4 m lang sind die Fischpfeile, mit einer bis drei Spitzen aus Hartholz mit knöchernen oder eisernen Widerhaken. Die Spitzen der etwa 1,5 m langen Vogelpfeile sind aus Hartholz und gezahnt. Die Schäfte für diese beiden Arten sind aus für Großwild und Krieg haben einen starken Bambusschaft mit Holzvorschaft, auf dem eine breite, lange, messerscharfe Spitze aus gespaltenem Bambus sitzt. Die Kriegspfeile sind am sorgfältigsten gearbeitet und haben eine lange, breite Fiederung; die Fiederung der Vogelpfeile ist kleiner, während die Fischpfeile gar nicht gefiedert sind. Die Bambusspitzen sind häufig, besonders bei neueren Stücken, mit einem rötlichen Lack auf der Innenseite bemalt, aber nie vergiftet! Auf eine diesbezügliche Frage antwortete ein Krieger lachend: „Es braucht kein Gift“<sup>6)</sup>.

Befiederung und Spitzen werden auf dem Marsch durch eine Palmblatthülle geschützt, die unmittelbar vor dem Gebrauch weggerissen wird.

Das Dolchmesser aus gespaltenem und zugespitztem Bambus ist heute schon durch ein stählernes Küchen- oder Buschmesser ersetzt. Es war mir unmöglich, einen solchen Dolch zu erhalten, trotzdem ich mit meinem Angebot allmählig bis zum Wert von 50—60 Milreis stieg. Mit größter Liebenswürdigkeit beschrieben mir die Indianer diese Messer, aber keiner ließ sich bewegen, eines anzufertigen.

Ich habe schon gesagt, daß es mir unmöglich war, in die Dörfer der Indianer zu kommen. Auch Nimuëndajú hat kein bewohntes Haus gesehen, und Garcia dürfte der einzige Weiße sein, der lebend eine bewohnte Siedlung dünnem, geradem Bambus oder Blütenschäften von Pfeilgras. Die Pfeile dieser Indianer betrat und lebend wieder verließ. Die verlassenen Einzelhäuser in den aufgegebenen Pflanzungen, die Nimuëndajú sah, sind 8—20 m lang, 6 und mehr Meter breit und 3—6 m hoch. Garcia sagte mir

<sup>5)</sup> Domville-Fife spricht von Blasrohren mit Giftpfeilen; beides ist bei den Kavahém unbekannt.

<sup>6)</sup> Das hieß soviel wie: „Wir sind sicher, auch ohne Gift zu töten.“ Die Angaben von Domville-Fife und Leo Parcus, die beide von vergifteten Pfeilen berichten, beweisen, daß sie mindestens nicht mit den Parintintin zusammen getroffen sind.

aber, sie haben auch Häuser von 20—50 Klafter (braços) Länge, die sehr hoch seien.

Hausgerät haben sie wenig. In den Tragkörben, die an einem breiten, über die Stirn oder die Schultern laufenden Bastband auf dem Rücken hängen, fand ich Hängematten, Schalen aus Kalabassenfrüchten, Messer, Äxte, Pech, Baumwollfäden, Bast, Feuerfächer, Mehlsiebe, Kinderspielzeug und Schmuckgegenstände. Viel reicher ist ihr Hausgerät nicht. Töpferei kennen sie nicht. Das einzige nicht pflanzliche Gefäß, das Nimuëndajú sah, und das sie zum Bereiten des Teiges für ihre Beijus (Mais-kuchen) benutzten, war ein emailliertes Nachtgeschirr, das sie bei irgend einem Überfall erbeutet hatten.

Ihre Kanus bestehen aus einem entsprechend großen, möglichst glatten Rindenstück des Jutahybaumes, sie haben einen Rost aus Stöcken auf dem Boden, Sitzbänke und sind 5—7 m lang und 80 cm bis 1½ m breit. Ich photographierte zwei Kanus bei Nova Olinda, wo ich, schon auf der Rückfahrt, noch eine kleine Bande traf. Von ihnen selbst hergestellte Ruder sah ich keine; was diese Leute bei sich hatten, war erbeutet oder eingehandelt:

Die Speisekarte dieser Indianer ist gar nicht so übel. Sie haben sehr große Pflanzungen, auf denen sie Mais, ihre Hauptnahrungspflanze, bauen. Außerdem haben sie Maniok, süsse Bataten, Bananen und Papaya; als Industriepflanzen werden Baumwolle und Urucú gezogen. Gesammelt werden Paranüsse, die frisch oder geröstet gegessen werden.

Jagd und Fischerei liefern die tierische Nahrung. Ihr Lieblingswild ist der Tapir. Sie sollen auch, wie Nimuëndajú sagt, Affen jagen, doch versicherten mir Lobo sowohl wie Garcia, daß sie Affenfleisch verschmähen, angeblich weil der Affe dem Menschen so sehr gleiche. Es kam sogar vor, daß einige Krieger sich weigerten, Fische aus einem See zu essen, in den Lobos Leute die Eingeweide eines erlegten Affen geworfen hatten. Sie müssen aber irgendeinen anderen als den angegebenen Grund haben, denn aus ihrem Kannibalismus machten sie mir gegenüber kein Hehl.

Fische werden meist mit Pfeilen geschossen, doch fischen sie auch mit Gift, und in neuester Zeit lernen sie Angelhaken gebrauchen.

Fleisch und Fische werden auf einem Holzrost oder auch direkt auf der Glut gebraten. Gekochtes Fleisch lieben sie nicht, zeigten sogar Widerwillen dagegen.

Feuer erzeugen sie durch Quirlen eines langen Stabes auf einem besonders dazu hergerichteten Feuerblock; im Notfall dient ein Pfeilschaft als Quirlstab und eine Bambuspfeilspitze als Feuerblock. In  $\frac{3}{4}$ —1½ Minuten, je nach der Feuchtigkeit der Luft, erzeugen sie damit Feuer. Streichhölzer sind sehr begehrt, nicht nur der bequemen Feuererzeugung wegen, sondern auch als — Genußmittel! Sie essen die verbrannten Köpfe. Mein taubstummer, aber sehr intelligenter Freund Amburú bat mich eines Abends nach der Mahlzeit um eine Schachtel Streichhölzer, und während wir uns noch unterhielten, brannte er ernsthaft ein Streichholz nach dem anderen an und verzehrte die verbrannten Köpfe mit offenbarem Genuß. Er wurde auch in kurzer Zeit fertig mit diesem sonderbaren Nachtisch.

Vernünftiger war da schon die Sucht nach einem anderen Leckerbissen, die bald nach meiner Ankunft sich ausbreitete. Ich hatte einige Büchsen schwedisches Hartbrot mit, und auf diese „Beijus“ waren sie ganz versessen.

Der Stamm der Kavahém zerfällt in zwei große, exogame Clans; die *Kwandú* (Harpyenadler, *Thrasaëtus harpya*) und *Mitúm* (Mutum,



Grax alector). Die Unterscheidung ist so wichtig, daß auch Fremde nach ihrer Clanzugehörigkeit gefragt werden, wie mir selbst widerfuhr.

Über das Häuptlingswesen sind wir leider wenig unterrichtet, besser aber über die Stellung der Frau. Ein großer Teil unserer zivilisierten Frauen wäre froh, wenn sie es so gut hätten, wie eine Indianerin! Die Frau ist bei den Kavahém, wie bei fast allen wilden Indianerstämmen, keineswegs das Last- und Prügeltier, als das sie so gerne hingestellt wird (z. B. auch von Leo Parcus, der in seinem Buche „Schiggi-Schiggi“ sogar die kühne Behauptung aufstellt, eine Parintintinfrau fühle sich vernachlässigt, wenn ihr Gemahl sie nicht von Zeit zu Zeit durchprügele!). Ich lernte viele verheiratete Indianer kennen, sah aber nicht einen Fall von Frauenmißhandlung. Die Eheleute lebten in schönster Eintracht, ja in zwei Fällen kam es mir vor, als ob die Dame des Hauses ihren Herrn Gemahl recht fest am Zügel hätte.

Es herrscht vollständige Gütertrennung. Kein Mann verkauft einen Gegenstand, der seiner Frau gehört. Sehr häufig kamen Indianer, Männer und Frauen, zu mir und suchten irgendeinen Gegenstand zu erhandeln, der ihnen in die Augen fiel und mir unentbehrlich war, für sie selbst aber keinen Wert hatte, z. B. Stoppuhr, Thermometer. Bekamen sie nicht, was sie wollten, so wurden sie ärgerlich oder grob. Lobo und Garcia, an die ich mich schließlich in der Verzweiflung wandte, rieten mir einfach zu sagen: „Das gehört meiner Frau“. Ich bin allerdings nicht verheiratet, aber helfe was helfen mag. Wurde einer zudringlich, so sagte ich eben „*Yerem-birákó*“ und wurde nicht weiter belästigt.

Auch das Eigentum der Kinder wird von den Eltern geachtet. Als ich einmal ein Kinderspielzeug fand und die Eltern bat, es mir zu überlassen, wiesen sie mich an das Kind, das höchstens drei Jahre alt war!

Im allgemeinen werden die Kinder sehr gut behandelt. Um die Gunst der Eltern zu gewinnen, braucht man sich nur freundlich mit den Kindern abzugeben.

Der taubstumme Amburú war ein richtiger Kindernarr, er konnte stundenlang mit den Kleinen spielen. Eines Tages besuchte eine zivilisierte Mundrukúfrau mit ihren zwei erwachsenen Töchtern und einem etwa vierjährigen Bübchen Lobos Beszung, hauptsächlich um von mir Perlen zu erbetteln. Sie standen auf der Veranda vor der Tür meines Zimmers, als Amburú plötzlich um die Ecke schlenderte. Mit strahlendem Lächeln auf dem gutmütigen Gesicht ging er auf das Kind zu, das sich aber schreiend vor dem nackten, blauschwarz bemalten Krieger hinter seiner Mutter versteckte. Armer Amburú! Seine Miene und Haltung wurden so verzweifelt, kläglich, daß mir trotz der etwas komischen Szene das Lachen gänzlich verging.

Groß sind die Kavahém im Handeln, nur haben sie keine festen Preise! Ich wollte einmal eine schöne neue Hängematte erstehen; der Handel zog sich einen ganzen Tag lang und hin zerschlug sich schließlich, weil der Besitzer eine ganz große Hängematte oder eine große — Mundharmonika wollte! Ich bot eine Axt, ein paar Messer, einen Schlafanzug, einen ganzen Sack Perlen, eine mittelgroße, prächtig bunte neue Hängematte aus Manaos — umsonst! Er war nun einmal auf die große Hängematte oder die große Mundharmonika versessen! Kurz darauf tauschte ich von einem anderen Indianer, einem gutmütigen, lustigen Mann, eine gebrauchte, aber gut erhaltene Hängematte für einen meiner Schlafanzüge ein. Als nun Mboakari in seinem verschnürten Anzug mit Perlmutternknöpfen herumstolzierte, reute den anderen seine Bockbeinigkeit, er kam und bot mir die Hängematte wieder an, aber nun wollte ich nicht, ich hatte nämlich nur noch einen!

In Tres Casas wurde ich häufig von Manuel Lobo und seinen Leuten, sowie auch von Garcia vor Diebereien gewarnt; man sagte mir, die Indianer stehlen mit unglaublicher Frechheit. Auf dem Posten hat man damit jedenfalls schlimme Erfahrungen gemacht, es freut mich aber, sagen zu können, daß sie auch in diesem Punkte besser sind als ihr Ruf. Ich hielt mein Zeug im Anfang gut verschlossen, wurde aber später leichtsinniger. Jedoch nur ein Taschentuch und ein alter Strumpf verschwanden auf Nimmerwiedersehen! Einmal, als ich mich mit Lobo vor dem Hause längere Zeit unterhielt und nebenher mich mit einigen Kindern herumbalgte, erschien ein Indianer und brachte mir mein Messer. Er war in das offestehende Zimmer gegangen und hatte es sich geliehen. Die Indianer selbst schienen recht vertrauensselig, sie ließen ihre Körbe mit dem für mich oft so wertvollen Inhalt ganz unbeaufsichtigt hängen.

Über ihre Religion wissen wir wenig. Abergläubisch sind die Kavahém wie alle Naturvölker. Alpdrücken erklären sie mit der Erscheinung von Totenseelen, die ihnen im Schlaf die Kehle zudrücken. Eine natürliche Folge ist das Zauberer- und Beschwörerwesen. Als ich phonographische Aufnahmen machte, blies ich die Wachsspäne von der rotierenden Walze, um eine Verunreinigung der Maschine zu verhüten. Bei der ersten Reproduktion waren sie einfach starr vor Staunen und behaupteten steif und fest, ich habe den Gesang auf die Walze geblasen. Die Folge war, daß sie mit allerlei Gebrechen zu mir kamen, um sich beblasen zu lassen. Im Handumdrehen hatte ich eine ausgedehnte ärztliche Praxis, und wenn das Honorar entsprechend gewesen wäre, würde mich mancher europäische Kollege heiß beneidet haben. Ich mußte zaubern, daß ich schwitzte. Einmal kam ein junger Krieger mit seiner hübschen jungen Frau und bat mich, sie zu beblasen, damit sie jung und schön bleibe. Ich tat ihm gerne den Gefallen und hoffe, daß es geholfen hat.

Eine unzweifelhafte Zauberhandlung war es auch, wenn sie ihre Nasen möglichst kraftvoll auf Garcias Schatten reinigten. Sie behaupteten, Garcia habe ihnen den Schnupfen gebracht. Ihre Krankenbehandlung ist recht primitiv. Bei Fieber ist Übergießen mit kaltem Wasser besonders beliebt. Ein alter Mann hatte sich anscheinend den Fuß verstaucht, das Knöchelgelenk war geschwollen und fest mit schmalen Rindenstreifen umwickelt. Bei einigen Kindern sah ich eine etwa talergroße Tonsur auf dem Wirbel geschoren. Ich dachte zunächst unwillkürlich an die Tonsuren der alten Ost-Tupi und anderer Stämme, erhielt aber die Erklärung, es sei gut gegen allerlei Übel. Praktisch sind auf der Reise dicke Bastwickel oberhalb der Knöchel zum Schutz gegen Schlangenbiß, da erfahrungsgemäß die meisten Verletzungen gerade an dieser Körperstelle erfolgen.

Die Toten werden in den Häusern begraben. Man bemalt den Leichnam vollständig mit Urucú und legt ihn in Schlafstellung mit angezogenen Knien auf die rechte Seite in die Hängematte. Kriegern setzt man das Federdiadem auf den Kopf. Ehe das Grab geschlossen wird, verteilt man das Eigentum des Toten unter Verwandte und Freunde, nur die Kriegspfeile werden zerbrochen und verbrannt<sup>6)</sup>.

Ihre Sprache ist ein reines Tupi. Nimuëndajú konnte sich mittels Lingoa geral und Guaraní gleich von Anfang an leicht verständigen. Domville-Fife gibt einige sonderbare Bemerkungen über die Sprache zum besten, ein wahres Kraftstück aber leistet sich Herr Parcus, indem er frisch und fröhlich ein Wortverzeichnis der „Parintintin“-sprache gibt, das sich bei

<sup>6)</sup> Domville-Fife will gesehen haben, wie die „Parintintin“ einem Verstorbenen den Kopf abgeschnitten und in die Maloka trugen, den Rumpf aber einfach ins Gebüsch warfen!



näherer Untersuchung als eine nachlässig und verständnislos abgeschriebene Wörterliste der Huarisprache herausstellt, die Erland Nordenskiöld in seinem hübschen Buche „Forschungen und Abenteuer“ veröffentlicht hat.

Wenn wir einen Menschen als recht beschränkt bezeichnen wollen, sagen wir: „Er kann nicht bis drei zählen“. Die Kavahém und Kavahiva-Tupi haben nur zwei Zahlworte: *oyipé* bzw. *eyepä* = 1 und *mokoi* bzw. *irumé* und *mokoi* für 2 oder mehr. Hieraus aber bei den Kavahém auf geistige Minderwertigkeit zu schließen, wäre arg verfehlt. Sie haben eine ungemein leichte Auffassung und wissen sich mit Zeichen und Mienenspiel so leicht verständlich zu machen, daß man für einen kurzen Aufenthalt eigentlich kaum ein Wort ihrer Sprache zu lernen braucht. Sie haben es aber sehr gern, wenn jemand sich Mühe gibt, in ihrer eigenen Sprache mit ihnen zu verkehren.

Für einen guten und selbst derben Spaß sind sie leicht zu haben und scherzen oft und gerne.

In ihren Pflanzungen fehlt der sonst in Südamerika weit verbreitete und beliebte rote Pfeffer, und die ersten Besucher des Postens machten schmerzliche Erfahrungen. Diese behielten sie aber weißlich für sich, ließen später ankommende Stammesgenossen ruhig von den gepfefferten Gerichten der Besatzung kosten und wälzten sich vor Lachen, wenn die Ahnungslosen Grimassen schneidend, prustend und spuckend herumtanzten.

Am Weihnachtsvortage veranstalteten die Kavahém in Tres Casas ein Scheibenschießen, an dem sich auch Garcia, Lobo und ich beteiligten. Ich war wohl einen starken Bogen gewöhnt, aber keinen sieben Fuß langen, schwanken Pfeil! Dieses Spottgelächter! Selbst der stolze, ruhige Pira konnte sich nicht enthalten, erst mit sicherer Eleganz einen Pfeil in die Calabassenfrucht, die als Ziel diente, zu jagen, dann aber mit vorquellenden Augen sich möglichst ungeschickt hinzustellen, wobei er mit dem aufgelegten Pfeil in geradezu beängstigender Weise herumfuchtelte.

Nach dem im Anfang flüchtig erwähnten Konflikt waren fast alle Indianer abgezogen. Am Nachmittag unternahm ich nicht in bester Stimmung einen Spaziergang in den Wald und war mehrere hundert Schritt weit auf dem schlammigen Pfad gegangen, als plötzlich vom Waldrande her das gellende Kriegsgeschrei der Indianer erscholl. Der letzte Rest von Behaglichkeit schwand aus meinem Gemüt, denn ein Cyankaliglas und ein Schmetterlingsnetz waren meine ganze Bewaffnung! Nach wenigen Augenblicken herrschte wieder tiefe Stille. Ich schlich vorsichtig im Gebüsch längs des Weges zum Waldrand und sah bald einige von Lobos Leuten ruhig auf dem großen Weideplatz arbeiten. Meinen Gruß erwiderten sie mit verhaltenem Grinsen. Als ich die Häuser erreichte, trieb sich der kleine Ikobaiué mit einem Gesicht herum, das zu harmlos war, um echt zu sein. Ich setzte meine finsterste Miene auf, aber sie hielt nicht vor und wir lachten gleichzeitig heraus. Der kleine Strick hatte sich ungesehen am Waldrand versteckt und nicht nur mir, sondern auch den Arbeitern einen Schrecken eingejagt.

Jener Indianer, von dem ich die Hängematte wegen seiner unerfüllbaren Forderungen nicht kaufte, hieß Pirahakatui, ein übler, moralisch minderwertiger Mensch, unbeliebt bei seinen eigenen Stammesgenossen. Trotzdem ich ihn zum Vergnügen der anderen Kavahém ziemlich spöttisch abgefertigt hatte, kam er immer wieder, wollte dies und jenes, ohne irgendeine Gegenleistung seinerseits, stöberte im Raum herum, während ich schrieb und nahm endlich ein Stück Zuckerrohr, das Mboakari mir gegeben hatte. Ich riß es ihm aus der Hand und setzte mich wieder an die Arbeit. Zufällig blickte ich einmal auf und sah, daß er meinen Bogen in der Hand hatte

und eben einen Kriegspfeil aus dem in der Ecke stehenden Bündel ziehen wollte. „Finger weg! Ohò!“ (raus!) schrie ich, riß ihm den Bogen aus der Hand, packte ihn am Arm und warf ihn etwas unsanft zur Türe hinaus, seine Frau schubste ich nach. Einige draußen stehende Indianer lachten belustigt. Am Abend saß Mboakari stillvergnügt bei mir im Zimmer und als ich einmal eine Pause in der Schreiberei machte, grinste er: „Pirahakatui — ohò!“ und machte die Gebärde des Hinauswerfens. Schadenfreude ist doch die reinste Freude!

Dieser Pirahakatui war der einzige, wirklich böse und widerliche Kavahib, der mir in den Weg kam. Alle anderen waren freundlich, liebenswürdig. Ich weiß ja, daß ein gut Teil Eigennutz dabei war. Aber trotzdem habe ich sie liebgewonnen; was kümmert es mich, daß die meisten Männer die ominöse Jaguartatauierung am Arm trugen, daß bei manchem die blau-schwarze Bemalung vom jüngstverflossenen Kannibalenfest noch deutlich sichtbar war! Die Zeit, die ich mit ihnen verbrachte, ist meine schönste Erinnerung von dieser Reise (Bilder 32—42).

Für diese Indianer ist der Krieg ein Sport, eine Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Schon mit zwölf Jahren legt der junge Kavahib den Penisstulp an und wird dadurch zum Krieger. Der Kopf des Feindes ist die heiß begehrte Trophäe. Die Angriffe auf den Posten wurden hauptsächlich unternommen, um wenigstens einen Kopf zu erbeuten. Während einer Angriffspause rief Nimuëndajú einmal hinaus: „Was wollt ihr denn?“ „Deinen Kopf!“ schrie ein junger Indianer zurück.

Aus irgendeinem Grunde wird ein Kriegszug unternommen. Wer Lust hat, beteiligt sich daran. Oft nur zwei, selten mehr als zwanzig Krieger tun sich zusammen. Hinterhalt und Überfall sind die bevorzugten Kampfesarten, doch scheuen sie gegebenenfalls auch einen offenen Angriff nicht.

Den langen Bogen und vier bis fünf Pfeile in der Linken, den ersten Pfeil schußbereit auf der Sehne haltend, stürzen sie sich mit unglaublicher Schnelligkeit auf die Opfer. Auf Schußweite herankommend, senden alle zugleich den ersten Pfeil und nun erschallt das Kriegsgeschrei, während sie zur Seite springen, durcheinander rasen, den Bogen hoch über den Kopf schwingen, den nächsten Pfeil aufsetzen und abschießen. Alles geht unter fortgesetztem Kriegsgeschrei mit solcher Schnelligkeit, daß das Auge den Bewegungen kaum folgen kann.

Ich ließ in Trindade alle waffenfähigen Krieger, neun oder zehn Mann, zusammenrufen und Angriffe fingieren, einmal um zu photographieren und dann auch, um selbst den Eindruck auf mich zu erproben. Die Indianer waren mit Feuereifer dabei, bemalten sich und nahmen Stellung hinter einigen Büschen in einer Entfernung von siebenzig Schritten. Alle trugen farbigen Federschmuck, doch keine Spur war von ihnen zu sehen. Garcia gab mit einem Winchestergewehr das Signal. Als der Schuß krachte, rasten sie in vollem Lauf heran. Auf etwa 50 Schritt jagten sie eine Wolke von Pfeilen über unsere Köpfe und stießen das Kriegsgeschrei aus. Es war ein prachtvoller Anblick, ein wildes, scheinbar regelloses Durcheinander von schlanken, bemalten Körpern, flatterndem, leuchtenden Federschmuck, geschwungenen Bogen. Pfeil auf Pfeil sauste, und als Garcia den dritten Schuß feuerte und ich die zweite Platte verknaxt hatte, waren sie da! Mir gelten die Ohren, und ich glaube, daß einem im Ernstfalle schon der Mut ein wenig sinken kann.

Wird der Angriff abgeschlagen, oder sehen sie, daß sie keinen Erfolg erringen können, so verschwinden sie ebenso rasch, wie sie gekommen sind.

Dem erschlagenen Feinde wird der Kopf abgeschnitten, ebenso die Hände und das Fleisch der Beine.



Vom Kopf wird zunächst die Haut abgezogen, dann alles Fleisch sauber abgekratzt und die Zähne ausgezogen. Das Hirn wird durch das Hinterhauptloch entfernt, der Schädel auf einem Bratrost sorgfältig geräuchert, die Augenhöhlen werden mit Baumwolle oder Zeugfetzen ausgestopft und dann Schädel und Unterkiefer durch eine Netzbindung aus Bastfäden zusammengehalten. Dann wird eine Tragschlinge aus starker Miritifaserschnur angebracht, um den Schädel beim Tanz zu tragen.

Auf die Nachricht von einem erfolgreichen Zuge kommen die Krieger von weit her, um am Siegesfest teilzunehmen. Unter Kriegsgeschrei rücken sie heran und stellen sich in einer Reihe auf. Der Führer des Kriegszuges ergreift den Schädel, hängt ihn an den linken Arm, und Bogen und Pfeile in der linken Hand, eine Bambuspfeife in der Rechten, tanzt er vor der Reihe auf und ab und besingt seine Tat.

Kurz bevor ich nach Tres Casas kam, hatten eine Anzahl Kavahém unter Führung des angesehenen Kriegers Arugá einen Mura-Piraha namens Dukáse erschlagen und ein Siegesfest gefeiert. Arugá und einige andere Teilnehmer lernte ich kennen. Oft wurde der Kriegszug in allen Einzelheiten besungen, Arugá geriet dabei in solche Erregung, daß er die ganze Umwelt zu vergessen schien. Viele Worte verstand ich nicht, aber der Ton der Stimme, das Mienenspiel waren deutlich genug. Man sah förmlich den Angriff, hörte das Kriegsgeschrei, die Entsetzensrufe der Opfer, und schauerlich war es, wenn Arugá mit starr blickenden Augen und bebender Stimme die letzten Schreie und Todesseufzer des unglücklichen Dukáse sang.

Augen, Nase, Lippen und Zunge, sowie Hände, die Muskeln der Beine und des rechten Armes werden gegessen. Amburú hat mir das oft erklärt und vergnügt lachend gezeigt, wie sich die Finger auf dem Bratrost krümmen.

Hat der siegreiche Führer gesungen und getanzt, so kommen alle heran und begutachten die Trophäe. Hierauf folgt Bewirtung mit Cauim. Dann stellen sich alle in Schützenlinie auf, die der Sieger langsam, mit dem Schädel am Arm, unter Absingen eines Kriegsgesanges von links nach rechts abschreitet. Ihm folgen zwei junge Krieger mit Calabassen, der erste bietet Honig, der zweite Wasser. Jeder wird, nachdem er Wasser getrunken hat, ermahnt: „*Kiró nde euirapad!*“ — Da, dein Bogen! Hat der letzte getrunken, so werden Schädel und Calabassen auf den Boden gelegt und unter lautem „*Ui aaaa!*“ schießen alle ihre Pfeile darauf ab. Dann folgen Rundtänze mit Bambuspfeifen, wobei der Schädel in der Mitte des Kreises auf dem Boden liegt. Nach weiteren Cauimgelagen ergreift irgendein anderer Krieger den Schädel und bringt seine Taten in Erinnerung.

Gefangene werden nicht behalten, sondern nach kurzer Zeit erschlagen und gegessen. Das Zeremoniell scheint nach den dürftigen Schilderungen der Indianer und dem wenigen, was Garcia sah, ähnlich dem der alten Ost-Tupi.

Ich habe versucht, in kurzen Zügen das Bild eines Stammes zu geben, der bis in unsere Tage herein den Kampf gegen die vordringende Zivilisation erfolgreich geführt hat. Aus edlen Beweggründen wurde friedlicher Verkehr angebahnt. Was wird folgen? „Nie wieder werde ich dazu beitragen, einen Stamm friedlich zu machen“ sagte Nimuëndajú in Pará zu mir. Garcia, der treue, unerschrockene Freund der Indianer, mag das letzte Wort haben, wie er es mir am Weihnachtstage 1924 sagte:

„Unheilvoll in jeder Hinsicht ist der Frieden für die Kavahém geworden. Sie, die ich kennen lernte mit dem Bogen in der Faust, kräftig, strotzend von Gesundheit, sind zu Karikaturen geworden, elend, von Krankheiten geplagt. Ich kann versichern, daß vor Ablauf von drei Jahren wenig

mehr von unserem guten Einfluß zu finden sein wird. Ich sehe, wie sie unter dem Verhalten der Zivilisierten leiden, sehe ihre traurige Zukunft. Tiefe Reue ergreift mich darüber, so viel zur Friedlichmachung derer beigetragen zu haben, die uns auf dem Posten ständig, Tag und Nacht, angriffen. Mehrmals bin ich knapp dem Tode entronnen, aber könnte ich nur, ich würde im Hinblick auf das, was ich kommen sehe, gerne umkehren und mich als Opfer bieten, wenn es dadurch möglich würde, daß sie glücklich und zu Frieden leben könnten, fern von den Lügen, dem Elend, den Irrtümern unserer Zivilisation.“

In der anschließenden Diskussion sprachen die Herren: Preuß, Virchow und K. von den Steinen.

### Ordentliche Sitzung.

Sonnabend, den 19. Februar 1927.

Vorsitzender: Herr Schuchhardt.

(1) Verstorben ist Herr Dr. med. Alfred Kind in Zossen (1907).

(2) Neue Mitglieder:

Herr P. von Lübke-Christoph, Potsdam

„ Dipl.-Ing. Rud. Blohm, Hamburg

„ Dr. J. Frenchel, Rumänien

Frl. Hildegard Höper, Laborantin Berlin

Kunstgeschichtliches Museum M. von Wagner-Stiftung der Universität Würzburg.

(3) Herr A. Herrmann hält seinen angekündigten Vortrag:

#### Atlantis, Phäakenland und Tartessos.

In der Besprechung widerspricht Herr Schuchhardt der Ansetzung des Phäakenlandes bei Tunis und hält die Auffassung von Schulten und Nissen, die es außerhalb der Säulen des Herkules an die Mündung des Guadalquivir setzen, für wahrscheinlicher. Im Mittelmeere sei Ebbe und Flut, die bei der Landung des Odysseus in Betracht kommen, nicht vorhanden.

Andere bestätigen diesen Gesichtspunkt.

### Außerordentliche Sitzung.

Sonnabend, den 5. März 1927.

Herr Tassilo Adam hält seinen Vortrag:

Die Karo-Bataker mit besonderer Berücksichtigung ihres Animismus.

### Ordentliche Sitzung.

Sonnabend, den 19. März 1927.

(1) Verstorben ist der Herzog v. Loubat im Alter von 86 Jahren in Paris (1895), der die Mexikanische Forschung außerordentlich unterstützt, auch das Kapital zur Begründung der Ed. Selerschen Professur bei der Universität Berlin gestiftet hatte.

(2) Neuaufgenommene Mitglieder:

Herr Dr. Alexander Scharff, Kustos b. d. Staatl. Museen, Bln.-Tempelhof

„ Dr. Albin Balogh, Esztergom (Ungarn).



## (3) Ihre angekündigten Vorträge halten:

- a) Herr Hohmann: Die Ausgrabungen auf dem Försteracker von Schmöckwitz,
- b) Herr Weinert: Die menschlichen Reste von Schmöckwitz.

**Ordentliche Sitzung.**

Sonnabend, den 23. April 1927.

Vorsitzender: Herr Schuchhardt.

## (1) Neuaufgenommene Mitglieder:

- Herr Dr. med. Carl Ruge, Berlin
- „ Lehrer J. Holste, Neddenaverbergen
- „ Dr. Georg Poensgen, Berlin
- „ Reichsbankdirektor Paul Schneider, Bln.-Dahlem.

(2) Eine Einladung liegt vor vom Außeninstitut der Techn. Hochschule Charlottenburg und der Koldewey-Gesellschaft zu dem Kursus für Bauforschung, der vom 18.—23. Juli die wichtigsten Ausgrabungen in Ägypten, Vorderasien, Griechenland und Deutschland behandeln soll.

(3) Herr Walter Lehmann hält den angekündigten Vortrag: Forschungsreisen in Mexiko und Guatemala.

**Ordentliche Sitzung.**

Sonnabend, den 21. Mai 1927.

Vorsitzender: Herr Schuchhardt.

## (1) Neuaufgenommene Mitglieder:

- Herr stud. med. Gertz, Bln.-Weißensee
- „ Dr. Siegfried Kadner, Studienrat.

## (2) Die angekündigten Vorträge halten:

- a) Herr Thierfelder: Volkstypen aus Holländisch-Süd-Neuguinea.
- b) Herr Westenhöfer: Über Klettermethoden der Naturvölker und die Stellung der großen Zehe.

**Ordentliche Sitzung.**

Sonnabend, den 18. Juni 1927.

Vorsitzender: Herr Schuchhardt.

## (1) Verstorben sind:

- Herr Prof. Dr. Fritz Hirth, München, korr. Mitglied seit 1886
- „ Dr. med. Corning, Genf (1891)

Frau Anna Bartels, Witwe des langjährigen Geschäftsführers unserer Gesellschaft des Geh. Sanitätsrats Dr. Max Bartels, die noch bis in die letzten Zeiten durch Stiftungen aus dem Nachlaß ihres Gatten sich verdient gemacht hat.

Herr Geh.-Rat Prof. Dr. Gustav Fritzsche, Lichterfelde, im Alter von 89 Jahren. Es hat in seinen rüstigen Jahren die Gesellschaft vielfältig belebt und gegen Schluß seines Lebens ihr wertvolle Albums mit Photographiesammlungen aus Afrika übermacht.

## (2) Als Mitglied aufgenommen:

- Herr Dr. med. Otto Schaefer, Berlin-Halensee.

(3) Am 28. Mai nachmittags fand ein Ausflug der Gesellschaft statt zu den Ausgrabungen und der Naturschutzstelle des Märkischen Museums auf den Müggelbergen, wo Herr Kiekebusch die Teilnehmer führte.

(4) Herr W. Unverzagt hält den angekündigten Vortrag:

#### **Die Ausgrabungen im Lossower Ringwall von 1926.**

In der Diskussion sprachen Herr Mielke und Herr W. Vogel, um verwandte Erscheinungen an anderen Stellen hervorzuheben.

5. Herr Schuchhardt hält den angekündigten Vortrag:

#### **Die thüringische Einwanderung nach dem Norden.**

Er legte dar: Sprachforschung und Anthropologie haben übereinstimmend erkannt, daß nach dem Abschmelzen des Eifers die erste Besiedlung des Nordens vom Westen, vom Niederrhein und aus Nordfrankreich gekommen ist, von Cro-Magnonleuten die Vorindogermanen waren. Eine zweite Einwanderung, unbestimmt woher, muß dann die schmalen Hochgesichter gebracht und in Norddeutschland und Skandinavien das Germanentum geschaffen haben. Diese zweite Einwanderung läßt sich archäologisch beweisen. Sie ist aus Thüringen gekommen, wo die Schnurkeramische Kultur die schmalst- und langköpfigsten Leute des Neolithikums aufweist. Die thüringischen Einzelgräber mit Schnurbecher und Streitbeil schieben sich in ganz Norddeutschland zwischen die Megalithgräber. In Schleswig-Holstein besetzen sie den hohen Mittelstrich des Landes, während die fetten Marschen an der Ost- und Westküste in den Händen der Megalithleute verbleiben. Die Thüringer haben im Norden durch Verschmelzung mit den westischen Erstsiedlern das Germanentum geschaffen und bald darauf durch einen ähnlichen Vorstoß nach Südwestdeutschland durch Verschmelzung mit der dortigen (ligurischen?) Urbevölkerung das Keltentum.

In der Diskussion warnte Herr Wiegers vor einer allgemeinen Bezeichnung der Westeuropäer als Cro-Magnonrasse. Herr Schuchhardt erwiderte, der Ausdruck sei gängig geworden, um den allgemeinen Unterschied gegen den schmalen und hohen Germanenkopf zu bezeichnen. Die thüringische Einwanderung könne kein Mensch mehr leugnen.

### **Sitzung vom 16. Juli 1927.**

Vorsitzender: Herr Hans Virchow.

(1) Herrn Professor Dr. Paul Traeger ist ein Lehrauftrag zur Vertretung der Fragen des Grenz- und Auslandsdeutschtums an der Universität Berlin erteilt worden.

(2) Es liegen zwei Einladungen zu Versammlungen vor:

zum zweiten Deutschen Naturschutztag in Kassel vom 1.—6. August 1927;

zum 17. internationalen Orientalistenkongreß in Oxford 1928, welcher am 27. August beginnen und eine Woche dauern soll.

(3) Ein Ausflug der Gesellschaft nach dem Burgwall von Lossow soll stattfinden, nachdem die auf demselben befindlichen Felder abgeerntet sein werden. Einladung wird den Mitgliedern zugehen.

(4) Herr Hans Virchow hält den angekündigten Vortrag:

#### **Funde aus einem brasilianischen Sambaki.**

Vor einiger Zeit erhielt ich aus Brasilien einige Fundstücke aus einem Sambaki (Sambaqui, Muschelhaufen) zugeschickt. Der Finder, ein Ko-



lonist, hatte sie dem Pfarrer Schröder in Blumenau gesendet, dieser hatte sie Herrn Professor Alfred Dönitz übergeben, und von diesem erhielt ich sie, zugleich mit der Anfrage, ob weitere Nachforschungen Wert hätten und worauf bei solchen zu achten wäre, eine Anfrage, die ich gern und ausführlich beantwortete.

Die brasilianischen Sambakis oder Muschelhaufen (Muschelberge), welche bis zu 50 Fuß, ja nach einer Nachricht bis über 100 Fuß hoch sein können, haben unsere Gesellschaft früher oft beschäftigt. Nachrichten über dieselben finden sich in den Bänden 4, 6, 14, 16, 17, 19, 22, 27, 30, reichen also vom Jahre 1872 bis 1898. Die Erlangung ausführlicherer und guter Auskünfte war dadurch begünstigt, daß eine Anzahl solcher Muschelhaufen sich in der Nähe größerer Orte befand, wo Einzelne die Gelegenheit für fortlaufendes Beobachten und Sammeln während des Abbaus solcher Haufen benutzten, und dadurch, daß zwei wissenschaftlich geschulte Mitglieder unserer Gesellschaft, die das Interesse und die Gesichtspunkte von hier aus schon mitnahmen, sich mit der Untersuchung beschäftigten, die Herren Carl von den Steinen und Paul Ehrenreich. Herr von den Steinen hat im 19. Bande der Zeitschrift eine ausführlichere Mitteilung gemacht, Herr Ehrenreich hat im Jahre 1895 einen Projektionsvortrag in der Gesellschaft gehalten.

Es scheint das Schicksal aller dieser Muschelberge zu sein, daß sie zum Kalkbrennen abgebaut werden. Das ist auf der einen Seite zu beklagen, weil damit diese Zeugen der Vergangenheit vernichtet werden, andererseits ist dadurch Gelegenheit geboten, über Aufbau und Inhalt dieser Hügel sich in einer Vollständigkeit zu unterrichten, wie es sonst nicht leicht möglich wäre.

Ob es eine Kartierung gibt, aus der man Zahl und Verteilung der Sambakis ersehen kann, ist mir nicht bekannt. Sie liegen größtenteils an der Seeküste, manche aber auch ziemlich weit landeinwärts, wie z. B. der Haufen, auf den sich die vorliegende Mitteilung bezieht, ebensoweit von dem Küstenplatz Itajahi wie von Blumenau entfernt, etwas nördlich von der Verbindungslinie beider Orte sich findet.

Merkwürdigerweise gibt es über die Entstehung dieser Haufen zwei sich widersprechende Theorien, die eine, daß sie auf natürlichem Wege entstanden seien, wobei abwechselnde Hebungen und Senkungen des Bodens und Strömungen gewirkt hätten, die andere, wonach sie von Menschen aufgehäuft seien.

Mehrfach wird Schichtung angegeben, indem die aufeinanderfolgenden Lagen von Conchylien durch Zwischenlagen von erdiger Beschaffenheit getrennt sind. Manchmal wechseln in den Lagen die Arten der Conchylien.

Außer den Conchylien kommen auch Knochen von Wirbeltieren, insbesondere von Fischen, viel seltener solche von Säugetieren und Vögeln vor.

Menschliche Werkzeuge, wie es scheint nur steinerne, haben sich gefunden, in manchen Hügeln reichlich, oft von gewaltiger Größe.

Vom Menschen selbst sind Knochen und ganze Skelette angetroffen worden; schon in dem ersten Bericht (1872) ist von „vielen“ Menschengerippen die Rede und so auch in einigen der späteren Mitteilungen.

Schon die Sambakis selbst und die Werkzeuge stellen uns hinsichtlich des Menschen vor eine Anzahl von Fragen, die sich wohl aussprechen, aber anscheinend nicht alle sicher beantworten lassen: Wer waren die Aufhäufer dieser Berge von Muschelschalen, die Benutzer dieser Werkzeuge? Was ist aus ihnen geworden? Sind sie vernichtet, verdrängt worden? Sind sie aus eigenem Triebe abgezogen? Die jetzt dort lebenden Indianer wissen nichts von solchem Brauch. Mit den menschlichen Knochen kommt eine

Reihe neuer Fragen hinzu: Sind die Menschen, deren Knochen man gefunden hat, die gleichen, welche die Muschelberge gehäuft und die Werkzeuge benutzt haben? Für Kannibalismus, der von einigen behauptet wird, gibt es keine sicheren Anzeichen. Aber wenn auch die Menschen, deren Knochen man dort gefunden hat, eines natürlichen Todes gestorben sind, so fragt man weiter: sind sie dort liegen geblieben, wo sie zufällig gestorben waren oder sind sie bestattet? Sind die Bestatteten gleichen Stammes wie die Aufhäuer der Hügel?

Ginge die Abtragung der Hügel streng wissenschaftlich und nicht industriell vor sich, nach den Regeln geschulter moderner Ausgrabetechnik, so bekäme man wohl auf manche Fragen bestimmte Antwort, obwohl der Boden, auf dem die Untersuchung zu machen ist, die Schichten aufgeschütteter Muschelschalen, sehr ungünstig ist. Eine brasilianische Expedition will Grabstätten gefunden haben (Zeitschr. 16. Band). Aber auch ohne bestimmte, aus der Lage der Skelette zu entnehmende Hinweise spricht eines für Bestattung: die rote (auch gelbe) Farbe, die in fast allen Berichten erwähnt und in einigen Fällen massenhaft in unmittelbarer Nähe der Knochen gefunden worden ist.

Schädel aus Sambakis sind in der Gesellschaft dreimal vorgelegt worden, die beiden ersten durch meinen Vater in den Jahren 1872 und 1874, der dritte durch Nehring 1895. Die beiden ersten werden als hypsibrachycephal bezeichnet. Abgebildet sind sie nicht. Was aus ihnen geworden ist, kann ich nicht angeben; in der Rudolf Virchow-Sammlung der Anthropologischen Gesellschaft finden sie sich nicht. Der dritte Schädel aus Nehringschem Privatbesitz war schmaler und besonders im vorderen Teil der Schläfengegend hinter den Orbitae schmal. Nehring hebt an ihm Prognathismus hervor und gibt an, daß die Stirn „sehr niedrig und zurückweichend“ gewesen sei. Es ist jedoch zu bemerken, daß die zwei Abbildungen — linke Seitenansicht und Oberansicht — nach Zeichnungen gemacht sind, die ihrerseits wieder Photos zur Grundlage hatten, und daß als „Horizont“ der Zahnbogen des Oberkiefers — der Unterkiefer fehlte — genommen war; Frankfurter Horizontale konnte nicht benutzt werden, weil die Schläfenbeine ausgefallen waren. Der Zahnbogen als Horizont darf aber nicht verwendet werden, weil er mit der Frankfurter Horizontalen sehr verschiedene Winkel bildet, was ich in einer besonderen Mitteilung besprochen habe. Die zurückweichende Stirn und der Prognathismus des Nehringschen Schädels wird zum Teil auf dieser ungewöhnlichen Aufstellung beruhen.

Ich lasse nun die Angaben aus dem Bericht des Herrn Pfarrers Schröder folgen:

„Vor einiger Zeit erzählte mir ein deutscher Kolonist, der sich am Morro Bahu angesiedelt hat, es gäbe in der Nähe Muschelberge, die hier in der Weise ausgenutzt werden, daß sie zu Kalk verbrannt werden. Er habe sich den einen Muschelberg angesehen und darin ein Skelett gesehen, daß offenbar von einer Bestattung herrühre“ . . . „Gestern nun brachte er mir ein Kistchen, in dem er alles zusammen gepackt hatte“ . . . „Werkzeuge und Geräte sind leider nicht mitgeschickt worden. Ich weiß auch nicht, ob etwas ähnliches am Ursprungsorte vorhanden gewesen ist.“ . . . „Das Skelett befand sich etwa 1,80 Meter über dem Boden des Muschelberges, der kegelförmig gestaltet ist und unten einen Durchmesser von etwa 4 Metern hat. Wenn ich nicht irre, war die Höhe des Berges mit 2,50 Meter angegeben. Unter dem Skelett befand sich die rote Masse, von der Proben beigelegt sind. Leider war nicht angegeben, wie dick diese Schicht war. Rings um das Skelett lagen die kleinen Steine, die weit und breit in der Gegend nicht zu finden sind.“



Die mir zugegangenen Gegenstände sind folgende:

1. Steine. — Die Steine sind sämtlich vollkommen abgerundet, so wie man sie am Meeresgestade oder auch in Flußbetten aufliegt; Silikatestein, wie es nach der Angabe des Herrn Professor Johnsen in den dortigen Gebirgen ansteht. An allen Steinen haftet etwas von der roten Farbe.

2. Rote Farbe. — Die Farbe liegt in harten Brocken vor, etwa so wie trocken gewordener toniger Lehm, läßt sich aber unschwer zu einem Pulver von solcher Feinheit zerreiben, daß man in demselben keine Körnchen mehr wahrnimmt, ist also zum Färben gut geeignet. Die Farbe ist ein sattes bräunliches Rot; auf weißem Papier in ganz dünner Schicht aufgetragen sieht sie gelblichrot aus. Nach einer Analyse, welche in dem unter der Leitung des Professors Rohna stehenden chemischen Laboratorium des Berliner Pathologisch-Anatomischen Institutes durch Fräulein Knaak unter Hilfe des Dr. Mislowitzer ausgeführt wurde, ist der Farbstoff eine Erde, welche Huminsubstanzen, Silizium, Aluminium und Eisen enthält, wahrscheinlich neben Huminsubstanzen Aluminiumsilikate und Eisen-oxyd.

3. Muschelschalen. — Die übersendeten Muschelschalen wurden durch Herrn Professor Thiele gütigst bestimmt. Sie gehören fast alle der Azara (auch Evodona, Potamomya genannt) prisca an (74 rechte und 31 linke Schalen); nur wenige Stück von Azara labiata. — Azara prisca Mart. ist nach der Angabe von Iherings (Zeitschr. Band 30 S. 457) ausgestorben. — Auch drei Stück einer Muschelbreccie lagen dabei.

4. Ausgüsse von Muscheln. — Es finden sich mehrere aus struktureloser Kalkmasse gebildete Körper, über deren Natur ich nicht ins Reine gekommen bin. Sie gleichen sich untereinander, und jeder besteht aus zwei völlig symmetrischen Hälften, so daß es keine Zufallsprodukte sein können. Vielleicht sind es Ausgüsse von geschlossenen Muschelschalen. Wenn dies der Fall sein sollte, so wäre daraus zu entnehmen, daß erst durch Auslaugung Kalk in Lösung gegangen ist, und daß dieser sich nachträglich wieder abgesetzt hat. Dies wäre lehrreich für die Art der Verwitterung der Muschelhaufen.

5. Drei Stücke von großen Fischwirbeln; an einem derselben haftet rote Farbe.

6. Menschenknochen.

A. Vom Erwachsenen.

a) Ein Stück Unterkiefer und zwei Oberkieferzähne. Dieser Unterkiefer macht einen sehr kräftigen Eindruck.

b) Ein Stück Schlüsselbein.

c) Ein Stück Schulterblatt.

d) Das untere Ende des Oberarmknochens, rot.

e) Obere Hälfte der Elle, rot.

f) Obere Hälfte der Speiche.

g) Vom Oberschenkel: 1. beide Köpfe mit einem Durchmesser von 44 mm, 2. ein Trochanter minor, 3. Stücke der Schäfte. Sämtliche Stücke der Femurschäfte haben zahlreiche Längs- und Querrisse und sind abgeplattet. Sie sind offenbar durch den Einfluß der Witterung erweicht und entweder durch den Druck der überlagernden Schichten oder durch Begehen des Hügels gequetscht. Sie bringen in vorzüglicher Weise einen Zwischenzustand zur Anschauung zwischen der ursprünglichen Gestalt und der endgültigen ganz platten Form.

h) Zwei Stücke Wadenbeines, eines davon der rechte Malleolus lateralis.

i) Rechtes Sprungbein.

k) Rechtes Naviculare pedis. Die beiden letztgenannten Knochen sind am besten erhalten. Der Talus ist nur mittelgroß.

An allen Knochen sitzt etwas, an manchen reichlich, die rote Farbe.

Man sieht aus dieser Aufzählung, daß aus allen Gegenden des Körpers Skelettknochen da waren, daß es sich also offenbar um ein ganzes Skelet gehandelt hat. Es ist sehr zu bedauern, daß nicht durch sachgemäßes und sorgfältiges Sammeln mehr geborgen wurde.

B. Kindliche Knochen. — Diese sind besonders stark von roter Farbe eingehüllt, welche sogar, ohne die Knochensubstanz selbst gefärbt zu haben, in die Markräumen der Spongiosa eingedrungen ist. Hier sind zu nennen:

a) sechs Stück Schädelknochen, eines davon der linke Warzenfortsatz.

b) Das untere Stück des Oberarmknochens.

c) Das obere Stück der Elle.

d) Zwei Stücke von Röhrenknochen. Sämtliche Knochen von einem noch kleinen Kinde.

7. Knochenbreccie? — Es findet sich noch eine Anzahl flacher platter Stücke von blättrigem Gefüge, welche durch zahlreiche kleine Hohlräume in ihrem Innern von der Größe von Spongiosahohlräumen an Knochen erinnern. Es sieht so aus, als sei der Knochen erweicht und dann plattgedrückt worden. Doch ist dies durchaus nicht sicher.

Aussprache: — Herr Werth. Herr Hans Virchow.

(5) Herr Hans Virchow hält den angekündigten Vortrag:

#### Ein Toltekenschädel.

Von Herrn Walter Lehmann erhielt ich einen Schädel zur Begutachtung, den Herr Lehmann den Fundumständen nach glaubt für einen toltekischen halten und in die Zeit von etwa 700 bis 1300 n. Chr. setzen zu dürfen.

Der Schädel ist ohne Unterkiefer; von den Zähnen des Obergebisses fehlen die Incisivi und der rechte  $P_2$ . Ein ausgebrochenes Stück des Schädeldaches in der Scheitelgegend ließ sich gut einkleben. Außer dem Schädel fanden sich noch 17 Zähne (3 untere Molaren, 2 obere Molaren, 3 Praemolaren, 5 Incisivi, 4 Eckzähne), von denen keiner zu dem vorliegenden Schädel paßt, woraus hervorgeht, daß noch ein anderes Individuum sich dort befunden haben muß. Ferner Stücke von einem Kinderschädel, zu klein und zu wenig, um etwas damit anzufangen. Und endlich zwei zusammengehörige Oberschenkelknochen. Die Umstände der Lagerung des Schädels und der Oberschenkelknochen sind nicht genau genug bekannt, um aus ihnen zu entnehmen, ob sie zu dem gleichen Individuum gehören; doch geht letzteres sicher daraus hervor, daß der Schädel und der eine Oberschenkel Zeichen der gleichen Erkrankung trugen.

Der Fundort ist Santiago Ahuizotla bei Azcapotzalco am Westrande des ehemaligen Sees von Mexiko (von dem jetzt nur noch ein Rest vorhanden ist), zehn Kilometer von der Hauptstadt, etwa 2260 m über dem Meere gelegen. Hier wurde die Ausgrabung in der Calle de los Corrizos Nr. 2 auf dem Grundstück des Juan Villegas gemacht.

Es war nicht leicht, von dem Schädel gute Aufnahmen zu bekommen, da derselbe durch braune fleckige Farbe und durch löcherige Oberfläche höchst ungünstige Bedingungen für die Photographie bot. Noch schlimmer war es mit dem Oberschenkel. Doch haben Schülerinnen der Photographischen Lehranstalt des Lette-Vereins die Schwierigkeiten glänzend überwunden.



Als ich den Schädel zu Gesicht bekam, fiel mir sofort zweierlei auf:

1. Eigentümliche, wie narbige, Zeichnungen und Einziehungen besonders auf dem Stirnbein. Man wird die Abbildungen mit der Lupe betrachten müssen, und auch dann ist es, da die Figuren in der Zeitschrift für Ethnologie mäßig zu sein pflegen, zweifelhaft, ob diese Feinheiten deutlich zu erkennen sein werden, zumal durch die grubigen Verletzungen, welche durch das Liegen im Boden veranlaßt sind, das Bild gestört wird. — Mein Eindruck war sofort: Syphilis? Herr Lubarsch, dem ich den Schädel zeigte, äußerte: „Vielleicht; vielleicht aber auch nicht!“ Wir haben es

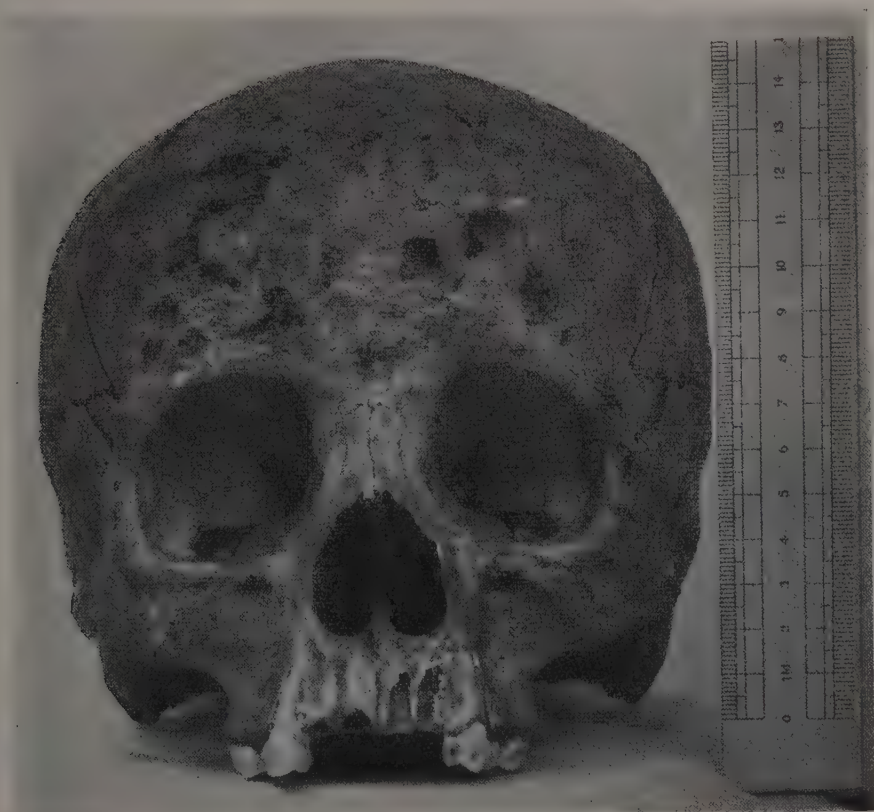


Abb. 1.

also mit einer Knochenentzündung ungewisser Ätiologie zu tun, und der vorliegende Schädel darf nicht zum Beweise für die Herkunft der Syphilis aus Amerika verwendet werden.

2. Das Zweite, was mir auch sofort auffiel, war eine Abflachung der hinteren Scheitelgegend, die übrigens nicht symmetrisch, nicht rechts und links ganz gleich ist. Auf der Abbildung macht eigentümlicherweise diese Abflachung keinen so starken Eindruck wie an dem Schädel selbst.

Die Abflachung ist nicht so stark, daß man sagen möchte: dies muß Deformierung durch äußere Einflüsse sein! Aber es ist doch von vornherein sehr wahrscheinlich, daß es so ist.

Übrigens ist mit „Deformierung durch äußere Einflüsse“ nicht gesagt, daß die Deformierung beabsichtigt war.

Künstliche Deformierung von Schädeln ist in Amerika überaus verbreitet, nicht nur im klassischen Lande der Deformierung, in Peru und bei den Flatheads in der Gegend des Columbia-rivers, sondern auch sonst. Ausführlich handelt von der Deformierung bei amerikanischen Völkern Rudolf Virchow in *Crania ethnica americana*, Berlin 1892 (s. dort S. 5). Aber die vorliegende Art, wobei die hintere Scheitelgegend schräg nach unten abfallend abgeflacht ist, ist doch eigenartig und auch nicht zu ersehen, zumal der Unterkiefer fehlt, wo der Gegendruck stattgefunden hat.

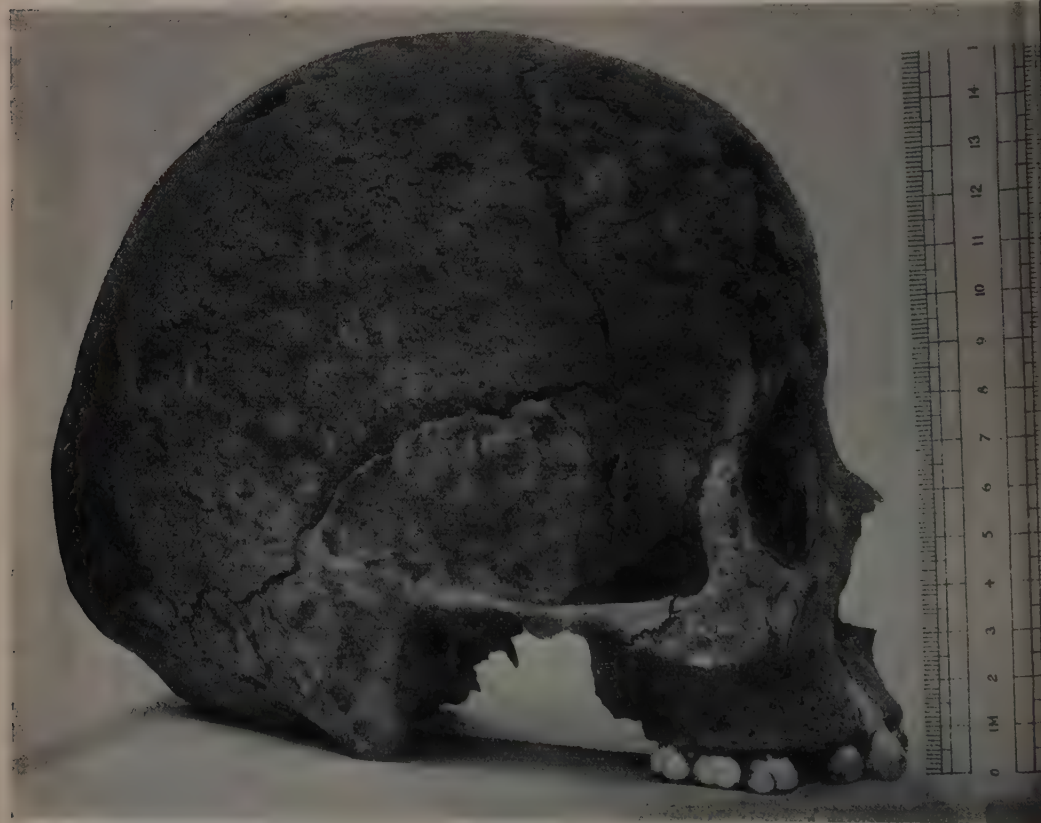


Abb. 2.

Die gleiche Art der Deformität wie bei unserem Schädel ist übrigens bei einem durch Morton abgebildeten Mexikanerschädel zu sehen (Samuel George Morton, *Crania americana*, Philadelphia und London 1839, Tafel 8).

Daß die Tolteken deformierten, erwähnen de Quatrefages und Hamy (*Crania ethnica* Paris, 1882, S. 473); doch mag dabei wohl an stärkere Deformierung gedacht sein als diejenige ist, die wir hier vor uns haben.

In der Sammlung des Berliner anatomischen Institutes finden sich fünfzehn Mexikanerschädel, welche die alten Nummern 21636 bis 21650 tragen und laut Ausweises des alten Kataloges durch den früheren Generaldirektor der Museen von Olfers aus einer Sammlung Uhde dem anatomischen Institut überwiesen sind. Unter ihnen finden sich mehrere, welche genau die gleiche Deformierung haben wie unser Schädel. Besonders zeichnen sich dadurch zwei Kinderschädel aus, vor allem 21637, welcher die Ab-



flachung in der hinteren Scheitelgegend in exzessivem Maße zeigt; dabei Incaknochen. Bei Erwachsenen ist die Entstellung weniger auffallend. So ist z. B. bei 21642 die hintere parietale Abflachung nur angedeutet, so daß man sie, ohne danach zu suchen, vielleicht gar nicht bemerken würde. Man erhält den Eindruck, daß die Deformierung im Kindesalter erworben wurde und sich späterhin mehr verwuchs. Doch kann sie auch bei Erwachsenen erheblich sein. So reicht sie z. B. bei 21650 bis an die starke

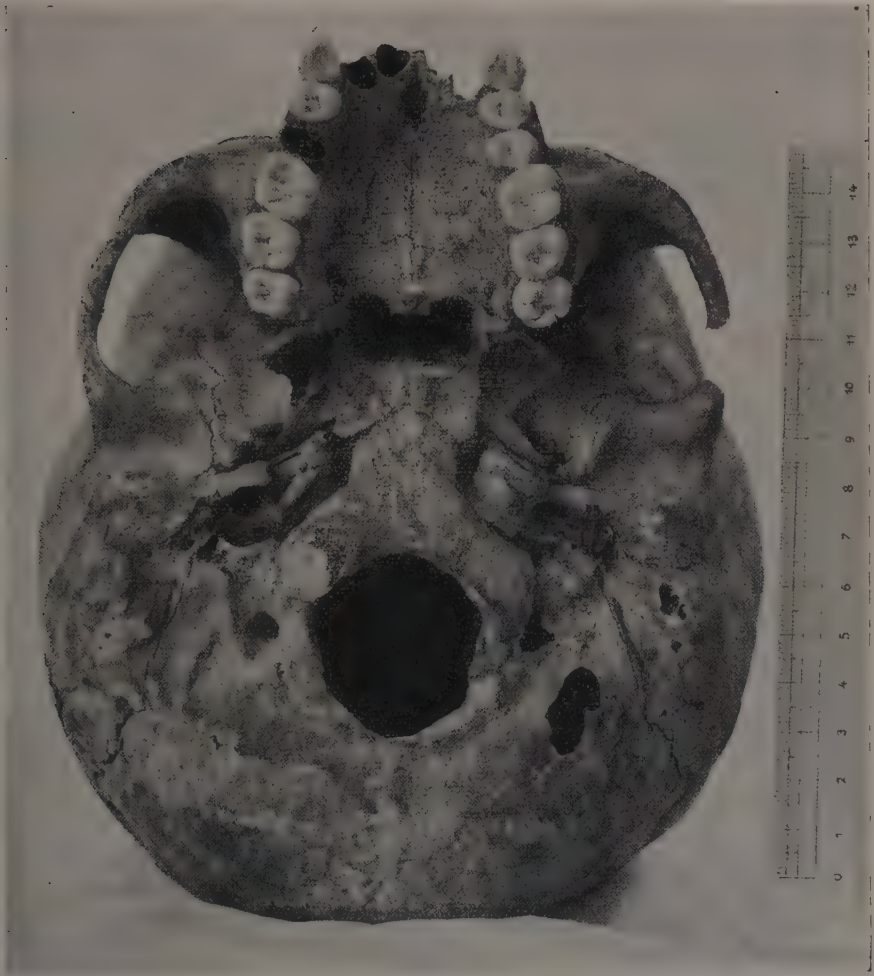


Abb. 3.

Linea nuchae in exzessivem Maße heran. Bei diesem ist die Lambdanaht und Parietalnaht verwachsen; Arcus superciliares sind kaum vorhanden; die Nase tritt stärker vor wie bei unserem Tolteken.

Leider ist aus dem Katalog nicht zu ersehen, in welchem Jahre diese Mexikanerschädel dem anatomischen Institut überwiesen wurden, geschweige denn, wo und unter welchen Umständen sie gefunden, erworben wurden. Sonst könnte man vielleicht Nutzen für das Verständnis unseres alles haben.

Natürlich hat man angesichts der Deformierung kein rechtes Zutrauen zu den Hirnraummaßen. Bei unserem Schädel ist die größte Länge 166, die größte Breite 151, die Bregmahöhe 133. Danach ist der L/Br. Index 91, der L/H. Index 80,1; der Schädel ist also ultrabrachycran und hypsycran.

Bei dem vorher erwähnten Schädel 21642, bei dem man die artifizielle Abflachung so wenig wahrnimmt, sind die Hirnraummaße kaum anders: Länge 164, Breite 150, Höhe 138; demgemäß L/Br. Index 91,4, L/H. Index 84,1; der Schädel ist also ebenfalls ultrabrachycran und hypsycran.

Das Volumen ist bei unserem Tolteken 1404.

Wegen der durch die Deformierung bedingten Unsicherheit über die Hirnraumwerte ist man um so mehr geneigt, das Charakteristische beim Gesicht zu suchen.

Gesichtsschädel. — Das Fehlen des Unterkiefers und der Schneidezähne beeinträchtigt die Physiognomie sehr. Auch läßt das fleckige Aussehen es trotz der Vorzüglichkeit der Photogramme zu keiner richtigen Schattenwirkung kommen.

Glabellargegend und Obernase sind bemerkenswert: Brauenwülste sind gar nicht vorhanden, die Glabellargegend setzt sich daher gänzlich ausdruckslos nach der Seite in die Supraorbitalgegend fort; ebenso ausdruckslos, d. h. ohne Richtungsänderung geht sie nach oben in die Stirngegend über; aber auch nach unten, gegen die Nasenwurzel, zieht sich die Form kaum merkbar zurück. Sie behält auch unterhalb der Sutura naso-frontalis diese senkrechte Richtung fast unverändert bei, indem sie nur ganz schwach nach vorn geneigt ist. Erst in halber Höhe des Orbitaleinganges tritt eine schärfere Biegung nach vorn auf, wodurch das letzte Stück bis an das Rhinion heran in eine Neigung von  $45^{\circ}$  zum Horizont gerät, ohne aber in sich wesentlich gebogen zu sein.

Die Höhe des Mittelgesichtes — Prosthion bis Supraorbitale, in Projektion auf Frontalebene — ist 75 mm.

Die Breite des Mittelgesichtes — Entfernung der beiden lateralen Orbitaleingangsrand-Mittelpunkte — ist 99 mm.

Die Aperturbreite ist 27 mm.

Ich füge noch einige weitere Maße bei, indem ich zugleich, um die gegenseitige Lage der bestimmten Punkte anschaulich zu machen, die beiden schematischen Figuren verwende, die ich früher beschrieben habe. („Zur anthropologischen Untersuchung des Gesichtsskeletes“, Zeitschr. f. Ethnol. Jg. 1915, S. 323—370, s. dort S. 330 u. 331 und Jg. 1918 S. 239 und 248).

Ich schicke diesen Figuren und den weiteren Angaben der Maße drei Bemerkungen voraus:

1. Ich messe die Orbitaleingangsbreite nicht, wie es bei den Anthropologen üblich ist, schief, sondern horizontal; ich messe die Orbitaleingangshöhe nicht, wie es ebenfalls bei den Anthropologen üblich ist, schief, sondern senkrecht. Beides, weil sich nur auf diese Weise die genannten Maße in das System der Gesichtsmaße einfügen lassen, und weil nur auf diesem Wege ein Vergleich mit anderen Maßen des Mittelgesichtes möglich ist.

2. Ich unterscheide streng zwischen „projizierter Orbitaleingangsbreite“ und „wirklicher Orbitaleingangsbreite“. Wenn wir einen Schädel von vorn her betrachten, so nehmen wir nicht die wirkliche, sondern die projizierte Orbitaleingangsbreite wahr, und, was wichtiger ist, in der Mittelgesichtsbreite hat nur die projizierte Orbitaleingangsbreite Platz.

3. Ich messe die obere Nasenbreite zwischen den beiden Cristae lacrimales anteriores (genauer: zwischen den Schnittpunkten dieser beiden Cristae mit derjenigen Horizontalen, die in halber Höhe des Orbitalein-



ganges liegt). Dies ist notwendig, weil nur auf diese Weise die Mittelgesichtsweite gleich ist der Summe aus der Nasenbreite und den beiden Orbitaleingangsbreiten; der Punkt, den man für die Messung der Nasenbreite benutzt, muß derselbe sein wie der mediale Meßpunkt der Orbitaleingangsbreite. Damit ist auch die Nasenmessung am Schädel am besten der Untersuchung am Lebenden angepaßt, denn für die Breitenbestimmung der Nase an dem mit Weichteilen bedeckten Gesicht kommen irgendwelche hinter der Crista nasalis anterior gelegenen Punkte nicht in Betracht.

Nun zu den beiden Figuren.

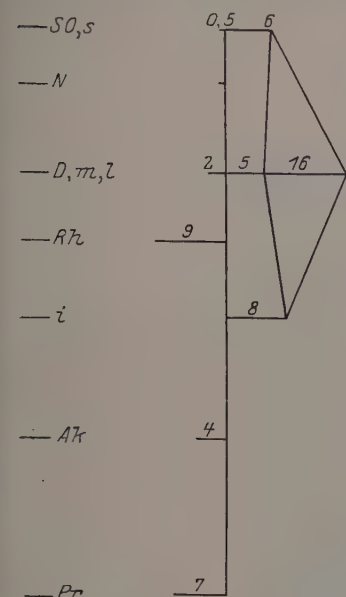


Abb. 4.

Die erste derselben (Fig. 4) zeigt eine Anzahl von Punkten des Mittelgesichtes in ihrer Beziehung zur Medianebeane, und zwar a) solche Punkte, die schon von selbst in der Medianebeane liegen: SO, N, den Punkt D, Rh, Ak, Pr; b) die vier Orbitaleingangsmittelpunkte i, l, m, s, welche in die Medianebeane projiziert sind. Die Orientierungslinie ist die Senkrechte durch das Nasion. D (von Dorsum) bedeutet dabei denjenigen Punkt des Nasenrückens, der in halber Augenhöhleingangshöhe liegt. — Indem

man die vier Orbitaleingangsmittelpunkte durch Linien verbindet, erhält man das Orbitaleingangsviereck in perspektivischer Verschmälnerung bzw. Seitenansicht.

Die andere Figur (Fig. 5) entspricht einer Horizontalebene in halber Höhe des Orbitaleinganges. Man sieht in ihr den medialen und den lateralen Orbitaleingangsrand-Mittelpunkt (m und l) und den Punkt D in welchem der Nasenrücken von dieser Ebene geschnitten wird. Die Orientierungslinie ist die Horizontale durch die medialen Orbitaleingangsrand-Mittelpunkte.

Die Figur veranschaulicht den Unterschied von projizierter Orbitaleingangsbreite und wirklicher Orbitaleingangsbreite und ermöglicht die Bestimmung der Deklination des Orbitaleinganges; sie veranschaulicht ferner das horizontale Nasendreieck.

In die Ebene dieser Figur ist ferner der Punkt O hineinprojiziert, welcher ohnedies fast genau in derselben liegt. Der Punkt O bedeutet die Spitze des Kegels, den die Augenhöhle bildet; er entspricht der vorderen Kante der dünnen Knochenbrücke, welche die vordere Öffnung des Canalis opticus von der Fissura orbitalis superior trennt. Die Verbindungslinie des Punktes O mit dem Mittelpunkte der wirklichen Orbitaleingangsbreite ist die „Orbitalachse“. Durch die Verlängerung beider Orbitalachsen bis zum Schneiden erhält man den „Orbitalachsenwinkel“.

In unserem Falle ist

die (projizierte) Orbitaleingangsbreite rechts und links je 40 mm,  
die (projizierte) Orbitaleingangshöhe 38 mm.

Die Höhe der Orbita hinter dem Eingang ist 40 mm. — Die 2 mm mehr kommen daher, daß das Dach hinter dem Rande sich hebt (während der Boden hinter dem Rande sich nicht senkt). Der untere Rand sinkt seitlich nicht ab unter die Höhe des unteren Mittelpunktes. Der obere Rand hebt sich nach der medialen Seite etwas und sinkt seitlich stark ab.

Die Deklination des Augenhöhleneinganges beträgt  $16^{\circ}$ .  
(Die Inklination wurde nicht bestimmt wegen Unbestimmtheit des unteren Randes.)

Die Breite der Nase in halber Höhe des Orbitaleinganges beträgt 19 mm.

Länge der Orbitalachse 40,5 mm.

Orbitalachsenwinkel  $43^{\circ}$ .

Die übrigen Maße können auf den beiden schematischen Figuren abgelesen werden.

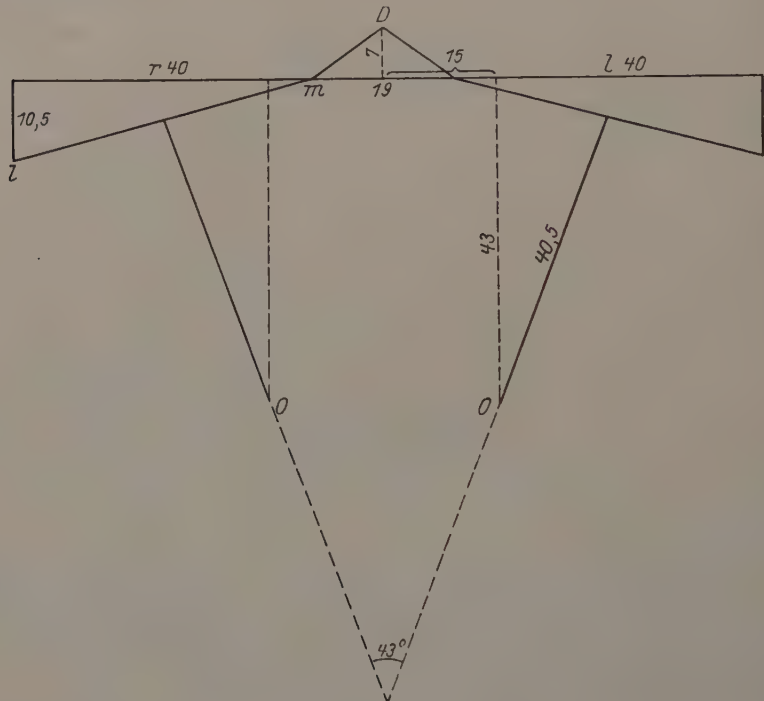


Abb. 5.

Das Gebiß ist gut im Stande, zeigt aber doch eine Eigentümlichkeit, indem die beiden Eckzähne weiter nach der Seite hinaustreten, wodurch die gleichmäßige Rundung des Zahnbogens unterbrochen wird (Fig. 5).

Folgendes sind die Maße der Zähne:

	C	P <sub>1</sub>	P <sub>2</sub>	M <sub>1</sub>	M <sub>2</sub>	M <sub>3</sub>
Breiten:	9	7,1	7	11	9,9	10 (r. 8,8)
Dicken:	9	9,8	9,8	12	11,5	11,5 (r. 10,8)

Die Maße sind links genommen; nur bei M<sub>3</sub> auch rechts.

Dieser Schädel macht durchaus keinen kräftigen, kriegesischen Eindruck, er erweckt nicht die Vorstellung eines körperlich widerstandsfähigen Volkes, wie wir uns doch die Vorgänger der Azteken zu denken geneigt sind; vielmehr hat er etwas Schwächliches, Dürftiges, wozu auch sein geringes Gewicht und die geringe Dicke der Schädeldachknochen beiträgt. Selbst wenn wir den Schädel für einen weiblichen nehmen, so fällt doch seine Dürftigkeit auf.

Dieser Eindruck wird durch die Oberschenkel bestätigt.

Oberschenkel. — Beide Femora sind erhalten. Der rechte hat eine Länge von 408 mm und einen sagittalen Durchmesser in der Mitte von



25 mm. Sein Kopf hat einen horizontalen Durchmesser von 36 mm. An der Rückseite des rechten Femur ist oberhalb des unteren Endes eine flache Schwellung zu sehen, das Erzeugnis einer Knochenentzündung (Fig. 6) worauf weiter oben schon hingewiesen wurde.

Aussprache: Herr Walter Lehmann.



Abb. 6.

(6) Frau Baumgärtel hält den angekündigten Vortrag:

**Beiträge zur Vorgeschichte Nordafrikas.**

An der Aussprache beteiligen sich die Herren Werth, Staudinger, Hubert Schmidt, Hermann, Erl. Hahn, Frau Baumgärtel.

Nachtrag. — Durch Herrn Professor K. Th. Preuß erhielt ich auf Anfrage folgende wichtige Auskunft, die ich als Nachtrag beifüge:

„Aus den Verzeichnissen der Uhdeschen Sammlung, die sich bei unseren Akten befinden, ergeben sich leider keine sicheren Angaben über die darunter befindlichen Schädel.“ Dagegen finden sich folgende Nachweise:

1. In dem vollständigsten gedruckten Verzeichnis: Catalogue des objets formant le Musée aztéco-mexicain du feu M. Charles Uhde à Handschuhsheim, Paris 1857 heißt es: 18 crânes indiens et très anciens;

2. In dem summarischen deutschen Verzeichnis Stuttgart, Oktober 1861: Verkauf des Uhdeschen Museums usw. (gedruckt) „eine Anzahl von Schädeln der Ureinwohner zum Teil wohl aus grauem Altertum“;

3. In dem kurzen gedruckten „Verzeichnis der mexikanischen Antiquitäten und Naturaliensammlung im Schloß zu Handschuhsheim“ 1845: „fünf Indianerschädel, gut erhalten“.

Danach dürfte es sich um Schädel aus alten Gräbern handeln, da man nur auf solche im Zusammenhang mit den gefundenen Altertümern Wert gelegt hat.“

Hiernach erscheint es nicht zweifelhaft, daß die Deformität an unserem „Tolteken“schädel und die Deformitäten an den Mexikanerschädeln des

Anatomischen Museums die gleiche Ursache haben. Freilich ist nicht zu ersehen, welche Ursache dies war, und ob die Deformierung beabsichtigt oder unbeabsichtigt war. Es ist jedoch letzteres anzunehmen, da die Deformierung den behaarten Teil des Kopfes betraf, unsymmetrisch war und keine in Vorderansicht zu bemerkende Veränderung des Kopfes veranlaßte.

### III. Kleine Mitteilungen.

#### XVII. Internationaler Orientalisten-Kongreß.

Nach langer Pause — der letzte Kongreß fand 1912 in Athen statt — soll im nächsten Jahre der XVII. internationale Kongreß der Orientalisten in Oxford zusammentreten. Die Vorbereitung des Kongresses hat die Orientalische Fakultät der Universität Oxford übernommen, in Übereinstimmung mit der Royal Asiatic Society von Großbritannien und Irland und mit den führenden Orient-Gesellschaften in Frankreich, Italien, Deutschland, Holland und Amerika. Der Kongreß wird in der Montag, den 27. August 1928 beginnenden Woche abgehalten werden. Ausführlichere Mitteilungen über Mitgliedschaft, Einrichtung von Sektionen usw. werden in Kürze ausgegeben werden.

#### Preisauusschreiben.

Von der „Académie de Langue Basque“ in Bilbao geht uns die Mitteilung zu, daß sie einen Preis von 500 Peseten gestiftet hat, der jährlich zur Verteilung kommen soll. Das Thema für den diesjährigen Wettbewerb lautet: Das Zählen im Baskischen (la numération basque). Den Arbeiten, die einen Mindestumfang von 20 Oktavseiten haben sollen, ist der Name der Verfasser in verschlossenem Umschlag beizufügen. „Sie sollen nicht die Form eines Kapitels der Grammatik haben, sondern eine wissenschaftliche und kritische Studie der Frage darbieten und, soweit möglich, eine Prüfung der bisher aufgestellten Theorien.“ Die Arbeiten können baskisch, spanisch, französisch, portugiesisch, deutsch oder englisch geschrieben sein und sind spätestens bis zum 1. April 1928 an die oben genannte Akademie (Ribera 5, Bilbao) einzusenden. Nur die Mitglieder der Akademie, die die Jury bilden, sind vom Wettbewerb ausgeschlossen.

### IV. Literarische Besprechungen.

Maaß, A.: Sternkunde und Sterndeuterei im Malaischen Archipel. Tijdschrift van het Koninklijk Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. Deel LXIV, aflevening 1, 3, 4. Weltevreden 1924 5.

Eine Fülle von Material über dieses noch wenig untersuchte Gebiet, gibt uns hier der Verfasser, der selbst mehrfach in Indonesien Gelegenheit hatte Quellenstudien zu machen. Die verschiedenen Angaben sind geographisch von Westen (Sumatra) kommend über Holländisch-Neu-Guinea zurück bis nach Borneo geordnet. Überall hat sich der Verfasser es angelegen sein lassen, die verschiedenen Autoren, die in Reisewerken und sonstwo, leider häufig genug nur sehr vereinzelt und sehr lückenhaft über Astronomie und Astrologie geschrieben haben, selber sprechen zu lassen. Hierbei stellt sich heraus, daß doch eine ganze Anzahl von Beobachtungen zusammen kommen, mehr als man jedenfalls erwartet hat. Es genügt allerdings nicht, um ein abschließendes Bild dieser Wissenschaft zu geben. Um so mehr ist es zu begrüßen, daß mit dieser Sammlung des Verfassers gezeigt wird, wieviel noch fehlt und wo die Forschung nun einzusetzen hat. Die Astronomie und Astrologie, beides ursprünglich eine Wissenschaft, stammen wie alle Kultur Indonesiens aus Indien, wenn auch nicht gelegnet werden kann, daß sicher schon vor der Kolonisierung der Inseln durch indische Seefahrer die Eingeborenen als Seeleute und Ackerbauer, wie Prof. Maaß ebenfalls anführt, den Sternenhimmel betrachtet und für ihre speziellen Zwecke benutzt haben.

Das Werk beschäftigt sich nicht allein mit den bekannten Sternen, sondern auch mit dem Laufe der Planeten, den Zodiakalbildern, Stand von Sonne und Mond usw., so daß, wenn erst ein Index zu dieser wichtigen Sammlung vorhanden



ist, und ein solcher soll noch gedruckt werden, wir ein brauchbares Nachschlagebuch über alle einschlägigen Fragen dieser Wissenschaft in Indonesien haben. Wo es nötig ist, sind auch Bilder gegeben (Zodiakalbilder von alten Bechern usw.). Den Schluß bildet ein Verzeichnis der Sterne und Sternbilder mit allen erreichbaren Angaben, auch sprachlich, und ein vollständiges Literaturverzeichnis ferner eine Betrachtung aus zugehörigen Mythen — sehr wichtig — und allgemeine Schlußbetrachtungen. Auf das ungehobene handschriftliche Material in Holland und seinen Kolonien macht der Verfasser noch ausdrücklich aufmerksam.

Leider ist das ganze Werk entsetzlich durch Druckfehler entstellt, aber auch hier soll noch Rat durch ein vollständiges Druckfehlerverzeichnis geschaffen werden. Allen denen, die Gelegenheit haben, in Indonesien selbst Studien über Astronomie zu machen, sei empfohlen, dies an der Hand dieses Werkes zu tun, das dem Neuling ein großes Maaß von Arbeit bereits abnimmt.

Stönnner.

Lips, Julius: „Fallensysteme der Naturvölker“, 167 S. mit 239 Abb. bei Ernst Wiegandt, Leipzig 1926.

Ein Verdienst dieses ausgezeichneten Buches ist es schon, daß hiermit erstmalig eine universelle Übersicht über das behandelte Stoffgebiet gegeben wird. Diesem ethnographisch umfassenden Charakter der Arbeit tut es keinen Abbruch, daß, neben einwandfreien Bildwiedergaben, nur das Fallenmaterial des Kölner Völkerkunde-Museums herangezogen werden konnte.

Die wegen nur schwer klassifizierbarer Grenzobjekte schwierige Begriffsbestimmung der Falle — zum Unterschiede von fallenähnlichen Fangmethoden und von Jagdwaffen — ist dem Verfasser wohl geglückt; die Definition der Falle als „einer Einrichtung, deren Mechanismus durch das zu fangende Objekt ohne Zutun des Menschen ausgelöst wird, mit dem sofortigen Erfolg, das Tier dauernd festzuhalten oder zu töten“, enthält alle wesentlichen Begriffsmerkmale, und nur solche. Sie hebt das wichtigste Kriterium eindeutig hervor: die Beschränkung des Menschen auf die Vorbereitung, den ohne sein unmittelbares Mitwirken durch das Tier selbst einsetzenden Kausalzusammenhang.

Schwierig ist auch eine befriedigende Klassifikation der Fallen. Hier folgt Lips dem Merkmale des jeweils angewendeten „Prinzips der motorischen Kraft“, welches allerdings die Form der Falle in erster Linie bedingt und gelangt so zu folgender Einteilung: Schwerkraftfallen, die entweder dank der Schwere des Tieres selbst oder anderer Objekte (Bäume oder Steine) wirken, letztere auch „Schwerkraftfallen im engeren Sinne“ genannt; Fallen, denen die Schnellkraft eines Zweiges oder einer Sehne zugrunde liegt, so die Schwinggallenfälle mit Zug- und Druckprinzip, ferner Bogen- und Armbrustfallen; Fallen, welche vermittle der Torsionskraft einer Sehne oder Feder in Aktion treten („Torsionsfallen“); hierzu gesellen sich noch Schlingenfallen und die ganz rezente Gewehr-fälle.

Innerhalb dieser großen Gliederung, welche jedenfalls eine Gruppierung des höchst mannigfaltigen Materials in wenige eindeutig bestimmte Klassen erlaubt, findet eine feinere Aufspaltung nach dem Kriterium des Auslösemechanismus statt.

Unterstützt von einer solchen klaren und sinnfälligen Gliederung, ist die Darstellung der Fallenmethoden im einzelnen in gleichzeitig begrifflich-prägnanter wie anschaulicher Weise geglückt. Zum Verständnisse trägt auch wesentlich das überaus reiche Bild- und Zeichnungsmaterial bei, welches für sich allein eine tief-schürfende Vertrautheit mit der Materie verrät, von deren theoretischer Durch-arbeitung ein umfassendes und für weitere diesbezügliche Forschungen höchst wertvolles Literaturverzeichnis zeugt.

Als Kulturhistoriker begnügt sich der Verfasser jedoch nicht mit einer Analyse der Fallenkonstruktionen und ihrer ethnographischen Einordnung, sondern seine Bearbeitung gipfelt in einer Synthese der zergliederten Variationen zu einer Reihe mit universalgeschichtlicher Perspektive; es wird die Zugehörigkeit der einzelnen Fallensysteme zu den von der „kulturhistorischen Schule“ herausgearbeiteten „Kulturkreisen“ untersucht.

Diese Bestimmungen sind größtenteils außerordentlich einleuchtend. Aber auch da, wo im einzelnen die zwingende Begründung einer kulturgeschichtlichen Fixierung vorläufig noch fehlt, fesseln die Darlegungen des Verfassers durch ihre mutigen und neuartigen Eröffnungen, welche die völkerkundliche Forschung jedenfalls um wohldiskutierbare Problemstellungen bereichern.

Dem altaustralischen Kulturkreise rechnet Lips von fallenähnlichen Fangmethoden Netze und von eigentlichen Fallen einfache Schlingen und Schwerkraft-fallen im weiteren Sinne zu, das heißt solche, welche durch das Eigengewicht des Tieres wirken. Während einfachere Formen der „Schwerkraftfälle mit Schlingenprinzip“ eine Errungenschaft des arktischen Kulturkreises darstellen, gehört dem

totemistischen Jägertum die Herausbildung von „Schwerkraftfallen im engeren Sinne“ (vgl. oben) an. Die Bodenbaukultur, und zwar das ältere Mutterrecht, brachte dann Armbrustfallen — die aber mit der auf Ostasien zurückzuführenden Armbrustwaffe genetisch nichts gemein haben — und insbesondere die Schwippgalgenfalle mit Zugprinzip. Ganz rezenten Ursprungs, das heißt hochkulturell, ist schließlich die Torsionsfalle.

Kulturhistorische Bedeutung über das engere Gebiet der Fallensysteme hinaus beanspruchen die Darlegungen des Verfassers, welche die Ableitung des Jagd- und Kriegsbogens sowie des Musikbogens aus der Schwippgalgenfalle mit Zugprinzip zum Gegenstande haben. Besteht diese Ableitung zu Recht, so würden wir die Entstehung des Bogens ja frühestens dem jüngeren Mutterrechte, also Gräbners „Bogenkultur“, zuzuschreiben haben. Dieses Ergebnis steht im Widerspruch vor allem mit den Aufstellungen von Pater Schmidt, der den Bogen als Element der Pygmäenkultur betrachtet. Allerdings muß auch Lips einräumen, „daß die meisten Pygmäenvölker im Besitze von Bogen und Pfeil angetroffen wurden, auch wenn die umwohnenden Bodenbauvölker diese nicht kannten.“ Methodisch hat jedenfalls Pater Schmidt einstweilen den Vorzug voraus, daß eine rein ethnographische Materialsichtung die Pygmäenvölker im Besitze des Bogens findet; der Bogen hat also so lange als Bestandteil der „Urkultur“ zu gelten, bis der positive Gegenbeweis der Entlehnung erbracht worden ist. D. h., logisch liegt die Beweislast demjenigen ob, welcher die Zugehörigkeit eines Kulturgutes zu einem Kulturkreise in Abrede stellt, mit welchem es tatsächlich in regelmäßiger Verbindung angetroffen wird. Ein solcher schlüssiger Gegenbeweis ist allerdings meines Erachtens bisher nicht erbracht. Jedenfalls ist das letzte Wort in dieser schwierigen Frage noch lange nicht gesprochen; das wird erst auf Grund eingehenderer, zunächst auf kleinere Erdräume beschränkter Spezialuntersuchungen möglich sein. Bei allem problematischen Charakter der Lipsschen Argumentation ist seine Theorie jedoch als neuartige Beleuchtung der Frage begrüßenswert und dürfte noch zu fruchtbaren Erörterungen Anlaß geben. Dies ist auch bezüglich der von ihm vorgenommenen Ableitung des Musikbogens aus der Schwippgalgenfalle zu hoffen, welche vorläufig auch nur als wertvolle Anregung betrachtet werden kann.

Außerordentlich ergiebig ist schließlich eine Exkursion, welche Lips auf das prähistorische Gebiet unternimmt, indem er gewisse Felszeichnungen der Aurignacien-Magdalénien-Kultur (des franco-cantabrischen Kulturkreises) einer neuen Deutung unterwirft: die sogenannten „Tectiformen“, welche teilweise schon von Kühn und Vinaccia als Fallgruben beschrieben worden sind, durchgängig aber von der herrschenden Lehre als Hüttenzeichnungen ausgegeben werden. Interessant ist hierbei übrigens, daß selbst unter Zugrundelegung dieser Deutung eine Einigkeit über das Objekt nicht besteht: während z. B. Hoernes (in seiner „Prähistorischen Archäologie“ im Bande „Anthropologie“ der Sammlung „Die Kultur der Gegenwart“) in den Tectiformen Giebeldachhütten erblickt, stellen sie nach der herrschenden Meinung Querschnittzeichnungen von Kegeldachhütten dar. Gerade diese letztere Tatsache muß nun in Anbetracht dessen, daß Querschnittzeichnung im übrigen dieser Kulturstufe unbekannt ist, Zweifel an der üblichen Deutung aufkommen lassen. Hieran anknüpfend weist Lips auf eine bislang unbeachtet gebliebene Erscheinung hin: die regelmäßige Verbindung der Tectiformen mit Tierdarstellungen und deutet in recht überzeugender Weise die Tectiformen als „Schwerkraftfallen im engeren Sinne“. Besteht diese Auffassung zu Recht, so würden wir im Jungpaläolithikum insgesamt neben fallenähnlichen Fangmethoden wie Netzen, Treibjagd und Absturz, folgende Fallenarten vertreten finden: Fallgruben, Schwerkraftfallen im engeren Sinne, einfache Schlingen und Tretfallen, während für den Schwippgalgen noch kein Anzeichen besteht. Das Jungpaläolithikum würde also frühestens mit der totemistischen Kultur zusammenfallen. Wahrscheinlich sieht Lips aber etwas zu schwarz, wenn er die Gültigkeit dieser Gleichsetzung auf Grund der in Wegfall kommenden Kegeldachhütten in Frage gestellt glaubt, wo er doch selbst dieses Element durch ein anderes, von ihm ebenfalls der Totemkultur zugeschriebenes Kulturgut, die „Schwerkraftfalle im engeren Sinne“, ersetzt.

Hermann Trimborn.

Krause, Arthur, Die Astrologie, Entwicklung, Aufbau und Kritik. Leipzig, J. J. Weber 1927. VII, 319 S. Mit 50 Abb. (Illustrierte Handbücher.)

Große Ereignisse werfen nicht nur ihre Schatten voraus, sondern hinterlassen auch Spuren, die uns immer wieder in der Geschichte begegnen. Zu jenen haben wir auch die Astrologie zu rechnen.



Der Verfasser hat es in mustergültiger, rein sachlicher, klarer Form verstanden, uns diese in den Illustrierten Handbüchern des bekannten Leipziger Verlages von J. J. Weber näherzubringen.

Der Weltkrieg, in den wir verwickelt wurden, ist zunächst einmal die kausale Ursache mit ihren Folgeerscheinungen, welche der Astrologie Gelegenheit gab, sich in einer Form auszubreiten, die mit allen Mitteln versucht, sie wieder zu einer Wissenschaft zu erheben, wie sie eine solche im Mittelalter war. In fesselnder Weise versteht es der Verfasser, uns den Stoff durch seine geschichtlichen Darstellungen anziehend zu schildern. Wir sehen, daß die Astrologie einstens in Verbindung mit den Vielgötterreligionen des Altertums einen gewissen Wert hatte, der ihr auch einen bestimmenden Einfluß vermöge der damaligen Weltauffassung einräumen konnte. Namentlich in späterer Zeit, im Mittelalter, wo bedeutende Astronomen auch Astrologen waren, ich erinnere an Keppler und Tycho de Brahe; ja sogar ein Melancthon beschäftigte sich mit Astrologie, Fürsten hatten ihre Hofastrologen, das gab dieser Pseudowissenschaft eine Stellung, die sie trotz aller Anläufe in späteren Jahrhunderten nie wieder erreicht hat und auch nicht bei ernster objektiver Betrachtung erlangen wird; in ihr berühren sich scheinbar Wahres und Falsches. Durch die Lehren des Kopernikus ward die ptolemäische Weltauffassung gestürzt. Ein neues Zeitalter brach an, die Astrologie geriet in einen Zersetzungsprozeß, der von 1550—1750 dauerte.

In einem folgenden Abschnitt entwickelt der Verfasser in ausführlicher Weise die Entstehung eines Horoskops. Abgesehen von der technischen Darstellung ist es wesentlich zu erfahren, welche Möglichkeiten die Ausdeutung der Resultate ergeben, aus welchen Bestandteilen sie hervorgingen.

Dem Verfasser kann nicht genug dafür gedankt werden, in welcher vorbildliche Form er über die Astrologie im letzten Abschnitt Kritik übt auf Grund des von ihm zusammengetragenen Materials. Als Forscher der heutigen Zeit berücksichtigt er die Errungenschaften der Wissenschaft und behandelt das Problem der Astrologie nach den jetzt maßgebenden Gesichtspunkten. Prof. Krause kommt seinem Thema in der Richtung entgegen, daß man allenfalls die Astrologie als eine kosmische Religion, aber frei von aller Horoskopstellung, betrachten könnte. Je zuversichtlicher der Mensch nun in diesem Glauben wurzelt, desto größer wird der Einfluß sein, den die Astrologie nach dieser Richtung ausübt oder auf ihn wirken läßt. Jede Religion ist aber Glaubenslehre, die nicht mit dem Maßstab der Wissenschaft gemessen werden kann. Aus diesem Grunde gelangt der Verfasser zu dem Ergebnis, daß die Astrologie heute durch die kritische Sonde der Wissenschaft gewürdigt, dieser nicht einwandfrei auf Grund seiner Untersuchungen standhalten kann, und deshalb als solche abgelehnt werden muß.

Um den Inhalt des Werkes zu würdigen, ist es notwendig, daß sich der Leser ebensolcher sachlichen Objektivität befleißigt, wie der Verfasser bemüht war, es zu tun, dann wird die Arbeit von Prof. Krause dauernden Wert in der wissenschaftlichen Literatur behalten.

Bei einem Neudruck dürfte es sich empfehlen, dem Werkchen einen Index beizugeben und das Literaturquellenmaterial ausführlicher anzuführen. Die Ausstattung des Buches auf Kunstdruckpapier in klarem Druck mit guten Abbildungen entspricht seinem Wert, den der weltbekannte Verlag ihm zu geben wünscht.

Alfred Maaß.

W. Schmidt und W. Koppers, Völker und Kulturen. Teil I: Gesellschaft und Wirtschaft der Völker. Regensburg, Josef Habbel (1924) XII u. 793 S. gr. 8°. 30 Taf., 531 Textabb. (Der Mensch aller Zeiten Bd. III.)

Bei der Notwendigkeit der Spezialisierung innerhalb der Völkerkunde muß der seit langem nicht unternommene Versuch einer einheitlichen Darstellung des gesamten Stoffes mit Freuden begrüßt werden, ganz gleichgültig, nach welchen Gesichtspunkten sie vorgenommen ist. Die Völkerkunde bildet ein Ganzes und würde allen Lebenssaft verlieren, wenn das Fachmännische im engeren Sinne triumphierte und nur eine Reihe von philologisch-historischen Spezialwissenschaften übrig bleiben würde, noch dazu ohne tiefere geschichtliche Grundlage der betreffenden Völker, wie sie die anderen Fächer ähnlicher Art besitzen. Wenn sich auch zwei Forscher in den Stoff geteilt haben, so ist doch nicht das einzelne, sondern die Gesamtauffassung die Hauptsache und das Dankenswerte. Die Zahl der Bearbeiter macht da keinen Unterschied, solange sie auf der gleichen Linie stehen, wie in diesem Falle. Nehmen wir noch dazu, daß die sogenannte Kulturkreislehre, auf der sich die Anordnung aufbaut, bisher nur für die Südsee und für Afrika vorläufig bearbeitet und noch von keiner Seite kontrolliert oder erweitert worden ist, so kann man nur die Sicherheit bewundern, mit der die gesamten Völker der Erde —



und nicht nur die Naturvölker, sogar möglichst bis zu ihren Einmündungen in die Kulturvölker, sondern auch die europäische Prähistorie — in den neuen, noch wenig gefestigten Rahmen großzügig eingespannt sind. Die Herausarbeitung der leitenden Gedanken als völlig sichere Errungenschaften ist dabei so eindrucksvoll, daß auch das lernbegierige Publikum gegenüber anderer, viel bescheidenerer, weil unsicherer Einstellung in der Ethnologie diese Lehrsätze gern aufnehmen wird.

Um die Vorzüge der neuen Lehre dem früheren Zustand gegenüber gebührend zu kennzeichnen und die notwendige Grundlage für die besonderen Teile des Werkes zu gewinnen, hat Schmidt nach einer kurzen Geschichte der Völkerkunde (S. 1—30) die Methode der Völkerkunde behandelt (S. 31—132) und am Schluß dieses zweiten Abschnittes die Kulturkreise kurz dargestellt und charakterisiert. Da diese Teile aber bereits vor dem Kriege gedruckt vorlagen — auch von dem ersten Hauptteil, der „Gesellschaft“ waren schon damals die Fahnen heraus, was grundlegende Änderungen nicht mehr gestattete — so ist beabsichtigt, am Schluß des noch zu erwartenden zweiten (bzw. vierten) Bandes, der die geistige Kultur bringen soll, die Kulturkreise mit ihren charakteristischen Eigenheiten noch einmal vorzuführen. Das wäre sehr wünschenswert, weil gegenwärtig Inkongruenzen mit späteren Ausführungen auffallen und manche Begriffe z. B. „exogam gleichrechtlich“ (Kulturkreis 3) nicht erläutert sind und daher unverständlich bleiben.

Angesichts der Anschauung der Verfasser, daß eine andere Behandlungsweise der Völkerkunde als die von ihnen angewendete gar keinen Erfolg haben könne, und in Anbetracht der verschiedenen Meinungen in der Völkerkunde ist es für eine objektive Würdigung des vorliegenden, sehr verdienstvollen Buches unerlässlich, auf gewisse grundsätzliche Fragen einzugehen.

Bekanntlich ist die Kulturkreislehre als absolutes Gegenteil der Lehre Bastians von den Elementar- und Völkergedanken erwachsen, derzufolge gesetzliche Entwicklung jeder Einzelheit von den gleichen Elementen an auf der ganzen Welt unter dem Einfluß der Naturumgebung angenommen wurde und geschichtliche Einflüsse nur in der Theorie gelten gelassen wurden, ohne sie fruchtbringend zu verwerten. Umgekehrt sieht die moderne Lehre überall nur Geschichte, und um den Gedanken durchzuführen, muß sie annehmen, daß alle Dinge nur einmal auf der ganzen Welt erfunden und erdacht seien, denn sonst könnte es eine Geschichte der Menschheit nicht geben, sondern man müßte Parallellentwicklungen voraussetzen. Ganz wie Bastian mit der Geschichte, so spielt sie nur theoretisch mit der Möglichkeit einer doppelten oder mehrfachen Entstehung, z. B. des primitiven Feldbaues oder der Viehzucht oder der Masken oder eines starken Häuptlings-tums usw. Ja, während Bastian die Geschichte wenigstens garnicht leugnete, wird die Frage einer zwiefachen Entstehung einer Sache von der Kulturkreislehre nur gelegentlich aufgeworfen, um sie sofort zu verneinen und abzuweisen.

Als ein vortreffliches, sehr geistvolles Mittel, die geschichtliche Verwandtschaft einzelner Geräte gegen Andersdenkende zu sichern, gebraucht sie das sogenannte Formkriterium, das auf Einzeldinge angewendet wird und aus übereinstimmenden Zutaten über den Zweck des Objekts hinaus den Zufall, d. h. die selbständige Entstehung ausschließt. Dadurch wird die psychische Bewertung, ob Verwandtschaft vorliegt oder nicht, zwar auf einzelne Merkmale abgewälzt, ist aber in praxi genau so schwierig wie vorher, da die Meinungen über zweckvoll und zufällig und über die Möglichkeit des Zufalls selbst auseinandergehen. Ein Fall, wo dieses Formkriterium von der Kulturkreislehre zugunsten einer selbständigen Entstehung eines Dinges gebraucht ist, ist demnach auch noch nie vorgekommen. Im Gegenteil: Um auch ähnliche Kulturelemente mit gleichem Zweck aber abweichenden Formen von der Möglichkeit selbständiger Entstehung von vorneherein auszuschließen, dient das sogenannte Quantitätskriterium, das bei dem Vorkommen einer Anzahl gleicher Kulturelemente an verschiedenen Stellen das Zusammensein allein als Beweis für geschichtliche Verwandtschaft ansieht. Die andere Möglichkeit, daß solches Beieinandersein doch vielleicht auch durch die gleiche wirtschaftliche Kultur erklärt werden könne, wird durch das Quantitätskriterium also ebenso theoretisch-wissenschaftlich abgesperrt wie selbständige Entstehung des Einzelnen durch das Formkriterium. Beide Kriterien führen also nicht einen Schritt weiter, sondern sind nur wissenschaftliche Umschreibungen einer sonstwie aufgetretenen Überzeugung von einer einmaligen Entstehung.

Glücklicherweise ergibt sich aus der Kennzeichnung der beiden Meinungen keineswegs, daß die Darstellung des Buches etwa für die Vertreter einer anderen Auffassung nicht auch von großem Nutzen wäre. Verschieben wir z. B. das zugrunde gelegte angeblich geschichtliche Wesen der Kulturkreise — abgesehen davon, daß man sie evtl. anders umgrenzen möchte — auf die bloße Bedeutung von Kulturstufen, wobei natürlich die Wirtschaft als eine am ersten umgrenzbare Messung der Kulturhöhe bedeutungsvoll sein müßte, so könnten dieselben Daten und dieselbe Methode dieses Buches auch dazu verwendet werden, und auch das psychische Problem, in wieweit andere materielle und geistige Kulturelemente mehr oder

weniger mit jeder Stufe ständig vereinigt gefunden werden, würde dasselbe bleiben. Selbstverständlich könnten solche Kulturstufen für jeden evtl. auch einen Fingerzeig für geschichtliche Verwandtschaft geben, wenn die Vergleichsteile so nahe beieinander liegen, daß gewöhnliche, geschichtliche Forschungsmethoden darauf angewendet werden können. Von vorneherein freilich darf die Feststellung gleicher Kulturelemente noch keine „exakte Geschichtswissenschaft“ ergeben. Dazu gehören ganz anders eindringende Untersuchungen der Verbreitung eines jeden einzelnen Elements, nicht nur, sagen wir eines halben oder ganzen Dutzends, und zwar in eingehender Berücksichtigung aller ihrer Teile und Entwicklungsmöglichkeiten, um zunächst für jedes einzelne das Zentrum oder die Zentren, Wanderungen und evtl. einmalige oder mehrfache Entstehung festzustellen. Solche liegen fast noch gar nicht vor, und schließen außerdem für die Statistik der einzelnen Teile sowohl der materiellen wie auch der geistigen und gesellschaftlichen Kultur besondere Schwierigkeiten ein, die noch keineswegs überwunden sind. Ich bin überzeugt, daß die Verf. genau so denken, und nur durch die Notwendigkeit einer systematischen Zusammenfassung und Synthese für ihr Buch, getragen durch die Überzeugungskraft ihrer Idee, in zwei Jahrzehnten fertig brachten, wozu Generationen hingebender Mitarbeit aller nötig sind.

Nicht psychische Erwägungen und grundsätzliche Annahmen, sondern allein solche minutiöse Durcharbeitung des Materials kann zu einer allgemeinen Überzeugung führen. Heute glaubt kein Ethnologe mehr, daß die Kulturdinge dort geworden sind, wo wir sie finden. Ein jeder weiß, daß die Völker auch nach Wanderungen soweit irgend möglich an ihrem Kulturbesitz festhalten. Es gilt auch allgemein als selbstverständlicher methodischer Grundsatz, daß man bei Vergleichen möglichst dieselbe Kulturhöhe bzw. -stufe berücksichtigt. Ein unüberwindlicher Gegensatz gegen die Kulturkreislehre besteht demnach keineswegs dem Prinzip, sondern nur dem Grade nach. Eine Aufteilung der Kulturen in Kreise und eine Zuordnung jeder Kulturerscheinung zu einem solchen Kreise erregt daher bei niemandem ein anderes Widerstreben, als daß beides nur vorläufig sein kann, zumal die Folgerungen aus solcher Fixierung sofort, wenn man diese anerkennt, jede weitere Forschung ausschließen, als fester Punkt die ethnologische Welt aus den Angeln heben und fast alle Probleme spielend lösen würden. Will man — durch die theoretisch befriedigende Logik eines solchen Verfahrens im Innersten von der Richtigkeit überzeugt — durchaus Kulturkreise feststellen und alle Kulturgüter auf sie aufteilen, so kann man es auch, da immer nur eine Entscheidung: „entweder-oder“ dazu notwendig ist.

Es ist auch eine Allgemeinauffassung der Ethnologen, daß man in hohem Maße mit Mischungen und mit dem Nebeneinanderbestehen heterogener Dinge und Vorstellungen zu rechnen hat. Jeder Versuch einer Einteilung von Kulturkreisen ist daher genötigt, das entstandene Durcheinander kurzerhand säuberlich in die Elemente verschiedener Kreise aufzulösen. Trotz der Aufstellung von Kontaktzonen und Randgebieten übersteigt aber die Entscheidung die Kraft einzelner und nötigt zu einer Unzahl von Hypothesen. Vor allem dürfen durch solche Entscheidungen nicht vorschnell Untersuchungen von möglichen Entwicklungen abgeschnitten werden, wie es tatsächlich geschieht. Kulturkreise besagen in ihrem Kern, daß zugehörige Kulturelemente nur unter sich, d. h. aus dem Wesen der betreffenden Kultur heraus, psychologisch untersucht werden dürfen. Wird nun z. B. die Zweiklassenteilung und die totemistische Sippengliederung, die auch nach den Kulturkreislern durchaus gemischt vorkommen, zwei verschiedenen Kreisen zugewiesen, so ist es nach dem einmal bestehenden Dogma ausgeschlossen, einem gemeinsamen Ursprung nachzugehen. Ebensovienig darf man dann nicht mehr, wie es doch freistehen müßte, den Ursprung der Sippen in den Heiraten bestimmter Verwandtenklassen suchen, denn solche Verwandtenheiraten gehören wieder einem anderen Kulturkreis an. Diese für die Soziologie so überaus wichtige Frage des Unterschieds von Sippe oder Clan, Heiratsklasse, Horde, Dorf usw. in ihren Verwandtschaftsauffassungen und Heiratsbeziehungen ist in dem Buch deshalb überhaupt nicht behandelt worden.

In dem ungeheuren Ernst und der Schwerblütigkeit der Kulturkreislehre liegt es, daß man nicht Einzelheiten diskutieren kann, ohne sich zugleich den Kopf unversehens an dem ganzen System zu verletzen, und selbst in den zahlreichen Fällen, in denen man zustimmen möchte, hat man unwillkürlich Angst, daß man dadurch den Anschein erweckt, als ob man dem System zustimmt, obwohl dieses daran gewöhnlich ganz unschuldig ist. Alles was außerhalb der schulmäßigen Auffassung liegt, kann man im Sinne von Schmidt als Evolutionismus bezeichnen. Das sind nicht nur die bisherigen irrigen Meinungen der Völkerkunde, die angeblich die neue Lehre zur Strecke gebracht hat, sondern im Grunde jede Abweichung vom System. Schmidt läßt natürlich darin auch eine Evolution gelten, indem er die drei, die sog. Sammelvölker umschließenden Urkulturen zu den drei primären Kulturen aufsteigen läßt, die wiederum im wesentlichen Wirtschaftseinheiten zur Grund-



lage haben: die Viehzüchter, die Totemisten (Jäger) und Zweiklassenleute (Hackbauer), und dann noch zwei feststehende Mischkulturen der letzteren aufstellt. Allerdings ist der Zusammenhang zwischen den aufsteigenden Ästen ein sehr lockerer, wird aber hier ohne weiteres angenommen. Innerhalb der Kreise darf man jede Evolution ohne Bedenken vornehmen, wie Schmidt z. B. eine vierstufige Entwicklung der Stellung der Frau innerhalb des Mutterrechts annimmt, die eine große Freiheit der Synthese voraussetzt und lediglich eine persönliche Auffassung im alten evolutionistischen Sinne vorführt. Auch ist seine Entstehung der Geheimbünde als eine Art Verzweilungsakt der Männer gegenüber der Frauenherrschaft (die aber tatsächlich nur an sehr wenigen Stellen der Erde bestanden hat) keineswegs ängstlich abwägend. Oder man nehme die Erklärung der Entstehung des Buddhismus durch Koppers auf derselben Grundlage oder seine Evolution des Totemismus von den Sammelvölkern zu den Erscheinungen des totemistischen Kulturkreises. Jede andere Art der Erwägung von Entwicklungsmöglichkeiten ist aber so lange verboten, bis das betreffende Kulturelement einem Kulturkreis angegliedert ist, selbst wenn das vor der Hand ein Ding der Unmöglichkeit ist.

Vergleichen wir dieses Vorgehen, „die Elementar- und Völkergedanken“, „geschichtlich“ mittels der Kulturkreise zu verstehen, mit der Theorie Bastians, so fallen dessen Gesetze allerdings vollkommen fort. Was diesem aus vielen selbständigen Quellen hervorzukommen schien, deren gesetzmäßigen Verlauf er feststellen wollte, ist zu je einer einzigen Erscheinung geworden, die eingezwängt in die Kulturstufe oder den Kulturkreis, wo angeblich ihr Nährboden war, aus den verschiedenen Erscheinungsformen der zugehörigen Art unter Berücksichtigung der sonstigen Elemente der Stufe entstehungs- und entwicklungsgeschichtlich psychologisch festgestellt werden soll. Nehmen wir hinzu, was schon vorher zur Einschränkung vorgebracht ist, so wird man ohne weiteres erkennen, daß theoretisch logisch nichts dagegen einzuwenden ist, daß aber die Aufstellung von solchen Kulturkreisen praktisch über menschliches Vermögen geht und daher vor der Hand ein künstliches Gebilde bleiben muß, das demnach leicht die Freiheit der Wissenschaft gefährden kann, allerdings auch denen, die daran glauben, besondere Arbeitskraft verleiht, da ihnen das Paradies, die absolute Erkenntnis, winkt.

Es wäre vollkommen falsch, wollte man aus diesen Erwägungen heraus etwa den Vorwurf erheben, daß für die Durchführung der neuen Lehre der Zeitpunkt noch nicht gekommen sei. Im Gegenteil kann sich jede umfassende Theorie nur im ganzen erproben, und ein Anfangstermin darf ihr nicht vorgeschrieben werden. Es ist ja bereits hervorgehoben worden, daß die hier geleistete Arbeit ungeheuer ist und man nur wünschen könnte, daß auch andere mit gleichem Eifer an die Prüfung und den Ausbau herangehen und das Material vermehren möchten. Es ist aber andererseits kein Wunder, daß so wenig Nachfolger vorhanden sind, da bei der Schwierigkeit des Problems überzeugte Anhänger nicht an der Sicherheit der Grundlage mitarbeiten, sondern sie als bequemen Schrank mit vielen Schubladen zur Auffüllung benutzen, was zu tun ja nachher auch für die Schöpfer des Systems selbst das weitaus Angenehmere ist, und darin liegt die Gefahr. Wir sehen das auch an dem Bearbeiter der „Wirtschaft“ (S. 377—644) Koppers, der die Einteilung von Schmidt in jeder Einzelheit annimmt und als das einmal Gegebene benutzt.

Man sollte erwarten, daß dessen Beitrag zuerst komme, da die damit verbundene Ergologie der eigentliche Ausgangspunkt für die Kulturkreislehre gewesen ist. Das ist aber nicht der Fall, weil Schmidt, der Bearbeiter der „Gesellschaft“ (S. 133—376) zugleich der geistige Urheber des in dem Buche zur Geltung kommenden Ausbaus der Kulturkreise ist und diese nicht nach wirtschaftlichen, sondern nach gesellschaftlichen Grundsätzen benannt hat, wohl weil sonst Unterschiede und unterscheidende Bezeichnungen nicht in genügender Zahl zu Gebote gestanden hätten. Aber auch die Anwendung gesellschaftlicher Bezeichnungen muß Befremden erregen, weil über diese am wenigsten bekannt ist, und selbst eine vernünftige Gliederung nach wirklicher Bedeutung noch aussteht. So ist die Zusammenfassung der beiden Mischkulturen als freimutterrechtliche und freivaterrechtliche mir jedenfalls unverständlich, wie überhaupt bei Schmidt eine Überschätzung der Bedeutung von patrilinear und matrilinear mit gleichzeitiger Ignorierung des abwechselnden Vorkommens von beiden vorzuliegen scheint. Und andererseits wieder erscheinen von ihm angewandte Merkmale für die Feststellung matrilinearer Verhältnisse, wie Stellung des Mutterbruders u. dgl. unzureichend, da sie auch bei patrilinearen Einrichtungen vorkommen. Schon damals, als er in Südamerika Kulturkreise aufstellen wollte (diese Zeitschr. 1909), kam man aus der Verwunderung über die sozialen Bezeichnungen gar nicht heraus, da sie viel mehr besagten, als die Amerikanisten wußten. Es scheint also, daß man, wenn einige Elemente eines Kulturkreises sich irgendwo finden, auf alles andere, was sonst noch dazu gehört, geschlossen werden kann, und das geht doch keineswegs an. Überhaupt wird gerade den Amerikanisten am meisten mit den Kulturkreisen



zugemutet, da die Dinge in Amerika trotz aller Zugeständnisse oft nicht stimmen wollen.

Es ist ferner nach dem, was die Kulturkreise bedeuten sollen, noch einer Abart zu gedenken. Die erwähnten beiden Mischkulturen sollen durch Mischung von Viehzüchtern mit Zweiklassenleuten (freimutterrechtlicher Kulturkreis — an anderer Stelle wird die Mischung auch anders gedeutet) bzw. mit Pflugkulturen (freivaterrechtlicher Kulturkreis) entstanden sein, ebenso wie die totemistische mit der Zweiklassenkultur eine Reihe Verbindungen eingegangen sein, und höhere Kulturen (Peru, Ägypten, Babylon der älteren Zeit) geschaffen haben soll. Diese dürfte man meines Erachtens daher nicht zu den Kulturkreisen rechnen, weil sie deren prägnante Natur, nur an einer Stelle entstanden zu sein nicht teilen. Eine Ausnahme könnte nur der erste (freimutterrechtliche) machen, da die den Kulturkreis hervorbringende Mischung, deren Bestandteile allerdings nicht sicher sind, nur einmal stattgefunden haben soll, wofür ein Beweis natürlich nicht vorliegt.

Alles in allem finden wir in den Kulturkreisen die traumhafte Sicherheit in der Feststellung angeblich geschichtlicher Tatsachen längst vergangener Jahrtausende wieder, die bei Bastian in der Überzeugung von der schließlichen Aufstellung naturwissenschaftlicher Gesetze erscheint, obwohl beides sich sonst wie Tag und Nacht verhält. Beidem haftet auch die Neigung zum Schematischen an, indem Völkerindividualitäten zugunsten von Kulturtatsachen bzw. von leblosen Gesetzen verschwinden, und das ist sehr schade, da die mit den Rassen verbundenen Kulturunterschiede, die einem jeden sofort auffallen, wenn sie auch schwer greifbar sind — man vergleiche z. B. Amerikaner und Neger — für die Völkerkunde außerordentlich wichtig und interessant sind. Das systematische Rüstzeug tritt daher besonders bei Schmidt als das Wesentliche hervor, so daß man sich auch an den Sachschilderungen, die derartige Dogmen gar nicht nötig hätten, nicht ungetrübt erfreuen kann. Viel eher ist das bei Koppers möglich, der die Kulturkreise nicht mehr, als durchaus nötig, im Munde führt. Auf jeden Fall aber wird die Durchführung der Problemstellung für die Völkerkunde so oder so außerordentlich fruchtbar sein, weil die Verf. mit emsigem Fleiß überall das Heer der Tatsachen zugunsten ihrer Theorie sprechen lassen. Zum Schluß behandelt T. Kreichgauer die Technik der Naturvölker (S. 645—682), der ein ausführliches Literaturverzeichnis und Sachregister folgt.

K. Th. Preuß.

**Donner, Dr. Kai, Bei den Samojeden in Sibirien.** (Aus dem Schwedischen übersetzt und herausgegeben von Dr. W. H. v. d. Mülbe.) Mit 65 Abbildungen und 1 Karte. Stuttgart (1926) Verlag von Strecker & Schröder. 8<sup>o</sup>.

Mit der Reise Kai Donners zu den Samojeden (1911—13 und 1914) ist einer der „frömmsten Wünsche“ der Finnisch-Ugrischen Gesellschaft in Helsingfors erfüllt worden, — wir dürfen wohl mit Recht sagen: der ganzen, an der uralischen Forschung interessierten wissenschaftlichen Welt überhaupt, — waren doch insbesondere die Sprachen dieser Völker seit den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, den Reisen von Donners großem Landsmanne Castrén, nicht mehr untersucht worden.

Einige medizinische Kenntnisse auf der einen Seite, und auf der anderen die Befolgung von Nansens Rate, „allen Europäern auszuweichen und womöglich nur mit den eingeborenen Naturkindern zusammenzuleben“, haben es dem Verfasser erlaubt, gründlicher in Sprachen und Sitten der Samojeden einzudringen, als es bei einem leider oft genug noch üblichen Studium von festen Siedelungen aus oder bei Rekordreisen (nur möglichst große Strecken zurückzulegen) möglich gewesen wäre.

Die Grenzen von Donners Reise- und Hauptforschungsgebieten der Jahre 1911—1913 sind im Osten der Jenissei (von Jenisseisk bis zur Mündung), im Norden (abgesehen vom unteren Jenisseilaufe) die Linie Turuchansk (am Jenissei) — Tasowskaja (am Tas), im Westen die Strecke vom Oberlaufe des Tas bis südwärts zum Wach und von hier zum Wasjagan, und im Süden der Ket, — das Wohngebiet also der Juraken der Tundren wie der Waldsamojeden. Die Nachbarvölker, mit denen Verfasser nur mehr zufällig in Berührung kam, wie die Jenissei- und Awamsamojeden, Ostjaksamojeden, Jenissei-Ostjaken, Jakuten, Dolganen und Tungusen, werden kurz gestreift. Die Reise 1914, die ursprünglich für die Erforschung der Jenissei- und Awamsamojeden in Aussicht genommen war, führte Donner in das bereits auf der ersten Reise berührte Sajanische Gebirge, wo er die letzten Überbleibsel der Kamassen genauer studieren konnte.

Verfasser hat wissenschaftlich hervorragend wichtige Arbeiten unter den allerschwierigsten Umständen leisten müssen. Tiefe und andauernde Kältegrade (bis zu — 50° und — 60° herunter), die furchterlichen Schneestürme der Tundren,

längerer Aufenthalt unter Pockenkranken, das stete Leben inmitten des Schmutzes und der Unsauberkeit der Eingeborenen wie der ewige Kampf mit Unverständnis und Unzulänglichkeit seiner samojedischen Gewährsmänner haben ihn nicht abgehalten, Leben und Gesundheit während seiner langen Reisen dauernd aufs Spiel zu setzen, um Reiseplan und Studien durchzuführen, — und damit eine Leistung zu vollbringen, die nur ganz wenigen der unter Polarvölkern tätig gewesenen Gelehrten vergönnt war. Ein Vergleich der Expeditionsschwierigkeiten und der Studienergebnisse von Donners still und klanglos ausgeführten Forschungen mit den Erlebnissen und den „Erfolgen“ der neuerdings üblich gewordenen und mit großem „Tamtam“ ins Werk gesetzten Nordpolfahrten wäre nicht ganz uninteressant.

Das vorliegende Buch — die Übersetzung der dritten schwedischen Auflage des Originalwerkes „Bland Samojeder i Sibirien“ — gibt im wesentlichen Reise-schilderungen in volkstümlichem Gewande wieder, geht aber häufig bis ins einzelne auf die wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse der Samojeden ein, ohne die russifizierten Eingeborenen zu übersehen, und behandelt ebenso Fragen mehr rein wissenschaftlichen Charakters, wie in dem Kapitel über die Religion der Ketsamojeden.

Es liegt in der Natur der Sache begründet, daß die wichtigsten Aufgaben der Expedition, das Studium der samojedischen Sprachen und ihres Verhältnisses zu den finnisch-ugrischen, nur ganz kurz in der Einleitung erwähnt werden konnten. Es soll aber auch hier betont werden, daß die Arbeiten Donners das letzte Glied in der Kette von Beweisen bringen werden, die Urheimat der Samojeden irgendwo am Ural zu suchen und die alte Altai-Hypothese Castréns nun endgültig fallen zu lassen.

Besonderer Dank gebührt dem Verlage von Strecker & Schröder, der auch der deutschen Auflage des Werkes 65 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers beigefügt hat. Den ständig und immer wieder reproduzierten Bildern der älteren Werke (besonders von Finsch und Martin) gesellt sich hierdurch eine Fülle neuen Anschauungsmaterials zu.

Wilhelm Crahmer.

Kohl, Dr. Ludwig, Nordlicht und Mitternachtsonne. Erlebnisse und Wanderungen in Lappland. Mit 44 Abbildungen auf Tafeln und 1 Karte. Stuttgart (1926) Verlag von Strecker & Schröder. 8°.

Verfasser hat vier Jahre lang als Arzt in Tana, einem kleinen Orte am Tanaflusse, 6 km von dessen Mündung in den Fjord gleichen Namens entfernt gelebt. Er vermochte so das Land gründlich kennen zu lernen und konnte daher in vorliegendem Buche die Natur dieses Teiles des Polargebietes in lebendiger und anschaulicher Weise schildern, wie kaum ein Verfasser vor ihm.

Die Bevölkerung von Tana-herred setzt sich aus etwa 55% Norwegern, 34% Lappen und 11% Finnen zusammen. Kohl hatte also die beste Gelegenheit, auch die Urbevölkerung genauer zu studieren und seine Kenntnisse durch größere Exkursionen, wie nach Karasjok und Besuche bei nomadisierenden Lappen zu ergänzen. Von rein wissenschaftlichem Standpunkte aus wäre es allerdings wünschenswert gewesen, wenn Verfasser sein Buch durch eine etwas ausführlichere Schilderung gerade der ansässigen Lappen, mit denen er doch in erster Linie zusammenkam, vertieft hätte. Denn die Seelappen dieser nördlichsten Fjord-gegenden, die Kohl für „heruntergekommene Berglappen“ ansieht, stellen nach den Forschungen Wiklunds (vgl. *De svenska nomadlapparnas flyttningar till Norge i äldre och nyare tid*, Upsala 1908) Überreste einer älteren Bevölkerungsschicht dar, deren Wirtschaftsform Fischernomadismus verbunden mit Jäger-nomadismus und einer bestimmten Art von Fangkultur war. Den letzten Spuren dieser alten Kultur, die sich bei den heutigen Skolten noch am besten erhalten hat und die besonders in den Ausgrabungen auf der Kjelmessö (vgl. Solberg, *Eisenzeitfunde aus Ostfinmarken*, Christiania 1909 und Ein neuer eisenzeitlicher Fund aus Ostfinmarken in Norwegen, *Präh. Zeitschrift* III, 1911, und XV. *Archäol. Kongress Nowgorod*) zutage tritt, nachzugehen, mag vielleicht doch zu lohnenden Ergebnissen führen. Denn noch heute weist der ergologische Kulturbesitz gerade dieser Lappen Elemente auf, deren genetische Verwandtschaft mit einzelnen der eisenzeitlichen Funde außer allem Zweifel steht. Daneben soll natürlich nicht bestritten werden, daß diese Seelappen später Zuzug von Rentierlappen erhalten haben, die sich als bodenstete Fischer bei ihnen niederließen.

Ebenso ist die Frage nach der Herkunft der Flußlappen noch sehr umstritten (vgl. Rosberg in *Geografiska Föreningens Tidskrift*, Helsingfors 1910 und Helland in *Finmarkens Amt*). Alles in allem hat K. durchaus Recht, in diesen Flußlappen eine sehr gemischte Bevölkerungsschicht zu sehen.



Verhängnisvoll in ihren Wirkungen in ethnologischer, besonders in religionsgeschichtlicher Beziehung ist für Finmarken die Lehre des Lästadius gewesen, wie Verfasser treffend hervorhebt. Doch darf man nicht vergessen, daß die Einführung des Christentums im nördlichsten Teile Lapplands früher und in weit durchgreifenderem Maße als in den südlichen Gebieten erfolgt ist. Dies hatte zur Folge, daß die Erinnerungen an die Heidenzeit und an alles, was damit zusammenhängt, schneller aus dem Gesichtskreise der nördlichsten Lappen geschwunden sind als südwärts. In krasser Weise tritt dies besonders bei allen mit den Zaubertrommeln zusammenhängenden Fragen in Erscheinung. Allerdings hat dann die Tätigkeit des Lästadius die bedenkliche Tatsache gezeitigt, daß die wenigen noch erhaltenen Überlieferungen ziemlich gründlich ausgetilgt wurden.

Von großem Interesse sind die Ausführungen, die Verfasser dem Kapitel „Liebe, Ehe und Sittlichkeit“ widmet, die oft genug im Gegensatz zu den häufig parteiischen Schilderungen schwedischer und norwegischer Forscher stehen, die aber vom Referenten aus eigener Kenntnis des nördlichen Lapplands, und zwar sowohl des schwedischen und norwegischen wie des finnischen und russischen Gebietes, nur ausdrücklich bestätigt werden können.

Für den Ethnologen von Wichtigkeit ist der Abschnitt über „ärztliche Kunst bei den Lappen“, ein Thema, das Verfasser bereits in der Münchener Medizinischen Wochenschrift „Heilmethoden und Aberglauben bei den norwegischen Lappen“ (Jahrgang 1926, Nr. 23) behandelt hat.

Gelegentliches Vorkommen und Einzelercheinungen, wie z. B. „der eiserne Kiel“ des Lappenschlittens, der doch nur eine Reparatur eines schadhaften Holzkieles mit Bandeisen darstellt, oder die Ausführungen über den „Gott“ sieidi, hätte Verfasser besser unterdrücken müssen, um Irrtümer zu vermeiden. Alle diese, nur von rein wissenschaftlichem Standpunkte gesehenen Ausstellungen sind jedoch nur Einzelheiten und Kleinigkeiten und vermindern den Wert des Buches nicht, der in den Schilderungen des Landes, der klimatischen Verhältnisse und der wirtschaftlichen und sozialen Lage der Lappen liegt. Wenn auch die Literatur über Lappland ins Unendliche angeschwollen ist, müssen wir trotzdem einer Neuerscheinung wie dieser dankbar sein, denn die alte Lappenkultur geht unaufhaltsam ihrem Untergange entgegen, — wir brauchen nur die „Fort-schritte“ in den beiden letzten Jahrzehnten ins Auge zu fassen.

Der rührige Verlag von Strecker & Schröder, dem wir ja so manches neue völkerkundliche Werk verdanken, hat das Buch mit 44 guten Abbildungen — hauptsächlich nach Aufnahmen des Verfassers — ausgestattet, die besonders die geographische Beschaffenheit des Landes hervorragend illustrieren.

Wilhelm Crahmer.

**Shenyi und Heinrich Stadelmann, China und sein Weltprogramm.** 164 Seiten Text und 24 Bilder auf Tafeln. Dresden. Verlag Friedrich Max Gutewort.

Das Buch gewährt einen interessanten Einblick in die Bestrebungen und Arbeiten jener weiten chinesischen Kreise, die, von einer neu erstandenen nationalen Begeisterung getrieben, eifrig nach Wegen suchen, auf denen sie ihr Vaterland aus der heillosen Zerrissenheit zur Ordnung, Einheit und Macht führen möchten, in gerechter Überzeugung von den unzerstörbaren Grundkräften ihres Volkes und in Erinnerung an die großen Zeiten ihrer Geschichte. Unter den zahlreichen Schriften, die in den letzten Jahren über dieses Thema in allen Sprachen, wie die Flut des heimischen Gelben Flusses natürlich in China selbst von Chinesen, erschienen sind, stammt die vorliegende von einem früheren Studenten als einem Vertreter des intellektuellen Jung-China, der in Deutschland seine technischen Studien, wie fast alle seine arbeitsfrohen und befähigten Landsleute bei uns, mit bestem Erfolge beendete, sogar die Doktorwürde errang und heute in seiner Heimat eine verantwortliche technische Stellung bekleidet. Seine klare Einstellung zu den Dingen erkennt man auch in seinen politischen Ausführungen, mit denen er ein guter Wortführer ist für den Sturm und Drang der chinesischen studentischen Jugend, schon heute der Trägerin von Chinas Zukunft, zugleich aber für das Ringen um Aufstellung fester Ziele, ohne die alle Mühen nutzlos vertan sind. Allerdings hätte die Arbeit von Shen-yi erheblich gewonnen, wenn er nicht aus irgendwelchen Gründen die Mitarbeit von Stadelmann nötig gehabt hätte, dessen Beiträge, etwa ein Viertel des Buches, durch Abschweifungen, Verstiegenheiten, leere Redensarten und offenbare Unkenntnis chinesischer Dinge den bedeutenden Gegenstand nur verwirren und deshalb besser fortgeblieben wären. Stadelmann ist offenbar auch schuldig an dem irreführenden Titel „Weltprogramm“, während Shen-yi seine Arbeit einfach als Grundriß für den Aufstieg Chinas bezeichnet und entsprechend durchführt.



Shen-yi beginnt mit einer Darstellung des seit über 100 Jahren ständig gewachsenen und stets gewaltsam errungenen Einflusses der fremden Mächte auf die inneren und die außenpolitischen Verhältnisse von China und verlangt die Beseitigung dieses unerträglichen Zustandes, der die Hauptursache war und noch ist für den Niedergang und die heutige Ohnmacht des Volkes, das in jeder Beziehung noch jetzt wie früher für Wohlfahrt und Ordnung bestimmt ist. Das sind ständig Klage und Forderung aller Chinesen von heute, diese Gedanken sind Gemeingut des ganzen Volkes geworden und werden vom Verfasser klar belegt durch die Kette der großen verhängnisvollen Ereignisse besonders der letzten Jahrzehnte. Er würdigt durchaus die Notwendigkeit und die Schwierigkeit der Anpassung von China an die moderne Zeit der Technik, ist nicht blind für die vermeidbaren Fehler, die auch auf chinesisches Seite gemacht worden sind, macht aber mit Recht im wesentlichen den kurz sightigen Eigennutz der Fremden und ihre Verständnislosigkeit für chinesische Art verantwortlich für die Verwirrung, unter der China zu leiden hat.

Den Weg zur Gesundung weisen ihm die Grundsätze von Sun Rat-sen, dem Vater der revolutionären, aber zugleich nationalen Bewegung in China, der, kaum daß er gestorben war, in Wahrheit der Führer wurde für die große national-sozialistische Partei des Südens und in ihrem heute noch im Gange befindlichen Kampf gegen den militärisch stärker organisierten Norden. Doch daß auch die nördlichen Gewalthaber sich die Lehren und Forderungen von Sun zu eigen machten, beweist deren unwiderstehliche Macht, die zum Siege führen muß und alle Skeptiker — wie leicht ist es, neue politische Gedanken in schwerer Zeit als wirr zu schelten — zum Schweigen bringen wird. Shen-yi führt aus, wie die Gedanken von Sun sich in die notwendige Entwicklung auf das genaueste einordnen, wie auch die neuen politischen Parteien, vor allem die Jung-Chinabewegung und die chinesisch-nationale Partei, in den Hauptforderungen ihrer Programme übereinstimmen und auf die einheitliche Lösung eines einigen Groß-China hinzielen. Zu diesem Programm berechtigen die unvermindert hohen Qualitäten des einzelnen Chinesen wie der chinesischen Volksgemeinschaft. „Die Chinesen sind sehr geduldig, dazu besonders langsam und vorsichtig in ihren Handlungen. Die eingedrungenen westlichen Einflüsse kamen jedoch stets so plötzlich und rücksichtslos, daß China nicht imstande war, über all das ruhig nachzudenken. Es war immer überrumpelt. Und weil die Fremden stets durch Zwang den Verkehr eröffneten, kam es zu vielen Mißverständnissen, obgleich die Chinesen durchaus nicht konservativ, im Gegenteil immer fähig und bereit sind, fremde Kultur aufzunehmen.“ „Die Chinesen glauben fest an die Reform ihres Landes aus eigener Kraft, trotz vieler Widerstände.“

Einige Schlacken in dem vortrefflichen Teil des Buches von Shen-yi selbst dürfen nicht darüber täuschen, daß hier von einem klar und groß Gesinnten, sein Vaterland mit einer natürlichen Hingebung Liebenden das bedeutendste und wohl interessanteste Problem der Neuzeit verständlich und ansprechend behandelt ist, nämlich die Einordnung des mächtigsten Kulturvolkes der Erde, der Chinesen, in unsere Zeit der Technik, seine Befreiung von Bevormundung, sein Aufstieg und die Vorbereitung einer neuen Blüte. Über diese scheinbar rein politische und wirtschaftliche Seite hinaus hat dieses Problem eine allgemeinste, auch wissenschaftliche Seite. Denn wir können hier den Prozeß verfolgen, in dem eine uralte, gefestigte und doch immer lebendig gebliebene Kultur mit ganz einzigartigen geistigen Grundlagen und sozialen Einrichtungen, es sei nur das Familiensystem genannt, sich anschickt, ganz anders geartete Einrichtungen zu übernehmen, ohne die alten Werte aufzugeben, vielmehr unter Verschmelzung des neuen mit dem alten Gut. Und im Gefolge haben wir eine Änderung auch der äußeren und materiellen Kultur zu erwarten, die mit der europäischen keineswegs identisch werden, sondern ihr eigenes Antlitz bewahren wird.

Ernst Boerschmann.

## V. Eingänge für die Bibliothek.

- Ahmed ibn, Fartua: History of the First Twelve Years of the Reign of Mai Idris Alooma of Bornu (1571-1583), together with the „Diwan of the Sultans of Bornu“ and „Girgam“ of the Magumi, translated from the Arabic with introduction and notes by H. R. Palmer. Lagos 1926: Gov. Pr. 121 S. 1 map. 8°.
- Archiv für Rassenbilder: Einzeldarstellungen aus dem Gesamtgebiet der Rassenkunde, herausgegeben von Egon von Eickstedt. 1.— München: J. F. Lehmann 1926. 8°. 1. Eickstedt, Egon von, Taminen; 2. Wastl, J.,

- Baschkiren; 3. Pösch, H., Ukrainische Wolhynier; 4. Ferrars, M., u. Heine Geldern, Typen aus Birma; 5. Weiß, M., Wahima (Watussi) u. Wanjambo in D.-O.-Afr. 1. Wahima; 6. Weiß, M., 2. Wanjambo; 7. Bryn, H., Norweger; 8. Hesch, M., Letten; 9. Schebesta, P., Sakai in Malakka; 10. Schebesta, P., Semáng.
- Beltz, Robert: Die Latènefibeln. Berlin 1911: Unger. 1 Kte. 8° (5. Ber. über die Tätigkeit der ... Kommiss. f. prähist. Typenkarten.) Aus: Zeitschr. f. Ethnol. Bd. 43, H. 4—5.
- Beltz, Robert: Die bronze- und hallstattzeitlichen Fibeln. Berlin: Behrend 1914. 1 Kte. 8°. (6. Ber. über die Tätigkeit der ... Kommiss. f. prähist. Typenkarten.) Aus: Zeitschr. f. Ethnol. Bd. 45, H. 4—5.
- Bodding, P. O.: *Santal Folk Tales*. Oslo: Aschehoug. Leipzig: Harrassowitz, London: Williams & Norgate 1925. XVI, 369 S. 4°. (Inst. for Sammenl. Kulturforsk. Ser. B., vol. 2.)
- Brandstetter, Renward: *Wir Menschen der indonesischen Erde*. Luzern: Haag 1927. 30 S. 8° 5. Das Herz des Indonesiers.
- Casanowicz, J. M.: *The collection of ancient oriental seals in the United States National Museum*. Washington 1926: Gov. Pr. Off. 23 S. 20 pl. 8°. Aus: *Proceed. of the U. St. Nat. Mus.* vol. 69, Art. 4.
- Catalogue of Sanskrit & Prakrit manuscripts in the Central Provinces and Berar* by Rai Bahadur Hiralal. Nagpur 1926: Gov. Print. Pr. 1926. 8°.
- Donner, Kai: *Bei den Samoeden in Sibirien*. Stuttgart: Strecker & Schröder (1926). XI, 199 S. 65 Abbild. 1 Kte. 8°.
- Duyvendak, Johan Philip: *Het Kakean-Genootschap van Seran*. Almelo 1926: Hilarius 195. S. 2 Ktn. 8°.
- Findeisen, Hans: *Max Schmidts vierte Forschungsreise nach Südamerika*. Berlin: Selbstverlag 1927. 8°. Aus: *Zeitschr. d. Gesellsch. f. Erdkde* H. 1—2.
- Findeisen, Hans: *Orient einschl. Ostasien, -Osteuropa, Neuerscheinungen*. Berlin: de Gruyter 1927. 4°. Aus: *Dt. Literaturzeitg.* H. 7.
- Gandert, O. F.: *Der Kreis Bitterfeld in vor- und frühgeschichtlicher Zeit*. Leipzig: Kabitzsch 1927. 8°. Aus: *Mannus*, Ergbd. 5.
- Gusinde, Martin: *Das Lautsystem der feuerländischen Sprachen*. St. Gabriel-Mödling bei Wien 1926: Mechitharisten Buchdruckerei. Aus: *Anthropos*. Bd. 21.
- Hallowell, A. Irving: *Bear ceremonialism in the Northern Hemisphere, a thesis in anthropology ...* Philadelphia 1926. 175 S. 8°. Dissert.
- Internationale Woche für Religions-Ethnologie*: 4. Tagung Milan. 17—25. Septbr. 1925. Paris: Geuthner 1926. 371 S. 8°.
- Jelski und andere: *Reden gehalten an der Bahre des am 6. August 1926 verstorbenen [Prof. Dr.] Ernst Samter ...* Berlin: 1926 Mosse 15 S. 8°.
- Keller-Tarnuzzer, Karl: *Urgeschichtsforschung und Heimatschutz*. Basel: Frobenius 1926. 8°. Aus: *Heimatschutz Jhrg.* 21, H. 8.
- Koelikerl, Alfred: *In den Einsamkeiten Patagoniens*. Stuttgart: Strecker & Schröder 1926. VIII, 184 S. 18 Kupfertiefdr. 1 Kte. 8°.
- Kohl, Ludwig: *Nordlicht und Mitternachtsonne. Erlebnisse und Wanderungen in Lappland*. Stuttgart: Strecker & Schröder (1926). XI, 139 S. 44 Abbild. a. Tfln. u. 1 Kte. 8°.
- Kostrzewski, Józef: [Polnisch] *Études sur la préhistoire de la Silesie*. Poznan 1926: Czeionk. Druk. Uniwersytetu poznańskiego. 6 S. 4 grav. 4°. Aus: „*Przeglądu Archeologicznego*“ T. 3.
- Kostrzewski, Józef: [Polnisch] *Sur les relations de la civilisation „lusacienne“ et de la civilisation de tombeaux à caisse*. Poznan: Inst. zachod.-słowiański. przy Uniwers. poznan. 1925. 47 S. 47 Abbild. 1 Kte. 8°. Aus: *Slavia occidentalist.* 3—4 1923—1925.
- Kostrzewski, Józef: *Młodsza epoka Kamienna w polsce. (Z powodu pracy prof. L. Kościwskiego)*. Warszawa o. J.: „*Nasza Donkarnia*“ 35 S. 4°. Aus: „*Wiadomości Archeol.*“ T. 9.
- Kostrzewski, Józef: [Polnisch] *Tombeaux énéolithiques à squelettes accroupis à Biały Potok, distr. de Czortków. o. O. u. J.: 9 S. 2 grav. 1 pl. 4°*. Aus: „*Przeglądu Archeol.*“ T. 3. G. A. IV, 3.
- Kostrzewski, Józef: [Polnisch] *Les tumulus de la période 2 de l'âge du bronze dans les environs de Krotoszyn et Ostrów en Grande Pologne*. Poznań 1925: Czeionk. Druk. Uniwers. Poznan. 16 S. 28 grav. 4°. Aus: „*Przeglądu Archeol.*“ T. 2. G. A. IV, 4.
- Kostrzewski, Józef: *État actuel des recherches sur l'architecture préhistorique en Pologne et dans les pays limitrophes*. Paris: Nounry 1926. 7 S. 8°. Aus: *Inst. Internat. d'Anthropol.* 2e Sess. Prague 14—21 septbr. 1924. G. A., III, 2.



- Kuehn, Herbert: Das Problem der ostspanischen Felsmalerei. o. O. u. J. 6 S. 4<sup>o</sup>. Aus: Tagungsber. d. Deutsch. Anthrop. Gesellsch.
- Kuehn, Herbert: Kunst und Kultur der Iberer. Leipzig: Kabitzsch 1927. 10 Taf. 8<sup>o</sup>. Aus: Mannus Ergbd. 5.
- Kupka, Paul L. B.: Die steinzeitliche Besiedelung Mitteldeutschlands. Chronologisches und Typologisches. (Stendal: Altmärk. Druck. u. Verlagsanstalt 1926.) 8<sup>o</sup>. Aus: Stendaler Beiträgen Bd. 5.
- Lampe, W.: Zur steinzeitlichen Besiedelung des Allergebiets. Hildesheim 1922: Lax. 36 S. 4 Taf. 8<sup>o</sup>. Aus: Nachrichtenblatt f. Niedersach. Vorgesch. H. 3.
- Lindblom, K. G.: Die Schleuder in Afrika und anderwärts. Stockholm 1927: Gernandt. 31 S. 8<sup>o</sup>. (Riksmuseets Etnogr. Avdel. smär. meddel. 2.)
- Martin, Rudolf: Anthropometrie Anleitung zu selbständigen anthropologischen Erhebungen und deren statistische Verarbeitung. Berlin: Springer 1925. 47 S. 19 Abbild. 4<sup>o</sup>.
- Mendizabal, Miguel O. de: El „Lienzo de Jucutacato“. Mexico 1926: Talleres graf. del Mus. Nac. de Arqueologia, hist. y Etnografia. 41 S. 4 Lam. 8<sup>o</sup>.
- Merrill, George P.: A stony meteorite from Forksville, Mecklenburg county Virginia. Washington 1927: Gov. Pr. Off. 4 S. 3 pl. 8<sup>o</sup>. Aus: Proceed. U. S. N. Mus. vol. 70.
- Moetefindt, Hugo: Vorgeschichtliche Fundkarten. Leipzig: Kabitzsch 1926. 8<sup>o</sup>. Aus: Nachrichtenbl. f. deutsche Vorzeit Jhrg. 2, H. 5.
- Moetefindt, Hugo: Die Aufdeckung eines germanischen Hauses aus dem 4—5. Jahrh. n. Chr. bei Oberwitz, Kr. Gr. Strehlitz. Breslau 1927: Böhm & Taussig. 8<sup>o</sup>. Aus: Altschles. Blätter Nr. 1.
- Molisch, Hans: Im Lande der aufgehenden Sonne. Wien: Springer 1927: XI, 421 S. 193 Abbild. i. Text. 4<sup>o</sup>.
- Montandon, George: L'ogénisme humaine) Paris 1927: Soc. Franç. d'Imprim. d'Angers. 12 S. 8<sup>o</sup>. Aus: Revue Mondiale Fév.
- Paulsen, Jens: Über die neue Richtung in der Anthropologie. Braunschweig: Vieweg (1926). 1 Abbild. 4<sup>o</sup>. Aus: Archiv f. Anthrop. N. F. Bd. 21, H. 1—2.
- Pettazzoni, R.: La confessione dei peccati presso popolazioni primitive dell' Africa e dell' America. Roma: Anonima Romana Editoriale 1926. 41 S. 8<sup>o</sup>. Aus: Studi e mater. di stor. delle religioni vol. 2.
- Pettazzoni, R.: La confessione dei peccati nelle antiche religioni americane. Roma: Anomina Romana Editoriale 1926. 67 S. 8<sup>o</sup>. Aus: Studi e mater. di stor. delle religioni vol. 2.
- Rattray, R. S.: Religion and art in Ashanti. Oxford 1927: Clarendon Press. XVIII, 414 S. 277 fig. 8<sup>o</sup>.
- Remouchamps, A. E.: Griechische Dolch- und Schwertformen. Ein Beitrag zur Chronologie der europäischen Bronzezeit. Leiden: Brill 1926. 56 S. 2 Tab. 1 Taf. 4<sup>o</sup>.
- Roth, Karl H.: Über Ergebnisse rassen- und körperbaukundlicher Studien in der Pfalz. o. O. 1926. 8<sup>o</sup>. Aus: Verhandl. d. Gesellsch. f. Phys. Anthrop.
- Roth, Karl H.: Der Typ des Pfälzers. o. O. 1927. gr. 2<sup>o</sup>. Aus: Pfälz. Rundschau, Samstag d. 1. Jan. 1927.
- Schuchhardt, Carl: Die Etrusker als altitalisches Volk. (Berlin: Leuschner in. Komm.) 1925. 4<sup>o</sup>. Aus: Prähist. Zeitschr. Bd. 16, H. 3—4.
- Schwantes, G.: Der frühneolithische Wohnplatz von Duvensee ... mit Beiträgen von K. Gripp und M. Beyle. (Berlin: Leuschner in. Komm.) 1925. 4<sup>o</sup>. Aus: Praehist. Zeitschr. Bd. 16, H. 3—4.
- Schwarz, E. H. L.: The Chinese in Africa. Capetown: Nasionale Pers. 1927. 4<sup>o</sup>.
- Angebuhden: (W. G. P. R.) Winning back the inland lakes of the Kalahari. Südsee-Plastiken Ausstellung ... Berlin: Kunstarchiv 1926. 48 S. 29 Taf. 8<sup>o</sup>. (Veröffentl. d. Kunstarchivs Nr. 5.)
- Thurnwald, Richard: Die Auswirkung der Technik auf das soziale Leben und die Geistesverfassung sowie das Problem des Fortschritts. Wien: Selbstverl. d. Anthrop. (1927.) 4<sup>o</sup>. Aus: Mitteil. d. Anthrop. Gesellsch. Bd. 57.
- Unverzagt, W.: Studien zur Terra sigillata mit Rädchenverzierung. (Berlin: Leuschner in. Komm.) 1925. 4<sup>o</sup>. Aus: Praehist. Zeitschr. Bd. 16, H. 3—4.
- Waterlot, Em. G.: Les bas reliefs des bâtiments royaux d'Abomey (Dahomey). Paris: Inst. d'Ethnol. 1926. 10 S. 23 planch. 4<sup>o</sup>. (Univers. de Paris. Travaux et Mém. de l'Inst. d'Ethnol. 1.)
- Weidenreich, Franz: Rasse und Körperbau. Berlin: Springer VI, 187 S. 201 Abbild. 8<sup>o</sup>.
- Wolff, K. F.: Rassenlehre. Neue Gedanken zur Anthropologie, Politik, Wirtschaft, Volkspflege und Ethik. Leipzig: Kabitzsch 1927. 251 S. 40 Abbild. i. Text, 16 Taf. u. 3 mehrfarb. Ktn. 8<sup>o</sup>. (Mannus-Bibliothek Nr. 39.)

# I. Abhandlungen und Vorträge.

## Planetenreihen.

Von

Ferdinand Bork.

## Vorwort.

In der Ethnologie ist die Kulturkreislehre zum Siege gelangt. Die Vertreter dieser Richtung haben damit Recht, daß sie Kulturwanderungen annehmen, aber sie haben es verabsäumt, den Anschluß an die alten Hochkulturen zu suchen, von denen solche Wanderungen ausgegangen sind, und gerade darauf kommt es an. Wenn heute ein Neger Frack und Zylinder anlegt und seine nackten Beine mit „Röllchen“ schmückt, so ist das im Grunde der gleiche Vorgang, wie wenn in alter Zeit der Australier oder Südafrikaner von seinen Nachbarn den Bumerang übernahm: das aus einer höheren Kultur stammende Wandergut verdrängte das alteinheimische. Die Wissenschaft aber, die dem Werden der Kulturen nachgehen will, hat die Frage zu beantworten, aus welcher alten Kultur z. B. der Bumerang stammt. F. E. Peiser hat richtig gesehen, als er die altertümliche Götterwaffe *gamlu* als Wurfmesser bezeichnete (MVAG. Bd. 5, H. 2, S. 14). Das Wurfmesser ist aber aus dem Wurfholze entstanden und ist diesem noch ähnlich geblieben. Ehe aber die Metallbearbeitung erfunden worden war, hatte sich schon die Holzwaffe auf die Weltenwanderung begeben. Sie wurde immer mehr vervollkommenet, bis sie nach erfolglosem Wurf in die Hand des Schützen zurückkehrte. Das Dasein des *gamlu* in Babylonien als Götterwaffe beweist, daß es hier alteinheimisch war, da kultische Geräte und dergleichen meist altertümlicher sind als Gebrauchsgegenstände.

Die nächste Kulturwelle brachte nach Australien und Afrika den Totemismus, d. h. die Einteilung des Stammes nach astrologischen Gesichtspunkten. Das ist wiederum, wie F. Röck gesehen hat (OLZ. Bd. 15, S. 385ff., Memnon, Bd. 6, Sp. 147ff.) babylonisches Erbgut. Dazu tritt bestätigend hinzu, daß diese Wellen mit dem Patriarchat verbunden sind, also bereits die Vorherrschaft der semitischen Akkader in Babylonien voraus setzen.

Die folgende Kulturwelle bringt die Zweiklassenkultur mit der matriarchalischen Stammesorganisation, die ich unbedenklich als elamisches Erbgut deuten würde.

Wenn nun aber eine Welle von Babylonien oder Elam ausgeht, so wird sie wohl 800 Jahre brauchen, um nach Australien oder Südafrika zu gelangen. Schneller geht es nicht. Nach den Angaben Catlins haben manche Indianerstämme des Westens und Nordens noch vor 100 Jahren die Feuerwaffe der Weißen abgelehnt, obwohl sie doch deren Überlegenheit sehen mußten. Diese Indianer aber standen schon im Verkehr mit den Weißen, ihren Nachbarn. Wie viel langsamer aber muß es gehen, wenn die Kultur-



wanderung von einem Stamme zum nächsten und von diesem zum dritten usw. fortschreitet! Überlegungen solcher Art nötigen uns zu der Annahme, daß die älteren Kulturen in Australien und anderswo viel jünger sind, als gemeinhin angenommen wird. Die chronologischen Schätzungen der Ethnologen sind unzuverlässig, da die Grundlagen der Berechnung meist nicht mehr stimmen. So fällt die arische Einwanderung nach Indien, von der man auszugehen pflegt, um Jahrtausende später, als gewöhnlich angegeben wird.

Auf die von den alten Hochkulturen ausgehenden Kulturströme hat man leider zu wenig geachtet. Es ist Hugo Wincklers größtes wissenschaftliches Verdienst, daß er auf die von Babylonien abrollenden Wellen hinwies und dieser Kultur ihre Stellung in der Menschheitsgeschichte gab. Die Kulturen Elams und Altpersiens als ähnlich bedeutende Faktoren hat Georg Hüsing ans Licht gebracht. Denselben Forscher (MB., Bd. 2, H. 2) sowie Heinrich Leßmann (MB. Bd. 1, H. 4) und Wolfgang Schultz (Memnon Bd. 4, S. 111ff., Mannusbibliothek Bd. 35) gebührt das Verdienst, den Mittelpunkt herausgearbeitet zu haben, von dem aus sich die Mythologie und die urtümliche Kalenderkunde verbreitet haben, Altindogermanien. G. Hüsing verdanken wir vor allem das Ergebnis, daß im Anfange der chronologischen Entwicklung der altarische Mondkalender mit Monaten als größten chronologischen Einheiten und mit Wochen zu neun Tagen steht. Ein solches reines Mondkalenderinstrument hat Ed. Beninger ans Licht gezogen. Es wird in seiner grundsätzlichen Bedeutung weiter unten gewürdigt werden. Eine Kulturwanderung muß den Wochenbegriff nach Vorderasien gebracht haben. Hier war eine wissenschaftlich nach der mittleren täglichen Bewegung angeordnete Planetenreihe vorhanden: Saturn — Jupiter — Mars — Sonne — Venus — Merkur — Mond. Von dieser war eine andere Folge, nämlich die der Wochentagsplaneten, Sonne — Mond — Mars — Merkur — Jupiter — Venus — Saturn, gesetzmäßig abgeleitet worden. Letztere haben die altvorderasiatischen Chronologen für den Wochenbegriff zurecht gemacht. Da zwei Gestalten fehlten, so wurden zwei neue Planeten, nämlich der Dunkelmond und die dunkle Venus, hinzu getan. Damit war die erste Etappe erreicht.

Die weitere Entwicklung vollzog sich auf vorderasiatischem Boden. Während in Alteuropa die Zeitrechnung am Monde haften geblieben war, wurde in Vorderasien ein zweites Gestirn zur Überbrückung größerer Zeiträume herangezogen, und zwar zunächst die Venus. Es wurden Jahre zu neun Monaten und Wochen zu acht Tagen geprägt. Über die weitere vielgestaltige Weiterbildung des Venusjahres hat F. Röck (Kalender, Sterngläubige usw.) viel Licht verbreitet.

Nach dem Zwischenspiele des Venusjahres begann das Zeitalter des Sonnengottes, in dem die Woche von sieben Tagen ihren Siegeszug über die Welt hin begann. Dies ungefähr ist der Rahmen der folgenden Arbeit, in den schon einige Ergebnisse der letzteren eingearbeitet sind.

Da also die Wochentage gemeinhin nach Planeten benannt werden, so muß es möglich sein, mit Hilfe der überlieferten Reihen dieser Himmelskörper der chronologischen Entwicklung entgegen zu gehen. Deshalb versucht die folgende Untersuchung, beginnend mit verschiedenen überlieferten Planetenreihen zu sieben Gestalten, schrittweise zurückschreitend, ältere Reihen gesetzmäßig zu rekonstruieren und die so gewonnenen Reihen zu einer Urreihe zu vereinigen. Die Rekonstruktion fußt auf Beobachtungen, die sowohl Röck (OLZ. Bd. 15, Sp. 385ff., Memnon Bd. 6, S. 147ff., Anthropos Bd. 14/15 S. 1080ff.) als auch ich (OA. Bd. 3, S. 1—9, Das Weltall Bd. 13, S. 230ff., MVAG. Bd. 18, H. 3) an anderem Stoffe

gemacht haben. Diese Beobachtungen lehren, daß die verschiedenartige Gestaltenfolge der überlieferten Reihen von Tierkreisen, Planeten, Mondhäusern, Tageszeichen sich auf verschiedene Ablesungsmöglichkeiten erschließbarer Urinstrumente zurückführen lassen. Es kommt also darauf an, solche Hilfsinstrumente graphisch wieder herzustellen, damit die Augen der Forscher, namentlich der Ethnologen, auf die echten, alten, soweit sie erhalten sind, gelenkt werden, die vielleicht ein wenig anders aussehen werden als meine kunstlosen Zeichnungen, die alte Göttersymbole der Babylonier und Elamier und indische Kosmogramme auswerten.

Die Abbildungen Nr. 8—11, 13—16, 18, 19 dieser Schrift lassen die Wochentagsplanetenreihe und ihre Vorstufen erkennen, wenn man die Peripherie entlang geht. Dagegen sind die sekundären Reihenfolgen der behandelten Urkunden aus den Ziffern und Kreissehnen zu ersehen. Bei Abb. Nr. 2—7, die auf den achtstrahligen Stern von Susa zurückgehen, hat man nur auf die Ziffern von Strahl und Gegenstrahl zu achten, nicht auf die peripherische Reihe. Abweichend sind die Abbildungen Nr. 1, 12, 17, 20, 21.

## Abkürzungen.

- BPhW = Berliner philologische Wochenschrift.  
CT = Cuneiform Texts ... in the British Museum.  
JKDAI = Jahrbuch des K. deutschen archäologischen Instituts.  
JRAS = Journal of the Royal Asiatic Society.  
KB = Keilinschriftliche Bibliothek.  
MAGW = Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft Wien.  
MB = Mythologische Bibliothek.  
MVAG = Mitteilungen der vorderasiatischen Gesellschaft.  
OA = Orientalisches Archiv.  
OLZ = Orientalistische Literaturzeitung.  
Rawl. = Henry Rawlinson, Cuneiform Inscriptions of Western Asia.  
VB = Vorderasiatische Bibliothek.  
WZKM = Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes.

## Schrifttum.

- E. Beninger, Eine Darstellung eines Mondkalenders der germanischen Bronzezeit. (MAGW 56.) 1926.  
F. Bork, Amerika und Westasien. (OA Bd. 3, H. 1 S. 1—9). 1912.  
F. Bork, Wochentagsplaneteninstrumente. (D. Weltall. Bd. 13. S. 230—39). 1913.  
F. Bork, Neue Tierkreise. (MVAG, Bd. 18. H. 3). 1913.  
F. Bork, Tierkreisforschungen. (Anthropos. 9. S. 66—80). 1914.  
T. Canaan, Aberglauben im Lande der Bibel. 1914.  
C. van Gelderen, Elamietische goden en koningen. (Stemmen des Tijds). 1924.  
F. K. Ginzler, Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie. 1—3. 1906, 1911, 1914.  
F. Hommel, Die babylonisch-assyrischen Planetenlisten. (Hilprecht Anniversary Volume. S. 170—88). 1909.  
G. Hüsing, Die iranische Überlieferung und das arische System. (MB Bd. 2. H. 2). 1909.  
A. Jeremias, Handbuch der altorientalischen Geisteskultur. 1913.  
H. Leßmann, Aufgaben und Ziele der vergleichenden Mythenforschung (MB Bd. 1. H. 4). 1908.  
F. E. Peiser, Studien zur orientalischen Altertumskunde. 3. (MVAG Bd. 5. H. 4). 1900 (bes. S. 14).  
F. Röck, Palaeozodiakus und Dodekaoros. (OLZ Bd. 15. Sp. 385—90). 1912.  
F. Röck, Der Palaeozodiakus, die prähistorische Urform unseres Tierkreises. (Memnon. Bd. 6. S. 147—76). 1913.  
F. Röck, Die Götter der sieben Planeten. (Anthropos. Bd. 14/15. S. 1080—98). 1919/20.  
F. Röck, Kalender, Sternglaube usw. (MAGW Bd. 52. S. 43—136). 1922.  
Wolfgang Schultz, Das System der Acht im Lichte des Mythos. (Memnon Bd. 4. S. 111—72). 1910.



- Wolfgang Schultz, Zeitrechnung und Weltordnung usw. (Mannus-Bibl. Bd. 35). 1924.
- S. Seligmann, Der böse Blick. 1, 2. 1910.
- S. St. Stitt, Some Maledivian Talismans. (JRAS). 1906.
- K. Weichberger, Die Planetenquadrille. 1917.
- E. F. Weidner, Besprechung von F. X. Kugler, Im Bannkreis Babels. (OLZ Bd. 16, bes. Sp. 55). 1913.
- E. F. Weidner, Alter und Bedeutung der babylonischen Astronomie. 1914.
- F. H. Weißbach, Die Keilinschriften der Achämeniden. (VB). 1911.
- Hugo Winckler, Himmel, Kalender und Mythos. (Altorientalische Forschungen. Bd. 2. S. 354—95, bes. S. 367ff.). 1898—1900.
- R. Wünsch, Antikes Zaubergefäß aus Pergamon. (6. Erg. Heft des JKDAI Berlin). 1905.

### 1. Die maledivischen Planetenzahlen. (Abb. 1.)

In verschiedenen Gegenden der Welt erhalten die Planeten oder Götter Zahlen. So sind in Babylonien die Ziffern 30, 20 und 15 die ganz gewöhnlichen Begriffszeichen für den Mond-, den Sonnengott und die Gottheit des Venussternes. Zunächst handelte es sich um Einerzahlen. Diese gaben in erster Linie die Reihenfolge der Planeten an. Später verselbigte man den Planeten mit seiner Zahl und schrieb der letzteren die Wirkungen des ersteren zu. So werden erst in zweiter Linie die Zahlen zu wirkenden magischen Kräften, die eigene magische Systeme erzeugen können.

Wie sehr man solche Gedanken ausweiten kann, lehrt das wahrscheinlich auf 27 oder 28 Mondhäusern beruhende Zahlensystem der Goliath-Zwerge auf Neuguinea, das ich in meinen Neuen Tierkreisen behandelt habe. Bei diesem Völkchen bestehen die Zahlen aus den Namen der in bestimmter Reihenfolge angeordneten Körperteile von der Hand über den Arm, die Schulter, den Hals, bis zum Scheitel, und zurück bis zum kleinen Finger. Die Entwicklung denke ich mir so, daß die magische, auf den betreffenden Körperteil einwirkende Zahl — man erinnere sich der Aderlaßmänner — als solche verschwunden ist und durch den Körperteil ersetzt wurde,

Daß die Zahl bei Planeten in erster Linie die Reihenfolge angeben soll, geht wohl am ehesten aus den Planetenzahlen der maledivischen Astrologen hervor, auf die mich E. F. Weidner hinwies, und die ich im „Weltall“ zu deuten versuchte. Die Zahlen sind folgende:

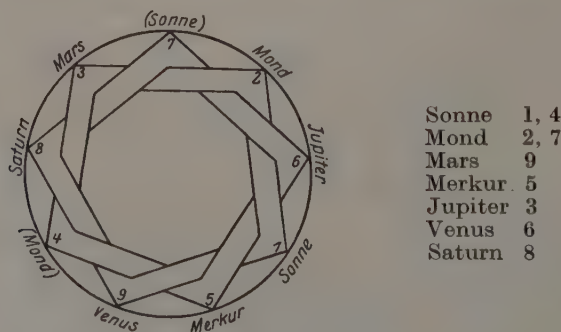


Abb. 1. Die maledivischen Planetenzahlen.

Daß die anscheinend regellose Anordnung 1 Sonne, 2 Mond, 3 Jupiter, 4 Sonne, 5 Merkur usw. tatsächlich regelmäßig ist und auf die uns geläufige Planetenordnung der Wochentagsplaneten zurück geht, läßt sich erweisen. Ordnet man die Planeten in der maledivischen Reihenfolge auf dem Umfange eines Kreises an, so kann man, wenn man Sonne 4 mit

Mond 2 verbindet und diesen mit Mars 9, und wenn man so fortfährt, bis man zum Ausgangspunkte zurück gekehrt ist, die Planetenfolge 1 Sonne, 2 Mond, 3 Mars, (4 Mond), 5 Merkur, 6 Jupiter, (7 Sonne), 8 Saturn, 9 Venus feststellen (vgl. Abb. 1), in der die eingeklammerten Nummern — es sind Sonne 1 und Mond 7 der ursprünglichen Reihenfolge — Zutaten sind, die dem Neunplanetensysteme zuliebe eingefügt worden sind. Da diese beiden Planeten nicht eigene Namen tragen, sondern Doppelungen sind, so kann keine alte Neunheit vorliegen. Dies muß gesagt werden, weil zwar nach meiner Meinung die Entwicklung der Wochentagsplanetenreihe von der Neun über die Acht zur Sieben fortgeschritten ist, aber nicht jede Acht oder Neun alt zu sein braucht.

Das arische Neuntagesystem, das zum Aufbau des Monats von drei mal neun = 27 Hellmond- plus drei Tarn (= Dunkelmond)nächten diente, ging über den Begriff des Monats nicht hinaus. Das arische Urvolk kennt das „Jahr“ noch nicht. J. Pokornys neunmonatiges Jahr im Keltischen (OLZ. Bd. 21 Sp. 130—31) und ähnliches, das er heranzieht, wie das griechische *ενιαυτος* scheint mir eine Entlehnung aus dem elamischen Kulturkreise zu sein (vgl. Abschnitt 9 und 10).

Der Schritt von der Neuntageswoche und dem Monate zu einer größeren chronologischen Einheit ist nicht kurz gewesen und setzt zunächst die Einwanderung des lunaren Wochenbegriffes in den alten Orient voraus. Keine Urkunde meldet, wann und wie die Woche mit der auf Grund einer älteren Siebenplanetenreihe umgebildeten Neunheit von Gestirnen zur Planetenwoche vereinigt wurde. Wir sind nur auf Vermutungen angewiesen. Wir wissen auch nicht, ob schon vortastende Versuche unternommen wurden, zu einer größeren Einheit zu gelangen; nur das Eine kristallisiert sich immer deutlicher heraus, daß der sumerisch-elamische Orient die erste systematische Lösung des Problems gebracht hat. Es war das Venusjahr, das bereits auf astronomischen Beobachtungen beruhte und mit seinen 292 Tagen — ungefähr einer Schwangerschaftsperiode entsprechend — den halben synodischen Umlauf des Planeten Venus darstellte. Hierzu gehörten neun Monate, für die man die Neunzahl der Planeten vortrefflich verwerten konnte, und eine Achttageweche, die man mit einer von der Neunplanetenreihe abgezweigten Achtplanetenreihe verband. Da hier verschiedene Möglichkeiten vorliegen, indem man verschiedene Planeten der Neunerreihe auslassen kann, so werden in den folgenden Untersuchungen auch verschiedene Lösungen dieses neuen Problems ans Licht kommen. In diese Vorgänge spielen historische Voraussetzungen hinein, für die noch jede Unterlage mangelt; immerhin hoffe ich, daß die Ausbreitung des Stoffes die Wege der Entwicklung einigermaßen erkennen lassen wird. Die Achtplanetenwoche, meiner Meinung nach ein ario-elamischer Ausgleich, ist für das Venusjahr wie geschaffen, da 73 solcher Wochen einen vollen synodischen Venusumlauf von 584 Tagen = zwei Venusjahren bilden, somit der letztlich vom Monde stammende Begriff der Woche sich in die größere Einheit glatt einfügt. Beim einfachen Venusjahre von 292 Tagen aber läßt der Wochenablauf noch vier Tage übrig, so daß man es als Summe von  $288 + 4$  Tagen ansehen darf. Auf diese besondere Form des Venusjahres gedenke ich in einer späteren Studie einmal zurückzukommen und sie mit Stoff zu belegen.

## 2. Das Weltenrund des Manilius. (Abb. 2—4.)

Um das Achtplanetensystem herauszuarbeiten, muß man auch Reihen von sieben Planeten behandeln, die auf Achtplanetenreihen zurückgehen. Ich beginne mit dem Weltenrunde des Manilius, auf das K. Weichberger in seiner „Planetenquadrille“ aufmerksam macht, das



er aber m. E. nicht durchweg richtig deutet. Da der Text Manilius lib. 2 Z. 788—967 schwer erfaßbar ist, bringe ich ihn, so gut ich es kann, in deutscher Wiedergabe:

„Wohlan, richte deinen Scharfsinn auf die Erforschung der Welt-ecken, deren vier im All verteilt sind (790), und die rastlos die dahin-eilenden Gestirne bewegen.

Die eine am Anfange des Himmels, wo er sich zum Kreise krümmt, wo sie von gleicher Höhe aus die Lande überschaut. — (= *Osten.*)

Die andere, entsprechende an der gegenüberliegenden Seite des Äthers, von wo aus das All flieht und jäh zum Tartaros hinabstrebt. — (= *Westen.*)

Die dritte bezeichnet den hohen Gipfel des Himmels, wo Phoibos müde den keuchenden Rossen Rast vergönnt, den Tag wendet und den Mittagsschatten prüft. — (= *Oben.*)

Die Tiefe hält inne die vierte, kenntlich an dem sicheren Grunde des Weltenrundes, für die Gestirne der Anfang der Wiederkehr und das Ende des Fallens; (800) gleichzeitig schaut sie nach Westen und Osten. — (= *Unten.*)

Diese Orte üben besondere Kräfte aus und erzielen dank der Kunst des Geschickes die höchsten Wirkungen, weil auf jenem sozusagen ätherischen Baue das ganze Weltenrund ruht. Fangen sie dieses, wie es mit wechselnder Schicksalsbedeutung ständig kreist, nicht auf und binden sie es nicht sicher an die beiden Seiten und an den Grund und den Gipfel des heiligen Raumes, so würde die Welt zerfallen und das Wunderrad sich auflösen.

Und doch, verschieden ist die Kraft in jeder der Ecken, und abweichend sind sie je nach der Schicksalsbedeutung ihres Ortes und entsprechend ihrer Entfernung in der Reihe.

(810) Die erste ist, die auf des Himmels Gipfel thront und mit dünner Schnur das Weltall hälft. Sie hebt auf ihrem hohen Sitze der Ruhm empor. Dem höchsten Gipfel kommt folgende Fürsorge zu: alles Hervorragende und jede Ehre an sich zu ziehen und Auszeichnungen erweisend zu herrschen, und — daher kommt Ansehen, Gunst und Beliebtheit bei der Menge — auf dem Markte Recht zu sprechen, durch Gesetze den Erdkreis ruhig zu erhalten, durch ihre Verträge die fremden Völker zu binden und je nach seinem Geschehnisse den Namen eines jeden zu rühmen. — (= *Oben.*)

(820) Die nächste (Ecke), obwohl an fernstem Standorte gegründet, trägt das auf ewigem Grunde ruhende Rund. Dem Anscheine nach ist sie an Wirkung geringer, aber bedeutungsvoller im Leben; sie hütet die Grundlagen des geschäftlichen Lebens und leitet die Schatzungen: sie forscht nach, wie fest die Gelübde sind, wenn Gold aufgegraben ist, und wieviel man aus dem Verborgenen erlangen kann. — (= *Unten.*)

Die dritte, gleich mächtig, die den strahlenden Osten inne hat, wo die Gestirne empor streben, von wo aus der Tag wieder kehrt und die Zeit in Stunden teilt — von hier kommt, von den griechischen Städten her, das Horoskop, (830) und es nimmt keinen fremden Namen an, weil es sich seines eigenen freut — diese (Ecke) hat Macht über das Leben, bestimmt das Temperament, gibt dem Leben sein Schicksal und führt es seinen verschlungenen Pfad, bestimmt, was die erste Lebensstunde erfassen soll, welche Erziehung das Menschenkind erhalten, in welchen Stand es hinein geboren werden soll, wie immer die Sternbilder je nach dem Einflusse ihrer Kräfte ihren Spruch schreiben. — (= *Osten.*)

Die letzte, die die Gestirne nach ihrer Wanderung über das Weltall hin birgt, die den Westen hütet, und auf den untergetauchten Teil des

Weltenrundes hinabblickt, hat Einfluß auf die Hauptsachen des Lebens, auf das Ende der Mühen, auf Eheschließungen, Gastmähler, auf die letzten Zeiten des Lebens, (840) auf die Geschäfte, die Zusammenkünfte der Menschen und die Verehrung der Götter. — (= *Westen*.)

Und nicht zufrieden wird man sein, wenn man jede Weltecke begriffen hat: auch die Zwischenräume muß man im Gedächtnisse festhalten, die, einen größeren Raum umspannend, ihre Kräfte wirken lassen.

1. Die Krümmung vom Osten bis zum Gipfel des Weltenrundes nimmt die Jahre der ersten Kindheit in Anspruch. — (= *Ost bis oben*.)

2. Der vom Gipfel des Alls bis zum Westen absinkende Teil sorgt für das folgende Kindesalter und beherrscht von seinem Sitze aus das zarte Jünglingsalter. — (= *West bis oben*.)

3. Der Teil, der unterhalb des Westens ist und bis zum Grunde des Weltenrundes (850) hinab steigt, waltet der Jahre des reiferen Lebens, das in ihm eigentümlicher Aufeinanderfolge mit vielfachem Hasten und Jagen geplagt ist. — (= *West bis unten*.)

4. Dagegen, wo der Lauf des vom Grunde in sich zurückkehrenden (Teiles) endet, und wo er säumig, matten Fußes den rückwärts gekrümmten Bogen ersteigt, umfaßt er endlich die späten Jahre, den sinkenden Lebenstag und das zittrige Alter. — (= *Ost bis unten*.)

Jedes Gestirn in beliebigem Sternbilde wird durch die Teile des Weltalls beeinflusst; der Ort wirkt auf die Gestirne ein und erzeugt treffliche Gaben und auch Schaden. Die einzelnen werden in das Weltenrund hinein gedreht und erhalten Kräfte und geben sie dem Himmel wieder (860). Die Natur besiegt nämlich die Gattung und handhabt Gesetze im eigenen Bereiche und, bald reich an mannigfachen Gaben, bald unfruchtbar, zwingt sie die vorüber eilenden Gestirne ihres Bereiches, die ihren Tribut entrichten, ihre Art anzunehmen.

Wie oben sich ergab, ist der dritte Sitz vom Gipfel des Himmels an eine unglückliche Gegend, der Zukunft feind, allzu reich an Unheil. — (= *West*.)

Aber nicht er allein ist so, sondern er ist dem Sitze gleich, dessen Gestirn, ihm zugewendet, unter dem Westen strahlt. Unter dem Einflusse der Weltecken sinken beide und eilen in jähem Sturze hinab. (870) Es ist die Gegend der Mühsale. Man muß steigen und fallen. — (= *West bis unten*.)

Und nicht besser fällt oberhalb des Westens — (= *West bis oben*) — und gegenüber unterhalb des Ostens — (= *Ost bis unten*) — das Los der Welt. Dieser Teil hinabsinkend, jener hinaufschwebend, fürchtet entweder das Ende bei der Nachbarschaft der Ecke oder wird getäuscht fallen. Mit Recht werden sie für des schrecklichen Typhon Sitze gehalten, den die tobende Erde gearb. als sie dem Himmel den Kampf ansagte, und riesig wie die Mutter waren die Kinder. Aber durch den Blitz wurden sie wieder in die Tiefe gescheucht, und die Berge fielen auf sie zurück, und Typhoios floh in den Hügel, den er zum Kampfe getürmt hatte, und der ihm nun das Leben war. (880) Sie selbst, die Mutter des unter dem Ätna Brennenden, bebt.

Der Sitz, der dem strahlenden Gipfel des Himmels nachschreitet, der nächste, dürfte dem Gestirne selbst, mit dem er verbunden ist, nicht nachstehen. Da er überaus tüchtig ist, nach dem Siegespreise strebt und die Vorgänger überwunden hat, erhebt er sich höher zu dem höchsten als Begleiter am Ziele. Aber zum Schlimmeren gewendet bleibt dessen Lauf, und nicht sind Gelübde überflüssig. Deswegen ist es nicht wunderbar, daß der dem Gipfel zunächst liegende, und zwar tiefere Sitz vom Schicksal zur höchsten Verehrung bestimmt wird. Er hat das glückliche Zeichen.



Diesen Wahrspruch der griechischen Sprache übernimmt darauf die unsere und tauscht Namen gegen Namen (890). Jupiter wohnt hier. Glaube dem herrschenden Geschicke. — (= *Ost bis oben.*)

Ihm im bösen ähnlich, im abgesenkten Kreise (ist der Sitz), der den Wetterstrahl der unteren, versenkten Welt erfaßt, der auf der Gegenseite strahlt, der müde des vollendeten Dienstes sich wieder den neuen Mühen der Ecke weihet und die Last und die schicksalsmächtige Stellung übernehmen will. Noch fühlt er nicht die Wucht der Welt, vielmehr erhofft er die Ehre. Daimonie nennen ihn die Griechen, in römischer Sprache paßt der Name nicht in den Vers. In scharfsinnigem Geiste behalte den Ort und das Walten der Gottheit und den Namen der mächtigen (900), deren du später gedenkst, wenn du sie dringend brauchst. Hier haften meist die unser Wohl und Wehe bewegendes Kräfte und die mit den blinden Geschossen der Krankheiten kämpfenden Kriege, das durch zwiefache Kräfte bedingte Schwankende, des Zufalles oder der Gottheit, die das Schicksal bald hierhin, bald dorthin wendet. — (= *West bis unten.*)

Aber hinter dem mittleren Knoten und dem gekrümmten First des vom Gipfel herab schwankenden Weltalls hat die Mitte des Äthers Phoibos inne. Weil unter seiner Herrschaft unsere Leiber die Schäden meiden und Glück aus seinen Kräften annehmen, wird jener Ort mit dem griechischen Namen benannt. — (= *West bis oben.*)

(910) Diesem gegenüber strahlt der Teil der Welt, der zuerst aus der Tiefe wieder aufsteigt und dem Olymp zurückführt. Er beherrscht das Dunkel und die Nächte und erkennt als Herrin Phoibe an, die in der gegenüberliegenden Gegend das leuchtende Reich ihres Bruders schaut und sein Schicksalswalten in den unheilschwangeren Gegenden des Weltenrundes nachahmt. Diese Gegend hat als Namen Dea in römischem Munde; Griechenland hat in seiner Sprache dasselbe Wort. — (= *Ost bis unten.*)

Auf der Zinne des Himmels, wo der Aufstieg zur Höhe sein Ende erreicht und der Abstieg beginnt (920), der First zwischen Ost und West sich erhebt und die hangende Welt im Gleichgewichte erhält, diesen Sitz nimmt Kythereia über den Sternen in Anspruch, und gleichsam als Antlitz der Welt setzt sie das ihre ein, durch das sie das Menschenschicksal leitet. Als Sondermacht ist folgendes der Gegend übertragen: Ehen und Hochzeiten beherrscht sie. Diese Art der Fürsorge lehrt Venus ihre Geschosse lenken. Fortuna heißt die Gegend. Daraus nimm die Absicht wahr, daß ich Kurzes stark zusammengefaßt, im Liede bieten will. — (= *Oben.*)

An der Gegenecke, wo die Welt ruht (930), dort hütet Saturn das Weltenfundament und schaut zum Weltenrunde vor sich empor. In der Mitternachtsgegend liegt er und regt dort seine Kräfte, er, der einst der Herrschaft beraubt und vom Götterthron gestoßen worden ist. Als Vater waltet er der Vorfälle, die Väter und Greise betreffen. Ihm eigentümlich ist die Fürsorge für beide. . . . Unangenehm ist für den heiligen Raum der Name, den Griechenland geprägt hat: Daimonion, und er bezeichnet seine dem Namen entsprechenden Kräfte. — (= *Unten.*)

Wohlan, schaue die aus der ersten Ecke aufsteigende Welt, (940) wo die aufsteigenden Gestirne ihren gewohnten Lauf neu beginnen, wo meergrün Phoibos den kalten Wogen entsteigt und allmählich gelblichen Glanz annimmt. Dies soll dein heiliger Bezirk sein, Kyllenier, Sohn der Maia. . . . In diese (Welt) hat die Natur das Geschick der Kinder gelegt, und aus ihr hält sie die Gelübde der Eltern in der Schwebe. — (= *Osten.*)

Ein Ort im Westen bleibt übrig. Dieser stößt die herabgleitende Welt in die Finsternis und läßt die Sterne untergehen (950). Er schaut den Rücken des Phoibos, der sein Antlitz gesehen hatte. Wundre dich nicht,

wenner des schwarzen Dis Tor genannt wird und er das Ende des Lebens hütet. Hier stirbt sogar der Tag, und er entwendet die Lande über das Weltenrund hin und friedigt den Fang der Nacht ein. Er nimmt in Anspruch die Macht über eidliche Versprechungen und hütet die Beständigkeit des Herzens. So große Macht hat der Sitz, der Phoibos ruft und zur Ruhe schickt, der den Tag aufnimmt und zurück bringt und vollendet. — (= Westen.)

Die Kräfte der heiligen Bezirke mußst du dir nach dem Gesetze einprägen, das ausnahmslos (960) die Reihen der Gestirne durchfliegt und jenen seine Vorschriften verleiht. Die Sterne wandern in bestimmter Reihe und Ordnung, wie es die Natur erlaubt, und erzeugen die verschiedenen Kräfte der Gegenden, sobald sie fremden, gastlichen Herrschaftsgebieten zustreben und sich in fremdem Lager niederlassen.

Dies werde ich in einem bestimmten Abschnitte über die Sterne besingen. Jetzt genügt es, die Teile des Himmels und die Namen genannt zu haben, die Wirkungen eines jeden Ortes für sich und die Götter.“

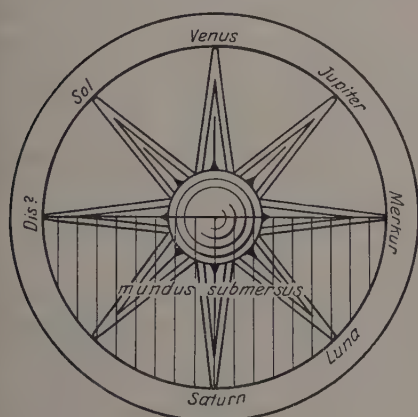


Abb. 2.

Das Weltenrund des Manilius.

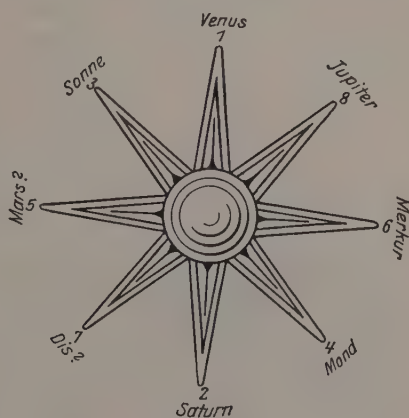


Abb. 3.

Vorstufe des manilischen Weltenrundes.

Dem voranstehenden bescheidenen Übersetzungsversuche liegt die Textausgabe von J. van Wageningen (Leipzig, 1915) zugrunde.

Das Weltenrund des Manilius, dessen Werk kurz nach Christi Geburt entstanden ist, enthält acht Göttersitze, nämlich vier Ecken (*cardines*) im Osten, Westen und oben und unten, und vier Zwischenräume (*intervalla*). Jeder Sitz hat seinen Namen (*titulus*), wie Dea, Daimonion, Daimonie, Fortuna und einen Planetengott.

Im Westen findet sich statt des zu erwartenden Mars der Unterweltsgott Dis. Der Sitz zwischen diesem und Saturn ist ohne Gott. Nach dem Texte (Z. 893—96) ist anzunehmen, daß der ursprüngliche Inhaber dieses Intervallums eine benachbarte Ecke übernommen hat. Dies kann nur dort erfolgt sein, wo eine Verderbnis vorhanden ist, nämlich im Westen, wo Dis statt Mars steht. Dis hat also wohl ursprünglich das Intervallum inne gehabt und später Mars verdrängt. Diese keineswegs belanglose Verschiebung dürfte erfolgt sein, als die Achttagewoche der Venus durch die Siebentagewoche ersetzt wurde, und so ein Göttersitz entbehrlich wurde,

Man kann also aus dem bei Manilius vorhandenen Bestande, der in Abb. 2 festgehalten ist, einen älteren Zustand erschließen, den Abb. 3 zum Ausdruck bringt. In letzterer sind, um die Rekonstruktion sinn-



fälliger zu machen, die üblichen Planetennamen eingesetzt, und der Kreisumfang ist weggelassen.

Etwas sehr wichtiges nämlich an dem manilischen Weltenrunde ist die durch den Text beglaubigte (Z. 810ff., 918ff.) Tatsache, daß Venus obenan steht und die Herrin der Welt ist. Es liegt ein Venussystem vor.

Das Zeichen der Venus ist der achtstrahlige (oder achtspeichige) Stern von Susa, dessen Strahlenenden in Abb. 3 die Sitze der Planetengötter sind. Es fragt sich nunmehr, wie diese angeordnet sind. Der Text liest (Z. 881ff.) zunächst Jupiter und seinen Gegenplaneten, dann die Sonne und den ihrigen, ferner Venus und ihr Gegenüber, und endlich Merkur und das seinige. In gleicher Weise werden zu Anfang des Berichtes (Z. 791ff. und 810ff.) die Weltecken behandelt und Z. 881ff. die Intervalla, nachdem diese vorher abweichend der Peripherie entlang aufgezählt worden sind (Z. 840—55), was sich aber aus ihrer Beziehung zu den Lebensaltern als notwendig ergibt.

Die gegensätzliche Anordnung, der Planeten und Ecken, die auf den diametralen Aspekten der Astrologen beruht (vgl. die Abb. bei Bouché-Leclercq) ist das allein mögliche Ablesungsprinzip für den achtstrahligen Stern. Man kann nur einen Planeten und sein Gegenüber auf einer geraden Linie lesen. Dagegen kann die Reihenfolge dieser Strahlen verschieden sein. Liest man, von Venus ausgehend, Strahl und Gegenstrahl ab und geht man dem Gange des Uhrzeigers entgegen in derselben Weise weiter herum, so ergibt sich folgende Reihe: Venus — Saturn — Sonne — Mond — Mars — Merkur — Dis — Jupiter. Es ist die Wochentagsplanetenreihe, vermehrt um den Unterweltsgott Dis. Die so gewonnene Möglichkeit, zweifellos vorhandene Zusammenhänge aufzudecken, hatte mich veranlaßt, die sonst so rätselhafte

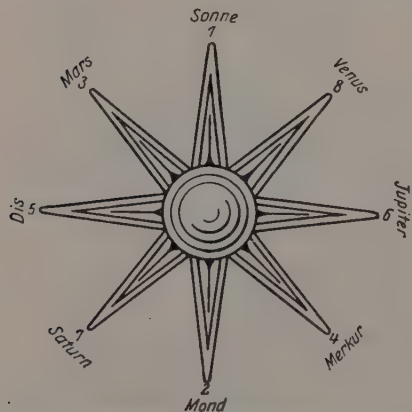


Abb. 4. Drehversuch.

Textstelle Z. 893—95 als Zeugnis einer Verderbnis zu deuten.

Ehe wir fortfahren, ein Versuch. Dreht man den Venusstern um  $45^\circ$ , so daß die Sonne obenan steht, und versucht man in der gleichen Weise die Wochentagsplaneten abzulesen, indem man von der Sonne ausgeht, so erhält man (vgl. Abb. 4) eine Reihe, die Venus und Saturn umstellt: Sonne — Mond — Mars — Merkur — Dis — Jupiter — Saturn — Venus.

Dieser Versuch zeigt den Weg auf, wie aus einem Achtplanetenysteme durch eine Drehung um  $45^\circ$  ein zweites mit abweichender Lesung entstehen kann. Wenn also ein Siebenplanetenystem mit der Umstellung von Venus und Saturn auftaucht, so darf man schließen, daß es auf eine Achtplanetenreihe zurück geht, die von einem achtstrahligen Sterne abgelesen wurde, und daß man diesen Stern nochmals gedreht hat. Ich verweise auf die maledivische Planetenreihe im vorangehenden Abschnitte, wo der Grund der Umstellung naturgemäß unerörtert bleiben mußte, und auf D. d. im letzten Abschnitte.

### 3. Eine babylonische Götterzahlenreihe. (Abb. 5, 6.)

Gehen wir nun zu der schwierigen Götterzahlenreihe K 170 über, die bereits von F. Hommel, F. Röck (OLZ. 1912 Sp. 294ff.), F. E. Peiser

und zuletzt von A. Jeremias in seinem Handbuche (S. 147ff.) behandelt worden ist. Jeremias' Darstellung, die auf der Neuausgabe des Täfelchens K 170 in den CT. 25, Taf. 50 beruht, liefert die richtigsten Zahlen. Nur eine Zahl scheint schon auf der Tafel in Unordnung zu sein, die des Marduk 10 (?). Jeremias bemerkt dazu: „Vor zehn abgebrochen, aber nach den Spuren keinesfalls elf, wie Hommel hat.“

Wenn die Zahl des Nergal 12 richtig ist, so muß nach dem Aufbau des Systemes für Marduk 17 richtig sein. Die Zahlen sind:

Anu	60	Marduk	17 (so!)
Enlil	50	Ištar	15
Ae	40 (anderwärts 50!)	Ninurta	50
Sin	30	Nergal	12
Šamaš	20	Nusku	10
Adad	6		

Die Namenreihe besteht aus der sumerischen Götterdreieheit Anu, Enlil, Ae einerseits, die mit 160 (so!) bewertet wird, und acht Planetengöttern andererseits, die ebenfalls mit 160 (so!) verbucht werden. Daß Anu, Enlil und Ae so stark hervortreten, beweist, daß wir eine sumerische oder sumerisch sein wollende Liste vor uns haben. Die drei Götter vertreten die drei Weltreiche. Anu ist der Gott des Himmels (= der Vögel), Enlil der der Erde (= der Landtiere), Ae der der Wassertiefe (= der Fische). Eine babylonische Liste würde Marduk zum mindesten unter den Planetengöttern die höchste Zahl gegeben haben.

Da die Planetengötter den drei Weltherren unterstellt sein werden und dies auch in den Zahlen zum Ausdruck kommen wird, so wollen wir daraufhin die Götterzahlen prüfen.

Sin und Šamaš, die zu Enlil gehören, haben  $30 + 20 = 50$ ; Ninurta, der Ae unterzuordnen ist, hat allein 50; die übrigen, Adad, Marduk, Ištar, Nergal, Nusku haben zusammen, wenn man für Marduk 17 einstellt, 60. Damit ist die völlige Entsprechung der Weltherren und der acht Planeten in bezug auf die Zahlen wahrscheinlich gemacht.

Was bedeuten nun die  $160 + 160 = 320$ ? — Die Antwort gibt die Chronologie. Das Achtplanetensystem ist der chronologische Ausdruck der Achttagewoche. Vier Wochen dieser Art ergeben einen Monat von 32 Tagen, einen Venusmonat. Neun solcher Monate, vermehrt um vier Ausgleichstage ergeben 292 Tage, die Hälfte des synodischen Umlaufes der Venus, ein Venusjahr.

320 ist die Zahl der Tage von zehn Venusmonaten. Daß es verschiedene Berechnungen gegeben hat, die, vom Venusjahre ausgehend, ein Zehnmonatsjahr ersonnen haben, glaube ich in meinem Aufsätze über das Venusjahr (Memnon Bd. 4) erwiesen zu haben. Einstweilen ist die Frage nach der Entstehung dieser Jahrform unbeantwortet geblieben; immerhin mag die Summe 320 (!) von K 170 als neuer Stoff gebucht werden.

Um diese Summe zu erzielen, mußte 1. Ae die anderweitig belegte 50 eingesetzt werden, 2. für Marduk 17 als richtig angenommen werden. Wenn ich oben für Ae 50 gewählt habe, so tat ich es in der Überzeugung, daß das vorliegende, wie mir scheint, jüngere System die höhere Zahl verlangte, die kleinere 40 dagegen die aus einer anderen Berechnung stammende ältere ist. In den 11 Götterzahlen stecken nämlich sieben, die durch zehn teilbar sind, und die, von Ninurta abgesehen, eine fortlaufende Reihe bilden:

Anu	60	Šamaš	20
Enlil	50	Ninurta	50
Ae	40	Nusku	10
Sin	30		



Die Siebenzahl dieser Zehner legt es nahe, in ihnen Planetenzahlen zu sehen. Da nun aber nach der Struktur der Summe 320 keine Zahl größer sein konnte als 60, so mußte Ninurta von 70 auf 50 herab gesetzt werden. An der Überarbeitung der Zahlen ist also nicht mehr zu zweifeln.

Die Urreihe hat gewiß nicht mit Zehnern gearbeitet, sondern mit Einern, da diese ja die Reihenfolge der Planeten angeben sollten. Diese begann mit Nusku 1, Samaš 2, Sin 3, und ging weiter bis Ninurta 7. Nur diese vier behielten ihre verzehnfachten Reihenfolgezahlen, den übrigen wurde sie abgenommen, um Anu, Enlil und Ae zu ihrem Vorrechte zu verhelfen.

Die nächste Frage ist nun, ob die Zehnerreihe einen achten Planeten gehabt habe, da ja die vorliegende tatsächlich (3 +) 8 Namen aufweist. Notwendig ist dies ja nicht, da man auch zwei verschiedene Reihen ineinander gearbeitet haben könnte. Es könnte z. B. eine Reihe gegeben haben, der die Zehner und vor allem Nusku 10, Samaš 20, Sin 30, Ninurta 70 angehört haben, und es könnte nach einer anderen Liste ein achter Name

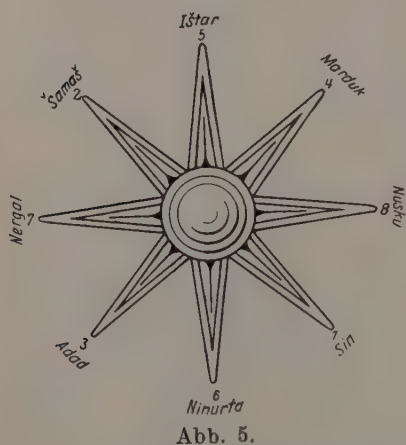


Abb. 5.  
Planetenfolge in K 170.

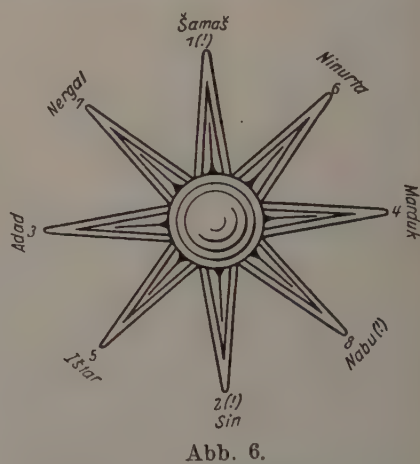


Abb. 6.  
Erschlossene Planetenfolge in K 170.

angefügt worden sein, wobei die Reihenfolge, so gut es eben ging, der zweiten angepaßt worden wäre. Abweichende Namen der zweiten könnten ausgeschieden worden sein. Um eine Entscheidung zu treffen, soll die Reihenfolge der acht Planeten von K 170 geprüft werden.

Die Reihenfolge der acht Planeten ist nur durch den achtstrahligen Stern zu verstehen (vgl. Abb. 5). Es müssen ähnlich wie bei Manilius zuerst die schrägen Strahlen, dann die senkrechten und die wagerechten abgelesen werden. Die ersten beiden Namen werden freilich in verkehrter Reihenfolge genannt — Sin vor Samaš! — Diese Unregelmäßigkeit ist ein Zugeständnis an die von 60 bis 20 herabsteigende Reihe von Zehnern, die man wohl nicht unterbrechen wollte. Dies allein erweist, daß die Zehner und die Reihenfolge nicht eines Ursprunges sind.

Die zweite Schwierigkeit der Reihenfolge ist die Anwesenheit des Nuskku. Die sonstigen Namen sind nämlich dieselben, die auch Manilius hat. Die Übereinstimmung geht so weit, daß der Sitz bei Manilius, den ich Dis zugeschrieben habe, eine Eigenschaft hat, die dem Wettergotte Adad zukommt, der in K 170 an Dis' Stelle steht. Von dem Jupiter gegenüber liegenden Sitze sagt nämlich Manilius (Z. 892):

*imaque submersi contingens fulmina mundi.*

Wenn bei dieser Übereinstimmung an Stelle des Nabū (Merkur) in K 170 Nusku auftritt, so kann dies nicht richtig sein. Dieser Name wird der Liste der Zehner entstammen müssen. Damit sind die oben angeführten Möglichkeiten zu Wahrscheinlichkeiten geworden.

Es hat eine Achtplanetenliste zugrunde gelegen, deren Bestand sich mit der des Manilius deckte, und die noch den bei letzterem unbekannten Gott kannte; ferner eine Siebenplanetenliste, die Nusku und die Zehner hatte.

Verweilen wir bei der Achtplanetenliste. Als ursprüngliche Reihenfolge dieser sehe ich an: Šamaš — Sin — Adad — Marduk — Ištar — Ninurta — Nergal — Nabū. Dreht man Abb. 5 um 45°, so daß Šamaš oben an steht, und vertauscht man der Regel gemäß Ištar und Ninurta, so kann man in regelmäßiger Weise folgende Reihe ablesen (Abb. 6): Sonne (Šamaš) — Mond (Sin) — Mars (Nergal) — Merkur (Nabū) — Dis (Adad) — Jupiter (Marduk) — Venus (Ištar) — Saturn (Ninurta).

Die Siebenplanetenliste von K 170, von der wir nach der Zehnerreihe der Zahlen nur Nusku 1 — Šamaš 2 — Sin 3 — — Ninurta 7 kennen, ist etwas Neues, da noch keine Reihe bekannt ist, in der Nusku als Planet auftaucht.

Nusku ist der babylonische Feuergott. Da er oft in Verbindung mit Sin erscheint, und in einem Texte auch Sohn des Sin genannt wird, so muß man ihn als Mondgotttheit auffassen, und er ist auch von P. Jensen als Neumondsichel (KB. Bd. 6, 1 S. 413) bezeichnet worden. Der Feuergott ist sonst Gibil (BIL-GI), der nach 4 Rawl. 14 Nr. 2 der besondere Gott der Schmiedekunst ist, dessen Bote Išum „Feuer“ ist, eine andere Erscheinungsform des Gottes. Freilich bemerkt P. Jensen (BPhW. 1916. Sp. 901) dazu: „Išum = Feuergott beruht lediglich auf einer faulen Etymologie.“

Wenn die Gleichsetzung von Gibil und Nusku zu Rechte besteht, so kann Nusku nur der Dunkelmond oder ein mit diesem im Zusammenhange stehender Schmiedegott sein. Wie Nusku in K 170 der erste der Planeten ist und auch sonst in einer Götterliste als erster genannt wird, so sind auch bei den Ariern die Schmiedegötter die Herren der Welt. Diese Rolle spielte sicher Vulcanus, den Jupiter in die Tiefe schleuderte, und Zeus selber ist ein Schmied. Ebenso ist Donar (Thor) der Hammergott.

#### 4. Die persische Planetenreihe. (Abb. 8.)

Im Jahre 1913 hatte ich ein hierher gehörendes Bruchstück veröffentlicht. (Weltall 13.)

Die älteren persischen Monatstage hatten Namen, die mit der Ahuramazda-Religion in Beziehung standen. Der erste Tag des Monats war Ahuramazda geweiht, und zu diesem Gotte gehören auch der 8. 15. 23. Tag durch ihren Namen Dathušō (vgl. Ginzel, Handbuch 1, S. 181f.). Nach E. J. D. Naderschah gibt es eine Überlieferung, die die Tagesnamen der zweiten iranischen Woche (Tag 8—14) den Planeten gleichsetzte:

1 <i>Dathušō</i>	= Jupiter
2 <i>Āthrō</i>	= Mars
3 <i>Apām</i>	= Venus
4 <i>Hvarekšaētahē</i>	= Sonne
5 <i>Māonhō</i>	= Mond
6 <i>Tištrijēhē</i>	= Merkur
7 <i>Geus</i>	= Saturn

Wenn man mit dieser Planetenreihe die der Wochentagsplaneten zusammenstellt, so könnte man glauben, daß beide unverwandt seien, und doch ist dies nur Schein. Man wolle die folgenden Paare vergleichen:



Iran	Wochentagspl.
2 Mars	3 Mars
3 Venus	6 Venus

Iran	Wochentagspl.
6 Merkur	4 Merkur
7 Saturn	7 Saturn

Während also in Iran die Planeten unmittelbar aufeinander folgen (2—3, 6—7), muß man in der Reihe der Wochentagsplaneten um drei Ziffern weiter gehen (von 3—6, von 4—7). Das sind Spuren eines alten Systems.

Wenn das aber zutrifft, so kann die Aufeinanderfolge von Sonne und Mond in der iranischen Planetenreihe nicht richtig sein; es müssen Umstellungen vorgenommen worden sein. Wenn man versuchsweise den Mond von seinem Platze entfernt, so stehen Sonne und Merkur nebeneinander, die in der Wochentagsplanetenreihe um drei Ziffern voneinander abstehen, also systemrecht sind.

Iran	Wochentagsplaneten
(5) Sonne	1 Sonne
6 Merkur	4 Merkur

Nachdem so die Stellung von Mars, Venus, Sonne, Merkur und Saturn bestimmt worden ist, kann man die des Mondes in der Weise festlegen,

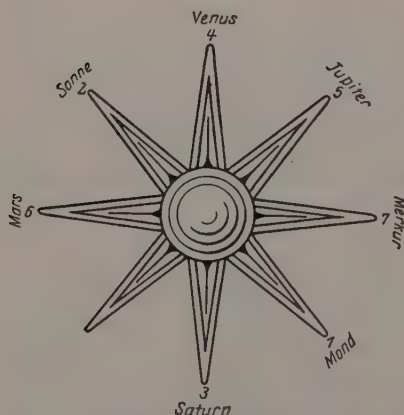


Abb. 7. Elamische Planetenfolge bei Assurbanapal.

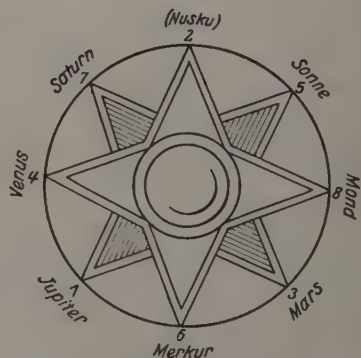


Abb. 8. Erschlossene Planetenfolge der zweiten altiramischen Woche.

daß man in der iranischen Reihe von der Sonne aus um drei Ziffern weiter geht: er muß auf den Saturn folgen. Machen wir die Probe:

Iran	Wochentagspl.
(1) Mond	2 Mond
(2) Jupiter	5 Jupiter

Iran	Wochentagspl.
7 Saturn	7 Saturn
(1) Mond	2 Mond
(4) Venus	5 Venus
(5) Sonne	1 Sonne

Die links stehende Gruppe ist in Ordnung, die beiden rechts nicht. Das Rätsel löst sich dadurch, daß ein Planet der Reihe ausgefallen ist, den wir Nusku nennen wollen. Er folgt auf Jupiter.

So erhält man die Reihe 1 Jupiter — (2 Nusku) — 3 Mars — 4 Venus — 5 Sonne — 6 Merkur — 7 Saturn — 8 Mond (vgl. Abb. 8). Nusku ist auf Abb. 8 an erster Stelle, als Leiter der Planeten. Bei Craig, Religious Texts. Bd. 2, Taf. 9 Z. 5 erscheint Nusku als erster Gott der Götterliste.

Wenn ich den einzufügenden achten Planeten Nusku genannt habe, so ist dies eine Vorwegnahme der nun folgenden Vergleichung mit der aus K 170 ermittelten Reihe von Planeten, die Nusku an erster Stelle hatte. Da, wie oben festgestellt ist, von der Siebenplanetenreihe von K 170

nur vier Planeten an alter Stelle stehen, nämlich die Zehnerplaneten, so kann der Vergleich nur an der Hand dieser vier geführt werden. Die Namen in K 170 sind, wie ausgeführt, nach einem anderen Systeme angeordnet, zum Teile so, daß die fremde Grundlage durchschimmert: so ist Nusku und Merkur verselbigt und Sin vor Šamaš gestellt worden.

Die vergleichbaren Gestalten der zu vergleichenden Reihen ergeben, daß eine Verwandtschaft vorliegt. Danach lassen sich als ursprüngliche Planetenzahlen der rechts stehenden Reihe die mit einem Sterne bezeichneten Einer feststellen.

Iran, Planeten	Planeten von K 170	Planetenzahlen	Urzahlen
1 (Nusku)	Nusku	10	*1
2 Sonne	Šamaš	20	*2
3 Mond	Sin	30	*3
4 Mars	Nergal		*4
5 Merkur	(Nabū)		—
6 Jupiter	Marduk		*5
7 Venus	Ištar		*6
8 Saturn	Ninurta	(70)	*7

Bei dieser Gelegenheit sei auf meine neuen Tierkreise verwiesen, in denen ich einigen Stoff zur magischen Farbenlehre zusammengestellt habe. Ein Abschnitt behandelt die zu den acht Planeten gehörenden Farben.

#### 5. Die persischen Monatsnamen. (Abb. 9 u. 10.)

In der Bagistāninschrift des großen Dareios sind 9 altpersische Monatsnamen überliefert, um deren Bestimmung sich besonders F. H. Weißbach verdient gemacht hat (Keilinschr. d. Achaemeniden [VB.] S. 81). Von diesen sind die babylonischen Gleichungen des *Thuravāhara*, *Thaigarciš*, *Atrijādija*, *Anāmaka*, *Vijaḥna* gesichert; die des *Garmapada*, *Bagajadiš*, (*Var(kaza)na* mit großer Wahrscheinlichkeit festgelegt; und nur beim *Adukanīš* kann man zwischen den drei Monaten *Du'uzu*, *Abu* und *Ulūlu* schwanken.

Das Awesta hat abweichende Namen, die sich ins Mittel- und Neupersische fortsetzen; doch ist nicht anzunehmen, daß das System und der Ausgangspunkt der Zählung verändert worden ist. Man kann im Gegenteil auf mindestens zwei überzeugende Gleichungen hinweisen: die Namen des *Kisilimu*: *Atrijādija* — *Āthrō* (*Ātarō*, *Āder*), die beide mit dem heiligen Feuer zusammen hängen, und die des *Tebetu*: *Anāmaka* — *Dathušō* (*Dinō*, *Dae*, *Dei*), die beide mit Ahuramazda zu tun haben. Denn der Namenlose (*Anāmaka*) ist hier wie in aller Welt das höchste Wesen (Ginzell 1, S. 277) und *Dathušō* ist ein Beiname Ahuramazdas (Ginzell 1, S. 279). Mithin dürfte folgende Gleichsetzung zu Rechte bestehen:

Babylonisch	Achamanid.	Awestisch	Neupersisch
1 <i>Nisānu</i>	<i>Garmapada</i>	<i>Fravartinām</i>	<i>Ferverdīn</i>
2 <i>Ajaru</i>	<i>Thuravāhara</i>	<i>Artakē vahištahē</i>	<i>Ardebehešt</i>
3 <i>Simānu</i>	<i>Thaigarciš</i>	<i>Haurvatāto</i>	<i>Horādād</i>
4 <i>Du'uzu</i>		<i>Tistrjēhē</i>	<i>Tīr</i>
5 <i>Abu</i>	<i>Adukanīš</i>	<i>Amerotāto</i>	<i>Mordād</i>
6 <i>Ulūlu</i>		<i>Kšāthrahē vairjēhē</i>	<i>Šarīr</i>
7 <i>Tiśrītu</i>	<i>Bāgajādīš</i>	<i>Mitrakhē</i>	<i>Mīhr</i>
8 <i>Arahsamna</i>	( <i>Var(kaza)na</i> )	<i>Apām</i>	<i>Ābān</i>
9 <i>Tisilimu</i>	<i>Atrijādija</i>	<i>Āthrō</i>	<i>Āder</i>
10 <i>Tebetu</i>	<i>Anāmaka</i>	<i>Dathušō</i>	<i>Dae, Dei</i>
11 <i>Šabatu</i>		<i>Vanheus mananho</i>	<i>Bahmen</i>
12 <i>Addaru</i>	<i>Vijaḥna</i>	<i>Spentajō ārmatōis</i>	<i>Aspendārmed</i>

Unter den Namen vom Awesta an sind sechs, die sich auf die 6 *Amṛta Sponta* beziehen, und zwar in der Reihenfolge der Monate:

<i>Ardebehešt</i>	=	<i>Amṛta Sponta</i>	2, der Herr des Feuers und der Hitze
<i>Hordād</i>	=	" "	5, der Herr der Gewässer.
<i>Mordād</i>	=	" "	6, der Schützer des Wachstums, der Herr der Bäume und Früchte
<i>Šarīr</i>	=	" "	3, der Herr der Metalle
<i>Bahmen</i>	=	" "	1, der Beschützer des Viehs und der Herden
<i>Asfendārmed</i>	=	" "	4, die Gebieterin der Erde, der Ackerfluren.

Die seltsame Anordnung der *Amṛta Sponta* (Nr. 2—5—6—3—1—4) wird verständlich, wenn man sie graphisch darstellt (Abb. 9). Es handelt sich um eine Abart des Sternes von Susa, jedoch ähnlicher Ausgestaltung wie wir sie beim manilischen Weltenrunde kennen gelernt haben. Drei *Amṛta* gehören der oberen Welt an, sie gebieten über die Sonnenwärme, die Bäume, Früchte und über die Tiere, drei andere gehören zum *mundus submersus*, sie gebieten über die Erde und die Ackerfluren, über die Gewässer und die Metalle.

Aber die sechs *Amṛta* sind nicht der einzige Bestandteil der jüngeren Monatsreihe, es sind mit ihr auch die sieben Planeten Nadershahs ver-

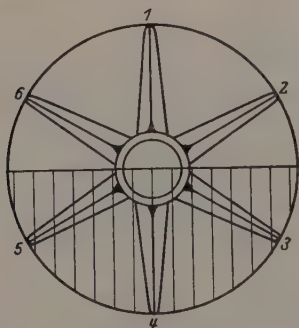


Abb. 9. Die *Amṛta Sponta* in den Monatsnamen.

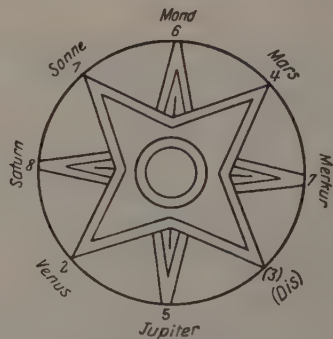


Abb. 10. Die Planeten in den persischen Monatsnamen.

bunden, die aber in zwei Fällen nicht deutlich erkennbar sind. Da nämlich 6 (*Amṛta*) + 7 (Planeten) = 13 sind, aber nur 12 Monate in Frage kommen, so trat ein *Amṛta* auch für einen Planeten ein, nämlich *Šarīr*, der Herr der Metalle, für Saturn. Schwer erkennbar ist auch der Mond, der in dem Ferwerdīn, dem einzigen noch freien Monate steckt. Die Planeten- und *Amṛta*reihe hat also folgendes Aussehen:

Monate	<i>Amṛta</i>	Planeten
1 <i>Ferwerdīn</i>		(Mond), dem Andenken der Toten gewidmet.
2 <i>Ardebehešt</i>	2	
3 <i>Hordād</i>	5	
4 <i>Tīr</i>		Merkur
5 <i>Mordād</i>	6	
6 <i>Šarīr</i>	3 =	(Saturn)
7 <i>Mīhr</i>		Sonne
8 <i>Ābān</i> (= <i>Anahita</i> )		Venus (vgl. Ginzel 1, S. 279).
9 <i>Āder</i>		Mars
10 <i>Dae</i>		Jupiter
11 <i>Bahmen</i>	1	
12 <i>Asfendārmed</i>	4	



Daß auch diese Planetenreihe auf eine achtgestaltige zurückgehen wird, ist wohl anzunehmen, da wir in Iran, der Urheimat der Achttagewoche, sind. Es scheint aber eine andere Reihe vorzuliegen als die aus der Wochentagsplanetenreihe erschlossene, nämlich eine Reihe, die Dis (Adad) an Stelle des Volcanus (Nusku) hat, also die des manilischen Weltenrundes: Sonne — Mond — Mars — Merkur — Dis — Jupiter — Venus — Saturn (vgl. Abb. 3). Ordnet man diese Reihe von Namen auf der Peripherie eines Kreises an, so ergibt sich Abb. 10, die gleichzeitig dem Planeten Dis seine Daseinsberechtigung nachweist. Die Ziffern geben die Reihenfolge der Gestalten an, wie sie in der Reihe der Monatsnamen zugrunde liegt, von der zweiten Jahreshälfte beginnend. Es handelt sich um ein Ablesungsinstrument, das eine Verbindung des Sternes von Susa mit den astrologischen Quadranten ist.

#### 6. Arabische Talismane. (Abb. 11.)

In der weiten Welt wird sich noch mancher Stoff finden, der zu dem Achtplanetensysteme gehört, das Nusku an der Spitze hat. Dieser muß erst zusammen gestellt werden. Das folgende will ein Beitrag dazu sein:

„In Algerien findet man auf Talismanen häufig eine Gruppe von Figuren, die auch in dem Diwan 'Ali's erwähnt werden:

„„Aufs Siegel Salomonis folgen  
Drei Stäbe, gleich geraden Speeren,  
Ein offnes, abgekürztes Mim,  
Die Leiter Wünsche zu gewähren,  
Vier Finger wohlzutun gerad'  
Die aber einer Hand entbehren,  
Ein He und ein gebogenes Waw,  
Wie Schröpferohr von weitem,  
Beredtem und dem stummen Mann  
Den Namen Gottes zu bedeuten.““

Der Kommentar dazu gibt folgende Erklärung:

„Zuerst das Siegel Salomos; ein aufrechtes und ein darüber gestürztes Dreieck  $\nabla$  ist die vollkommenste Figur desselben, wiewohl einige das pythagoreische Fünfeck  $\star$ , andere bloß einen Ring dafür setzen. Hierauf drei gerade Striche |||; das offene aber abgekürzte Mim  $\sim$  nicht  $\mu$  (Auch dieses kommt vor. Bork) stellt die Zahl vierzig vor; die Leiter wird ebenfalls auf dreierlei Arten gezeichnet, entweder  $\equiv$  oder  $\equiv$  oder  $\equiv$  (oder  $\#$  Bork) deren Sprossen aber immer drei (? Bork). Die vier Finger, welche ohne Hand den Wink zum Wohltun geben, sind in dem Buche ebenfalls durch vier Striche vorgestellt, vermutlich um die Ungelegenheit, welche das Zeichnen gemacht hätte, zu ersparen (Gelegentlich werden die vier Finger wirklich gezeichnet. Bork).“

Diese durch eingeklammerte Zusätze von mir vermehrte Stelle aus S. Seligmanns Bösem Blicke Bd. 2 S. 294f. behandelt die 7 Planetenzeichen, wie sie heute noch in arabischen Landen verwendet werden. Bei T. Canaan werden die Zeichen in folgender Weise mit den Planeten verbunden:

1 Siegel Salomons	= Sonne
2 Hē	= Mond
3 Vier Striche	= Mars
4 Leiter	= Merkur
5 Mim	= Jupiter
6 Drei Striche	= Venus
7 Wāw	= Saturn

Wichtig ist der Hinweis des Kommentars, daß Mim die Zahl 40 ist. Danach ist es sicher, daß Wāw 6, Hē 5 bedeutet. Das sind nämlich die Zahlenwerte der drei arabischen Buchstaben.

In Algier wie in Palästina werden drei unter den sieben Planeten durch Buchstaben bezeichnet und so heraus gehoben. Die Buchstaben werden außerdem als magische Zahlen angesehen, wie man bei Seligmann und Canaan nachlesen kann.

Das Hervorheben der drei Planeten ist ein ähnlicher Vorgang wie die Überordnung des Anu, Enlil und Ae in K 170. So liegt es wohl nahe, die Zahlen der beiden Oberschichten zu vergleichen:

Sumerische Liste	Talismane	Planetenzeichen
Anu 60	Saturn (Ninurta)	6 Wāw
Enlil 50	Mond (Nusku)	5 Hē
Ae 40	Jupiter (Marduk)	40 Mīm

Die Jupiterzahl ist die des Ae unverändert, die des Saturn und des Mondes sind durch Zehntelung der sumerischen Werte gewonnen.

Daß die Jupiterzahl so groß ist, deutet darauf hin, daß eine babylonische Liste zugrunde gelegen hat, in der Marduk selbstverständlich die Hauptrolle gespielt hat.

Es erübrigt sich nur noch, die Zahlen der Sonne, der Venus, des Mars und des Merkur zu ermitteln. Dazu stehen zwei Wege offen, 1. eine Prüfung der Planetenzeichen, 2. die Zehntelung der sumerischen Liste.

Sumerische Liste	Talismane	Planetenzeichen
Šamaš 20	Sonne	Ring, Druidenfuß, Siegel Salomons
Ištar 15	Venus	drei Striche, Siegel Dawids
Nergal 14	Mars	vier Striche, Siegel Lūts
—	Merkur	Leiter, Siegel des Adris

Da die hohen Zahlen 5, 6, 40 (= 8 mal 5) vergeben sind, ist anzunehmen, daß für diese vier Planeten die Ziffern 1 bis 4 in Frage kommen werden.

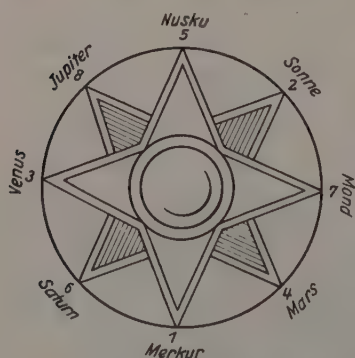


Abb. 11. Die Planetenreihe der arabischen Talismane.

Die Planetenzeichen bringen zum Teil unverwertbare Symbole wie den Ring (= Tierkreis?) oder den davon hergeleiteten sechszackigen Stern, oder die unverständliche Leiter. Dagegen sind die drei und vier Striche deutliche Zahlzeichen, stammen allerdings aus einer anderen Schrift als der modernarabischen.

Wenn so für Venus eine Drei, für Mars eine Vier ermittelt werden kann, so wird man für die Sonne eine Zwei, zu der man auch von der sumerischen 20 aus gelangen kann, für Merkur eine Eins annehmen müssen.

Für den Leser, der sich mit der Deutung der drei und vier Striche nicht befreunden mag, wird im nächsten Abschnitte ein ähnlicher Fall behandelt werden.

Wie wir bemerkt haben, wohnt den Planetenzahlen ein Sinn inne, wenn sie eine Reihenfolge bezeichnen. Als System für die eben ermittelte Reihe kommt der achteckige Stern in Frage. Die Ecke vor der Sonne ist der Platz Nuskus, der den Mond vertritt. Nur unter dieser Annahme ergibt sich eine regelmäßige Zeichnung, die man aus Abb. 11 ersehen mag.

Augenscheinlich liegt hier aber eine Verderbnis vor, doch wird erst im letzten Abschnitte zu zeigen sein, wie es gekommen sein mag, daß Jupiter und Saturn vertauscht wurden. Wichtig aber bleibt dieses lebende Bruchstück deswegen, weil hier Nusku offenbar als Mondgott auftritt und Sin verdrängt hat.

Jedenfalls gehen die iranischen Wochentagsplaneten, die Planeten von K 170 und die der arabischen Talismane auf dieselbe Reihe von acht Planeten zurück, die aber von der manilischen und der der persischen Monatsnamen verschieden ist.

### 7. Das pergamenische Zaubergefäß. (Abb. 12.)

Ehe ich diese Verwandtschaftsverhältnisse bespreche, möchte ich noch ein eigenartiges, von R. Wunsch herausgegebenes Denkmal erörtern, das pergamenische Zaubergefäß. Über dieses hat Wolfgang Schultz im vierten Bande des Memnon gearbeitet und hat nachgewiesen, daß das Gefäß mit seinen vier Zonen zu acht Feldern, oder mit 32 Feldern im ganzen dem Systeme der Acht angehört. Richtig ist ebenfalls seine Deutung des achtstrahligen Sternes als Symbol der Venus im inneren Kreise des Gefäßes.

Während nun in den drei äußeren Zonen die Teilung ganz regelmäßig ist, kann man dies von dem inneren Kreise nicht behaupten. Die drei obersten Sektoren desselben umfassen die Hälfte des Kreises, die fünf unteren die andre Hälfte. Wenn die Felder Planeten zugeordnet sein sollten, — und sie müssen es sein, da das Ganze ein Zaubergefäß ist — so liegen hier ähnliche Verhältnisse vor wie in der Götterliste K 170 mit ihren 160 für Anu, Enlil und Ae zusammen und der gleichen Summe für die anderen acht Götter.

In den inneren Sektoren sind also die Zeichen der acht Planeten zu erwarten. Es ist in der Tat in jedem von ihnen ein solches Symbol vorhanden und dazu eine verstümmelte Vokalreihe, die in dem von Wunsch angezogenen Pap. 124, 38 vollständig und systematisch richtig erhalten ist:

α	ε	η	ι	ο	υ	ω
ε	η	ι	ο	υ	ω	α
η	ι	ο	υ	ω	α	ε
ι	ο	υ	ω	α	ε	η
ο	υ	ω	α	ε	η	ι
υ	ω	α	ε	η	ι	ο
ω	α	ε	η	ι	ο	υ

Da es sich um eine Theorie handelt, die von den sieben Planeten ausgeht und deswegen die sieben Vokale in verschiedener Gruppierung bietet, so darf man die Vokale als spätere Zutat aus dem inneren Kreise ausscheiden. Es bleiben übrig die acht Symbole (Abb. 12), von denen Nr. 7 der Venusstern ist. Nr. 8 versuche ich als Saturn, Nr. 1 und 2 als Nusku und Sonne zu deuten.

Die Nummern 3—6 möchte ich mit der bekannten Reihe Mond, Mars, Merkur, Jupiter zusammenstellen.

Die Symbole halte ich für Ziffern eines unbekannten Zahlensystemes, das dem indischen nahe steht. Man muß die Abbildung so halten, daß der Mittelpunkt des Zaubergefäßes unter der zu beobachtenden Zahl steht, so wird besonders bei 3—6 die Ähnlichkeit mit unseren Ziffern auffallen.

### 8. Einstweilige Ergebnisse.

Es haben sich also zwei Reihengruppen von je acht Planeten ergeben, die die Wochentagsplaneten gemeinsam haben. Aber, wie zu erwarten war, ist keine der beiden Gruppen vollständig erhalten; alle Belege bis auf einen haben den Bestand auf sieben herab gesetzt.

1. Die iranischen Tagesplaneten lassen Nusku weg, die arabischen Talismane vertauschen Nusku und Mond und haben den ersteren



unter dem Namen des letzteren, die Götterzahlen (K 170) endlich haben Nusku und lassen Merkur weg.

Für diese Gruppe kommt als Ablesungsinstrument nur der achtzackige Stern in Frage (Abb. 8, 11).

Die zugrunde liegende Planetenreihe lautet: Volcanus (Nusku) — Sonne — Mond — Mars — Merkur — Jupiter — Venus — Saturn.

2. Auch die Planetenreihe des Manilius besteht tatsächlich aus sieben Gestalten, läßt aber die vorausgehende Achtheit deutlich erkennen. An der Spitze steht Venus. Nusku fehlt und ebenso Mars. Dafür ist aber der Unterweltsgott Dis (Adad) vorhanden, der Mars verdrängt zu haben scheint.

Hierzu gehört auch die sekundäre Anordnung der acht Planeten von K 170, die zwar den der andersartigen Vorlage entstammenden Nusku nennt, ihn aber so behandelt, als wenn Nabū (Merkur) dastünde.

Als Ablesungsinstrument habe ich für diese beiden Dokumente den achtstrahligen Stern der Venus ermittelt, den wir vorhin als die Speichen des Manilischen Weltenrades kennen lernten (Abb. 3, 5, 6).

Mit der Planetenreihe des Manilius ist auch die aus den persischen Monatsnamen ermittelte verwandt. Als Ablesungsinstrument wurde



Abb. 12. Innerer Kreis des pergamenischen Zaubegeräts.



Abb. 13. Erschlossene Urreihe.

eine Verbindung des Sternes von Susa mit den astrologischen Quadraten erschlossen (Abb. 10).

Die der zweiten Gruppe zugrunde liegende Götterreihe ist: Venus — Saturn — Sonne — Mond — Mars — Merkur — Dis — Jupiter. Beide Reihen sind Ausprägungen einer Urreihe von neun Gestalten: 1. Volcanus, 2. Sonne, 3. Mond, 4. Mars, 5. Merkur, 6. Dis, 7. Jupiter, 8. Venus, 9. Saturn.

Hier sei noch angedeutet, daß die beiden Planeten Volcanus und Dis längst bekannte Gestalten sind: der erstere ist der Dunkelmond, der letztere die dunkle Venus. Ein Nachklang davon ist der Unterweltscharakter der Venus im babylonischen Kulturkreise, die Erzählung von der Höllenfahrt der Istar und die Tatsache, daß im alten Orient die Venus „als Abendstern am Westhimmel weiblich, als Glücks- und Liebesgöttin, als Morgenstern am Osthimmel dagegen männlich und als Kriegsgott galt“ (Röck, Kalender, Stern glaube usw. S. 83 Anm. 2).

Als Urinstrument glaube ich ein auf den trigonalen Aspekten der Astrologen beruhendes herstellen zu können (Abb. 13).

Läßt man eine Ecke weg, z. B. Dis, und verbindet man in gleicher Weise wie in Abb. 8 die Ecken der Art, daß man, beispielsweise von Jupiter ausgehend, immer die zwei folgenden überspringt, so entsteht der acht-

zackige Stern und die Namenreihe Jupiter — Nusku — Mars — Venus — Sonne — Merkur — Saturn — Mond, die vorhin als die den iranischen Tagesplaneten zugrunde liegende Reihe ermittelt worden war.

Die Änderung des Instruments durch Weglassung einer Gestalt unter Beibehaltung der Lesungsmethode glaube ich auf eine von außen eingedrungene Kalenderänderung, nämlich auf die Einführung des Venusjahres zurückführen zu sollen. Daß dieser Typus 1 der Achtplaneteninstrumente nicht in dem Lande entstanden sein kann, in dem der Venuskalender gebildet wurde, geht schon daraus hervor, daß der alte Leiter der Planeten, der Schmiedegott, beibehalten wurde.

In dem Geburtslande des Venuskalenders wurde sicher der frühere Leiter der Woche, der Schmiedegott, beseitigt, und an seiner Statt mußte Venus Leiterin werden. Deswegen halte ich den zweiten Typus für den des Venuskalenders. Beachtenswert ist noch, daß auch das Ableseinstrument durchgreifend geändert wurde, indem man den achtspeichigen Stern an Stelle des achtzackigen setzte.

Im einstigen Verbreitungsgebiete des Venuskalenders, oder wohin der damit verbundene kalendarische Aberglaube gedungen ist, findet man noch manche Anschauung, die auf die Vorherrschaft der Venus zu deuten ist. So gilt im heutigen Palästina der Freitag als der Tag, an dem alle Dämonen 24 Stunden Freiheit haben (T. Canaan S. 13). Bei den Juden ist der Freitag als Erschaffungstag der Geister ein Unglückstag.

„Genau wie bei den Hebräern und den Völkern des klassischen Altertums nimmt im jetzigen Amulettglauben das Eisen die vornehmste Stelle ein. Es bricht im stärksten Maße Zauber, verhindert die Wirkung des ‚bösen Blicks‘ und flößt den Gespenstern Furcht ein.“ (T. Canaan S. 83f.). Das Eisen ist das Venusmetall.

Hommel hat darauf hingewiesen, daß der Planet Venus Beziehungen zu der Hand hat. Bei den Arabern wird die Venus in Verbindung mit der Mondsichel als „Hand der Fatme“ dargestellt und als Amulett verwendet. Schmucksachen und Talismankapseln werden entsprechend den fünf Fingern mit fünf Kettchen oder Anhängern versehen. Auch gibt man Namen, die mit der Zahl fünf zu tun haben, wie *Ḥamīs* oder *Ḥmeis*, um die Träger vor Unglück zu schützen.

#### 9. 4 Rawlinson 33.

In die obigen Untersuchungen spielte die Frage nach dem Venusjahre hinein. Deswegen mögen einige Bemerkungen folgen, wenn ich auch schon Literaturangaben gemacht habe.

Alle Chronologie geht vom Monde aus, weil dieser der am leichtesten zu beobachtende Himmelskörper ist, der einen klaren Gestaltenwechsel zeigt und im Verschwinden und Wiederaufleuchten der Sichel feste Ausgangspunkte bietet. Die Sonne kommt für den Beobachter ohne geeignete Instrumente nicht in Frage, da sie sich infolge ihrer Lichtfülle der Beobachtung entzieht, und sie andererseits keinen Gestaltswechsel hat.

Der Mond als Zeitmesser aber liefert die zwischen zwei Neumonden liegende Zeitspanne, den Monat, als verwendbare Zeiteinheit, ferner die Spanne zwischen dem Aufleuchten der Neusichel und dem Verschwinden der abnehmenden. Je nachdem man die eine oder andere Einheit zugrunde legt, kann man den Monat in Abschnitte zu 9 oder 7, bzw. zu 10 oder 5 Tagen teilen, die man Wochen nennt. Größere Zeiteinheiten vom Monde abzulesen, ist wohl nie versucht worden. Dazu war die Beobachtung eines zweiten Gestirnes erforderlich. Ehe man zur Rechnung nach der Sonne übergang, machte man einen Umweg über die Venus.

Das Venusjahr, das vom alten Elam ausgegangen zu sein scheint, umfaßte rund eine Schwangerschaftsperiode, nämlich den halben synodischen Umlauf der Venus, 292 Tage, die in Monate zu 32 oder 33 Tagen eingeteilt wurden, welche ihrerseits durch Achttagewochen geviertelt wurden. Im ganzen hat das Venusjahr neun Monate gehabt. Näheres findet man jetzt bei F. Röck, Kalender, Sternglaube usw.

Die Chronologie nach der Venus übernahm die Errungenschaften des Mondzeitalters, die Monate und Wochen und modelte sie nur ihren Bedürfnissen entsprechend um. Der Monat bedeutete also nicht mehr eine bestimmte, vom Monde ablesbare Zeiteinheit, sondern wurde ein absoluter kalendarischer Begriff. An die Stelle der reinen Beobachtung war die rechnende Wissenschaft getreten.

Wenn sich nun eine aus der Zeit der Mondchronologie stammende Mondphasenfolge von neun Gestalten auf asiatischem Boden zu einer Reihe von acht Planeten umgebildet hat, der Gestalt, daß jeder Planet der Regent eines Wochentages wurde, so kann es nicht wunder nehmen, wenn die neun Planeten auch als Regenten der neun Venusmonate in Anspruch genommen wurden. In gleicher Weise verwendeten z. B. die Türken die Zyklustiere ebenso als Stundenregenten wie als Jahresweiser.

Eine solche Liste von neun Venusmonaten dürfte in der Liste 4 Raw. 33 stecken, die schon mehrfach die Aufmerksamkeit der Babylonisten gefesselt hat. Sie gibt außer den Monatsnamen auch die Namen der ihnen entsprechenden Götter an. Behandelt wurde sie von Hugo Winckler (Altor. Forsch. Bd. 2 S. 367ff.), F. K. Kugler, Im Bannkreis Babels, und E. F. Weidner (OLZ. 1913 Sp. 55). Winckler und Weidner haben die Frage nach dem inneren Aufbau der Liste gestellt und teilweise richtig beantwortet. Dagegen vermag ich die von Winckler und Hommel (Hilprecht Anniversary S. 183) angenommene Vertauschung von Saturn mit Sonne, Sonne mit Mars, und Mars mit Saturn nicht anzuerkennen. Ich lasse alles beim Alten. Es möge die Liste folgen:

<i>Nisānu</i>	ša (ilu) <i>A-nim u</i> (ilu) <i>En-lil</i>	
<i>Ajaru</i>	ša (ilu) <i>E-a bēl te-ni-še-e-ti</i>	
<i>Simānu</i>	ša (ilu) <i>Sin mār riš-ti-i</i> ša [(ilu) <i>En-lil</i> ]	(Mond)
<i>Du'uzu</i>	ša <i>ku-ra-du</i> (ilu) [ <i>Ninurta</i> ]	(Saturn)
<i>Abu</i>	ša (ilu) <i>Nin-giš-zi-da bēl</i> [ <i>mišari?</i> ]	(Merkur)
<i>Uluu</i>	ša (ilu) <i>Ištar be-lit</i> ...	(Venus)
<i>Tišritu</i>	ša (ilu) <i>Šamaš ku-[ra-du]</i>	(Sonne)
<i>Arašamna</i>	ša <i>abkal ilāni</i> [(ilu) <i>Marduk</i> ]	(Jupiter)
<i>Kisilīmu</i>	ša <i>ur-sag-gal</i> [(ilu) <i>Nergal</i> ]	(Mars)
<i>Tebetu</i>	ša (ilu) <i>Pap-sukal sukal</i> [(ilu) <i>A-nim u</i> (ilu) <i>Iš-tar</i> ]	(Vulcanus)
<i>Šabatu</i>	ša (ilu) <i>Adad gu-[gal samē u irištīm]</i>	(Dis)
<i>Addaru</i>	ša <i>Sibi</i> [ <i>ilāni rabūti</i> ]	
<i>Addaru arkū</i>	ša <i>Ašur a-bi ilāni</i>	

Die Liste beginnt mit einer schlecht verteilten Götterdreierheit Anu, Enlil, Ae. Es folgt eine planetarische Götterneunheit, die ich als Kernstück der Liste ansehe. Die Entsprechungen der arischen Reihe sind von mir in Klammern ( ) beigefügt worden. Den Schluß bilden die Plejaden und der Schaltmonat, der dem Gotte Ašur zugeordnet ist, woraus man mit vollem Rechte Assyrien als Ursprungsland dieser Liste erschlossen hat.

Aus der Verteilung der Planetengötter auf die Monate, deren erster einmal Simānu gewesen sein dürfte, schließt Winckler, daß die Liste zu einer Zeit entstanden ist, als die Sonne in den Zwillingen aufging. Das würde also vor 4400 v. Chr. gewesen sein. Meines Erachtens ergibt sich



daraus, daß das Kernstück der Neun-Planetenmonate mit dem Simānu beginnt, gar nichts, da es aus einem anderen chronologischen Systeme stammt, man also über die Zeit der Gleichsetzung mit dem Simānu nichts aussagen kann.

Dieses Kernstück enthält die sämtlichen, als Planetengötter bekannten Göttergestalten außer Nusku und Nabū. Statt des letzteren steht, wie Winckler richtig gesehen hat, Ningišzida.

Die noch übrig bleibende Gleichung Papsukal = Nusku = Volcanus ist eine Überraschung. Nach K 250 Col. 4 Z. 8ff. (A. Jeremias, Handbuch S. 135) wird Papsukal mit Saturn gleichgesetzt. Dies kommt für 4 Rawl. 33 nicht in Frage, da Saturn bereits als Ninurta erscheint.

Der hinter Papsukal stehende Adad gehört augenscheinlich an den Anfang der Reihe, die ich folgendermaßen herstelle:

Adad	(Dis)
Sin	(Mond)
Ninurta	(Saturn)
Ningišzida	(Merkur)
Ištar	(Venus)
Šamaš	(Sonne)
Marduk	(Jupiter)
Nergal	(Mars)
Papsukal	(Volcanus)

Durch die Voranstellung des Adad, die ja belanglos ist, wird der Aufbau der Reihe klar: es schließen sich immer drei Gestalten zu einer Gruppe zusammen, die in Abb. 13 je ein Dreieck einnimmt. Das auf anderem Wege und aus anderem Stoffe erschlossene „Urinstrument“ erweist sich also als brauchbar.

Zu beachten ist ferner, daß in der Reihe der neun Götter die Venus genau in der Mitte steht, was aber nicht ursprünglich zu sein braucht.

Aus all dem glaube ich schließen zu können, daß die Reihe der 9 Planetengötter in 4 Rawl. 33 tatsächlich ursprünglich zu den 9 Planeten des Venussystemes gehört hat, und daß diese Liste nachträglich zu einer Dreizehnmonatsliste umgearbeitet worden ist.

In der Nachbarschaft des alten Elam finde ich noch einen Fall einer Kalenderumarbeitung. Es ist nicht wunderbar, daß man auf diesen nicht geachtet hat, weil man mit dem Venusjahre nicht rechnete und auch nicht rechnen konnte. Es handelt sich um das vorislamische altarabische Jahr, dessen Monate ich nach Ginzler Bd. 1 S. 239 heretze:

- |                        |                  |
|------------------------|------------------|
| 1. Moharrem (Safar 1). | 7. Regeb.        |
| 2. Safar (Safar 2).    | 8. Šabān.        |
| 3. Rebī 1.             | 9. Ramadān.      |
| 4. Rebī 2.             | 10. Šawwāl.      |
| 5. Ğumādā 1.           | 11. Dhu-l-kade.  |
| 6. Ğumādā 2.           | 12. Dhu-l-higge. |

Moharrem ist kein Name, da es „heilig“ bedeutet; der eigentliche Name des ersten Monats ist Safar 1. Aus der Namenreihe geht mit aller Deutlichkeit hervor, daß die 12 vorislamischen Monate auf 9 zurück gehen.

Daß sich in Arabien elamische Einflüsse aufs stärkste geltend machen müssen, liegt auf der Hand. Das bisher so rätselhafte Land Ophir, das man in Südafrika und in Indien gesucht hatte, liegt nach Hüsing's Ansetzung im Bereiche des persischen Meerbusens, also in Elam oder gegenüber. Für die letztere Möglichkeit tritt C. v. Gelderen in seinem

gedankenreichen Aufsätze „Elamietische goden en koningen“ ein. Er weist auf Genesis 10 hin, wo Ophir unter den Söhnen Joktans in Arabien erwähnt wird. Er hält dieses arabische Ophir für eine elamische Kolonie. Damit wird er recht behalten.

Durch Röcks „Kalender, Sternglaube und Weltbilder“ ist eine Fülle von Stoff beigebracht worden, der die Kalenderwanderung von Westasien nach Amerika erweist. Aber noch unendlich viel mehr harret der Erschließung. Ein Blick auf Ginzels Bd. 2 S. 143ff., wo die Zeitrechnung der amerikanischen Indianer behandelt wird, überzeugte mich, daß gerade hier noch reichlicher Stoff zu einer Sonderstudie vorhanden ist. Von Ginzels trennt mich die Grundauffassung, daß es sich bei diesen Indianern nicht um werdende sondern um verfallende Kalender handelt. All diese Völker, die von der Jagd, vom Fischfange und zum kleinen Teile auch vom Ackerbaue leben, haben keine Wissenschaft und können infolge davon übernommenes Gut nicht erhalten; es muß zerfallen. Trotzdem aber haben sie mechanisch Dinge erhalten, die geradezu erstaunlich sind. Aus all diesen Kalendersystemen, wenn man überhaupt noch von Systemen sprechen darf, schimmert das Dasein eines 12—13-Monatjahres durch, welches seinerseits wieder sich als Umarbeitung eines älteren Neunmonatjahres gibt. Am klarsten ist dies am Jahre der Kiowa zu erkennen, das, wie auch Ginzels annimmt, von Hause aus 12 Monate gehabt haben dürfte. Neun von diesen, nämlich die Monate 1—7, 11 und 12, haben ihre eigenen Namen. Die Sommermonate 8, 9, 10 dagegen wiederholen nur die Namen der Wintermonate 2, 3, 4.

Da mir dies Gebiet fern liegt, muß ich es mir versagen, auf die Kalender der Hopi und der Zuñi einzugehen, die anscheinend ähnlich Wichtiges bieten.

#### 10. Elamische Götterreiden. (Abb. 14.)

A. — Es möge der Anfang von Nr. 54 von G. Hüsing's „Einheimischen Quellen zur Geschichte Elams I“ folgen:

[E (nap)Humban], ku-uk ka-as-si-it-ri!

E (nap)In-[su-uš-na-ak, te-im-ti na]-ap-pi-pi-ir!

E (nap)Ki-ri-ri-ša ru-[tu ri-ša-ar-ra] . . . ur-na am-ma na-ap-pi-pi-ir!

E (nap)Ri-hu-[ra-ti-ir?] . . . na-ap-pi]-pi-ir!

E (nap)Na-an-na-ra, hi(?) -ši ki-ki-[me?]

E (nap)Nah-hu-un-te, te-im-ti pa-hir-ri!

E (nap)Te-im-ti . . . ir(?) na-ap-pi-pi-ir!

E (nap)Si-li-ir, ka-at-ru, pa(?) -ha-ar ha-pir-ti-ir!

E (nap)Si-mu-ut, si-il-ha-ak, pe-ri-ir [na-ap]-pi-pi-ir!

E (nap)Hu-ut-ra-an, te-im-ti si-il-ha-ak-ri!

[E] (nap)Ti-ru: mi-it-hi-ir ni-ic-ca pa-t[e-ik?] e(?) -ri ti-pi(?) -r [su]  
-un-ki-ir!

E (nap)na-ap pa-ha-ap-pi, ak-ti-ip na-ap-pi-ip!

E (nap)na-ap ki-ki-ip, na-ap-pi-ip ha-pir-ti-ip a-ak na-ap-pi-ip (aš)

Su-še-en: pi cu-lu-h la-h-lu-h . . .

„O Humban, Schirm des Kaspierlandes! O Insušnak, Herr der Götter! O Kiririša, erhabene Schwester-Gattin, . . . Mutter der Götter! O Rihurater(?) . . . der Götter! O Nannar, Nase(?) des Himmels! O Nahhunte, Herr der Ahnen! O Temti, . . . der Götter! O Silir, Fürst, Schützer Elams! O Simut, vollkommener, göttlicher Gelehrter (eigentlich: „Leser der Götter“) O Hutran, Herr des Vollendeten! O Tiru, ??? des Königs! O ihr schützenden Götter, ihr ältesten der Götter! O ihr Götter des Himmels, ihr Götter von Elam und ihr Götter von Susa! Ich rufe (?) und flehe euch an(?) . . .“

Mit dieser wichtigen Stelle hat sich zuerst C. van Gelderen in seinem schönen Aufsätze Elamietische goden en koningen beschäftigt. Er hält Humban für den Himmels-gott, Inšušinak für den Burggott von Susa, Kiririša für die Erdgöttin, Rihurater für den Sonnengott, Nannar für den Mondgott, Nahhunte für den Wettergott und die letzten fünf Gestalten für die Planeten Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn, und zwar versucht er Hutran mit Mars zu verselbigen.

Mir scheint, daß es unter diesen Göttern keine Erdgöttin, und keinen Gott geben kann, der nur Burgherr von Susa ist, weil sie alle als „Götter des Himmels, Götter von Elam, und Götter von Susa“ bezeichnet werden. Als Himmelsgötter sind sie alle Gestirngötter. C. van Gelderen glaubt an eine dreifache Gliederung der elf Gestalten, indem er zwei Dreierheiten und eine Fünferheit annimmt. Auch dieser Versuch erscheint mir nicht gelungen, weil die inneren Voraussetzungen, die kosmische Artung der ersten Dreierheit und die Gestaltenfolge der zweiten, nicht haltbar sind. Deswegen versuche ich einen Einschnitt an anderer Stelle zu machen, und zwar hinter Insušnak. Lassen wir zunächst Humban und Insušnak unberücksichtigt und wenden wir uns den folgenden Gestalten zu.

An der Spitze dieser steht die einzige weibliche Gestalt der Reihe. Kiri-riša, die große Göttin. Wenn die neun Gestalten eine Planetenliste sind, was ja bis zu einem gewissen Grade auch van Gelderen billigt, so muß die alte Annahme, daß Kiririša die Venus sei, zu Rechte bestehen. Als Göttin des Venussternes ist sie die Göttin des achtstrahligen Sternes, den man in Susa so häufig gefunden hat. Daß Nannar der sumerische Mondgott ist, ist über jeden Zweifel erhaben. Sein elamischer Name wird Inšušinak sein (vgl. Hommel, Grundriß I S. 35 und Anm. 2), ein Grund mehr, den an zweiter Stelle stehenden Insušnak von der Planetenreihe abzutrennen. Hutran als Sohn der Kiririša (zu ruhu vgl. F. W. König, Mutterrecht und Thronfolge im alten Elam [Festschr. d. Nat. Bibl. Wien, 1926] S. 529ff.) wird wirklich Mars sein; damit wird van Gelderen Recht behalten. Tiru endlich (ältere Lesart *Ti-ru-um*, z. B. in dem Namen *Si-il-ha-ak-Ti-ru-um*, *Mém. Dél. en Perse*. Bd. 10, S. 50) wird wohl dem Tešup der westlichen Völker gleichzusetzen sein (vgl. Bork, Mitannisprache (MVAG. 1909, H. 1/2, S. 81 und Anm. 2), und Tešup ist der Wettergott, wie CT 25 Taf. 16, Vorders. Z. 18 (K 2100) beweist: „(*ilu*) *Te-eš-su-up* / *dito* (= *Adad*) *Su(ki)*“ d. h. Tešup ist der Wettergott des Landes Su.



Abb. 14. Elamische Planeten  
aus „Quellen“ 54:



für die Richtigkeit der letzteren. Durch diese Rekonstruktion werden folgende Gleichungen gewonnen:

Quellen 54	Urreihe	Quellen 54	Urreihe
1. Kiririša	= 7 Venus	6. Silir	= 8 Saturn
2. Rihurater (?)	= 9 Volcanus	7. Simut	= 1 Sonne
3. Nannar	= 2 Mond	8. Hutran	= 3 Mars
4. Nahhunte	= 4 Merkur	9. Tiru	= 5 Dis (Adad)
5. Temti	= 6 Jupiter		

Bemerkungen: 1 Temti = Jupiter ist beachtenswert. Temti ist kein Name, sondern bedeutet „Herr“ und kann sich nur auf den Götterkönig Humban beziehen. So wie in Babylonien wird also auch in Elam der höchste Gott auch der Gott des Planeten Jupiter gewesen sein, um so mehr, als enge kulturelle Beziehungen zwischen den beiden Ländern bestanden. Die Gleichung Humban = Jupiter ist nicht neu, sie ist bereits von Hüsing auf der letzten Seite seiner „Quellen“ aufgestellt worden. Den von ihm herangezogenen Namen Te-(an)MARDUK-LUGAL-A(N)-NI möchte ich ein wenig anders deuten. Ich sehe in dem Suffix *a(n)-ni* das sumerische Possessivum *ani* „sein“ und versuche den Namen elamisch zu lesen als Te-Ummān-sunk-e-ri. Wenn nun in der Planetenliste Jupiter als Temti vorkommt, so habe ich mit Rechte den Schnitt hinter Insušnak gelegt, da Humban und Insušnak nicht zweimal in derselben Planetenreihe auftreten können. Daran ändert auch die Möglichkeit nichts, daß Humban als Obergott und Temti (Tepti) als Planetengott schließlich verschiedene Gestalten werden konnten. —

2. Die Gleichung Nahhunte = Merkur ist befremdlich. Denn einerseits ist aus 80 — 6 — 17, 1084 RückS. Z. 4 bekannt, daß (ilu)Na-ḥu-un-da der Sonnengott ist (F. H. Weißbach, Neue Beiträge zur Kunde der susischen Inschriften, S. 758 [30]). Dementsprechend wird in einer Malamirinschrift der Gott mit dem Ideogramm (nap) UD (bzw. PIR) geschrieben; dagegen scheint die andere große Malamirinschrift denselben Gott mit dem Ideogramm (nap) EŠ des Mondgottes zu bezeichnen. Um die Verwirrung noch zu steigern, ist (ilu)Na-ḥu-un-di in K 7620 + K 8219 (CT 25 Taf. 24) eine der elamischen sieben Plejadengottheiten. Als deren Schwester (*Nin-ne = a-hat-su-nu*) wird ebenda (ilu) Na-ru-un-di genannt. Die Ähnlichkeit der Namen läßt den Verdacht aufkommen, daß Narundi und Naḥundi von Hause aus dieselbe Sterngottheit gewesen sei, und daß eine mundartlich bedingte Differenzierung ein ursprüngliches *Nal<sup>o</sup>unte<sup>1)</sup>* zu Narunte und Nahhunte hat werden lassen, und daß die Verschiedenheit der Form eine solche der Gestalt erzeugt habe.

Da man von der inneren Geschichte des elamischen Pantheons so gut wie nichts weiß, so muß die Gleichung Nahhunte = Merkur einstweilen ein Rätsel bleiben.

Immerhin kann ich mir wohl einen Weg denken, der wenigstens von der Plejadengottheit zu Merkur führen mag. In der Liste K 170 steht Nusku, der hier Nabū vertritt, an letzter Stelle, hat aber die Planetenzahl der ersten, zehn. Es mag eine Reihe gegeben habe, die Nabū an siebenter Stelle hatte, und ihm auch die Zahl sieben gegeben hatte. In diesem Falle wäre der Weg von dem siebenten Planeten zu der Gottheit der Plejadensiebenheit nicht zu weit abliegend. Im übrigen muß auch darauf hingewiesen werden, daß in 4 Rawl. 33 Ningišzida statt des Nabū überliefert ist, daß also in der alten sumerischen Liste gerade bei Nabū die Einheitlichkeit der Überlieferung durchbrochen wird.

3. Wie schon bemerkt, befinden sich unter den neun Planeten der Reihe zwei, Nannar und Temti, die unter den Namen Insušnak und Humban

<sup>1)</sup> <sup>o</sup> soll ein laterales l wiedergeben; vgl. Dirr, *Caucasica* 4. S. 69.

und unter gleichzeitiger Veränderung ihres Wesens der Reihe voran gestellt sind, eine Erscheinung, die der glanzvollen politischen Entwicklung verdankt wird, welche Elam zu einer Großmacht erhob. Demgemäß mußten der Obergott und der Landesgott stärker heraus treten. Das Dasein der Neunplanetenreihe wird aber noch verständlicher, wenn man sich vergegenwärtigt, daß in Susa noch zur Achamanidenzeit der Venuskalender wenigstens in der Bezeichnung der Tage, im geschäftlichen Leben herrschend war, daß also noch in dieser späten Zeit dort ältestes Altertum lebte. Deswegen halte ich die eben behandelte Neunplanetenreihe nicht für eine Ausgrabung, die aus einem Archive ans Licht gezogen wäre, um den archaisierenden Gepflogenheiten der Zeit zu dienen, sondern für ein Stück lebendigen Götterglaubens aus der Zeit von 1250 v. Chr.

In diesem Zusammenhange sei daran erinnert, daß die Planeten als *akti-p nappi-p* bezeichnet werden, was C. van Gelderen richtig mit *oudsten der goden* wider gibt. Sie sind wirklich die ältesten der Götter, die Kalendergottheiten.

B. — Die um 600 Jahre jüngere, assyrisch überlieferte elamische Götterreihe Rassamzylinder 6 Z. 30—35 wurde zuerst grundsätzlich richtig als Planetenreihe von F. Hommel (Grundriß I S. 35) gedeutet. Die Stelle lautet: (*ilu*)*Iušušinak*, *il pi-ris-ti-šu-un*, *ša ašbu ina (pu-uz-ra-a-ti, ša man-ma-an la im-ma-ru ip-šit ilu-ti-šu. ilu)Šu-mu-du. (ilu)La-ga-ma-ru, (ilu)Pa-ar-ti-ki-ra, (ilu)Am-ma-an-ka-si-bar, (ilu)U-du-ra-an, (ilu)Sa-pa-ak ša šar-rāni (mātu)Elamti ip-tal-la-ḫu ilu-us-su-un.*

„Insušinak, den Gott, nach dessen Willen sie sich richten, der an verborgenen Orten wohnt, dessen göttliches Walten niemand sieht, Šumudu, Lagamaru, Parti-kira, Amman-kasi-b-ar, Uduran, Sapak, die die Könige von Elam als ihre Götter verehrten“ usw. (Es folgen die zwölf Tierkreisgötter.)

Die eben erst möglich gewordene Deutung von Quellen 54 gibt der Enträtselung der Planetenreihe des Rassamzylinders eine Grundlage, die Hommels bedeutungsvollen Fund zu berichtigen erlaubt. Seine Gleichung Inšušinak = Mond ist richtig. Aus Quellen 54 ergeben sich folgende weiteren: Amman-kasi-b-ar (= der Humban der Kaspier) = Humban kuk kassi-t-ri (= Humban, der Schirm der Kaspierlandes, „beschermer von het Kassietenland“ (van Gelderen) = Jupiter, Uduran = Hutran = Mars, Šumudu = Simut = Sonne. Die einzige weibliche Gestalt der Reihe ist Parti-kira, in deren Namen elamisches *kiri-r* „Göttin“ steckt, = Venus. Die noch unentziffert bleibenden Lagamaru und Sapak verteile ich auf die noch übrig bleibenden Planeten Saturn und Merkur.

Da es sich um Elam handelt und um eine Reihe von nur sieben Gestalten, so kommt als Ablesungsinstrument der Stern von Susa in Frage; nur muß ein Strahl weggelassen werden und mit diesem Tiru = Adad = Dis. Ich lege Abb. 7, eine leichte Abart von 3 zugrunde und lese nach Strahl und Gegenstrahl die Reihe ab: 1. Mond (= Inšušinak). 2. Sonne (= Šumudu.) 3. Saturn (= Lagamaru). 4. Venus (= Parti-kira). (Lücke wo Dis stand.) 5. Jupiter (= Amman-kasi-b-ar). 6. Mars (= Uduran). 7. Merkur (= Sapak).

Jetzt wollen wir eine Rückschau halten. Zwei zweifellos alte Planetenreihen, 4 Rawl. 33 und Quellen 54, zeigen mit Sicherheit, daß die aus anderem Stoffe erschlossene Urreihe keine blasse Abstraktion ist, sondern frisches Leben verrät: sie war bei Sumerern und Elamiern in Gebrauch. Eine Kulturwelle, die die Neuntageswoche weiter trug, muß also diese beiden Völker getroffen haben. Daß diese Wochenform bei ihnen alteinheimisch war, ist unwahrscheinlich, da der Führer der



Neunplanetenreihe, der Schmiedegott Nusku, im alten Oriente niemals von Bedeutung gewesen ist.

Auch widerspricht dem die Struktur der Neunplanetenreihe: Vulcanus, Sonne, Mond, Mars, Merkur, Dis, Jupiter, Venus, Saturn. Scheidet man nämlich den Dunkelmond (Vulcanus) und die Dunkelvenus (Dis) aus, so bleibt unsere Wochentagsplanetenreihe übrig. Wir können die Gründe nicht angeben, die die Erfinder der Neunplanetenreihe veranlaßten, den Dunkelmond und die Dunkelvenus den entsprechenden hellen Gestirnen voran zu stellen, jedoch so, daß das dunkle Gestirn von dem hellen durch ein anderes getrennt wird. Darin wird ein System liegen, eine Anschauung, die den Verfolger von dem Verfolgten, den Messer von dem Gemessenen, fern zu halten bestrebt ist.

Die Wochentagsplanetenreihe, die durch eine Subtraktion aus der „Urreihe“ gewonnen wird, ist, wie man längst weiß, auf eine wissenschaftliche Reihe zurückzuführen, die die Planeten nach ihrer mittleren täglichen Bewegung anordnet: Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Merkur, Mond (vgl. F. S. Archenhold, D. Weltall 3 (1903) S. 89—91). Hier sind wir auf festem Boden. Die Heimat der wissenschaftlichen Siebenplanetenreihe ist Mesopotamien, wo die wissenschaftliche Astronomie begründet und schon in alter Zeit aufs feinste ausgebildet wurde (vgl. E. F. Weidner, Babylonische Messung von Fixsterndistanzen [OLZ. 1911, Sp. 345ff.]). Auf Mesopotamien weisen auch die ältesten Planetenreihenfunde hin, die wir kennen. Aus diesem Sachverhalte ergibt sich folgendes: Die Wochentagsplanetenreihe ist die Ableitung von einer wissenschaftlichen Reihe und stammt mit dieser aus Mesopotamien. Sie ist älter als die Neunplanetenreihe, die auf eine Abart der wissenschaftlichen Reihe zurück geht und von dieser Abart aus in systematischer Weise auf neun Gestalten gebracht wurde.

Die Neunplanetenreihe durchkreuzt also das wissenschaftliche System und stellt einen in Mesopotamien nicht gerade bedeutenden Gott, Nusku, in den Vordergrund. Deswegen kann ich es nicht glauben, daß der Gedanke einer Neunplanetenreihe in Mesopotamien je heimisch gewesen sei; sie wird vielmehr von Osten, wohl auch von Norden her, ihre Wellen vorgetragen haben, die zwar im gelehrten Schrifttume des Zweistromlandes ihren Niederschlag fanden, aber tatsächlich am Felsen des babylonischen Systemes verbrandeten.

Aber auch in Elam war Nusku und ein Gott überhaupt nicht von kalendarischer Bedeutung, sondern vielmehr eine Göttin, Kiri-riša, was in einem matriarchalisch organisierten Lande auch das Gegebene ist. Mithin wird die Neuntageweile auch nicht von Elam ausgegangen sein und kann dieses nur gestreift haben. Wir sahen aus dem Stoffe, daß in Elam, anscheinend in bewußter Reaktion gegen das System der Neun, das Venusjahr mit Achttagewochen durchdrang, die Ablesungsinstrumente durchgreifend änderte und sich im geschäftlichen Leben bis in die Achamanidenzeit lebendig erhielt.

Woher stammt nun die Neuntageweche? — Das Studium der Volksmärchen und der sonstigen mythenhaltigen Überlieferungen hat mich von der Richtigkeit des Ergebnisses der vergleichenden Mythologie überzeugt. Daß die Neuntageweche europäischer, arischer Herkunft ist und mit den mesopotamischen Planetenreihen nichts zu tun hat, sondern mit dem Monde und seinen Gestalten. Daß dem so ist, daß also die mythologischen Überlieferungen im Grunde Mondkalendergeschichten sind, wird bestätigt durch den von E. Beninger meisterhaft behandelten Borkendorfer Fund, der das erste bekannt gewordene kalendarische In-



strument Alteuropas ist. Dieser ist eine runde Bronzezierringe germanischer Herkunft aus der Zeit von 1000 v. Chr., die Beninger folgendermaßen beschreibt: „Die zwei oberhalb angesetzten Ösen haben Zweckbestimmung, offenbar war die Zierringe zum Um- und Aufhängen bestimmt. Um den inneren, durch das Radkreuz mit den vier Spiralen gebildeten Ring sind neun einfache Spiralen gelegt. Den zweiten Kreis bilden neun S-förmige Doppelspiralen. Den dritten Kreis bilden neun Doppelspiralen, deren lange Schenkel sich zwischen je zwei S-Spiralen des mittleren Kreises bis zum inneren Ring verschieben. Dadurch sind die Spiralen des äußeren Kreises gegenüber denen des mittleren und inneren um die Hälfte seitlich verschoben. Außerhalb des äußeren Ringes sind unten drei Spiralen angebracht, dicht aneinander gerückt. Ganz ungezwungen läßt sich die Beziehung zur Monatsteilung  $3 \times 9 + 3$  herstellen. Frappierend die Wiedergabe der dreimal sich wiederholenden neunächtigen Woche, vor allem aber die aus dem äußersten Ring herausgestellten, unten angebrachten Spiralen der Tarnzeit. Gerade die letztere Darstellung ist so treffend, so überaus bestechend (man ist versucht zu sagen, so geistreich), daß dadurch schon der symbolische Charakter der Zierringe über jeden Zweifel erhaben ist.“ Im folgenden tritt Beninger u. a. dafür ein, daß die Spirale und das Radkreuz lunar seien, was auch andere Forscher annehmen.

Die Borkendorfer Zierringe weist keinen Planetenschmuck auf, sondern nur vom Monde abzuleitende Symbole.

Die Neunplanetenreihe im alten Oriente ist also kein bodenständiges Gewächs, sondern die Aufpfropfung eines fremden Reises auf den heimischen Wildling. Sie ist der Ausgleich zwischen dem fremden, auf der Zahl Neun beruhenden Wochenbegriffe und der einheimischen Siebenplanetenreihe, die aber bei diesem Ausgleich doch immer wieder durchschlägt und schließlich zum Siege gelangt, während die fremde Neun untergeht.

### 11. Nachlese. (Abb. 15—20.)

Die Untersuchung ist nur scheinbar zu einem Ziele gelangt; es mußten Fragen ausgeschaltet werden, die wenigstens gestellt werden sollten, wenn wir auch heute eine wirkliche Antwort noch nicht geben können. Es haben sich bisher einige Instrumenttypen ergeben, die nach verschiedenen Grundgedanken gearbeitet sind.

Ein Typus, der achtstrahlige Stern von Susa, verbreitet sich von Elam aus und geht auf elamische Überlieferung zurück, auch wenn er bei Manilius zum Vorschein kommt.

Die anderen sind Zackensterne verschiedener Art.

Man fragt sich nunmehr mit Rechte, warum die Ablesungsinstrumente so verschieden ausfallen müssen. Als Antwort wird man daran erinnern dürfen, daß der Zweck der verschiedenen Instrumente verschieden sein dürfte, und man wird zunächst alles zusammen stellen müssen, was den Zweck der Instrumente beleuchten könnte.

Der maledivische Zackenstern ist rein astrologisch.

Das Weltenrund des Manilius ist ein Bild des Kosmos auf astrologischer Grundlage.

Die neun Planeten in 4 Rawl. 33, die mit astrologischen Dreiecken arbeiten, gehören zu einer Monatsliste und werden auch wohl schon Monate bezeichnet haben, ehe sie dieser Liste eingefügt wurden.

Die neun Planetengötter von Quellen 54 werden vom elamischen Könige in einem Gebete angerufen.

Es wäre möglich, daß eine verschiedene Bestimmung auch eine Veränderung der Reihe nach sich zöge. Dafür scheint zu sprechen, daß in den iranischen Tagesnamen die Amṛta Sponta in der richtigen Reihenfolge angeführt werden; Vohūman, Ardavahišt, Šatvairo Spendarmad, Horvada, Amerōdad; während sie in den Monatsnamen in einer anderen, vom Sterne von Susa herleitbaren belegt sind.

Da unser bisher behandelter Stoff so wenig ergiebig ist, so sollen weitere Stoffe Ausblicke auf das uns noch Verborgene bieten und zur Lösung der Rätsel anregen.

A. In der WZKM. 1910, S. 423ff. hat D. H. Müller u. a. folgende Planetenreihen veröffentlicht, die mit hebräischen Namen bezeichnet sind: 1. Sonne — Venus — Merkur — Mond — Saturn — Jupiter — Mars; 2. Saturn — Jupiter — Mars — Sonne — Venus — Merkur — Mond. Diese zwei Reihen sind die gleiche; nur ist der Ausgangspunkt verschoben. Man kann aber auch die übrigen fünf Planeten die Reihe beginnen lassen und dann so sieben im Grunde gleiche Reihen erhalten, die alle auf die Wochentagsplanetenreihe zurück gehen (vgl. Abb. 15). Wozu dient aber dieses? Diese Planetenreihen sind keine Spielereien für müßige Stunden, sondern

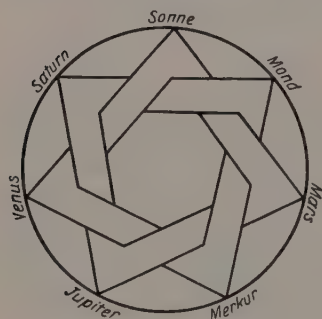


Abb. 15. Barzilaïs hebräische Planeten.

sind für die Stundenwählerei bestimmt. Die Babylonier teilten den 24-Studentag in zwölf Doppelstunden (*bēru*) und jede *bēru* in zwei *šatu* (Jeremias, Handbuch, S. 166f.). An diese einfachen Stunden knüpft die Stundenwählerei an, wie folgende Angaben T. Canaans aus modernen arabischen Quellen lehren: „Jede Stunde des Tages und der Nacht ist von einem Planeten beherrscht; im Zeichen ihres Planeten wird sie zur glücklichen oder unglücklichen. Um zu wissen, welchem Planeten jede Stunde angehört, geht man von dem aus, der den Tag regiert. In seinem Zeichen steht die erste Stunde, dann zählt man vier zu von der Planeten-

reihe, wie sie für die Tage besteht, und nimmt den fünften für die zweite Stunde, in dessen Zeichen nun diese steht, zu diesen werden wiederum vier gezählt in der gleichen Weise, und der fünfte ist wiederum der nächste beherrschende Planet, dem nun die dritte Stunde geweiht ist. Z. B. Sonntags gehört die erste Stunde der Sonne und ist glücklich, die zweite der Venus, glücklich, die dritte dem Merkur, verschieden, die vierte dem Monde, glücklich, die fünfte dem Saturn, unglücklich, die sechste dem Jupiter, glücklich, die siebente dem Mars, unglücklich, die achte der Sonne, glücklich“ usw.

Dieses System der Stundenwählerei aber hat die Verteilung der Planeten auf die Wochentage geliefert, da diese stundenwählerische Planetenfolge die Wochentage in der Weise durchläuft, daß immer die erste Tagesstunde dem Planeten untersteht, nach dem der Tag genannt ist:

Sonnabend	Sonntag	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag
1 Saturn	Sonne	Mond	Mars	Merkur	Jupiter	Venus
2 Jupiter	Venus	Saturn	Sonne	Mond	Mars	Merkur
3 Mars	Merkur	Jupiter	Venus	Saturn	Sonne	Mond
4 Sonne	Mond	Mars	Merkur	Jupiter	Venus	Saturn
5 Venus	Saturn	Sonne	Mond	Mars	Merkur	Jupiter
6 Merkur	Jupiter	Venus	Saturn	Sonne	Mond	Mars
7 Mond	Mars	Merkur	Jupiter	Venus	Saturn	Sonne
8 Saturn	Sonne	Mond	Mars	Merkur	Jupiter	Venus

Sonnabend	Sonntag	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag
14 Mond	Mars	Merkur	Jupiter	Venus	Saturn	Sonne
15 Saturn	Sonne	Mond	Mars	Merkur	Jupiter	Venus
21 Mond	Mars	Merkur	Jupiter	Venus	Saturn	Sonne
22 Saturn	Sonne	Mond	Mars	Merkur	Jupiter	Venus
23 Jupiter	Venus	Saturn	Sonne	Mond	Mars	Merkur
24 Mars	Merkur	Jupiter	Venus	Saturn	Sonne	Mond

Bei Hommel möge man die Begründung nachlesen, weshalb diese Reihenfolge der Planeten auch in der Reihe der kleinasiatischen Gemeinden von Apoc. 2ff. steckt (S. 181f.):

Ephesus	= Saturn
Smyrna	= Jupiter
Pergamos	= Mars
Thyatira	= Sonne
Sardis	= Venus
Philadelphia	= Merkur
Laodicea	= Mond

Wenn man nun, wie üblich, schließen wollte, daß die Reihe Saturn—Jupiter—Mars usw. palästinisch sei, weil sie bei Barzilai in hebräischen



Abb. 16. Barzilaïs babylonische Planeten.

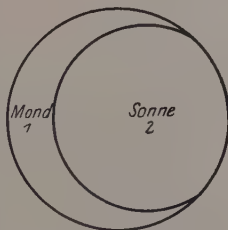


Abb. 17. Platons Planetenfolge.

Planetenamen überliefert sei, so wird man sofort durch die zweite von Barzilai in babylonischen Namen angeführte Reihe Saturn—Merkur—Sonne—Jupiter—Mond—Venus—Mars widerlegt; denn auch dieser liegt die Wochentagsplanetenreihe zugrunde (Abb. 16).

Außerdem gibt es ein leider lückenhaftes Zeugnis für die babylonische Herkunft der Reihe Saturn—Jupiter—Mars usw. Sir Henry Rawlinson, der den von Nabukudrossor erneuerten siebenstufigen Turm von Borsippa besuchte, fand, daß die erste Stufe schwarz, die dritte rot, die sechste blau war. Vergleicht man diese Angaben mit den Planetenfarben des persischen Werkes Dabistan und den Farben der babylonischen Planeten (Jeremias, Handb. S. 45, 83—85), so ergibt sich folgendes Bild:

Borsippa	Planeten	Dabistan	Babylon. Planetenfarben.
1 St. schwarz	= Saturn	schwarz	schwarz
2 St.	Jupiter	erdfarbig	weiß
3 St. rot	= Mars	rot	rot
4 St.	Sonne	gelb	
5 St.	Venus	weiß	bunt
6 St. blau	Merkur	blau	
7 St.	Mond	grün	grün

B. Auf die „Hand der Fatme“ (vgl. Abschn. 8) geht die von Hommel erwähnte Anordnung bei Platon, de republica 616f. zurück: 1. Σελήνη, 2. Ἥλιος, 3. Ἐρμῆς, 4. Ἀφροδίτη, 5. Ἀρης, 6. Ζεὺς, 7. Κρόνος (Abb. 17). Das der Abbildung zugrunde gelegte Symbol ist verwandt mit dem altbabylonischen Ideogramm für šiptu „Beschwörung“, das aus einem



nach rechts offenen Winkel mit dahinter stehendem achtstrahligen Sterne besteht. Ein von diesem abgeleitetes Gerät, eine Mondsichel mit daneben stehendem sieben- oder achtstrahligem Sterne — jeder Strahl ist zu einem Tiere, Tiger, Büffel, Krokodil usw. in Beziehung gesetzt — dient noch heute auf Sumatra als Wahrsagekalender, wie man aus Röcks Ausführungen (Memnon Bd. 6, S. 147ff.) und den meinigen (Anthropos 9, S. 66ff.) ersehen kann.

C. Als die Sonne die Herrschaft antrat, im „Zeitalter des Sonnengottes“ also, hob sich die Sonne aus der Planetenreihe heraus. So konnte man die übrigen sechs Planeten zu zwei Dreiecken zusammen schließen. Dafür mögen ein paar Belege folgen:

a) SH. 135 (Hommel, S. 170f.) enthält die Reihe (Mond) — Venus — Merkur — Mars — Saturn — Sirius (geschrieben *Kak-si-sá*, so nach E. Weidner, Alter und Bedeutung der bab. Astronomie. 1914. S. 19

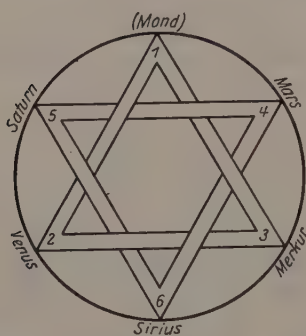


Abb. 18. Planetenfolge aus S H 135.

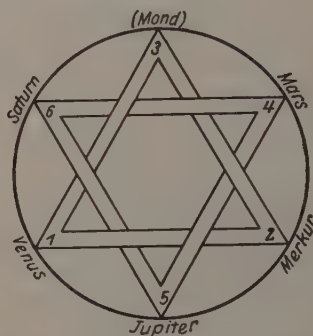


Abb. 19. Planetenfolge aus Rhodos.

Anm. 4). Zum Verständnisse wolle man Abb. 18 vergleichen. Nach C I XXV Taf. 13. K 4339 Col IV f. 2 u. 4 ist der *Kah-si-sá* der Stern Marduks.

b) Man vergleiche aber dazu den zweiten Beleg bei Hommel S. 172, der aus einer rhodischen Inschrift stammt: 1. Venus — 2. Merkur — 3. — 4. Mars — 5. Jupiter — 6. Saturn. Es fehlt auch hier die Sonne und dazu der statt des Mondes einzusetzende Fixstern (Abb. 19).

c) Vielleicht gehört hierher auch die gewöhnlichste Reihenfolge der Aršakidenzeit (Hommel, S. 180f.): Jupiter — Venus — Merkur — Saturn — Mars, die auf eine ältere (Mond) — Venus — Merkur — Saturn — Mars — Jupiter zurückgehen dürfte. Wenn Jupiter am Anfange der Reihe steht, so dürften wir eine babylonische Reihe vor uns haben.

Diese Reihen mit je fünf Gestalten gehörten wohl einem Venuskalender mit Fünftagewochen an (vgl. Röck, Anthropos 14/15 S. 1091 und Kalender, Sternglaube usw., ö.).

d) Hier mag noch eine vollständige Reihe angefügt werden, die Hommel aus Cumont-Gerich „Die Mysterien des Mithra“ 1903, erschlossen hat; nur scheint es mir, daß der höchste und letzte Grad „Vater“, nicht wie Hommel meint, mit dem Monde, sondern, wie es beim Mithrakulte wohl selbstverständlich ist, mit der Sonne verbunden werden muß. Die „sieben Planetensphären“ sind folgende (vgl. Hommel, S. 180f.):

- |                     |  |
|---------------------|--|
| 1. Rabe             | = Saturn (schwarz!)                        |
| 2. <i>κροκόδιος</i> | = Jupiter                                  |
| 3. Soldat           | = Mars                                     |
| 4. Löwe             | = Venus (Der Löwe ist das Tier der Ištar!) |

5. Perses = Merkur
6.  $\eta\lambda\iota\omicron\delta\omicron\rho\omicron\varsigma$  = Mond ( $\eta\lambda\iota\omicron\delta\omicron\rho\omicron\varsigma$ , bedeutet vielleicht „den Lauf der Sonne habend“, und schlosse so die Sonne aus)
7. Vater = Sonne.

D) Auf ein ganz anderes Ableseinstrument, das mit dem von Röck und mir gleichzeitig rekonstruierten Tierkreisinstrumente zusammen gehören dürfte, deutet eine andere Gruppe von Planetenreihen hin. Es ist hier nicht wie bisher schematisch gezeichnet worden, sondern nach dem Vorbilde eines indischen Kosmogrammes (Asiatic Researches, Bd. 8 S. 376).

a) Die von Hommel aus Behrens' Assyrbab. Briefen kultischen Inhalts entnommene Reihe (S. 172ff.): Jupiter—Venus—Saturn—Merkur—Mars—Mond—Sonne (vgl. Abb. 20). Es handelt sich um Opfer an die Götter.

b) In der assyrischen Liste 2 Rawl. 48, 48—54 a, b = 3 Rawl. 57, 65—76a, aus Assurbanapals Bibliothek stammend, also wohl älter, (vgl. Hommel, S. 171), sind Sonne und Mond an erster und zweiter Stelle statt an sechster und siebenter; sonst stimmt sie zu a.

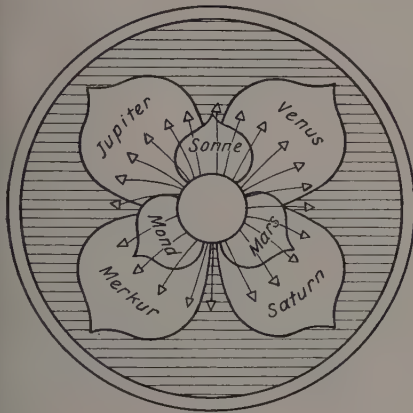


Abb. 20. Planetenfolge aus einem Briefe.

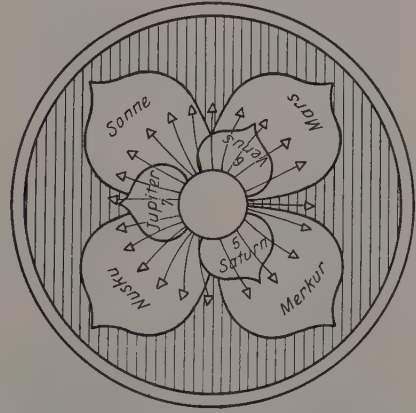


Abb. 21. Zur Planetenfolge des arabischen Talismane.

c) In der bei Hommel auf S. 170 aufgeführten Reihe aus dem Jahre 525 v. Chr. fehlt die Sonne, sonst stimmt sie mit a) überein.

d) Hier mag der in Abschnitt 2 angedeutete und in meinen Neuen Tierkreisen (S. 12—15) ausgewertete Gedanke, noch einmal ausgesprochen werden, daß eine verderbte Gestaltenreihe in Wahrheit durch zwei Instrumenttypen gegangen sein mag. So wurde in Abschnitt 6 aus den heutigen arabischen Talismanen eine ältere Planetenreihe Nisku—Sonne—Mars—Merkur—Saturn—Venus—Jupiter ermittelt, die von der gewöhnlichen Reihenfolge dadurch abweicht, daß die drei letzten Namen Jupiter—Venus—Saturn in umgekehrter Folge auftreten. Ich versuche diese Erscheinung mit Hilfe des letzten Instrumenttyps zu deuten. Ich nehme an, daß die allem zugrunde liegende Reihe Nisku—Sonne—Mars—Merkur—Jupiter—Venus—Saturn zunächst auf ein Zwischeninstrument übertragen wurde (vgl. Abb. 21), und daß von letzterem die Zwischenreihe abgelesen wurde, von der die der Talismane abgeleitet wurde.

Ich bin am Ende dieses Abschnittes angelangt und glaube auch hier eine Schneise durch den Urwald geschlagen zu haben, die einen ersten Durchblick ermöglicht. Und doch wird jeder Leser sehen, daß wir hier vor den Rätseln der Astrologie stehen, die doch wohl nicht ohne Absicht die verschiedenen Reihen geschaffen hat. Da sich eine systematische Darstellung dieser Astrologie kaum finden wird, so müssen wir auf Funde

warten, die einzelnes aufzuhellen geeignet sind, und uns bis dahin bescheiden. Eine einheitliche Lösung der Rätsel ist übrigens nicht zu erwarten, da zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern andere Ausprägungen derselben Grundanschauungen wahrscheinlich sind.

Was das Ganze anlangt, so möchte ich hier noch betonen, daß die volkstümlichen Überlieferungen, die Wolfgang Schultz in seiner Zeitrechnung und Weltordnung gesammelt hat, in noch stärkerem Maße herangezogen werden müssen. Ohne die Mitverarbeitung dieser ungeheuren Stoffmassen ist die Geschichte des Kalenders überhaupt nicht zu schreiben.

## Über den hunnenartigen Kopf einer Bronze aus China und seine Bedeutung für die Rassenforschung.

Von

O. Jaekel.

Bei dem Bahnbau in der Nähe von Tsinanfu in Shantung wurde vor dem Kriege durch einen Ingenieur Herrn Knuth unter zahlreichen anderen Bronzeobjekten, die zumeist der Hanperiode entstammen, der Griff eines Bronzemessers gefunden, der oben in einen sehr sonderbaren Kopf endet.

Das flache Objekt ist gegossen, aber z. T. nachgefeilt, besonders an der Vorder- und Hinterkante des Griffes, aber auch an der Unterkante des Kinns, das dadurch schräg abgestutzt ist. Die Länge des Griffes beträgt 98 mm. Der Kopf ist am Kinn 28 mm hoch und 27 mm breit. Der Halsansatz ist 6 mm hoch. Darunter folgt das eigentliche Griffstück, das 42 mm lang und 13 mm breit ist. Den Abschluß des Mittelstückes nach unten bildet eine stufenförmige Querkante, die 6 mm hoch ist und vorn 2, hinten 3 mm vorspringt. Darunter liegt ein für China ungewöhnlich dekorierte 17 mm hoher Sockel mit zwei oben winklig konvergierenden Leisten, die sich unten verbreitern und zusammen mit den darüber gelegenen Querleisten etwa wie ein vierbeiniger Feldstuhl oder ein Holztisch mit gekreuzten Beinen aussehen.

Der schmalere Hauptteil des Messergriffes ist hinten mit 12 tief eingefeilten Querkerben in unregelmäßigen Abständen sehr roh verziert; die Vorderkante weist unregelmäßige in zwei Reihen alternierende Kerben auf, die in der Seitenkante zusammenstoßen. Die Roheit der Ausführung dieses Dekors wäre mit der Sorgfalt chinesischer Handwerker unvereinbar und hat wohl in erster Linie dem praktischen Zweck gedient, das Messer fester in der Hand liegen zu lassen. Es ist daher wahrscheinlich, daß diese Kerben erst nachträglich von dem Besitzer eingefeilt wurden.

Dem gekerbten Rande läuft jederseits eine unsauber eingeritzte Rinne parallel. Innerhalb dieser Rinnen ist das flache Mittelfeld durch Hammeranschläge mit einem diagonalen Gittermuster unregelmäßig verziert. Auch diese Arbeit ist roh und oberflächlich, so daß das Muster auch in der schwachen Patinierung der rechten Seite kaum hervortritt.

Das ganze Objekt ist grün patiniert, wie das bei Bronzestücken der Hanzeit, besonders bei Bodenfunden, die Regel ist. Die rechte Seite war noch klar in ihrer Form, während die linke Seite, die wohl oben gelegen haben mochte und dem Sauerstoffzutritt stärker ausgesetzt war, durch bucklige Überkrustung viel undeutlicher geworden ist. Auch dort sind aber die Gesichtszüge im ganzen erkennbar. Größere Höckerbildungen sind besonders am Ohr entstanden, und ein Wulst verläuft vom Schnurrbart rückwärts über die linke Backe.

Der Vergleich beider Seiten erlaubt die Feststellung, daß der kleine rundliche Höcker unter dem Schnurrbart der rechten Seite, den man sonst vielleicht für einen großen und angefeilten Eckzahn halten könnte, auf der



linken Seite fehlt, daß also jener Höcker auf der rechten Seite offenbar nur auf einer zufälligen lokalen Verstärkung der Patina beruht.

Der Stil der Ornamentik unseres Messergriffes ist ganz unchinesisch, findet aber nahe Konnexen in der südsibirischen Bronzekultur. Der eigentümliche tisch- oder feldstuhlartige Sockel findet sich auch auf Fibeln der osteuropäischen Spätbronzezeit, die mit der sibirischen Bronzekultur im engsten Konnex stand. Ich entnehme einer Abhandlung von A. Hackman: Die Emailfibel von Wärlä (Zeitschrift d. Finnischen Altertums-gesellschaft, Bd. XXVI, Helsingfors 1912, S. 219) zwei Abbildungen von Bronzefibeln aus dem Gouvernement Kaluga in Rußland. Diese Funde werden von Hackman der späteren Phase der römischen Eisenzeit zugeschrieben, also etwa dem 2. und 3. Jahrhundert. (Abb. 2.)

Hier dürfte also wohl der stilistische Anschluß unseres Messers zu suchen sein.

Die Funde, die Herr Knuth zusammen mit diesem Messergriff machte, waren Bronzeschwerter, z. T. mit eingravierten altchinesischen Inschriften, deren Lesung bisher leider nicht gelungen ist. Weiter fanden sich Bronzepfeilspitzen des sog. scythischen Typus, die aber über einen ziemlich großen Zeitraum verbreitet sind. Sie sind im östlichen Europa in der Latèneperiode und späterhin auch in Minussinsk und in verschiedenen Kurganfundorten Südsibiriens öfters gefunden. Sie dürften damit Ostasien um die Wende unserer Zeitrechnung erreicht haben.

Weiter fand Knuth bei Tsinanfu Schnallen und Gürtelschließen mit Tierköpfen derselben südsibirischen Bronze-eisenkultur und eine Anzahl Spiegel, die jetzt nach den japanischen Ausgrabungen in Korea ohne Bedenken der jüngeren Hanperiode zugeschrieben werden können. Alle Funde, die aus den gleichen Ausgrabungen stammen, würden also auch auf die ersten Jahrhunderte nach Christo verweisen, und diese Zeit werden wir auch für die Entstehung unseres Messers annehmen dürfen.

Nachdem wir so das Alter und die Herkunft unseres Messers geklärt haben, können wir an die morphologische Deutung des Kopfes herantreten.

Der Kopf zeigt folgende Eigenschaften. Die Behaarung, die bekanntlich zur Sonderung der drei Hauptrassen des heutigen Menschen, der „Art“ *Homo sapiens*, geführt und deshalb systematisch die größte Bedeutung hat, ist unverkennbar nicht straffhaarig wie bei der ostasiatischen, mongolischen oder sinomalaiischen Rasse, sondern lockig wie bei den Europäern. Um zunächst bei der Behaarung zu bleiben, ist auch ein dick vortretender Schnurrbart vorhanden, dessen seitliche Zipfel aufwärts gedreht sind, ein typischer Schnauzbart, wie er früher auch in Europa vielfach üblich war, bei einem rasseechten Ostasiaten aber ganz unmöglich wäre, da bei ihnen



Abb. 1. Griff eines Bronzemessers. Gegend von Tsinanfu, Shantung. (Coll. Jaekel.)

der sehr dünne Bart der Oberlippe glatt herunterhängt. Die Nase ist überaus kurz, tief eingesattelt, an den dicken Nasenflügeln sehr breit und hoch aufgestülpt, d. h. mit ihrer Unterseite und ihren Löchern wie bei den Affen nach vorn gerichtet.

Die relativ kleinen Augen liegen in tiefen Höhlungen und sind also ganz anders als die der mongolischen Rasse, deren oberes Augenlid durch keine Einbuchtung von dem Supraorbitalbogen gesondert ist. Diese Supraorbital- oder Überaugenbögen treten an unserem Kopf anscheinend stark hervor.

An dem rechten Ohr hängt ein großer Ring, der aus Nephrit, Gold oder Bronze bestanden haben kann. Auf der linken Seite ist er infolge der Überkrustung der Ohrregion nicht erkennbar. Herr Studienrat Dr. Weinert aus Potsdam wies mich bei der Besprechung meiner Bronze darauf hin, daß Slawenschädel in Grabfunden in der Regel daran zu erkennen seien, daß die Knochen unterhalb der Ohrregion grün angelaufen seien. Diese Grünfärbung, die sich dort übrigens immer nur auf der rechten Gesichtsseite findet, könnte sehr wohl von einem bronzenen Ohrhring herühren. Da diese Färbung und damit die anzunehmende Existenz von

Ohrhingen auf slawische Typen beschränkt zu sein scheint, so wäre schon damit ein wichtiger Fingerzeig für die rassische Beurteilung unseres Kopfes gegeben. Ohrhinge werden ja auch heute noch in Osteuropa, namentlich von der Fischerbevölkerung getragen, die wohl in Ostdeutschland wesentlich slavischer Herkunft war, und es scheint, daß die Ringe auch hier auf das rechte Ohr beschränkt sind, wie das auch schon aus dem Altertum von Isidorus von den Ohrhingen der Männer angegeben wurde.

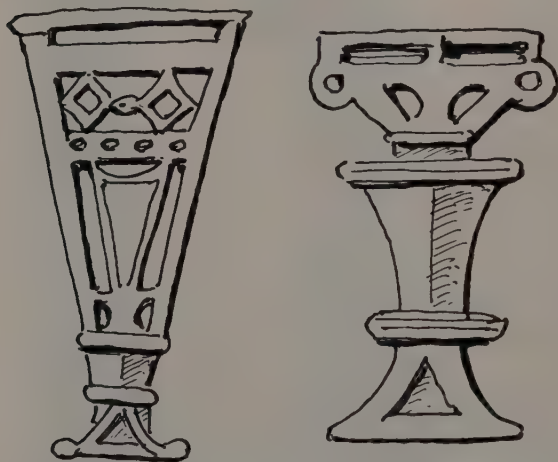


Abb. 2. 2 Bronzefibeln aus dem Gouvernement Kaluga, Rußland, etwa 2. bis 3. Jahrh. (nach Photos von Hackman gezeichnet).

Die Gesichtszüge erscheinen darin stilistisch übertrieben und von der Wirklichkeit entfernt, daß die Ohren zu groß und in ihren Falten vereinfacht dargestellt sind. Das ist eine Eigentümlichkeit, die wir auch an chinesischen Darstellungen finden, wo die Größe der Ohren zudem als Maßstab der Intelligenz gewertet wird. Weiter ist übertrieben die Furche, die die Backe gegen die Mundpartie abgrenzt. Diese Backenfalte mag bei dem Vorbild sehr stark ausgeprägt gewesen sein und ist von dem Künstler nun besonders scharf herausmodelliert. Dasselbe gilt — wenn auch weniger auffällig — von der Falte, die den rechten Mundwinkel umgibt. Beide Stilisierungen sind offenbar von dem Künstler klar empfunden und fügen sich auch dem Gesamtbilde des Gesichtes harmonisch ein.

Etwas schematisiert sind natürlich die Locken des Kopfhaares, die in Wirklichkeit vielleicht mehr Spiralen bildeten als hier, wo dadurch besonders die große Locke hinter dem Ohr stark betont ist. Möglich ist aber auch, daß dieses Kopfhhaar weniger wellig war als bei uns und also etwas straffer herabhing.

Der ganze Habitus dieses Kopfes ist hiernach durchaus nicht chinesisches oder wie man gewöhnlich — allerdings wenig passend — sagt mongoloid. Da die Mongolen als Volk überhaupt erst mit Tschingiskhan im 12. Jahrhundert auftraten, und wir wohl kaum mehr daran zweifeln können, daß es eine Mischrasse zwischen Chinesen und osteuropäischen Rassen war, so wäre es viel richtiger, sich bei der Benennung der ostasiatischen Rasse an die typischen unvermischten Vertreter dieser Stammrasse zu halten, also an die Chinesen und allenfalls an die Malayen, die aber den chinesischen Typus viel abgeschwächer zeigen. Man könnte diese gelbe straffhaarige Stammrasse also ethnographisch als Sinomalayen bezeichnen oder nach ihren Stammsitzen als Ostasiaten. Wollte man die spätere Verbreitung dieser Rasse nach Ostsibirien und das ganze Nordamerika in Betracht ziehen, wo die Tolteken anscheinend die erste mongoloide Bevölkerungsschicht bildeten, so könnte man diese ganze Stammrasse auch als Pazifisten bezeichnen, allerdings nach dem pazifischen Ozean und nicht nach ihrer im ganzen auch friedlichen Gesinnung. In diese Bezeichnung würden dann aber wieder die mongolischen Bewohner am Rande des sibirischen Eismeres nicht einzufügen sein.

Diese ostasiatische Rasse ist nun vor allem charakterisiert durch ihr straffes, langes, schwarzes Kopfhair und eine sehr schwache, erst im hohen Alter auftretende Bartbildung, ferner durch die vorliegenden Augen und das senkrecht ohne Einbuchtung herabhängende obere Augenlid, das an der Nase tiefer herabhängt und dadurch die charakteristische Mongolenfalte und die schiefe Stellung des Außenschlitzes verursacht. Ihre Nasen sind nicht aufgestülpt, wohl aber flach und breit, ihr Kinn tritt nicht besonders vor. Die sonstigen Eigenschaften, die gelbe Hautfarbe, die Breite ihres Kopfes und die Kürze ihrer Unterschenkel kommen hier für die Beurteilung unseres Kopfes nicht in Betracht.

In allen Eigenschaften, die hier vergleichbar werden, zeigt sich aber sehr klar, daß unser Kopf nichts chinesisches-mongoloides an sich hat. Ich betone dabei besonders die lockige Form der Haare, die kräftige Ausbildung und lockige Drehung des Schnurrbartes, die aufgeworfene Nase und das stark vortretende Kinn.

In diesen eben genannten Eigenschaften gehört unser Kopf unverkennbar in den Kreis der europäischen Stammrasse, wenn ich diesen Namen für die sog. kaukasische, indogermanische oder arische Völkerfamilie anwenden darf. Der Kopf unterscheidet sich freilich in sehr auffälliger Weise von dem uns näher liegenden Typus des Europäers und speziell den mediterranen, westischen und nordischen Rassen, die mit ihrem schmalen Gesicht, schmalen stark vortretenden Nasen und ihren Langschädeln offenbar sehr wesentlich von unserem Bronzekopf abweichen. Wir können dabei absehen von der Wildheit und dem animalen



Abb. 3. Vergrößerte Photographie des Kopfes v. Abb. 1. Rechte Gesichtsseite.



oder pithekoiden Niveau dieses Typus, denn in dieser Hinsicht zeigen alle Grundrassen des heutigen Menschen, auch die Neger, sehr weitgehende Niveauunterschiede. Die Erhaltung dieser animalen Eigenschaften dürfte wesentlich von den Lebensbedingungen und der Wildheit der betreffenden Völker abhängen, während die hoch zivilisierten Völker derselben Rassen höhere Stirn, schwächere Ausbildung der Gesichtspartie in Breite und Vorwölbung und vor allem eine die höheren Typen fast aller Rassen auszeichnende Vorwölbung und Verschmälerung der Nase zeigen.

Unser Bronzekopf entspricht kurz gesagt dem Typus der Hunnen, d. h. unserer Vorstellung der niedersten Vertreter unserer europäischen Rasse, für den wir in Europa den Namen Hunnen gebrauchen. Ob diese unsere Vorstellung noch auf tatsächliche Erinnerungsbilder zurückreicht, oder ob sie eine Abstraktion der niedersten Ausbildungsform unserer östlichen Rasse ist, lasse ich dahingestellt. Wenn die Franzosen uns im Weltkrieg als Hunnen bezeichneten, so war dieses Schimpfwort jedenfalls auf die Erfahrung basiert, daß sich die östlichen Volksstämme Europas diesem Typus am meisten nähern. Es traf freilich nicht für die Deutschen zu, aber im Kriege kam es ja nicht auf Objektivität an.



Abb. 4. Rekonstruktion des Kopfes nach Abb. 3.

Ob nun der vorliegende Kopf den Hiungnu der Chinesen zuzuschreiben ist, denen wir die ersten Nachrichten über die Hunnen verdanken, läßt sich natürlich nicht entscheiden, solange uns eben Köpfe der Hunnen aus jenen älteren Quellen nicht überliefert sind und auch keine Schädel dieser Rasse vorliegen. Aber eine gewisse Wahrscheinlichkeit spricht doch dafür, daß unser Kopf einem hunnenartigen Volke angehörte, denn die Hunnen waren von all den Völkern der Mongolei und Nordasiens die einzigen, die in älterer Zeit in engeren Konnex mit den Chinesen kamen.

Die Hunnen, die uns in Europa erst durch ihren Einfall im 4. Jahrhundert bekannt wurden, traten in der Geschichte Asiens schon um — 1200 als Volk unter dem chinesischen Namen Hiungnu in der Mongolei hervor. Der erste Kaiser der Chou- oder Tschou-Dynastie in China (etwa — 1122 bis — 255) hatte nach H. Schurtz und E. v. Baeltz (Helmolt, Weltgeschichte I S. 257) noch gute Beziehungen zu den Hunnen unterhalten, aber nach seinem Tode begannen die ständigen Kämpfe dieser Nomaden mit den Chinesen, in deren grasreiche Steppen am mittleren Hoangho in der heutigen Provinz Shansi sie immer wieder einbrachen, bis sie allmählich durch den Bau der großen Mauer von dem eigentlichen China ferngehalten wurden und infolgedessen nach Westen ausbrachen. Man sieht gewöhnlich den Bau der großen Mauer als die mittelbare Veranlassung zu dem Hunneneinbruch nach Europa an, indessen ist diese Völkerwanderung nach Europa erst 500 Jahre später erfolgt. Zunächst waren jedenfalls durch den Abschluß des Riesenbaues der Großen Mauer (ca. 2500 km) um — 220 durch den chinesischen Kaiser Tschihuang-Ti weitere Ausbrüche der Hunnen nach Zentralasien abgelenkt worden, wo unter anderen das Volk der germanischen Jue-tschih in der chinesischen Bezeichnung um — 177 verdrängt wurde, und tatarische Stämme ostwärts bis nach Korea und Japan auswichen.

Eine endgültige Schwächung erfuhren die Hunnen trotz der großen Mauer erst dadurch, daß es den Chinesen gelang, einen südlichen Teil dieses Volkes innerhalb der chinesischen Grenzen sesshaft zu machen (um — 50) und sie dann nach ihrer völkischen und staatlichen Auflösung gegen ihre nördlichen Volksgenossen in den Kampf zu bringen. Das geschah etwa + 84 p. Chr. Um + 142 scheint das südliche unter chinesischem Einflusse stehende Südreich der Hunnen in der chinesischen Bevölkerung ganz aufgegangen zu sein, wonach allerdings der hunnische Einfluß zeitweise in China sogar zur Herrschaft von Kaisern oder wenigstens Fürsten hunnischer Abkunft führte. Es ist klar, daß bei einer derartigen völkischen Absorption eine Mischung der Rassen eintrat und daß in der Mongolei die Hunnen später als „mongolische Rasse“ erscheinen.

So wenigstens glaube ich mir erklären zu können, daß in den Geschichtswerken über Asien und in ethnographischen Büchern die Hunnen allgemein als Mongolen bezeichnet wurden. Die neuere Rassenforschung läßt uns diese Verhältnisse nun doch in anderem Lichte erscheinen. Es ist mindestens sehr wahrscheinlich, daß die Hunnen erst nachträglich und wahrscheinlich sehr viel später, als unser Kopf anzusetzen ist, durch Kreuzung mongoloide Merkmale annahmen, daß sie aber ursprünglich der ostasiatischen Rasse fremd gegenüberstanden.

Der nördliche Teil des Hunnenvolkes scheint sich mit seiner staatlichen auch seine völkische Selbständigkeit gegenüber den Chinesen reiner und länger bewahrt zu haben. Aus diesem Teile erfolgten dann auch die ständigen Vorstöße dieser Nomaden nach dem Westen, wo anscheinend seit der Kupferzeit und dem Ende des Neolithikums, also im — 3. Jahrtausend, schon nordische Völker nachgedrängt und sesshaft geworden waren.

Diese später hinzugekommenen Völker standen auch in ständigem Kampfe mit den nomadisierenden Völkern, die zunächst auf die weniger günstigen Landgebiete verdrängt worden waren, aber aus dem härteren Kampf ums Dasein immer neue Kräfte und Energien sogen und unter dem Druck klimatischer Bedrängnisse immer von neuem in die Gebiete der sesshaften Völker eindringen.

Räumliche Sonderungen durch Gebirge und Wüsten und die mannigfaltige völkische Zusammensetzung der sesshaften Stämme auf räumlich getrennten Wohngebieten ließen anscheinend einen inneren Zusammenhang zwischen eingewanderten europäischen Volksstämmen nicht zustande kommen, so daß sie einzelnen größeren Schwärmen nomadisierender Völker leicht unterlagen. Aus diesem ewigen Hin und Her von kleinen Staatenbildungen, ihrer Zertrümmerung oder Verdrängung erklärt sich wohl, daß aus dem ganzen Gebiet zwischen dem Ural und Kaukasus im Westen, Persien und Indien im Süden und China im Osten während der ganzen Zeit bis zu dem großen Hunnenzuge und dem von Tschingiskhan nahezu nichts Auffallendes in unsere Weltgeschichte gedrungen ist. Aus diesem ganzen Gebiete liegen uns nur kleine Bruchstücke von Kulturen vor und vereinzelt kurze Berichte über Zusammenstöße dieser Völker mit staatlich konsolidierten Nachbarvölkern, wie den Parthern, Persern, Ostgoten, Chinesen und Tibetanern.

Ich glaube auch nicht, daß dieses ethnisch wirre Gebiet jemals eine nennenswerte Bedeutung für die Weltgeschichte oder gar die Entwicklung des Menschengeschlechtes besaß. Das einzige, was darin dauernde Wirkungen schuf, war die Ausnützung der Metallschätze in dem Altai-Gebiet, dem Mittelpunkt der großen asiatischen Masse. Von hier gingen zeitweise kulturelle Ströme aus, die für die Kultivierung der Nachbarländer wichtig wurden, aber nicht einmal zu einer staatlichen Um-



grenzung dieser Produktionsgebiete geführt haben. Nun dürfte dieses Metallvolk, das wohl wegen seiner Geheimnisse und Fähigkeiten auch von jedem eingedrungenen Feind geschont wurde und für das die verschiedensten Namen aus älterer und neuerer Zeit in Betracht kommen, ein Teil der Kurganiten sein, und ich glaube schon wegen ihrer Bergbau- und Gußtechnik, daß es ein germanisches, etwa ostgotisches Volk war, was sich hier gewöhnlich unter dem Namen von Scythen verbirgt. Aber irgendwelche Klarheit über die Beziehung dieser Metallisten zu anderen nachweislich europäischen Volksstämmen scheint man aus diesem ethnologischen Chaos noch nicht zu gewinnen.

Soviel über die Hunnen bekannt wurde, waren sie immer Gegner der Chinesen, gegen die sich diese nach Möglichkeit zu sichern suchten, wenn die Chinesen auch aus diplomatischen Gründen einzelne Stämme der Hunnen innerhalb ihres Reiches sesshaft machten und ihren Fürsten gelegentlich chinesische Prinzessinnen zu Frauen gaben. Ich schließe aus jenen Gegensätzen, daß die Hunnen nicht Mongolen, sondern ein rassefremdes Element waren.

Daraus würde sich aber schon ergeben, daß sie der europäischen Rasse angehören, denn im Norden der großen eurasiatischen Kontinentalmasse kennen wir nur zwei primäre Stammrassen, einerseits im Osten die straffhaarigen Chinesen und andererseits die wellhaarigen Europäer.

Innerhalb dieser Europäer sondern sich allmählich wohl immer klarer die langköpfige mediterrane oder westische Rasse von der kurzköpfigen alpinen, ostischen oder slawischen Rasse ab. Von der westischen spaltete sich die nordische Rasse ab, von den Cromagnonleuten breitgesichtigen Langschädler und von der kurzköpfigen ostischen Rasse die ostbaltische, die Nordrussen und Finnen. Alle diese sind helläugig und hellhaarig in etwas verschiedener Weise, während die vielfachen Gegensätze ihrer dunkelhaarigen Vorfahren bestehen blieben. Ob man die von Denicke und Günther gebrauchte Bezeichnung ostische Rasse deren älterer Benennung als alpine Rasse vorzieht, spielt dabei keine wesentliche Rolle. Jedenfalls ist der Name alpin irreführend, wenn wir jetzt die Hauptverbreitung dieser Rasse im Osten Europas und in großen Teilen des nördlichen Asiens finden. Dann spielt es auch keine Rolle, daß sich einzelne Stämme dieser Rasse bis nach Westeuropa vorgeschoben haben; das wesentliche ist, daß sie den Osten des Verbreitungsgebietes der europäischen lockenhaarigen Grundrasse einnehmen. Vielleicht wäre der Name slawische Rasse allen anderen Bezeichnungen vorzuziehen, aber er wird vielfach nur im sprachlichen Sinne gebraucht.

Innerhalb der so aufgefaßten slawischen oder ostischen Rasse würden Typen wie unser Bronzekopf auf tiefster Stufe stehen und damit auch die unterste Stelle in der ganzen europäischen wellhaarigen Stammrasse einnehmen. Eine stumpfere und breitere, mehr nach vorn gerichtete Nase läßt sich sogar innerhalb unserer ganzen Art *Homo sapiens* kaum vorstellen. Gerade die Heraushebung, Verschmälerung und Verlängerung des Nasenrückens scheint mir das Moment, in dem die menschliche Kopfbildung ihren morphologisch klarsten Ausdruck gefunden hat. Sie geht mit der Vergrößerung des Gehirns vor allem in der Stirnregion Hand in Hand. Während aber die Vorwölbung der Stirnregion in ihrer individuellen Variationsbreite schwer in bestimmte Grenzen zu fassen ist, schon mit dem Beginn unserer Art fertig gegeben war und schon am Ende des Diluviums vereinzelt die volle Höhe erreichte, vollzieht sich die Umbildung der Nase konsequent noch fast vor unseren Augen in jeder Rasse und fast in jedem Typus. Überall finden wir bei den hochstehenden Vertretern alter Geschlechter längere, schmalere Nasen als bei dem untersten Stande der-



selben Rasse. Kreuzungen der Vornehmen mit Mitgliedern anderer höherer Rassen mögen dabei gelegentlich mitwirken, aber dieser Vorgang der Nasenkantung, wie man vielleicht sagen könnte, vollzieht sich anscheinend auch ohne Kreuzungen aus sich selbst heraus als genotypische Eigenschaft innerhalb der verschiedensten Europäer, aber auch innerhalb der Ostasiaten und Neger.

Etwas gemildert finden wir den neueren Hunnentypus vielfach in Rußland. Der typische Muschik zeigt auch heute noch ähnlichen Ausdruck, und nach meiner Besprechung dieses Bronzekopfes in der Anthropologischen Gesellschaft in Berlin teilte mir ein Herr mit, daß er auch noch bei einem Fischer vermutlich slawischer Herkunft an den Havelseen ein derartiges Gesicht beobachtet habe.

Weiter nach Osten werden derartige Typen ostischer Rasse entsprechend häufiger gewesen sein. Lappen zeigen diesen Typus heut wesentlich abgemildert, aber in älterer Zeit dürften Typen solcher Art in Asien gewiß recht häufig gewesen sein. Ich denke dabei nicht nur an die Ainos, deren höhere Typen schon R. Virchow in auffallender Weise an den Kopf von Tolstoi erinnerten, sondern vor allem an niedere Völker älterer Zeit, die als Nomaden in Nordasien quer durch die dünnbesetzten Ausbreitungsgebiete der ostasiatischen Rasse bis nach Ostsibirien und wahrscheinlich neben ostasiatischen Stämmen nach Amerika vordrangen.

Wenn ich damit an die Wurzel der slawischen Ostrasse rühre, muß ich noch kurz zu der Haar-, Haut- und Augenfarbe dieser Rasse Stellung nehmen, da jetzt gewöhnlich darunter die blonde ostische Rasse im Sinne Günthers verstanden wird, die wir in der mitteleuropäischen Mischrasse kennen und die uns reiner innerhalb Rußlands bei slavischen Völkern entgegentritt. Demgegenüber ist nun zweifellos ein großer Teil der Slawen und ihrer östlichen Verwandten dunkel gefärbt.

Ich habe schon mehrfach den Standpunkt<sup>1)</sup> vertreten, daß die helle Färbung oder richtiger die Farbstoffarmut der Nordeuropäer auf das trübe Klima in der Umgebung des nordischen Inlandeises zurückzuführen ist. Da die Vertreter unserer heutigen Menschenart, *Homo sapiens*, erst während der letzten vierten Eiszeit in Europa nachweisbar sind, so würde für ihre Entfärbung also nur die vierte Eiszeit in Betracht kommen. Das sind aber immerhin nach den neuen astronomischen Betrachtungen 100 000 Jahre. Ich glaube, daß aber auch 50 000 Jahre genügen würden, eine solche Bleichung zu bewirken. In dieser Auffassung bestärkt mich die jetzt immer klarer herauskommende, namentlich von Fritz Paudler zusammengefaßte Erkenntnis, daß in den hellfarbigen Nordeuropäern verschiedene Rassen enthalten sind.

Wir können danach also nicht mehr hellfarbige Nordeuropäer irgendwie zusammenfassen, sondern müssen die einzelnen hellfarbigen Typen auf ihre verschiedenen dunkel gefärbten Vorfahren zurückführen. Wir bekommen dann folgende Aufstellung:

- |   |                                     |
|---|-------------------------------------|
| I. Langköpfe mit schmalem Gesicht, langer schmaler Nase, kräftigem Kinn, schwachen Backenknochen, Herkunft aus dem Aurignactypus. |                                     |
| A. primäre dunkle — mediterrane   | B. sekundäre hellfarbige mit blauen |
| — iberische, ligurische, westische  | Augen und gelbblondem Haar          |
| Rasse im Sinne Günthers.  | — nordische germanische Rasse.      |
|   | Megalithiker.                       |

II. Langköpfe mit breitem Gesicht, starken Backenknochen, breiten Kiefern, gerader, etwas breiter Nase, großer Statur. (Crômagnon-Typus des Magdalénien.)

<sup>1)</sup> Zur Urgeschichte des Menschen. (Mitt. a. d. Geol. palaeont. Inst. Greifswald, 1928.)

- |   |  |
|---|--|
| A. primär dunkle Rasse — Südwesteuropa-Typus — Dordogne, Corsicaner, Berber, Kabylen u. a. Nordafrikaner. | B. sekundäre hellfarbige Rasse mit aschblonden Haaren, grauen Augen — Norweger, Dalekarlier. |
|---|--|

III. Rundköpfe mit breitem Gesicht, starken Augenbögen, breiten Backenknochen, breiter aufgeworfener, oben eingesenkter Nase, breiten Kiefern, mittlerer Statur. Mesolithiker.

- |  |  |
|--|--|
| A. primäre dunkle alpine Rasse — Hunnen, Avarer, dunkle Slaven, Sarmaten, typische Kelten. | B. sekundäre helle Rasse mit fahl-blondem Haar, grünlich-grauen Augen. Slawen, Letten, Weißrussen, helle Finnen. |
|--|--|

Ob unser „Hunne“ schwarz oder blondhaarig war, läßt sich natürlich an der Bronze nicht erkennen, aber die Tatsache, daß ihre Wohnsitze sehr weit von der entfärbenden Ursache der nordeuropäischen Vereisung entfernt waren, läßt keinen Zweifel, daß dieser nordasiatische Typus dunkelhaarig war.

Daraus, daß die Lappen als vierter, wahrscheinlich mongoloider Typus in Nordeuropa größtenteils dunkelfarbig blieben, läßt sich folgern, daß dieses Volk erst so spät in das Randgebiet der nordischen Vereisung einrückte, daß seine Entfärbung nicht mehr erfolgen konnte. Das ist auch deshalb wahrscheinlich, weil die nördlichsten Gebiete Skandinaviens zuletzt eisfrei wurden, und eine frühere Verbreitung der lappischen Bevölkerung in südlicheren Teilen Europas bisher nicht bezeugt ist. Wir können also wohl annehmen, daß die Lappen erst lange nach — 5000, wo die Eiszeit auch im hohen Norden zu Ende ging, von Sibirien aus in ihre heutigen Wohnsitze gelangten.

Ich bemerke auch noch, daß Sibirien nicht vom Inlandeis bedeckt war, und daß in Nordamerika zwar die gleiche Vereisung wie bei uns in Nordeuropa das Land bedeckte, daß aber in Amerika damals noch keine Menschen vorhanden waren, die dadurch hätten entfärbt werden können. Gerade die riesige Vereisung von Kanada mag die Einwanderung ostasiatischer Typen bis in das letzte Jahrtausend v. Chr. verschoben haben. Diese Auffassung steht in schärfstem Gegensatz zu der von Griffith Taylor (Geograph. Review 1919 p. 289), der die „Mongoloiden“ als letzte Rasse in Nordamerika einwandern läßt. Sie waren vielmehr die erste, von der uns auch alte Tonbilder schlitzäugiger „Tolteken“köpfe noch klares Zeugnis ablegen.

## Sakral- und Funeral-Bronzen in China.

Von

Otto Jaekel.

Die älteren Bronzegefäße, die uns aus China bekannt wurden, zeigen zwei auffallend verschiedene Typen der Ausführung, deren Gegensätzlichkeit bisher wenig beachtet wurde. Da man die Kunstwerke Ostasiens bisher fast nur ästhetisch bewertete, so kam der Unterschied der Ausführung nur in der Preisbemessung zur Geltung.

Man glaubte wohl die Unterschiede aus dem verschiedenen Wohlstande ihrer Besitzer erklären zu können, aber diese Annahme wird schon dadurch widerlegt, daß die Eigenschaften keine graduellen Übergänge von dem

einen zu dem anderen Typus zeigen, sondern auffallend scharf auf die beiden Typen verteilt sind und jedem derselben einen in sich geschlossenen Charakter verleihen.

Die einen zeigen alle Sorgfalt und Üppigkeit ostasiatischer Luxusarbeiten. Sie sind fein proportioniert, ihre Ornamente sind stark vertieft oder plastisch vorgewölbt, scharf geformt und gewöhnlich mit höchster technischer Feinheit herausgearbeitet. Der vertiefte Grund zwischen den stark vorgewölbten Bandornamenten ist gewöhnlich mit kleinen Mustern ausgefüllt. Um diesen reichen Dekor klar herausarbeiten zu können, mußten die Gefäße eine beträchtliche Wandstärke haben. Sie wirken dadurch schwer und monumental, und dieser Eindruck wird dadurch verstärkt, daß die Form in allen Teilen auf das feinste proportioniert, so daß die Teile also zum Ganzen in bester Harmonie stehen. Dazu kommt, daß diese Gefäße häufig auch Inschriften tragen oder Zeichen des Besitzers oder Künstlers. Das sind die Eigenschaften, die den hochgeschätzten Wert alter chinesischer Bronzen ausmachen. Wenn wir sie als Sakralgefäße bezeichnen, so ist damit weniger ihre spätere Verwendung im religiösen Tempelkultus gemeint, als die traditionelle Ehrfurcht, die sie im Rahmen der Familie genossen. Diese ist doch wohl das primäre Moment, ihre Verwendung im öffentlichen Kultus wohl sekundär.

Im vollen Gegensatz zu diesen sind andere Bronzegefäße auffallend dünnwandig, infolgedessen auch oft zerbrochen oder verbogen. Gewöhnlich sind auch die zwei oder drei Gußnähte nicht abgefeilt, sondern als scharfe rissige Kanten stehengeblieben. An der Unterseite der „Ting“-Kessel treten sie im Anschluß an die drei Füße dreistrahlig zusammen. Andere Gefäße, wie namentlich die mit zwei Fischen versehenen Wasserbecken der Han-Periode, zeigen Nähte, die die Herstellung der Gußform aus zwei symmetrischen Hälften beweisen. Durch diese Nähte sind die bisweilen vorhandenen Flächenornamente gegeneinander verschoben, eine Flüchtigkeit, die mit der Feinheit des künstlerischen Empfindens und mit einem sakralen Zweck der Gefäße ganz unvereinbar wäre.

Auch die Füße sind oft recht roh angefügt und häufig schlecht proportioniert, zu lang oder zu dünn und zuweilen in unschönem Winkel angesetzt wie in Abb. 3. Sie zeigen immer nur ihre Außenwand in Bronze, ihr Innenraum und ihre Innenseite ist mit Lehm ausgefüllt, was allerdings wohl auch bei sehr alten Sakralgefäßen vorkommt.

Die Ornamente sind flach und meist unsauber gearbeitet und auch schematisch vereinfacht. Oft sind nur die Löwenköpfe mit dem Ring vorhanden, während die sonst so typischen Flächenornamente besonders an der Schulter und dem Fuß völlig fehlen. Inschriften scheinen auf diesen



Abb. 1. Vierkantige Bronze-Vase, dünnwandig in funeralscher Ausführung.  
(Coll. O. Jaekel.)



Gefäßen nicht vorhanden zu sein. Die ganze Form aber in ihrer Gesamt-erscheinung bleibt gewahrt, so daß ihr Aussehen, von fern betrachtet, denen der dickwandigen Luxusgefäße entspricht und bei oberflächlicher Betrachtung den Eindruck jener wertvollen Gefäße erweckt.

Durch diese Charaktereigenschaften scheint mir die Bedeutung der zweiten Klasse von Gefäßen ohne weiteres klar. Es sind Nachbildungen der in vornehmen Familien hochgehaltenen Prunkgefäße, auf Fernwirkung berechnet und offenbar dazu bestimmt, bei Bestattungen vornehmer



Abb. 2. Derselbe Typus wie Abb. 1 mit reichem Dekor in prunkhafter Ausführung als Sakralgefäß.  
(Coll. M. Liebermann.)

Herren den Eindruck vollwertiger Luxusgefäße zu erwecken. Es sind also billige Grabgefäße, die wir kurz und international als Funeralbronzen bezeichnen können.

Damit erklären sich alle ihre aufgezählten Eigenschaften, vor allem die Sparsamkeit in der Verwendung des kostbaren Materials, die Sparsamkeit in der Anbringung von Ornamenten und die sorglos billige Ausführung des Flächendekors. Auch der Mangel der Inschriften wird dabei ohne weiteres verständlich, denn sie wurden ja nicht wie die sakralen Prunkgefäße von Generation zu Generation weitergegeben, sondern in die Erde versenkt, wo niemand eine Inschrift liest. Die Ausgrabungen

der Japaner in Korea in den Han-Gräbern haben, wie es scheint, ausschließlich diesen Typus, also echte Funeralbronzen zutage gefördert. Ich bilde in Abb. 1 ein solches Gefäß ab, das zwar die Gesamtform von Abb. 2 wiedergibt, aber dünnwandig ist und keinerlei Flächendekor aufweist. Ebenso stellen Abb. 7 und 8 einen Typus von Opfergefäßen in der prunkhaften Ausführung (Abb. 8) und der funeralen (Abb. 7) nebeneinander.

Besonders typisch für die Abschwächung der Formen und des Dekors sind drei Bronzen, die Herr Peters 1927 für die Firma Bohlken (Berlin) kürzlich in Shanghai erwarb und die nach der Angabe des Verkäufers aus demselben Grabe stammen sollen. Das ist auch durchaus glaubhaft, da die beiden großen Dreifüße (Ting) ganz gleichwertige Ornamente auf dem Deckel aufweisen, also offenbar von demselben Handwerker her-



Abb. 3. Dreifüßiger Funeral-Kessel.  
(Besitz Firma Bohlken-Berlin.)



Abb. 4. Ein ähnlicher Kessel wie Abb. 3  
und mit ihm zusammen gefunden. (Besitz  
Firma Bohlken-Berlin.)

rühren. Sie sind aber auch nicht schematisch kopiert, sondern zeigen vor allem in dem Dekor eine bewußte Weiterbildung derselben Linienführung. Der Freundlichkeit der Firma Bohlken verdanke ich Photographien dieser drei Gefäße (Abb. 3—5), deren Ornamente ich in Abb. 6 gezeichnet habe.

Abb. 3 zeigt den größeren der beiden Kessel. Seine Gesamtform ist nicht harmonisch; die Wölbung des Körpers ist reizlos und die schräg gestellten Füße sind für den großen Körper viel zu dünn, auch in sich steif und trotz ihrer ungewöhnlichen Längskanten, die wohl ihre Langweiligkeit etwas beleben sollen, unschön. Die Seitenfläche des Kessels zeigt gar kein Dekor, außer an den beiden Henkeln, die zwar außen mit einer mäanderähnlichen Eckspirale verziert, aber sonst sehr roh geformt und sehr unsauber angesetzt sind. Nur der von oben sichtbare Deckel ist ornamentiert, aber diese Ornamente sind völlig degeneriert. Das Flechtband des „Chin“stils, wie ihn Koop nannte, ist aus einer fortlaufenden Reihe einzelner S-förmig gekrümmter Figuren vereinfacht.

Die drei Tiere, die dem Deckel aufsitzen, sind kaum noch als solche kenntlich. Der Kopf erhebt sich noch als Buckel über den liegenden zusammengeduckten Körper, die Beine und der Schwanz sind gänzlich verschwunden. Die Behaarung ist nur noch durch grobe radiale Streifen angedeutet, die von der Rückenlinie ausgehen. Es ist typisch für organische Degenerationen, daß solche Kleinigkeiten oft noch erhalten bleiben, während die Form ihren Charakter verlor. Sie geben oft den einzigen Anhalt zu einer sicheren Erkennung der Urform. Völlig degeneriert ist auch der Griff oben im Zentrum. Er ist ganz flach aufgelegt und die buckelförmige Öse erhebt sich nicht einmal mehr zu einer Öffnung.

Diesem ganz ähnlich ist der zweite, kleinere Kessel (Abb. 4), aber er ist etwas sauberer gearbeitet, sowohl in seiner Gesamtform wie in seinem Dekor. Die Henkel tragen zwar kein Ornament, aber sie sind



Abb. 5. Der Deckel des Dreifußes Abb. 4.  
(Besitz Firma Bohlken-Berlin.)

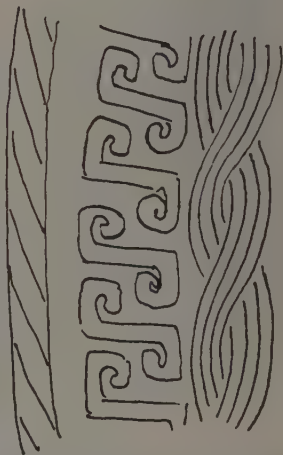


Abb. 6. Ornament auf dem  
Deckel des Gefäßes Abb. 5.

klarer geformt und sorgfältiger angesetzt. Die drei Tiere auf dem Deckel sind noch wesentlich höher, allerdings auch hier nur aus ihren Vorbildern, voraussichtlich stehenden Schafen oder Rindern, verständlich. Der zentrale Griff erhebt sich noch als durchbohrte Öse und seine Ansatzflächen zeigen noch drei eckige Buckel als Ornament. Vor allem ist aber das Kranzornament auf dem Deckel viel sorgfältiger modelliert als an dem vorher besprochenen Kessel. Die konzentrischen Ringe sind wie Schnüre schräg gestreift. Das S-förmige Bandornament ist dem des anderen Kessels gleich, aber sorgfältiger herausgearbeitet. Das Flechtband im Innern dieses Kranzornamentes ist klar geflochten, während bei dem anderen nur bogige Linien übriggeblieben waren.

Das dritte mit den beiden Kesseln zusammen gefundene Gefäß (Abb. 7) ist ein „Chüe“ in der chinesischen Bezeichnung, aber seine Form ist sehr degeneriert. Die ursprünglich wohl aus Ziegeuentern entstandenen Füße sind kurz, dem Körper fehlt der bogige Linienschwung, der die



typischen Chüe-Formen im Anschluß an die ursprüngliche Euterform auszeichnet; vor allem fehlt auch der flache Ausguß der einen Seite. Der Henkel ist dünner und formlos, aber die beiden pilzförmigen Knöpfe am Oberrand sind vorhanden, die für die „Chüe“-Form charakteristisch sind und wohl zur Befestigung eines Opferteiles gedient<sup>1)</sup> haben.

Auch dieses Gefäß ist so dünnwandig gegossen, daß es sich im Erdboden erheblich verbogen hat. Das Taotiehornament ist in dünnen Leisten ausgeführt; nur die Augen treten in plastischer Wirkung hervor. Eine derartige Ausführung ist technisch natürlich viel einfacher als eine grubige Modellierung des sonst üblichen Flachreliefs, dessen Flächen und Kanten bei der Bearbeitung große Sorgfalt erforderten. Dieses Ornament gleicht



Abb. 7. Funerale Nachbildung eines Chüe-Gefäßes. (Besitz Firma Bohlken-Berlin.)



Abb. 8. Sakralgefäß des Chüe-Types in luxuriöser Ausführung.

übrigens in der Ausführung vollkommen dem großen Gefäß des Berliner ostasiatischen Museums, das Kümmel auf Tafel V—VII seines soeben erschienenen Bronzewerkes (Berlin 1928) abgebildet hat. Man wird kaum fehlgehen, wenn man beide auf die gleiche Herkunft und gleiche Zeit datiert.

Aus dem Ensemble dieser drei Grabgefäße ergeben sich einige Folgerungen, die mir nicht unwichtig erscheinen.

Diese Funeralgefäße wurden bei der Trauerfeier nicht wie kostbare Luxusgefäße in der Nähe zwischen den Fingern bewundert, sondern nur von der andächtigen Trauergemeinde aus einer gewissen Entfernung betrachtet. Wenn man Tote damals auch noch offiziell wie Lebende behandelte und ihnen allerlei nützliche und ehrenvolle Gaben mit ins Grab

<sup>1)</sup> Diese Gefäße sollen zu Weinopfern gedient haben. Ich könnte mir vorstellen, daß sie ein Herz aufnahmen und daß die beiden Knöpfe zur Befestigung von Schlagadern dienten, die darüber gezogen wurden.

legte, so wußte man doch, daß sie tot waren und die Güte der Gaben nicht mehr prüften. Man konnte also unbedenklich den kleinen Betrug begehen und ihnen statt guter Bronzen minderwertige Ersatzstücke in das Grab legen. Es genügte zu ihrer Ehrung, wenn die Umstehenden die Vorstellung gewannen, daß ihnen Bronzegefäße als Erinnerungsgaben geweiht wurden. Auch bei uns ist ja in solchen Fällen heute noch allerlei Flitter und Talmiware beliebt.

Da im Falle eines Todes solche Ersatzgefäße nicht erst hergestellt werden konnten und auch nicht wie unsere Grabdenkmäler später auf das Grab gesetzt, sondern mit dem Toten beerdigt wurden, so mußten also Händler solche Funeralgefäße vorrätig haben und von Fall zu Fall, wie bei uns fertige Särge, verkaufen. Die Ähnlichkeit der Ausführung speziell der Ornamente auf dem Deckel der beiden dreifüßigen Kessel ist ein klarer Beweis, daß sie von demselben Handwerker angefertigt waren. Bronzegießer hielten also solche Funeralgefäße, die den verschiedenen Formen der sakralen Gefäße entsprachen, wahrscheinlich in verschiedener Größe und Ausführung vorrätig. Für besondere Fälle werden auch sorgfältiger gearbeitete und patinierte Gefäße vorrätig gewesen sein, die sich in dem äußeren Habitus den sakralen Typen näherten, aber auch sie werden in Kleinigkeiten, wie z. B. in der Entfernung der Gußnähte, sorgloser bearbeitet sein und sie werden der Inschriften entbehrt haben, da diese ja doch von keinem mehr gelesen wurden.

Vielleicht stammt auch von dieser Nachahmung alter Sakralgefäße die Fähigkeit der Chinesen, den Bronzeobjekten eine künstliche Patina zu verleihen, eine Behandlung, die später offenbar auch neuen Sakralgefäßen gegenüber geübt wurde.

In dem Grade der mangelhaften Ausführung werden natürlich allerlei Übergänge bestanden haben, die es uns gelegentlich fraglich erscheinen lassen, ob Sakral- oder Funeralbronzen vorliegen. Das aber werden Ausnahmefälle sein, im allgemeinen wird es niemanden eingefallen sein, ein für den Beerdigungskult hergestelltes Gefäß etwa als Wertobjekt in die Wohnung zu nehmen und im Ahnenkultus zu verwenden. Im Gebrauch müssen also beide Typen scharf auseinandergehalten worden sein, wie das ja auch psychologisch ohne weiteres verständlich ist.

Wir aber bekommen alle diese Typen meist ohne Mitteilung, woher sie stammen, und sehen beide in gleicher Weise als Typen der Gefäße einer bestimmten Zeit an, trotzdem es durchaus wahrscheinlich ist, daß sich im Grabkultus alte Formen sehr viel länger erhielten, als auf der Oberfläche der Erde im Leben selbst. Wenn auch die Moden in China nicht so schnell wechselten wie bei uns in Europa, so kamen doch auch dort neue Formen ins Land, die auf die Kunst der Lebenden ihren Einfluß ausübten, während sich im Totenkult wahrscheinlich die archaischen Formen erhielten. Vielleicht hat dieser Umstand viel dazu beigetragen, daß sich uns der Gang der Entwicklung der chinesischen Bronzekunst verschleierte, daß wir geistlose Reproduktionen für eine allgemein übliche Erscheinung hielten, während sie tatsächlich nur die Grabbeigaben betraf. Schon dieser Umstand zeigt, daß wir Sakral- und Funeralbronzen scharf auseinanderhalten müssen und letztere bei der Datierung und stilistischen Beurteilung nur mit großer Reserve benutzen dürfen.

Daß wir hier in China beide Typen, Sakral- und Funeralbronzen, kennen und im allgemeinen auch gut auseinanderhalten können, hat aber auch für uns in Europa und für die ganze Anthropologie und Prähistorie noch eine allgemeinere Bedeutung. In anderen Teilen der Welt kennen wir ja fast nur Funeralgefäße und sind genötigt, ausschließlich

auf deren Beurteilung unsere Vorstellungen über die Kunst und Kultur der Völker und ihre kunsthistorische Entwicklung zu gründen.

In China kennen wir erfreulicherweise auch die prunkhaften, ich möchte sagen „lebenden“ Vorbilder dieser totgeborenen Funeralgefäße, und die obigen Darlegungen zeigen, daß diese Art der Betrachtung sehr große Mängel enthalten kann. Wie in China, werden auch anderwärts die Funeralgefäße sehr viel schlechter gearbeitet sein und stilistisch hinter den gleichgültigen Gebrauchsgegenständen zurückgestanden haben. Darüber hinaus wird sich aber für die Funeralobjekte allmählich ein schematischer Stil herausgebildet haben, den die Dinge über der Erde niemals besaßen. Wenn man z. B. die Idole aus den mexikanischen Gräbern betrachtet, die in tödlicher Langeweile dieselben Typen grob und sinnlos darstellen, so wird man annehmen können, daß derartige Dinge auch in Mexiko über der Erde, d. h. also in der mexikanischen Kultur nie existiert haben. Die Formen mögen sich aus irgendeinem alten Vorbild selbständig in Jahrhunderten weiterentwickelt und jeden Kontakt mit der Kunst der Lebenden verloren haben.

Hier eröffnet sich, wie mir scheint, eine weite Perspektive für die Beurteilung prähistorischer Grabfunde. Sie sind großenteils „Dinge für sich“.

## Die Wanjamwesi.

Ein Beitrag zur Völkerkunde Ostafrikas.

Von

Fritz Spellig.

Die nachstehende Arbeit stellt eine Zusammenfassung von Aufzeichnungen dar, die ich während meines zehnjährigen Aufenthalts (von 1910—1920) als Missionar der Evangelischen Brüderunität, Herrnhut, in Unjamwesi machte. Sie will mehr einen allgemeinen Überblick, ein abgerundetes Bild von dem Volksganzen geben, als eine ins einzelne gehende, streng wissenschaftliche Studie. Wenn daher der Bericht da und dort Lücken aufweist und die Darstellung einzelner Kapitel etwas kurz ausgefallen ist, so sei darauf hingewiesen, daß der eigentliche Beruf dem Verfasser nur wenig Zeit zu wissenschaftlicher Arbeit ließ und völkerkundliche Beobachtungen nicht in erster Linie um ihrer selbst willen, sondern nur nebenher, als Mittel zum Zweck angestellt werden konnten. Andererseits hielt es der Verfasser für geboten, in diesem Rahmen nur solche Beobachtungen und Ergebnisse zu bringen, für deren Richtigkeit er volle Gewähr übernehmen kann. In der Hauptsache stützt sich die vorliegende Arbeit auf eigene Aufzeichnungen. Daneben konnten aber auch Berichte einiger meiner Kollegen verwendet werden, was hiermit dankbar anerkannt werden soll. Wo solche Arbeiten benützt wurden, ist der Herkunftsname nach Möglichkeit angegeben.

### I. Das Verbreitungsgebiet der Wanjamwesi.

Das Gebiet, das die Wanjamwesi im weitesten Sinne bewohnen, umfaßt so ziemlich das ganze zentrale Hochland des früheren Deutsch-Ostafrika, vom 31. bis 34. Längengrad östl. v. Gr. und dem 3. bis 8° südl. Breite, und wird unter dem Namen „Unjamwesi“ oder Großunjamwesi



(Unjamwesi = das Land der Wanjamwesi) zusammengefaßt. Es grenzt im Westen an die Länder Ufipa, Uha und Urundi, im Süden an Uhehe, Uloli und die Rukwasenke, im Osten an Ugogo, Turu und Iramba, im Norden an Ussukuma und Usindja, und erstreckt sich über einen Flächenraum von rund 194 000 qkm. Somit bedeckt es ungefähr ein Fünftel des Gebietes unserer früheren Kolonie Deutsch-Ostafrika. Die Zahl der Wanjamwesi, die dieses Gebiet bewohnt, dürfte nach vorsichtiger Schätzung etwa 1 100 000 betragen, so daß sich eine Bevölkerungsdichte von 5—6 ergibt. Außerdem zählte man vor dem Krieg außerhalb Unjamwesis noch etwa 25 000 Wanjamwesi, die sich hauptsächlich in den Küstenbezirken (Bagamojo, Tanga, Daressalam, Kilwa, Lindi), sowie im Nordwesten der Kolonie (Moschi, Pangani, Wilhelmstal) in den pflanzungsreichen Bezirken von Morogoro und Kilossa angesiedelt hatten.

## II. Über die Bedeutung des Namens.

Man hat früher den Namen der Wanjamwesi allgemein mit „Mondleute“ übersetzt. Noch Edmund Dahl gibt in seinem ausführlichen Njamwesi-Wörterbuch (Abhandlungen des Hamburgischen Kolonialinstituts Band XXV) diese Deutung. Abgeleitet wurde dabei der Name von „mwesi“, bzw. „mwezi“ (z = weiches s), der Mond. Indessen dürfte diese Übersetzung, wie heute allgemein angenommen wird, nicht zutreffen. Wanjamwesi heißt vielmehr „Leute des Westens“ (mwesi gleichbedeutend mit mweli = Westen). Daß diese Deutung die allein richtige ist, geht z. B. daraus hervor, daß ein Unterstamm der Wanjamwesi an der westlichen Grenze sich tatsächlich Wanjamweli, d. h. Leute des Westens, nennt. Der Name wurde ihnen aller Wahrscheinlichkeit nach an der Ostküste beigelegt, da sie schon frühe als Händler, Jäger und Träger einen lebhaften Verkehr mit der Küste unterhielten und hier von jeher durch ihr geschlossenes Auftreten und ihre besonderen Sitten und Gebräuche die Aufmerksamkeit der Küstenbewohner erregten. Sie selber unter sich nennen sich in der Regel nach den verschiedenen Bezirken: Wakimbu, Wakonongo, Wanjamweli, Wanjanjembe, Wasukuma usw. Als Sammelname hat jedoch die Bezeichnung Wanjamwesi volle Berechtigung, da alle hierunter zusammengefaßten Stämme und Völkerschaften in somatischer und sprachlicher Hinsicht wie in bezug auf Sitten und Gebräuche ein ziemlich einheitliches Gepräge zeigen.

## III. Die Sprache.

Sprachlich gehören die Wanjamwesi zu der großen afrikanischen Völkergruppe, die man mit dem Sammelnamen „Bantuvölker“ bezeichnet. Das Kinjamwesi, die Sprache der Wanjamwesi, zerfällt jedoch in eine Anzahl zum Teil stark verschiedener Dialekte, deren hauptsächlichste sind: das Kisukuma (im Norden), das Kirugaruga (am reinsten in der Landschaft Urambo, nördlich der Mittellandbahn gesprochen), das Kigalaganza (im Bezirk Tabora) und das Kikonongo (im Süden von Unjamwesi). Außer diesen gibt es noch eine ganze Reihe kleinerer Dialekte, die sich jedoch stark an die Hauptdialektgruppen anlehnen und denen nur örtliche Bedeutung zukommt. Während nun von den alten Leuten, den Frauen und Kindern fast ausschließlich die in den einzelnen Landschaften gebräuchlichen Dialekte gesprochen werden, spielt bei den Männern als Umgangssprache das allgemein verstandene Kirugaruga (= die Sprache der Krieger) eine große Rolle; und es ist kein Zufall, daß dieser Dialekt gerade im Urambobezirk (etwa 50 km nördlich der Mittellandbahn) am reinsten gesprochen wird. War doch Urambo der Sitz des gefürchteten und eroberungssüchtigen Großhäuptlings Mirambo, des Napoleon Zentralafrikas,

wie ihn Stanley nennt, der durch seine zahlreichen Eroberungszüge viel dazu beigetragen hat, den mancherlei größeren und kleineren Stämmen des Unjamwesi-Hochlandes in sprachlicher Beziehung ein einheitlicheres Gepräge zu geben. In richtiger Würdigung dieser Tatsache hat auch die Mission in erster Linie das Kirugaruga zur Schriftsprache erhoben. Als Proben des Kinjamwesi mögen die weiter unten in der Ursprache wiedergegebenen Märchen, Lieder, Sprichwörter und Rätsel dienen. Im übrigen verweise ich auf die von den verschiedenen Missionsgesellschaften herausgegebenen Grammatiken, so u. a. auf: „Eine Kinjamwesigrammatik“ von R. Stern, weland Missionssuperintendent der Evangelischen Bruderunität (Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen, 1906 III. Abt.); sowie auf die „Grammatik der Kinjamwesisprache“ von P. Franz Müller, Salzburg 1904, Verl. der St. Petrus Claver-Sodalität für die afrikanischen Missionen. Und endlich nenne ich noch das ausführliche „Njamwesi-Wörterbuch“ von Edmund Dahl, weland Missionar der Evangelischen Bruderunität (Abhandlungen des Hamburgischen Kolonialinstituts Band XXV). Das letztere Werk stellt eine umfangreichere Arbeit dar, die neben dem Kirugaruga auch die anderen führenden Kinjamwesidialekte weitgehend berücksichtigt.

#### IV. Aus der Geschichte der Wanjamwesi.

Eine eigentliche geschichtliche Überlieferung kennen die Wanjamwesi nicht. Die wenigen dürftigen Daten aus der jüngsten Vergangenheit kristallisieren sich um die Namen einzelner Häuptlinge, die sich durch eroberungs- und herrschsüchtiges Auftreten aus dem gewöhnlichen Einerlei der Masse hervorheben. Was über drei oder höchstens vier Generationen zurückliegt, verschwindet dagegen in einem grauen Nebel von Mythenbildungen. Im folgenden gebe ich einige kurze Daten über die Häuptlingsgeschlechter von sechs Bezirken, wobei ich im wesentlichen den Aufzeichnungen von M. H. Löhner, Missionssuperintendent der Evangelischen Bruderunität, folge. Die ausführlicheren Angaben über Mirambo (s. unter Urambo) stammen z. T. von den Missionaren P. Terp und A. Seipt.

Ukimbu (im Süden). Der älteste hier bekannte Häuptling ist Mukuve. Er hatte eine Tochter mit Namen Ikiva. Eines Tages erschien ein fremder Häuptlingssohn, namens Mulova, und ließ sich in der Nähe des Sultansitzes, in Kipembabwe nieder. Hier besäte er ein Feld mit Kürbissen, einer dort noch unbekannten Feldfrucht, und zog eine Zeitlang fort. Als er wiederkehrte, fand er alle Kürbisse gestohlen, worauf er Ukimbu den Krieg erklärte. Erst nachdem ihm Mukuve seine Tochter Ikiva zur Frau gab, stellte er die Feindseligkeiten ein. Ukimbu war dann später öfter der Schauplatz feindlicher Einfälle. Von Süden her kamen die kriegerischen Stämme der Vangoni. Später erschienen die Vavungu. Auch mit Bwana Mulwani von Tabora, wahrscheinlich einem Araber oder Arabermischling, hatten sie zu kämpfen. In Erinnerung sind ferner die Kriegszüge des gefürchteten Häuptlings von Kiwere, Nungu, der seine Raubzüge bis nach Ukimbu ausdehnte. Auf einem derselben ließ er den Häuptling von Kipembabwe töten und seinen Kopf nach Kiwere bringen.

In jüngerer Zeit, unter dem Wakimbuhäuptling Tjandangombe, fanden die Einfälle der Waloli unter ihren eroberungssüchtigen Führern Merere und Mugalula von Kiwere statt. Tjandangombe wurde 1918 vergiftet. Auf ihn folgte sein Sohn gleichen Namens. — Ukimbu, das früher ein verhältnismäßig großes Reich bildete, und das sich zeitweise sogar die weit im Norden liegenden Länder Kiwere und Ngulu tributpflichtig machte, ist im Lauf der Zeit durch Kriege und Sklavenjagden zurückgegangen und zählte zuletzt nur noch etwa 4000 Bewohner.



Kiwere. In älterer Zeit war Kiwere, wie bereits oben bemerkt, vorübergehend den Wakimbu tributpflichtig. Die Überlieferung bezeichnet als ersten bekannten Herrscher Ilasi oder Mikono. Auf ihn folgte Kapumpa, und auf diesen Nungu, der bekannteste Häuptling von Kiwere aus geschichtlicher Zeit. Nungu war ein Schwestersohn des Häuptlings Kijungi aus Unjanjembe (s. weiter unten). Als seine Schwester eines Tages erblindete, beschuldigte er seinen Oheim Kijungi der Zauberei und zog mit seinen Kriegern fort auf Raubzüge. Mit dem benachbarten Ngulu bestand Blutsfreundschaft. Mehrere andere Häuptlinge, wie die von Vunankwila und Itumba, schlossen ebenfalls Blutsfreundschaft mit Nungu, um ihre Länder vor Krieg zu bewahren. Nun wandte sich Nungu nach dem südlichen Kiwere, besiegte und tötete den dortigen Häuptling Kapumpa und dessen sämtliche Kinder, nahm selbst die ndesi (das Häuptlingsabzeichen, bestehend aus einer großen, seltenen Muschel) und riß somit die Herrschaft über Kiwere durch Gewalt an sich. Von hier aus führte er nach allen Richtungen Krieg. Den Häuptling von Nkololo vertrieb er und setzte dessen Sohn als Nachfolger ein. Die Landschaft Vujanzi wurde verheert. In Kororomo machte Nungu seinen Verwandten Luhamba zum Häuptling. In Kavuje machte er sich dadurch einen Namen, daß er die Kriegsgefangenen lebendig rösten ließ. Rungwa und Ufipa im fernen Westen wurden von ihm heimgesucht. Im Süden verwüstete er den Häuptlingssitz der Wakimbu, Kipembabwe (s. oben), Igunda und Ukangulu. Nach Osten zu dehnte Nungu seine Raubzüge bis nach Vujinga bei Iringa aus, wurde hier aber von den tapferen Wahehe zurückgeschlagen. Ja sogar bis nach Ugogo hinein soll er Krieg geführt haben.

Nungu baute später den noch heute bestehenden Sultanssitz Igumila (Kiwere), wo er 1885 starb. Auf ihn folgte sein Schwestersohn Mugalula. Auch er führte mit Kipembabwe und Ukangulu im Süden Krieg, war aber im übrigen bei seinen Untertanen beliebt. Nach dem Tode von Mwana Kijungi von Unjanjembe (siehe da) flohen viele seiner Verwandten nach Süden und verbanden sich mit den Wajinga (bei Iringa) gegen Mugalula, ohne jedoch etwas ausrichten zu können. Doch kurz darauf nahm Mugalula sich selbst das Leben. — Seitdem regiert in Kiwere Msawila, die Tochter seiner Schwester.

Ugunda. Der älteste hier bekannte Häuptling war Meta. Das Land wird von Ugalla aus mit dem Häuptlingsabzeichen (ndesi oder kilunga) belehnt. Eine Nachfolgerin von Meta, die Sultanin Ndizya, hatte gegen die Häuptlinge Muhalule und Mwana Kijungi (siehe unter Unjanjembe) zu kämpfen, wobei sie geschlagen wurde. Seit 1905 regiert die Sultanin Meta.

Ngulu. Zur Zeit Kijungis von Unjanjembe (s. da) herrschte in Ngulu Madeleka mit dem Beinamen Muhalule. Er vertrieb seinen Vorgänger Malingo, der nach Rungwa im Süden floh. Da aber Muhalule fürchtete, Malingo könne zurückkehren und Rache an ihm nehmen, verband er sich mit Nungu von Kiwere. Dieser lockte Malingo in seine Residenz. Dort bot man ihm einen Stuhl, der auf einer Fallgrube aufgestellt war, an. Als nun Malingo sich ahnungslos daraufsetzte, fiel er in die Grube und wurde gespeert. Später eroberte Muhalule Sikonge, das bis dahin zu Ugunda gehörte. Er starb 1901. Drei seiner Söhne regierten nach seinem Tode kurz hintereinander. Der letzte von ihnen starb 1910. Der jetzige Häuptling ist ein jüngerer Bruder von Muhalule und heißt Mpagama.

Unjanjembe. Hier gilt als ältester bekannter Sultan Sewa Milundi. Auf ihn folgte sein Brudersohn Kijungi, der sich durch seine blutigen Raubzüge bis weit nach Süden und Westen einen Namen machte. Unter seiner Regierung siedelten sich mit seinem Einverständnis viele Araber



am Kasehberg an und gründeten die Niederlassung Tabora. Kijungi verfügte über gut geschulte Krieger und eine stark befestigte Residenz, so daß selbst der überall siegreiche und gefürchtete Häuptling Mirambo von Urambo nichts gegen ihn vermochte.

Auf Kijungi folgte sein Sohn Isike, gewöhnlich Mwana-Kijungi (Sohn des Kijungi) genannt. Er selbst zog wenig in den Krieg, destomehr seine Unterhäuptlinge. Auch ihn versuchte der ehrgeizige Mirambo, diesmal unterstützt durch den eroberungssüchtigen Nungu von Kiwere, zu besiegen. Er mußte jedoch auch diesmal unverrichteter Sache wieder abziehen. Zur Zeit Isikes kamen die ersten Deutschen ins Innere des Landes und legten die Militärstation Tabora an. In seinem kurzsichtigen, blinden Haß gegen die fremden Weißen ließ er sich dazu verleiten, zwei von ihnen zu verjagen und ihren Besitz als Beute an sich zu nehmen, was ihm eine schwere Buße eintrug. Auch in der Folgezeit hatte er immer Reibereien mit den Deutschen. Als dann eines Tages in seiner Residenz ein Weißer und einer von dessen schwarzen Soldaten ermordet worden waren, ließ Hauptmann von Prince die Residenz Isikes erstürmen und zerstören. Isike selbst beging Selbstmord, indem er versuchte, sich mittels Pulver in die Luft zu sprengen. Seine Nachfolgerin, Bibi Kalunde starb am 23. III. 1917. Zu ihrem Nachfolger wurde ein Küstenneger namens Saidi bin Msawila gewählt.

Urambo. Unzweifelhaft die bekannteste und gewaltigste Persönlichkeit Unjamwesis, und man kann wohl ohne Übertreibung sagen ganz Zentralafrikas, war Mirambo, zu deutsch: die Leichen. Sein Gedächtnis ist noch heute in allen Teilen des Landes sehr lebendig. Wo man aber von ihm spricht, geschieht es ganz leise und mit großer Zurückhaltung, gleichsam als fürchtete man, durch Nennung des Namens seinen Geist zu beschwören.

Mirambo wurde als ältester Sohn eines kleinen Häuptlings, Kasanda von Ujowa, in dessen Residenz Ikonongo zwischen 1830 und 1840 geboren. Bereits als Jüngling folgte er seinem Vater auf den Thron. In seinem unbändigen Betätigungs- und Eroberungsdrang wurde ihm sein ererbtes Reich aber bald zu klein. Zunächst wurde das benachbarte Ulyanhulu erobert und dessen Häuptling Kasele, sein eigener Verwandter väterlicherseits, geblendet. Nun, nachdem er einmal Blut gerochen hatte, begann eine Reihe von Raub- und Eroberungszügen, die an Rücksichtslosigkeit, Mord- und Blutgier wohl in ganz Zentralafrika ihresgleichen suchen. Zunächst baute er sich in dem neu eroberten Reich Ulyanhulu eine neue, uneinnehmbare, festungsartige Residenz, Isela magari (= Blutstrom). Diese Burg wurde, entgegen der sonst üblichen leichten Bauart der Wanjamwesi, aus Lehmziegeln errichtet, von mehreren hohen Wällen umgeben, zwischen denen jeweils hohe, wegen ihres giftigen Milchsafte undurchdringliche Euphorbienhecken emporragten. Hier residierte Mirambo mit seinem Harem, der nach einigen Gewährsleuten aus fünfzig, nach anderen sogar aus etwa dreihundert Weibern bestanden haben soll. Von hier aus unternahm er seine Kriega- und Raubzüge, durch die er in kurzer Zeit sämtliche umliegenden Landschaften tributpflichtig machte.

Nach Angabe der älteren Leute, die Mirambo noch kannten, sowie der ersten Missionare, die in Urambo nahe der Residenz eine Station gründeten, war Mirambo von schwächtiger, aber schöner, sehniger Gestalt. Das Gesicht, von hellerer Farbe als bei den gewöhnlichen Negern, hatte einen etwas leidenden Ausdruck. Dabei war er überaus zäh und von unbeugsamer Willensstärke, die nur zu oft in kaltblütige Grausamkeit ausartete. Trotz seines großen Reichtums lebte Mirambo spartanisch einfach. In der Regel aß er nur Brei aus Reis- und Maismehl und trank dazu Milch.

Den sonst so verbreiteten Genuß des Negerbieres haßte und bekämpfte er, weil er die Leute schwäche, und nicht selten verhängte er Todesstrafe, wo er seine Leute trotz des Verbotes beim Biertrinken ertappte. Infolge dieser einfachen, gesunden Lebensweise besaß Mirambo eine große Ausdauer bei Strapazen. Auffallend war seine beständige geheime Furcht vor Ermordung, die sich immer stärker auswuchs, je älter er wurde. Seine inneren Gemächer waren deshalb stets von einer Sicherheitswache aus wenigen erprobten Kriegern beschützt. Man erzählte auch, daß er infolge dieser Furcht nachts nie geschlafen habe und bei Gerichtsverhandlungen und anderen Versammlungen immer so saß, daß er alle Anwesenden vor sich hatte.

Besonders groß war Mirambo als Feldherr sowie als Schöpfer und Organisator seiner Truppenmacht. Sehr bald hatte er erkannt, daß sich für die Eroberungszüge die jungen, spannkraftigen und begeisterungsfähigen Mannschaften eigneten. Er nahm deshalb zu den Kriegszügen ausschließlich junge, z. T. knabenhafte Soldaten mit; die älteren ließ er zum Schutz der Residenz und des Landes zurück. Die Krieger trugen als Abzeichen und Erkennungsmerkmal ein rotes Tuch und waren wegen ihrer Mord- und Raubgier fast noch mehr gefürchtet als ihr Häuptling. Mirambo selbst trug in der Schlacht rote Jacke und roten Turban, auf der Brust als Sultansabzeichen die Kilinga (die große, weiße Königsmuschel). Auf den Kriegszügen führte er in der Regel nur zwei seiner Frauen, einen Koch und zwei Zelte mit, eins für sich und eins zum Bedecken der Pulverlasten.

Vor Beginn eines Krieges wurde immer in Gegenwart der Unterhäuptlinge und Gruppenführer ein Kriegsrat abgehalten, in dem die Marschordnung und die Angriffspläne besprochen wurden. Dann folgte eine Heerschau mit Kriegstanz, wobei mehrere Rinder geschlachtet und verteilt wurden. Auf dem Marsch war Mirambo streng und unermüdlich, beim Angriff stets an der Spitze. Seine Haupttaktik bestand darin, die feindlichen Siedelungen am frühen Morgen, wenn alles im tiefsten, sorglosesten Schlaf lag, zu überrumpeln. Auf diese Weise mißglückten ihm auch selten seine Handstreichs.

Das Los der Gefangenen war in der Regel wenig beneidenswert. Die Männer ließ Mirambo z. T. grausam hinhängen, die Weiber wurden als Sklavinnen mitgeführt. Seine Krieger dagegen hatten es nach beendetem siegreichen Kampf gut. Sieben Tage lang wurde getanzt und gefeiert und dabei unmäßig gegessen und getrunken. Dann erst zog man mit Beute reich beladen heim, um sich zu neuen Taten zu rüsten.

Mit jedem Jahr wuchs Mirambos Macht und Reichtum. Immer weiter dehnten sich nach allen Seiten die Grenzen seines Reiches. Nach dreijährigen Kämpfen hatte er endlich auch die herdenreichen Vaha und Warundi am Nordende des Tanganjikasees besiegt und große Rinderherden von dort als Beute mitgebracht. Im Norden wurden ihm nach und nach bis zum Viktoria-Nyansasee die Häuptlinge tributpflichtig. Sogar gegen den mächtigen Sultan Mtesa von Uganda zog er eines Tages, mit den kriegsrischen Vangoni verbündet, zu Felde. Es kam jedoch nicht zum Kampf. Mirambo mochte als kluger Mann doch das Aussichtslose seines Beginnens eingesehen haben und schickte Boten an den Hof Mtesas, um Frieden anzubieten. Diese wurden von Mtesa glänzend aufgenommen und bewirtet und zuletzt mit reichen Gastgeschenken, bestehend aus sechzig Elefantenzähnen, fünfzig Rindenkleidern, zwanzig Gewehren und dreißig Ochsen entlassen.

Bei all diesen Kriegszügen unterließ es Mirambo aber nicht, auch für Schutz und Sicherheit seines weiten Reiches zu sorgen. Zu diesem



Zweck errichtete er an den Grenzen regelrechte Forts, die er erprobten Führern und Unterhäuptlingen unterstellte. Hier wurden täglich Felddienst- und Gefechtsübungen abgehalten, um die Krieger ständig in der Übung zu erhalten. Auch fremde Stämme siedelte er gelegentlich an den Grenzen an als Schutzwall gegen feindliche Überfälle und versorgte sie mit den nötigen Feuerwaffen. Eines Tages, so wird erzählt, ließ er auch einem neu angesiedelten Stamm Gewehre, Pulver und Zündhütchen aushändigen. Da die Leute aber noch kein Gewehr gesehen hatten und infolgedessen nichts damit anzufangen wußten, rauchten sie Tabak daraus. Als Mirambo das hörte, ging er hin, um ihnen selbst den ersten Anschauungsunterricht im Gebrauch der Feuerwaffen zu geben. Er nahm kurzerhand ein Gewehr, lud es, und schoß den ersten besten damit nieder.

Seine schwersten Kämpfe hat Mirambo mit den Arabern ausgefochten. Fünf Jahre lang führte er erbitterte Kriege gegen sie und überfiel immer wieder ihre Handels- und Sklavenkarawanen. Den ersten Anlaß zu den Feindseligkeiten gab, wie berichtet wird, ein Araber Hamis, der auf einer Reise durch Mirambos Reich eine abfällige Äußerung über Mirambo getan haben soll. Darüber geriet der ehrgeizige und leicht reizbare Häuptling in Zorn und schwur den Arabern Rache. Noch hielt er indessen an sich. Da trat ein zweiter Umstand hinzu, der Mirambo zu den Waffen greifen ließ. Eines Tages entliefen einige Arabersklaven und begaben sich unter Mirambos Schutz. Darauf sandten ihre Herren Boten und verlangten Auslieferung, die jedoch von Mirambo verweigert wurde. In der Nacht verführte einer der Boten die Lieblingsfrau Mirambos. Dieser, in seinem maßlosen Ehrgeiz gekränkt, verlangte von den Arabern Genugtuung, die jedoch mit der höhnischen Bemerkung, es sei ja nur ein schwarzes Weib, zurückgewiesen wurde. Sofort ließ nun Mirambo die Kriegstrommel schlagen. Die Araber, die sich Mirambos Macht nicht gewachsen fühlten, suchten ihn durch Geschenke zu besänftigen, doch es war vergeblich. In einem erbitterten, fünftägigen Kampf wurden die Araber besiegt. Unterdessen bekamen sie von Tabora Verstärkung und sammelten sich zu einem Gegenangriff. Während sie Nachts im Walde berieten, schlich sich Mirambo heran und hörte auf einem Baume sitzend alles mit an. Und noch ehe die Araber aufbrachen, wurden sie von den Kriegern Mirambos überfallen und unter großen Verlusten in die Flucht geschlagen. Vier Araber und hundertzwanzig ihrer schwarzen Krieger blieben tot zurück und das ganze reiche Zeltlager fiel in die Hände Mirambos. Bis nach Tabora jagte er den Fliehenden nach. Hier stellten sie sich noch einmal zum Kampf. Während dieses Gefechts fiel der Araber Hamis und geriet schwer verwundet in die Hände Mirambos. Kaum hatte er seinen Todfeind erkannt, so ließ er ihn töten, von seinem Medizinmann aufschneiden und aus seinem noch zuckenden Herzen „Dawa“, d. i. Zaubermédisin, machen. Darauf wurde die Araberniederlassung Tabora geplündert und reiche Beute gemacht. Es wird berichtet, daß Mirambo 500 Elefantenzähne, 200 Trägerlasten Baumwollstoffe, 100 Faß Pulver, 50 Kisten Seife und vieles andere hinwegführte. Wenn diese Zahlen bei der Übertreibungssucht der Neger auch zu hoch gegriffen sein mögen, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß die Araber damals eine schwere Niederlage erlitten.

Noch mehrmals versuchten es die Araber in den folgenden Jahren, die erlittene Schmach zu rächen, doch vergebens. Endlich nach fünf Jahren, währenddessen die Handelskarawanen schwer unter den ständigen Überfällen von seiten der Krieger Mirambos zu leiden hatten, bat der Sultan von Zanzibar Mirambo um Frieden, und Mirambo, selber kriegsmüde, ging auf die Bitte ein. Als Versöhnungsgeschenk sandte er eine Karawane mit 100 Elefantenzähnen zur Küste. Die Leute wurden von den



Arabern festlich bewirtet und mit reichen Gegengeschenken an kostbaren Stoffen, Pulver und Zündhütchen, Messingdraht usw. zurückgeschickt. Von da an konnten die Karawanen der Araber wieder unbehelligt durch Mirambos Reich ziehen.

Gegen die Europäer, die damals schon da und dort in Unjamwesi auftauchten, benahm sich Mirambo in allgemeinen nicht feindselig. Die London Missionary Society konnte in der Nähe der Hauptresidenz in Urambo eine Station anlegen und ihre Arbeit ohne Störung verrichten. Und als eines Tages bei einem Kriegszug in Ugalla ein Dorf erstürmt werden sollte, in dem gerade ein Europäer und ein Araber lagerten, ließ Mirambo sie vorher warnen und auffordern zu gehen. Da sie sich jedoch weigerten, fanden auch sie in dem allgemeinen Gemetzel den Tod, worauf Mirambo aus Furcht, die Sache könnte schlimme Folgen haben, 50 Elefantenzähne als Sühne nach Zanzibar sandte. Seine duldsame Stellung den Weißen gegenüber dürfte zum großen Teil ihren Grund darin gehabt haben, daß Mirambo als intelligenter und weitblickender Mann schon lange vor seinen schwarzen Zeitgenossen das Kommen einer neuen Zeit ahnte und voraussah. Er soll es sogar gleichsam in prophetischer Schau vorausgesagt haben, daß einst weiße Männer von Osten her, von der Küste ins Land kommen und es in Besitz nehmen würden. Inwieweit dieser Ausspruch auf Tatsachen beruht, muß dahingestellt bleiben.

Seinen letzten Feldzug führte Mirambo gegen Kapella von Ukuna. Es war ein hartnäckiger Kampf. Dazu kam, daß Mirambo sich eine böseartige Geschlechtskrankheit zugezogen hatte, die ihn sehr schwächte. Trotzdem wollte er den Kampf nicht aufgeben. Mit eiserner Willenskraft hielt er aus, bis ihn bald darauf eine Lungenentzündung hinwegraffte. Nach anderen Berichten soll er zuletzt noch von seinen eigenen Kriegern getötet worden sein, indem sie ihm, während er in der Hütte schlief, heimlich eine Schlinge um den Hals legten, den Strick durch die Hüttenwand nach außen führten und ihn durch gewaltsames Zuziehen erwürgten. Ich habe mich mehrfach bemüht zu erfahren, ob die letzte Lesart auf Wahrheit beruht, jedoch vergebens, da die Bewohner von Urambo, die allein hierüber hätten Auskunft geben können, diesem Thema scheu auswichen.

Es ist nur verständlich, daß sich um eine solche, das gewöhnliche Niveau des Negers weit überragende Persönlichkeit im Lauf der Zeit ein ganzer Kreis von Sagen und Mythen bilden konnte. So wird z. B. erzählt, daß Mirambo schon als Knabe große Pläne hegte. Sein Ehrgeiz ging dahin, es mit den aus dem Süden gekommenen kriegstüchtigen Wangoni aufzunehmen. Zu diesem Zweck zieht er unter anderem Namen nach Süden, hält sich an der Grenze des Wangonilandes auf und lernt ihre Sprache und Sitten kennen. Eines Tages begibt er sich in die Residenz und stellt sich dem Häuptling zur Verfügung. Durch große Tapferkeit und unerschrockenen Mut bringt er es bald zum Mutwale (Befehlshaber). Ja der Häuptling bietet ihm sogar die Hand seiner Tochter an, um ihn für dauernd an sich zu fesseln. Seine Lehrzeit ist jedoch zu Ende, und Mirambo zieht wieder seines Wegs. Später ist er dann mit den Wangoni tatsächlich mehrfach in Berührung getreten, z. T. als Verbündeter, z. T. aber auch als erbitterter Gegner.

Nach dem Tode Mirambos zerfiel das große Reich fast noch schneller, als es gegründet worden war. Sein Nachfolger war Pandatjalo, sein jüngerer Bruder. Er wurde sehr bald in einer Schlacht verwundet und von seinen eigenen Leuten getötet. Auf ihn folgte Katugamoto (Feuerspeier), der 1898 von Oberleutnant v. Trotha abgesetzt und nach der Küste verbannt wurde, weil er sich Übergriffe gegen die deutsche Regierung zu Schulden kommen ließ. An seiner Stelle bestieg Kaswika den inzwischen schon

wieder recht klein und unansehnlich gewordenen Häuptlingsstuhl von Ulyanhulu.

Als einzige sichtbare Spuren einstiger Größe und Macht zeigt man heute noch die Ruinen der Residenz Mirambos, Isela-magasi (Blutstrom) und nahe der Missionsstation Urambo eine riesige Fächerpalme, die zur Zeit Mirambos Jahre lang mit dem Blut zahlreicher Hingerichteter gedüngt wurde. Denn hier am Fuß der Palme befand sich der öffentliche Richtplatz. Und wenn Mirambo, der Leichenfürst, nur mit dem Kopfe nickte, dann schlangen seine drei Henker das Richtbeil.

#### **V. Die Stellung der Wanjamwesi innerhalb der übrigen Negerstämme von Ostafrika und ihre wirtschaftliche Bedeutung.**

Sowohl ihrer äußeren Ausdehnung nach, als auch hinsichtlich ihrer körperlichen und geistigen Veranlagung nehmen die Wanjamwesi unter den Völkerschaften Ostafrikas eine hervorragende, führende Stellung ein. Schon die Araber hatten das erkannt. Wenn es ihnen gelang, in wenigen Jahrzehnten ihre Herrschaft über ganz Ostafrika bis tief in den Kongo hinein auszudehnen, so verdanken sie das zu einem nicht geringen Teil der Hilfe der Wanjamwesi. In ihnen fanden sie ein williges, ausdauerndes Trägermaterial und vor allem gelehrige, unerschrockene Helfer für den Kriegsdienst und die Sklavenjagden. Noch jetzt ist die Erinnerung an ihr mutiges Auftreten bei vielen Kongostämmen nicht erloschen. Als sich im Jahre 1916 die schwarzen Regimenter der Belgier vom Kongo her über Deutsch-Ostafrika ergossen und sich Unjamwesi näherten, rechneten viele der schwarzen Askari (Soldaten) mit einem bewaffneten und erbitterten Widerstand. Sie konnten deshalb nicht genug ihrer Verwunderung darüber Ausdruck geben, die gefürchteten Wanjamwesi als seßhafte, friedliche Ackerbauer wiederzufinden; und immer wieder hörte man sie erstaunt sagen: das sind also die Wanjamwesi! — Nachdem dann die Macht der Araber gebrochen war, gehörten die Wanjamwesi zu den ersten, die sich willig und fast ohne Widerstand in die veränderten Verhältnisse einfügten und der neuen Herrschaft ihre Dienste zur Verfügung stellten als zuverlässige, geschickte Träger und intelligente, ausdauernde Plantagenarbeiter. Und als man anfang, die anfangs landfremde Polizei- und Schutztruppe mehr und mehr durch Einheimische zu ersetzen, spielten wieder die Wanjamwesi der Zahl wie der Eignung nach eine nicht unwichtige Rolle.

Einer der bemerkenswertesten Züge, der sie vor allen anderen Völkerschaften Ostafrikas auszeichnet, ist ihre Wanderlust. Der Munjamwesi ist der geborene Zug- und Wandervogel, der Sachsengänger Ostafrikas. Der Zug in die Ferne liegt bei ihm im Blut. Im Februar, März, wenn die Hauptfeldarbeit getan ist, duldet es den Mann nicht mehr zu Hause. Er muß dann auf einige Monate fort in die Ferne und wäre es auch nur, um in einer entfernten Ecke des Landes einen seiner vielen Verwandten aufzusuchen. Meistens aber läßt er sich für sechs bis acht Monate auf einer Pflanzung an der Küste anwerben, oder er nimmt für mehrere Monate Trägerdienst. Ich habe Leute kennen gelernt, die zwanzig- und mehrmal die über 800 km lange Fußreise an die Küste nach Daressalam, Bagamoyo und andere Hafenstädte machten, auf dem Hin- und Rückmarsch mit Trägerlasten von 60—80 Pfund bepackt. Und ein junger Mann, der noch nie zu Fuß an der Küste war, oder sonst noch keine größere Safari (Karawanenreise) mitgemacht hatte, tat gut, in der Männerversammlung zu schweigen. Schon mit elf bis zwölf Jahren begleitet der Junge den Vater oder Onkel auf die Karawanenreise, um ihm den Mundvorrat und die Schlafmatte zu tragen; und kaum fühlt er sich kräftig genug, so über-



nimmt er selber eine Last, legt sich einen klingenden Safarinamen zu und nennt sich nun stolz Mpagasi, d. i. Träger.

Diese häufigen Reisen waren nicht ohne mannigfaltige Rückwirkungen auf die geistige Entwicklung des Volkes, auf das wirtschaftliche Leben und auf die Familienverhältnisse. Der Verkehr mit den verschiedensten fremden Stämmen und Rassen, die Berührung mit anderen Sitten und Gebräuchen erweiterte den Gesichtskreis und gab dem Munjamwesi eine gewisse geistige Beweglichkeit, die jedem Europäer angenehm auffiel. Erfahrungen und Beobachtungen, die man unterwegs sammelte, wurden in der Heimat fruchtbar gemacht. Mit Vorliebe brachten sie, um nur eins zu nennen, Samen von landesfremden Feld- und Baumfrüchten mit, um sie daheim zu kultivieren, und es begegnete einem nicht selten, daß man in der Nähe einer Dorfsiedlung plötzlich vor einem Obstgarten mit z. T. seltenen Bäumen stand. Vielleicht dürfte hier auch das Beispiel der Araber mit ihren Obstanlagen bestimmend mitgewirkt haben. So ist z. B. der Mangobaum heute stellenweise sehr stark vertreten, besonders im mittleren Teil von Unjamwesi, im Bezirk Tabora, wo ein größerer Landstrich geradezu Unjanjembe, das Land der Mangobäume, genannt wird. In älteren Büchern findet man häufig die Übersetzung „Land der Hacken“; aber das Wort Unjanjembe muß nach seiner sprachlichen Form mit „Land der Mangobäume“ übersetzt werden. Denn Mangobaum heißt auf Kinjamwesi Muembe, Mehrzahl Miembe, die Hacke dagegen heißt Igembe, Mehrzahl Magembe. Land der Hacken müßte somit in richtigem Kinjamwesi Unjamagembe lauten. Aus Unjanjembe, wie es eigentlich ausgesprochen werden müßte, wird, der bequemerer Aussprache wegen, Unjanjembe. Dazu kommt, daß für die Übersetzung „Land der Hacken“ keinerlei sachliche Begründung vorliegt, denn die früheren Eingeborenen-hacken kamen meines Wissens in der Hauptsache aus der im Südwesten von Unjamwesi gelegenen Landschaft Ukonongo und aus dem nördlichen Gebiet Usukuma. Dagegen ist die Bedeutung „Land der Mangobäume“ ohne weiteres verständlich, da die Landschaft Unjanjembe tatsächlich viele solche Bäume aufweist, stellenweise ganze Gruppen und Haine. Allerdings dürfte der Name jüngeren Datums sein, da nach Angabe der Eingeborenen in früheren Zeiten der Glaube herrschte, daß jeder, der einen Mangobaum pflanze, sterben müsse, sobald der Baum die ersten Früchte trage, und aus diesem Grunde früher Mangobäume nur selten angepflanzt wurden. Zum Schluß möchte ich noch darauf hinweisen, daß auch das Koloniallexikon von Schnee Unjanjembe mit Land der Mangobäume übersetzt.

Daß die Sachsengängerei der Wanjamwesi aber bei aller günstigen Wirkung auf das wirtschaftliche Leben und den Volkscharakter andererseits nicht ohne schädigenden Einfluß auf das Familienleben bleiben kann, werde ich an geeigneter Stelle noch besonders zeigen.

Ein Beweis dafür, daß die Wanjamwesi in charakterlicher wie wirtschaftlicher Hinsicht unter den Völkern Ostafrikas eine bedeutende Rolle spielen, muß auch in ihrer kolonisatorischen Fähigkeit erblickt werden, in der Fähigkeit, sich dank ihrer geistigen Beweglichkeit, ihres Fleißes und ihrer friedlichen Gesinnung auch unter den fremdesten Verhältnissen bald heimisch zu fühlen und einzuwurzeln. Man trifft heute in weiten Teilen Ostafrikas, nicht nur in der früheren deutschen Kolonie, besonders aber im Nordosten und nach der Küste zu kleinere und größere Ansiedlungen und Kolonien von Wanjamwesi. Zum Teil handelt es sich dabei um freiwillig Ausgewanderte, die sich als Arbeiterstämme mit ihren Familien in der Nähe einer größeren Pflanzung für dauernd niedergelassen haben; zum Teil sind es aber auch Stämme, die von der deutschen Regierung



in früheren Aufstandsgebieten angesiedelt wurden als beruhigendes Element. Solche Verpflanzungen haben sich überall gut bewährt; denn wie gesagt, der Munjamwesi ist von Haus aus ein fleißiger, friedliebender Ackerbauer und infolgedessen ein durchaus brauchbares kolonisatorisches Element.

## VI. Soziale Erscheinungen.

Wie in den vorgehenden Abschnitten schon mehrfach angedeutet wurde, haben wir es bei den Wanjamwesi nicht mit einem einheitlichen Stamm oder Volkstum, sondern mit einer Zusammenfassung verwandter Stämme zu tun, die aber als Ganzes so gut charakterisiert sind, daß sie den gemeinschaftlichen Namen vollauf rechtfertigen. Ein festeres staatliches Gefüge hatte Unjamwesi jedoch nur einmal vorübergehend unter der Schreckens- und Raubherrschaft Mirambos. Heute zerfällt es politisch in eine Anzahl selbständiger und gleichberechtigter Großhäuptlingschaften (vutemi), die sich wieder in eine Unzahl Unterhäuptlingsschaften (magunguli) gliedern. Die Großsultanate sind im Westen: Usumbwa, Ukumbi, Ugalla, Ukonongo; im Süden: Ukimbu, Kiwere; im Osten: Itumba, Ujansi, Ussongo; im Norden: Ussukuma und Msalala; in der Mitte Unjanjembe, Ngulu und Ugunda. Eine engere Fühlung besteht zwischen diesen Sultanaten nur, wenn die betreffenden Häuptlinge verwandt oder durch Blutsfreundschaft verbunden sind. Seit der Besitzergreifung durch die Europäer sind die Rechte und Befugnisse der Häuptlinge, die einst ihre Länder souverän und oft mit schrankenloser Willkür beherrschten, stark beschränkt. In neuerer Zeit ist eine gewisse Änderung insofern eingetreten, als die Engländer den Großhäuptlingen auf Kosten der Unterhäuptlinge in gewissen Grenzen eine größere Selbständigkeit einräumen.

Die Würde der Unterhäuptlinge (vanatjalo) ist wie die der Großsultane erblich, muß aber von den letzteren bei Antritt bestätigt werden. Außer diesen angestammten Unterhäuptlingen trifft man da und dort im Land sogenannte „Watwale“ (Heerführer) und „Wanangwa“, Verwandte des Großsultans. Sie sind vom Großhäuptling unmittelbar eingesetzt und bilden ein gewisses Gegengewicht gegen die land- und erbangesessenen „Wanatjalo“ (Unterhäuptlinge). Gewöhnlich führt ein Mutwale oder Mwanangwa über mehrere Magunguli (Unterhäuptlingschaften) eine Art Oberaufsicht und hält seinen Herrn ständig über alles, was im Lande vorgeht, auf dem Laufenden. Das Eigentümliche dabei ist, daß die Watwale ausschließlich aus den Sklaven des Großhäuptlings hervorgehen.

Den geschlossensten Charakter zeigen die Dorfverbände, die in der Hauptsache aus den Familiensippen mit ihren Leibeigenen gebildet werden. Unter dem vielleicht nicht ganz glücklich gewählten Ausdruck Dorfverband (ikaja) verstehe ich einzelne Dörfer oder Siedelungen, die heute im Durchschnitt ziemlich klein sind und je nachdem 6, 8 bis zu 15 oder 20 Hütten zählen. Eine Ausnahme machen die Siedelungen an den Hauptverkehrsstraßen mit Märkten und die Häuptlingssitze, deren Bevölkerung darum auch meist eine mehr oder weniger zufällige Zusammensetzung aufweist.

Unter Familiensippen sind die Nachkommen eines gemeinsamen Stammvaters zu verstehen, bestehend aus dem älteren Bruder als Dorfältesten (Musengakaja = Dorferbauer) mit seinen Frauen und direkten Nachkommen, den jüngeren Brüdern mit deren Familien und etwaigen Hörigen. Alle verheirateten Erwachsenen haben getrennte Haushaltungen, auch die einzelnen Frauen eines Mannes und die verheirateten Hörigen.

Der Dorfverband heißt ikaja, die Sippe igongo, die Bewohner eines Hauses, also die engere Familie, ivanza. Der Ausdruck ivanza wird übrigens auch für die Essensgemeinschaft auf Karawanenreisen gebraucht.

Früher waren die Siedelungen in der Regel befestigt durch im Rechteck angelegte Tembenbauten, durch Palisaden oder lebende Hecken, meist Euphorbien, während sie heute frei und ungeschützt daliegen.

An der Spitze des Dorfverbandes steht der Dorfhäuptling (Musengkaja), der sehr oft auch zugleich Medizinhmann ist und so in doppelter Weise, auf gesellschaftlichem und religiösem Gebiet die Führerrolle inne hat. Unter dem Einfluß der neueren Zeit lockert sich heute mehr und mehr die ehemalige Geschlossenheit der Dorfverbände, was schon rein äußerlich seinen Ausdruck darin findet, daß man heute immer weniger große und fest umzäunte Siedelungen trifft, da die neuen Verhältnisse einestheils eine gewisse Zersetzung der althergebrachten Sippenautorität begünstigen und andernteils durch das Unterbinden der Stammesfehden das Schutzbedürfnis wesentlich vermindert wird. Nur am Rande der größeren Steppen und Wälder sieht man noch das palisadenbewehrte Dorf zum Schutz gegen Raubtiere.

Zu den Haupterscheinungen des sozialen Lebens gehört, wie allgemein in Afrika, so auch bei den Wanjamwesi die Sklaverei. Für die Art aber, wie sie im öffentlichen Leben in Erscheinung tritt, ist es bezeichnend, daß ich schon mehrere Jahre in Unjamwesi lebte, ohne eine eigentliche Spur von Sklaverei zu entdecken, obwohl sie allgemein verbreitet ist. Das kommt daher, daß es eine Sklaverei im landläufigen Sinn in Unjamwesi heute nicht gibt. Wir haben es hier vielmehr nur mit einer Art Hörigkeitsverhältnis zu tun, das in seinen sozialen Auswirkungen kaum mit der Leibeigenschaft unserer früheren Bauern verglichen werden kann. Schon der Ausdruck Sklave (Musese) wird sehr selten gebraucht. Der Besitzer spricht vielmehr nur von seinen „Kindern“; und überall besteht zwischen Herren und Hörigen Essensgemeinschaft. Auch sind die Fälle nicht selten, wo der Hörige mit der Zeit an Kindesstatt angenommen wird und ganz in der Familie des früheren Herrn aufgeht. Außerdem gelten heute die Kinder von Hörigen als Freigeborene. Es ist natürlich nicht ausgeschlossen, und manches scheint darauf hinzudeuten, daß die Hörigkeit in früheren Zeiten wesentlich härtere Formen zeigte als heute. Aber so, wie die Verhältnisse zurzeit liegen, ist kaum ein Grund vorhanden, auf möglichst schnelle Aufhebung des Hörigkeitsverhältnisses zu drängen. Die Hörigen selbst wünschen es in den meisten Fällen gar nicht, weil sie ihre soziale Abhängigkeit durchaus nicht als etwas Minderwertiges oder Drückendes empfinden, im Gegenteil sich auf diese Weise geborgen und versorgt wissen. Denn der Besitzer hat nach allgemeiner Anschauung die Pflicht, in Fällen von Alter, Krankheit und Erwerbsunfähigkeit für seinen Hörigen zu sorgen wie für ein Familienglied. Nur so erklärt es sich auch, daß von der von der deutschen Regierung seiner Zeit gegebenen Möglichkeit, sich frei zu kaufen, verhältnismäßig wenig Gebrauch gemacht wurde, ja daß eine Freischreibung häufig als Schande empfunden wurde, als ein Ausgestoßenwerden aus dem lieb gewordenen Familienverband.

Die Mehrzahl der heutigen Hörigen stammt noch aus früheren Kriegen und Sklavenjagden und ist deshalb auch größtenteils landfremd. Den größten Prozentsatz lieferten seiner Zeit die Kongoländer. Die Sultane machten insofern eine Ausnahme, als sie von jeher ihren großen Bestand an Hörigen gern auch aus ihren eigenen Untertanen ergänzten. Sie hatten zu diesem Zweck eine Reihe von oft geradezu lächerlichen Tabugesetzen aufgestellt, deren Übertretung genügte, aus einem freien Mann einen Sklaven zu machen; so z. B. das Berühren des auf dem Hof des Haupt-



lingssitzes aufgestellten Schädelbaumes, oder das unbefugte Betasten eines erlegten Löwen oder Leoparden. Es kam aber auch vor, daß Verbrecher oder sonstwie Verfolgte sich freiwillig in die Sklaverei des Häuptlings begaben, indem sie in die Residenz flohen und dort einen der oben genannten geheiligten Gegenstände berührten, um sich auf diese Weise ihren Verfolgern zu entziehen. Auf dem freien Platz der Häuptlingsresidenz (ikulu) steht heute noch überall der Schädelbaum, als erstes sichtbares Wahrzeichen der Häuptlingswürde. Es ist dies ein zwei bis drei Meter hoher, mehrfach gegabelter Pfahl, an dessen Astgabeln die gebleichten Schädel von Löwen, Leoparden und anderen größeren Raubtieren, sowie von großen seltenen Vögeln hängen. Menschenschädel sah ich nirgends darunter. Dieser Schädelbaum galt und gilt heute noch für den gewöhnlichen Untertanen als Tabu und darf nicht ungestraft berührt werden. Wer ihn früher absichtlich oder unabsichtlich anfaßte, hatte damit seine Freiheit verwirkt und wurde Sklave des Häuptlings. Dasselbe galt von den an der Hofumzäunung oder an der Hüttenwand aufgehängten Löwen- und Leopardenfellen. Wer einen Löwen oder Leoparden erlegt oder in einer Falle gefangen hatte, mußte sofort den nächsten Unterhäuptling benachrichtigen, der dann durch seinen Jäger das Raubtier abblagen und die Decke zum Landeshäuptling bringen ließ. Heute werden diese Verbote nur noch von den älteren Bewohnern der abgelegenen Waldgebiete beachtet.

Nach den heute geltenden Bestimmungen dürfen zwar keine Sklaven mehr gekauft und verkauft werden, doch wechseln sie unter der Hand immer noch ihre Besitzer. Im übrigen hat jeder Hörige seinen eigenen Hausstand. Er ist nur verpflichtet, seinem Herrn in den Hauptarbeitszeiten bei Aussaat und Ernte zu helfen und beim Hüttenbau und anderen größeren Arbeiten an die Hand zu gehen. Alles in allem stellt die Sklaverei bei den Wanjamwesi heute eine sehr milde Form von Hörigkeit dar, die mit dem landläufigen Begriff von Sklaverei nur sehr wenig gemein hat und die durch die fortschreitende Berührung mit der europäischen Zivilisation langsam von selber verschwinden wird.

### VII. Ehe und Familienleben.

Im Prinzip herrscht bei den Wanjamwesi die Vielweiberei. Wenn trotzdem ein großer Teil der Männer nur mit einer Frau zusammenlebt, so hat das fast ausschließlich seinen Grund darin, daß sie zu arm sind, eine zweite und dritte zu nehmen; denn da das Heiraten mit der Hinterlegung einer verhältnismäßig hohen Morgengabe verbunden ist, kann sich nur der Besitzende die Annehmlichkeit und den Luxus mehrerer Frauen gestatten. In der Praxis besteht deshalb die Vielweiberei nur bei den Großsultanen, Unterhäuptlingen, Dorfbesitzern und einer geringen Anzahl von wirtschaftlich besser gestellten Eingeborenen. Alle anderen begnügen sich mit einer legitimen Frau, wenn sie auch in der Regel daneben noch eine sogenannte Muhala (etwa Verhältnis) besitzen. Die Zahl der Frauen ist nach oben hin nicht beschränkt. Vom Sultan Saidi bin Msawila von Unjanjembe wurde mir im Jahre 1920 versichert, daß sein Harem über hundert zähle. Die kleineren Häuptlinge begnügen sich mit drei bis vier, die Dorfbesitzer in der Regel mit zwei bis drei Frauen. Doch kommen auch Ausnahmen vor. So lernte ich in der Nähe der Station Usoko bei Tabora einen kleinen Dorfbesitzer kennen, der die stattliche Zahl von sieben Weibern sein eigen nannte.

Die Polygamie wurzelt hier tief in den sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen und gilt in den Augen der Eingeborenen durchaus als Normalzustand. Nicht selten rät z. B. die Frau selbst ihrem Mann zu einer



zweiten Heirat, sei es aus Sorge für die Nachkommenschaft, weil sie ihr Kind mangels künstlicher Nahrung eineinhalb bis zwei Jahre stillen muß; sei es wegen Krankheit oder aus anderen Gründen. Dazu kommt das wirtschaftliche Moment. Der Hackbau verlangt viele Kräfte und wird in der Hauptsache von Frauen betrieben. Und endlich, um nur noch eins zu nennen, bildet die Zahl der Frauen einen Wertmesser für den Reichtum des Munjamwesi und ist gleichzeitig auch ein Hauptmerkmal für die gesellschaftliche Rangstufe. Von den Frauen des Polygamisten hat jede ihre besondere Hütte und einen eigenen Hausstand. Zuweilen wohnen sie auch in verschiedenen Dörfern. Überhaupt ist die Stellung der Frau bei den Wanjamwesi nicht in dem Maße niedrig und unterdrückt, wie man es von andern Naturvölkern kennt. Ich habe sogar manche Familien kennen gelernt, in denen die Frau entschieden das geistige Übergewicht besaß und mit strammer Hand das Regiment führte. Es ist nicht ausgeschlossen, daß das viele und längere Abwesendsein der Männer auf Karawanenreisen, Pflanzungen usw. die Entwicklung zur Selbständigkeit der Frau und zu einem gewissen Grad von Freiheit günstig beeinflußt hat. Jedenfalls ist der Frau die Möglichkeit gegeben, sich in bestimmten Grenzen auszuwirken und eine gewisse Selbständigkeit zu wahren.

In der Regel heiraten die Wanjamwesi im Alter von 14 bis 16 Jahren. Es soll, wie mir versichert wurde, die Möglichkeit einer Ehe auf Probe bestehen, doch konnte ich Sicheres hierüber nicht erfahren. Jedenfalls ist der freie Geschlechtsverkehr unter den Jungen vor der Verheiratung ziemlich allgemein und auf Unberührtheit der Braut wird kein besonderer Wert gelegt. Kinderehen sind nicht an der Tagesordnung, kommen aber gelegentlich vor. In diesem Fall bleibt jedoch das Mädchen bis zur Mannbarkeit bei der Mutter. Auch das Bestehen der Leviratehe konnte ich im Süden, in Kiwere, feststellen.

Die Hauptrolle bei der Verheiratung spielt der Mukombe (= Heiratsvermittler), gewöhnlich ein Verwandter aus der Familie des Mannes. Seine Aufgabe ist es, die Verhandlungen mit der Familie der Braut anzubahnen und bis zu Ende durchzuführen, worüber oft Monate vergehen. Ist die Wahl des jungen Mannes auf ein Mädchen gefallen und findet diese den Beifall der Familie, so überbringt der Mukombe zunächst ein Geschenk im Wert von etwa fünf Rupien, bestehend in Kleiderstoffen, einer Ziege und dergleichen. Wird das Geschenk angenommen, so bedeutet das, daß sich die Familie des Mädchens zu Verhandlungen bereit erklärt. Nun gilt es, die Höhe der Morgengabe zu vereinbaren, wobei auf beiden Seiten viel Beredsamkeit aufgewendet wird. Die Höhe des Brautpreises ist sehr verschieden und richtet sich in der Hauptsache nach der sozialen Stellung der Brautfamilie, hängt aber auch bis zu einem gewissen Grad von der Geschicklichkeit des Mukombe bei den Heiratsverhandlungen ab. In der Regel schwankt er zwischen vierzig und hundert Mark. In Ausnahmefällen werden aber auch Morgengaben im Wert von hundertfünfzig bis hundertachtzig Mark entrichtet. Während früher ausschließlich in Naturalien (Rinder, Ziegen, Eisenhacken, Kleiderstoffe uws.) oder auch mit Sklaven gezahlt wurde, erfolgt heute die Abfindung vielfach in barem Geld. Das Zusammenbringen des Brautpreises ist Sache der Familiensippe. Die vielfach gebrauchten Ausdrücke: Kaufpreis für Morgengabe und Kaufehe sind vom Standpunkt des Munjamwesi aus gesehen nicht zutreffend, wenn sie auch allgemein für diese Art Eheschließungen verwendet werden und der Brautpreis den Begriff eines Besitzwechsels tatsächlich bis zu einem gewissen Grad rechtfertigt. Aber es ist für das Empfinden und die Denkart der Leute doch bezeichnend, daß sie die Unterstellung, als ob sie ihre Frauen wie irgendeinen beliebigen Gegenstand

kaufen, weit von sich weisen und es ihrerseits ganz unverständlich finden, daß der weiße Mann seine Frau sozusagen umsonst bekommt, ja daß letztere sogar noch einen gewissen Besitz mit in die Ehe bringt. Für die Anschauung des Munjamwesi steigt der Wert der Frau mit der Höhe der geleisteten Morgengabe, und man kann allgemein die Behauptung hören: Frauen, für die wir nichts zu zahlen brauchen, haben in unseren Augen keinen Wert, sie sind Allgemeingut, öffentliche Weiber.

Die Hochzeit wird durch ein großes Trommeltanzfest (ngoma) gefeiert, an dem alle umliegenden Ortschaften teilnehmen. Am Abend vor der Hochzeit geht der Bräutigam mit seinen Freunden zum Dorf der Braut. Zum Schein verwehrt man ihm mit Stöcken und Speeren den Eintritt. Erst wenn er ein kleines Geschenk im Wert von etwa einer Mark an die Brautfamilie gezahlt hat, darf er hinein. Darauf beginnt der Tanz der Festteilnehmer. In dieser Nacht schläft der junge Mann mit der Braut, während seine Freunde mit den Gespielinnen der Braut im Mädchenhaus übernachten. Wie ich öfter beobachten konnte, erscheinen die jungen Männer nach dieser Nacht immer mit leichten Hautwunden im Gesicht. Wer ihnen diese beibringt und auf was für einen Brauch sie zurückzuführen sind, habe ich nicht erfahren können. Nach der Hochzeit muß sich der junge Mann noch eine Zeitlang, oft bis zu einem Jahr, im Dorfe des Schwiegervaters aufhalten und ihm bei aller Arbeit helfen. Es ist dies eine Art Probezeit, in der der junge Ehemann zeigen soll, ob er fähig ist, eine Frau zu ernähren. Auch verlangt es die gute Sitte, daß der Schwiegersohn in den ersten drei bis vier Tagen nach der Hochzeit früh morgens seinen Schwiegervater an der Schwelle der Hütte erwartet und ihn beim Heraustreten in ausführlicher, zeremonieller Weise begrüßt. Erwähnt sei hier auch das Bestehen des Schwiegervater- und Schwiegermuttertabus in der Form, daß die junge Frau ihrem Schwiegervater stets den Rücken zukehren muß, wenn sie ihn begrüßt oder mit ihm spricht, und der Mann sich seiner Schwiegermutter gegenüber ebenso zu verhalten hat.

Ehescheidungen sind ziemlich häufig, besonders in den ersten Jahren der Ehe. Sie bilden den größten Prozentsatz der vielen Zwistigkeiten und Friedensgerichtsverhandlungen, die beim Munjamwesi zum täglichen Brot gehören. Als triftige Gründe für eine Scheidung gelten: dauernde Abneigung des einen Teils, Kinderlosigkeit, Mißhandlung von seiten des Mannes, Ehebruch der Frau sowie Ansteckung durch Syphilis und andere Geschlechtskrankheiten. Darüber, ob bei der Ehescheidung die Morgengabe zurückzuzahlen ist oder nicht, entscheidet nach endlosen Verhandlungen der Rat der Alten. Ausschlaggebend ist hierbei, ob der Mann oder die Frau der schuldige Teil ist. Hat der Mann z. B. seine Frau durch fortgesetzte Mißhandlungen zum Verlassen des Hauses veranlaßt oder sie geschlechtskrank gemacht, so findet eine Rückgabe des Heiratsbesitzes nicht statt. Ist es jedoch erwiesen, daß die Frau berechtigten Anlaß zur Scheidung gibt, so muß der Brautpreis zurückerstattet werden. Meistens übergibt die Familie des Mannes in diesem Fall sogar noch eine genaue Rechnung über alle Ausgaben an Kleidern, Schmuck usw., die während der Ehe stattgefunden haben. Sind Kinder vorhanden, so werden sie bei der Scheidung in der Regel dem Mann zugesprochen gegen Verzicht auf den teilweisen oder ganzen Heiratsbesitz. Nicht immer führt Ehebruch der Frau — einen Ehebruch des Mannes gibt es praktisch nicht — zur Scheidung; denn nur in den seltensten Fällen empfindet der Munjamwesi den Ehebruch als Eingriff in seine persönliche Ehre, er betrachtet ihn vielmehr lediglich als Schädigung seines Eigentumsrechts, sozusagen als Eigentumsvergehen. Er begnügt sich deshalb in vielen Fällen nur zu gern mit der verhältnismäßig hohen Buße, die der in flagranti ertappte Ehe-



brecher zu entrichten hat. Seiner Frau trägt er den Fehltritt dann in keiner Weise nach. Bezeichnend für die Anschauung des Munjamwesi in diesem Punkt ist z. B. folgendes kleine Erlebnis, das ich im Jahre 1917 hatte. Ich reiste von Urambo nach Usoke. Nachdem wir einen Tag unterwegs waren, stellte es sich heraus, daß zwei Träger überflüssig waren und am nächsten Tag zurückgeschickt werden konnten. Sofort entwarfen sie nun einen Plan, wie sie nachts die Frau des einen überraschen wollten, da sie bestimmt wußten, daß sie im Geheimen einen Liebhaber hatte. Der Galan sollte aber nicht etwa durchgeprügelt, sondern nur in flagranti ertappt werden, damit er gezwungen werden könne, eine möglichst hohe Strafe zu zahlen.

Eine starke Schädigung des Familienlebens bedeutet die schon oben erwähnte Wanderlust der Wanjamwesi, die die jungen, kräftigen Männer Jahr für Jahr monatelang von Haus und Hof fernhält. Die nächste natürliche Folge ist, daß die Frauen in der Zwischenzeit sich mit anderen Männern einlassen, wodurch nach der Rückkehr des Mannes Zerwürfnisse und langwierige Streitigkeiten entstehen. Dazu kommt als zweites, daß die Männer nicht selten mit Geschlechtskrankheiten behaftet heimkommen und ihre bis dahin gesunden Frauen anstecken. Auf jeden Fall wiegen die materiellen Erfolge der Sachsengängerei die Schädigung der Familienverhältnisse und damit des ganzen Volkes nicht auf.

Mit eine Folge der Verseuchung durch die von der Küste zurückkehrenden Männer dürfte auch die große Kindersterblichkeit bei den Wanjamwesi sein, wenn hierfür auch die falsche Ernährungsweise mit verantwortlich gemacht werden muß. Vom ersten Tage an werden die Kinder mit schwer verdaulichen Breien aus Mais- und Hirsemehl gefüttert mit dem Erfolg, daß ein großer Teil an Magen- und Darmstörungen zugrunde geht und die Überlebenden bis zum fünften und sechsten Lebensjahr mit auffallend dicken, aufgetriebenen Bäuchen herumlaufen.

Prostitution im Sinne des im europäischen Kulturkreis entstandenen Begriffes gibt es meines Wissens bei den Wanjamwesi nicht. Ich habe dabei nur die ländlichen Verhältnisse im Auge. In den Städten, wie z. B. Tabora, und den größeren Marktflecken mögen sich durch die Berührung mit Europäern und Asiaten in den letzten Jahrzehnten Sitten herausgebildet haben, die unserm Begriff von Prostitution nahekommen. Doch ist die Völker- und Rassenmischung hier gewöhnlich so stark und die darunter befindlichen Volksteile der Wanjamwesi sind so in der Minderheit und außerdem ihren ursprünglichen Sitten meist so entfremdet, daß die Bevölkerung der Städte für die Beurteilung dieser Frage ausscheidet. Es gibt zwar auf dem Lande fast in jedem Dorf und jeder größeren Niederlassung unverheiratete Frauen, Witwen, Sklavinnen usw., die dem außer-ehelichen Geschlechtsverkehr der Männer gegen Entgelt zur Verfügung stehen, und wie oben bereits erwähnt wurde, herrscht auch unter der unverheirateten Jugend allgemein freier Geschlechtsverkehr; es fehlt aber dabei das Hauptmerkmal der Prostitution, daß nämlich die Frauen von irgendeiner Seite aus Hab- oder Gewinnsucht gezwungen werden, sich den Männern preiszugeben. Außerdem besteht auch nicht die Anschauung einer Entehrung hinsichtlich der käuflichen Frauen, wenn sie auch in moralischer Beziehung nicht gerade für voll angesehen werden. Dazu kommt, daß der Verkehr mit diesen Frauen sehr oft auch die Form eines, wenn auch losen Eheverhältnisses auf Zeit annimmt. Dies trifft z. B. zu in all den Fällen, wo der ärmere Mann den Geschlechtsverkehr mit seiner Frau unterbrechen muß, sei es wegen Krankheit oder Schwangerschaft der Frau oder weil sie ein Kind ernährt, und er nicht den nötigen Besitz hat, eine zweite Frau in rechtsgültiger Form zu heiraten.



## Sitten und Gebräuche bei der Geburt.

Während der Geburt ist die Anwesenheit des Vaters oder anderer Männer nicht gestattet. Nur die Hebamme und einige erfahrene alte Frauen sind zugegen. Die Abnabelung des Neugeborenen wird mit Hilfe eines von einem Hirsestengel abgerissenen scharfen Spahns vorgenommen. Die Plazenta trägt die Hebamme nachts auf einen Kreuzweg und vergräbt sie dort. Den ersten Namen (lina lja homba = Breinamen) erhält das Kind von der Mutter bzw. ihren Verwandten oder von der Hebamme. Er wird entweder aus dem Verwandten- oder Bekanntenkreis entlehnt oder irgendwelchen, gerade herrschenden Umständen entnommen (Hungersnot, Krieg usw.). Brüllt während der Geburt z. B. in der Nähe ein Löwe, so wird der Junge häufig Simba (= Löwe) genannt. Vollzieht sich die Geburt in der Nacht, so bekommt das Neugeborene gern den Namen Tschavusiku (der oder die Nächtliche). Ist das Kind unter Anwendung von Medizin zur Welt gekommen, so wird der Junge Maganga (von Vuganga = Arzneimittel), das Mädchen Musisja (von kususja = jemand erretten oder heilen) genannt. Eine Steißgeburt trägt zur dauernden Erinnerung an ihren unvorschriftsmäßigen Eintritt in die Welt den Namen Kasindje (= Fuß- oder Steißgeburt). Dieser erste Name ist in gewissem Sinne heilig, weshalb der Munjamwesi sich später, wenn er erwachsen ist, bei jeder Gelegenheit einen andern Namen zulegt. Kein Mann wird, wenn er z. B. auf Reisen geht, oder sich von einem Europäer zu irgendeiner Arbeit anwerben läßt, seinen ursprünglichen Namen angeben, sondern immer einen neuen annehmen. So kommt es, daß der Einzelne oft vier, fünf und mehr verschiedene Namen besitzt.

Während die Hebamme nach glücklicher Geburt das Kind badet, wird es von den inzwischen zusammengelaufenen Nachbarfrauen mit Freudengeschrei und Trillern begrüßt. Nach dem Bad erhält das Neugeborene in manchen Gegenden als erste Nahrung etwas Honig von einer dort vorkommenden Honigameise. Erst nach vier bis fünf Tagen trägt man das Kind zum erstenmal aus der Hütte. Vor der Tür wird die Mutter, das Kind, die Hebamme und das Mädchen, das das Kind trägt, mit Mula (= Kot von der Riesenschlange, Python) bestrichen. Darauf geht man zu einem Kreuzweg mit Samen von allen gebräuchlichen Getreidearten und Hülsenfrüchten. Ein Mädchen mit dem Kind auf dem Rücken zieht mit der Hacke eine Furche, wirft die Samen hinein und deckt sie wieder mit Erde zu. Nach Beendigung dieser Zeremonie bringen die Beteiligten ein Opfer, bestehend aus einem dünnflüssigen Mehlbrei, dar und bestreichen sich am Schluß mit dem Brei Stirn, Schulter und Brust. Nach Angaben von Missionar P. Terp erhält der Junge bei der Geburt Bogen und Pfeil. Der Großvater oder ein anderer älterer Mann aus der Verwandtschaft hält dabei etwa folgende Ansprache: „Mein Kind, werde groß und stark, brich Bäume um wie ein Elefant, baue Häuser, beackere deine Felder, gehe auf Erwerb und verdiene viel Geld. Heirate eine ehrbare Frau. Werde nicht faul, sondern erweise dich als ein brauchbarer, fleißiger Mann.“ Dem Mädchen gibt man Besen, Kochtopf und Rührlöffel, wobei eine ältere Frau spricht: „Mein Kind, bleib gesund und werde fleißig. Heirate einen guten Mann, halte Ordnung in deinem Haus, werde nicht schlecht, sondern erweise dich als eine rechte, brauchbare Frau.“

Bei Zwillingsgeburten erhält der Häuptling des Bezirkes ein Geschenk im Wert bis zu dreißig Mark. Früher sollen aus diesem Grund Zwillingskinder vielfach getötet worden sein. Die Geburt von Zwillingen muß sofort dem Häuptling angezeigt werden. In einigen Gegenden wird dann gegen Leihgebühr von etwa fünf Mark die große Häuptlingstrommel geholt und im Dorf der Zwillinge eine Tanzfestlichkeit veranstaltet. Nach

Beendigung derselben bringt man die Trommel zurück und zählt dem Landesherrscher das übliche Geschenk. Im Dorf des Unterhäuptlings Kandigiri von Ujumbu bei Tabora war ich eines Tages zufällig Zeuge einer Feier aus Anlaß einer Zwillingengeburt. Zunächst fanden Verhandlungen über die Höhe des zu zahlenden Geschenkes statt. So viel mir erinnerlich ist, einigte man sich auf fünfzehn Eisenhacken (im Wert von etwa 20 M.). Sobald der Handel abgeschlossen war, erschien die Familie mit den Zwillingen unter Trillern und Freudengeschrei und versammelte sich vor dem Haus des Häuptlings. Nun kam der Häuptling, geschmückt mit dem Standesabzeichen (breite Löwenfellstreifen mit großen, weißen Muscheln besetzt), und brachte als oberster Priester des Landes ein Opfer dar. In einer flachen Kalebassschale wurde ein dünnflüssiger Mehlbrei angerührt, mit dem der Häuptling unter Anrufung der Geister die Feiernden besprengte. Das Besprengen geschah hier nicht wie sonst mittels eines Büschels von grünen Blättern, sondern der Priester tauchte immer wieder die Fingerspitzen der rechten Hand in den Mehlbrei, drückte sie gegen die Innenfläche des Daumens und schnellte sie dann ausgespreizt vor, so daß der Brei nach allen Richtungen spritzte.

Albinos, die gelegentlich vorkommen, sind als Mißgeburten verachtet und werden als notwendiges Übel hingenommen. Ob sie früher getötet wurden, darüber konnte ich nichts erfahren. Allgemein sieht man in ihnen eine Strafe der bösen Geister.

### VIII. Vom materiellen Besitz der Wanjamwesi.

#### Dorfanlagen und Hüttenbau.

Während man heute in der Regel kleinere, offene Dorfsiedelungen trifft, wohnten früher die Wanjamwesi in größeren, umfriedeten Niederlassungen. Die Dörfer waren entweder mit hohen Palisaden eingezäunt oder von einer dichten Wolfsmilchhecke umgeben. Im Süden (Ukonongo, Ukumbu, Kiwere) herrschte und herrscht noch heute die Tembenform vor, d. h. die Dörfer sind im großen Viereck von einer geschlossenen Reihe Lehmhäuser umgeben, die die Form eines Güterwagens haben und mit einem flachen, leicht gewölbten oder nach zwei Seiten schwach geneigten Dach gedeckt sind. Die Tembe ist etwa zwei bis drei Meter hoch und bis drei Meter tief und öffnet sich nur nach der Innenseite des Dorfes. Die Wände bestehen aus Flechtwerk mit Lehm beworfen, das Dach aus einer dreißig bis vierzig Zentimeter dicken festgestampften Lehmschicht, die auf einer Unterlage von Querhölzern und Stroh ruht. Innerhalb des Tembenvierecks befinden sich eine Anzahl Rundhütten. Neue Tembendörfer werden heute kaum mehr angelegt, weil einerseits das Schutzbedürfnis nicht mehr in dem Maße vorhanden ist wie in den Zeiten der fortwährenden Stammesfehden und andererseits die Zylinderhütte viel schneller und leichter errichtet ist als die verhältnismäßig massive Tembe, zu deren Aufbau man viel und schwerere Hölzer brauchte.

Palisadenbewehrte Dörfer trifft man heute nur noch in den ausgesprochenen Waldgebieten und am Rand der Wälder und Steppen, wo man immer mit nächtlichen Überfällen von Raubtieren rechnen muß. Im offenen, bebauten Land begnügt man sich mit etwa zwei Meter hohen Zäunen aus Mais- und Hirsestengeln, die aber auch nur die einzelnen Gehöfte und Hüttengruppen des Dorfes umschließen. Den Mittelpunkt des Dorfes bildet der Dorfbaum, meist eine breit ausladende Ficusart, neuerdings auch Gummibäume. Um den Baum befindet sich ein freier Platz, auf dem meist eine leicht gedeckte offene Halle steht. Hier spielt sich das öffentliche Leben ab, hier finden die Gerichtsverhandlungen und sonstigen Palaver statt und auch die Tanzfeste. Sobald die Sonne untergeht, wird



unter dem Dorfbaum das unvermeidliche Feuer angezündet, das sowohl die Beleuchtung ersetzt als auch dem leicht frierenden Neger als Wärmequelle dient.

So rasch und leicht eine Dorfsiedlung gegründet wird, so schnell kann sie auch verschwinden und verlassen werden. Es ist auffallend, wie schnell sie ihren Standort wechseln. Überall in Steppe und Wald trifft man auf die Spuren verlassener Dörfer. Siedlungen, die bei einer zehn bis zwölf Jahre zurückliegenden Routenaufnahme verzeichnet wurden, sucht man heute vielfach vergeblich. Als Ursache für diesen raschen Wechsel sind zu nennen: Unfruchtbarkeit der Felder, Raubtierplagen, Bedrückung durch die Häuptlinge und Furcht vor Zauberkraften. Der letztere Grund spielt nach meinen Erfahrungen eine besonders wichtige Rolle. Es genügt z. B., daß mehrere Erkrankungen oder Todesfälle rasch hintereinander eintreten, um die gesamte Einwohnerschaft des Dorfes innerhalb weniger Tage zum Verlassen der Siedlung zu bewegen. Ich werde weiter unten bei dem Abschnitt über die Religion noch näher auf diesen Punkt eingehen.

Die Arbeit des Hausbaues ist im wesentlichen Sache des Mannes. Er schlägt das Holz und sammelt das Gras zum Dachdecken, wobei die Frau nur gelegentlich hilft. Erst wenn die Hütte im Rohbau fertig steht, tritt die Frau in ihre Rechte. Sie legt den Fußboden aus Stampflehm und dichtet das Flechtwerk der Wände mit Lehm. Letzteren liefert der nächste Termitenhügel. Ist der Lehm, was meistens der Fall ist, zu fett, so wird er mit etwas Sand vermischt. Die Spitze des Kegeldaches zierte fast überall ein Büschel Dornen, um zu verhüten, daß sich nachts die Ohreule darauf niederläßt; denn die Eule gilt allgemein als Begleiterin des Zauberers<sup>1)</sup>. Vielfach wird als Abschluß des weitüberhängenden Daches um die eigentliche Zylinderwand in konzentrischer Form noch eine zweite Wand geführt. Die hierdurch entstehenden Räume dienen z. T. als Vorratskammern, z. T. auch als Schlafplätze für die größeren Kinder und die Gäste. Die Lebensdauer einer solchen Rundhütte beträgt normalerweise zehn bis zwölf Jahre. Oft wird sie aber schon vorher durch Termiten zerstört.

#### Ackerbau und Viehzucht.

In ganz Unjamwesi spielt die Feldwirtschaft für die Ernährungsweise eine große Rolle und die Wanjamwesi gelten allgemein als fleißige, erfolgreiche Ackerbauer. Wenn trotzdem die Erträge der Feldbaues nur mäßig sind, z. T. sogar recht kärglich, so liegt das z. T. in der unrationellen Bodenbearbeitung, die überall als Hackbau ohne jegliche Düngung betrieben wird, in der Hauptsache aber an der natürlichen Unfruchtbarkeit des Bodens, der hier aus einer mehr oder weniger groben Verwitterungsschicht von Granit und Gneis mit einer sehr dünnen Humusschicht besteht. Nur vereinzelt trifft man kleine Schwemmlandgebiete. Dazu kommt als Drittes die Wasserarmut des Landes; denn Unjamwesi ist Hochland mit ausgesprochenem Steppencharakter und einer durchschnittlichen Jahresregenmenge von 780 mm, die sich jedoch nur auf einige Monate der Regenzeit verteilt. Die Folge dieser ungünstigen Verhältnisse ist, daß der Einzelne eine verhältnismäßig große Fläche bebauen muß, um seine Bedürfnisse an Lebensmitteln befriedigen zu können, und immer wieder gezwungen ist, meistens schon nach drei oder vier Jahren,

<sup>1)</sup> Wie sich der Munjamwesi das Verhältnis der Eule zum Zauberer im einzelnen denkt, darüber besitze ich keine Aufzeichnungen. Ich erinnere mich nur der Redewendung, „wo die Eule sitzt (bei Nacht), ist der Zauberer nicht fern“. Wahrscheinlich liegt hier eine ähnliche Anschauung zugrunde wie bei der Hyäne, die nach Ansicht der Neger von den Zaubernern gezähmt und bei nächtlichen Streifzügen als Reittier benutzt wird.



die Felder brach liegen zu lassen und ein neues Stück Busch oder Wald zu roden. Man trifft deshalb auch selten Waldgebiete, die noch einen ursprünglichen Charakter tragen. Überall stößt man auf die Spuren einer früheren Feldwirtschaft. Die brachliegenden Felder ihrerseits verwandeln sich in wenigen Jahren wieder in dichten Busch, der bald in Jungwald übergeht.

Sehr beliebt und begehrt sind die alten, verlassenen Dorfplätze (Itongo), die inmitten der mageren Felder wahre Inseln der Fruchtbarkeit darstellen. Hier gedeihen Mais, Hirse und alle übrigen Feldfrüchte in üppiger Fülle; und diese „Matongo“ liefern den besten Beweis dafür, daß sich durch Düngung trotzdem schöne Erfolge erzielen ließen. Eine nicht unwichtige Rolle spielen auch die vielen, über das ganze Land zerstreuten Termitenhügel von *Termes bellicosus*. Diese Hügel sind in der Regel zwei bis drei Meter hoch und an der Basis fünf bis sechs Meter breit und bestehen durchweg aus festem, kalkhaltigem Lehm. Durch die starken Gewitterregen der Regenzeit wird der Lehm jedes Jahr nach allen Seiten abgeschwemmt, so daß um jeden Hügel herum eine, wenn auch verhältnismäßig kleine, so doch wertvolle Fruchtbarkeitszone entsteht. Ich habe es deshalb öfter erlebt, daß um den Besitz eines Termitenhügels (Kigulu) heftiger Streit entstand. So wenig es nun einem Neger einfallen würde, den Dünger seiner Rinder zu sammeln und ihn auf das nahe Feld zu bringen, so wenig käme er auf den Einfall, einen Termitenhügel abzutragen und mit dem gewonnenen Lehm sein Feld zu verbessern. Ich ließ es ihnen einmal auf meine Kosten vormachen und alle waren von dem Erfolg begeistert. Nachgemacht hat es jedoch keiner.

Die Hauptanbaufrüchte sind Sorghum und Mais. Daneben werden gezogen: *Penicillaria*, Hülsenfrüchte (außer Erbsen, die hier nicht gedeihen), Bataten, Maniok, Kürbisse und Erdnüsse. Der Maniok ist in den letzten Jahrzehnten in manchen Gegenden ein Hauptnahrungsmittel geworden, weil er sich ohne große Mühe anbauen läßt und immer ziemlich gute Erträge liefert.

Die Arbeit des Feldbaues wird von Mann und Frau gemeinsam betrieben, wobei der Mann den schwereren Teil übernimmt. Er bereitet das Feld vor, d. h. rodet das immer wieder durchbrechende Buschwerk und zieht mit der Hacke die Furchen. Darauf legt die Frau den Samen und deckt die Furchen zu. Das Säen ist ausschließlich Frauenarbeit, weil nach Ansicht der Wanjamwesi nur so die Fruchtbarkeit gewährleistet wird. Auch die Ernte wird von den Frauen besorgt. Der Mais wird in Kolben nach Hause getragen, in der Sonne getrocknet und dann in großen Rindenkörben, die oben mit Lehm verschlossen werden, aufgespeichert. Die Hirse drischt man gleich an Ort und Stelle mit langen, starken Gerten aus. Als Dreschplatz dient eine notdürftig eingeebnete lehmige Stelle an einem Termitenhügel, die mit Wasser übergossen, festgestampft und zum Schluß mit Kuhdung bestrichen wird.

Die Viehzucht spielt nur eine untergeordnete Rolle. Sie beschränkt sich im wesentlichen auf Ziegen, langschwänzige Schafe, Hühner und Tauben. In manchen Gebieten wird auch das kurzhörnige Buckelrind gehalten, dessen Pflege man aber, besonders im Norden (Unjanjembe, Usukuma), den Wamahirten, die aus Uha, Urundi und Ruanda eingewandert sind, überläßt. Rinder zu besitzen, gilt für jeden als begehrenswertes Ziel, und wer acht bis zehn Stück sein eigen nennt, wird als wohlhabender Mann betrachtet. Was im übrigen die Herkunft der Nutztiere anbelangt, so dürften vielleicht mit Ausnahme des halbwilden, schakalähnlichen Hundes, alle früher oder später von auswärts eingeführt worden sein. Trotz ihrer hervorragenden wirtschaftlichen Eigenschaften haben es auch die Wanja-

mwesi nicht zur selbständigen Domestikation von Haustieren gebracht, obwohl ihnen unter den reichen Wildbeständen wertvolles Material zur Verfügung gestanden hätte. Ich nenne z. B. nur den Elefant, das Zebra, das prachtvolle, urwüchsige Wildrind, den Kapbüffel, die Elenantilope und unter den Kleintieren das Perlhuhn.

#### Sonstige Erwerbsverhältnisse.

Neben Ackerbau und Viehzucht, sind als Haupterwerbszweig der Trägerdienst und die Arbeit auf den Europäerpflanzungen zu nennen, die, wie schon oben erwähnt, von den Wanjamwesi in ausgedehntem Maße ausgeübt werden. Wenn auch der größte Teil des Verdienstes in die Hände der überall in Ostafrika ansässigen, ausbeutungstüchtigen indischen Kaufleute fließt, so erwerben sie auf diese Weise doch das nötige Geld, um die Steuern zahlen und sich und ihre Familie mit Kleiderstoffen versorgen zu können. Auch kleine Ansätze von Industrie sind vorhanden. In Ukonongo z. B. gibt es ganze Dörfer von Eisenschmelzern und Schmieden, die Pfeilspitzen, Speere und vor allem Hacken verfertigen. Vor der Einführung des Geldes durch die Europäer bildeten diese Hacken ein allgemein gebräuchliches Zahlungsmittel, wobei eine Hacke etwa dem Wert von 1,50 M. bis 2 M. entsprach. Von Händlern wurden die Hacken nach allen Teilen des Landes gebracht und gegen andere Landesprodukte umgetauscht. In Usumbwa verarbeitet man den dort gefundenen Speckstein zu Steinpfeifen (Nkwisi). In jedem Bezirk findet man größere und kleinere Töpfereien, in denen von Frauen Kochgefäße und die beliebten, großen Biertöpfe angefertigt werden. Auch die Flechtarbeiten seien hier genannt, die besonders in Ugalla von hervorragender Güte und Schönheit sind. Endlich möchte ich noch die Holzindustrie erwähnen, die Bettstellen, Schemel, Rindenkörbe (zum Aufbewahren von Erntevorräten) usw. liefert.

Während der Fischfang infolge des Fehlens von Seen und größeren Dauerflüssen nur von untergeordneter Bedeutung ist, wird die Jagd auf Groß- und Kleinwild überall, besonders in den Waldgebieten verhältnismäßig stark betrieben; und in vielen Gegenden liefert sie fast ausschließlich die beliebte und begehrte Fleischzukunft. Die europäischen Jagdgesetze suchen zwar auch das Erlegen von Jagdwild durch die Eingeborenen stark einzuschränken und stellen deshalb in jedem Bezirk nur einigen wenigen Jägern Jagdscheine aus, aber einmal läßt sich eine Kontrolle in den weiten Gebieten nur sehr schwer durchführen, und zum anderen ist der Reichtum an Kleinwild, das nicht unter das Jagdgesetz fällt, so groß und mannigfaltig, daß die Eingeborenen trotz allem auf ihre Rechnung kommen. Das Großwild wie Giraffen und die verschiedenen Antilopenarten wird in Fanggruben und mit Fallspeeren erlegt. Die Anlage der ersteren geschieht in der Weise, daß durch weite Waldstrecken eine Art Zaun geführt wird, in dem man in Abständen von etwa 100 m schmale Lücken läßt. In diesen werden im rechten Winkel zum Zaun die Gruben angelegt. Sie sind etwa 2 m tief, oben dreiviertel bis einen Meter breit und werden mit Stroh und Laub gedeckt und mit Erde verblendet. Vielfach werden in den Boden der Fallgruben noch spitze Pfähle eingerammt. Die Fallspeere sind plumpe, schwere Spieße mit einem langen, aus Hartholz verfertigten Schaft der nach oben in eine Art Keule endigt. Sie werden über einem frischen Wildwechsel zwischen zwei Bäumen aufgehängt und mit einer dünnen, schwer sichtbaren Abziehschnur versehen. Die Spitze des Speeres ist meistens mit einem wirksamen Muskelgift bestrichen, so daß auch das nur leicht getroffene Wild in kurzer Zeit fällt. Für mittelgroßes Wild (Gazellen, Buschböcke, Zwergantilopen usw.) verwendet man mit Vorliebe Schlingen, die mit einem Schnellbaum in Verbindung stehen. Kleinwild



wie Hasen und die kleinsten Zwergantilopen fängt man mit Schlagbäumen. Stellenweise werden auch gemeinsame Treibjagden veranstaltet, wobei das Wild in ausgespannte Netze getrieben und mit Keulen erlegt wird. In Kiwere, im Süden, wurden die Wildschweine mit Hundemeuten gehetzt und die einzelnen Tiere, sobald sie von den Hunden gestellt waren, gespeert. — Eine eigentümliche Jagdart stellt das Hühnerschlagen dar, das jedes Jahr in der zweiten Hälfte der Trockenzeit (August bis Oktober), wenn die großen Grasbrände vorüber sind, stattfindet. In stockfinsterner Nacht ziehen die Hühnerjäger, mit Grasfackeln und Schlägern (etwa ein bis eineinhalb Meter lange im Feuer gehärtete Hartholzstöcke, die am dickeren Ende wie Golfschläger aufgebogen sind) bewaffnet, in die Waldsteppen hinaus. Durch den Feuerschein werden die Wildhühner (Frankoline usw.) aufgeschreckt und geblendet und können so bei einiger Geschicklichkeit leicht erlegt werden. Bei einer solchen nächtlichen Jagd, der ich mich einmal anschloß, brachte der Führer etwa zwei Dutzend Frankoline zur Strecke. Es soll aber Jäger geben, die es in einer Nacht bis auf 60 und 70 Stück bringen. Endlich wäre hier noch die Stachelschweinjagd zu nennen, die aber nur von den eingeweihten Stacheljägern ausgeübt wird und worüber ich bereits an anderer Stelle (Heft 1/2 dieser Zeitschrift S. 63) ausführlich berichtet habe. Die Elefantenjagd, die früher in Unjamwesi von besonderen Berufsjägern stark betrieben wurde, hat heute fast ganz aufgehört, da der Bestand an Elefanten stark zurückgegangen ist und das Erlegen mit den wenig wirksamen Vorderladern immer eine gefährliche Sache darstellt.

#### Nahrung und Genußmittel.

Die Wanjamwesi nähren sich in der Hauptsache von Pflanzekost, wenn auch Fleisch als Zukost einen sehr begehrten Artikel darstellt und, wo sich Gelegenheit dazu bietet, in unheimlichen Mengen genossen wird. Die Grundlage für die tägliche Nahrung bildet der „Ugali“, ein brotartig fester Brei aus Mais-, Hirse- oder Maniokmehl, der je nach den vorhandenen Vorräten zwei- bis dreimal am Tage genossen wird. Als Zukost dienen verschiedene Spinat, die z. T. wild wachsen, Hülsenfrüchte, Pilze, in der Regenzeit gelegentlich geröstete Heuschrecken und Termiten; ferner Fische und sonstiges Fleisch, letzteres jedoch nur gelegentlich. Die Mahlzeiten werden von den Geschlechtern getrennt eingenommen, und zwar bilden sich in der Regel kleine Essensgemeinschaften, die sich aus drei oder vier benachbarten Familien zusammensetzen. Dabei kochen immer die einzelnen Frauen der Familien abwechselnd. Der Munjamwesi liebt diese Essensgemeinschaften, weil er, wie er sagt, auf diese Weise öfter zu essen bekommt, dreimal statt ein- oder höchstens zweimal. Beim Essen sind die Geschlechter streng getrennt. Zuerst essen die Männer und größeren Jungen und den Rest bekommen die Frauen und Mädchen. Beim Essen wird auf große Reinlichkeit gesehen. Jeder Teilnehmer spült vor und nach der Mahlzeit den Mund, ebenso werden die Hände vorher und nachher gewaschen, indem ein jüngeres Mitglied der Essensgemeinschaft jedem Teilnehmer aus einer Kalebasse Wasser über die Hände gießt. Eßgeräte wie Löffel u. dgl. sind nicht bekannt. Jeder nimmt mit der rechten Hand ein Stückchen Ugali, drückt mit dem Daumen eine Vertiefung hinein und schöpft damit aus der zweiten Schüssel etwas Zukost. Als Zwischenkost sind, besonders zur Zeit der Ernte, sehr beliebt unreife, am offenen Feuer geröstete Maiskolben sowie Erdnüsse in frischem und gekochtem Zustand.

Eine große Rolle spielt das Negerbier, das das ganze Jahr über in großen Mengen genossen und als unentbehrliches Nahrungsmittel angesprochen wird. Die Herstellung desselben ist ausschließlich Sache der



Frau, die ihren Stolz darein setzt, ein möglichst schmackhaftes Bier zu bereiten. Sie verwenden hierzu die verschiedenen Hirsearten. Das Negerbier wirkt nur in größeren Mengen genossen berauschend, nur das mit Honig versetzte Bier (Kangalla), eine Art Met, soll eine bedeutend stärkere Wirkung haben. Von sonstigen Genußmitteln sind zu nennen Tabak und Hanf (*Canabis indica*). Der Tabak, der überall selbst gezogen wird, kommt in der Hauptsache als Schnupftabak zur Verwendung. Nur die älteren Leute, besonders die Frauen, rauchen ihn aus Pfeifen und zwar aus den Steinpfeifen, die aus Usumbwa im Norden stammen und dort aus Speckstein hergestellt werden. Das Kauen des Tabaks habe ich nur vereinzelt wahrgenommen. Der Hanf wird aus Wasserpfeifen geraucht, deren Wasserbehälter aus einer Kürbisflasche besteht. Der Hanfgenuß ist stellenweise stark verbreitet und trägt infolge seiner stark narkotischen Wirkung sehr zur Schädigung der Volksgesundheit bei.

#### Kleidung und Schmuck.

Die ursprüngliche Kleidung der Wanjamwesi, die aus notdürftig gerbten Wildfellen und Rindenstoffen bestand, ist heute allgemein durch die europäischen Baumwollstoffe verdrängt. Die Männer tragen ein Lendentuch, das um die Hüften geschlungen und dann von oben herab nach außen mehrfach umgekrempt wird, wodurch eine Art Wulst entsteht, der auch zur Aufnahme von kleineren Gebrauchsgegenständen wie z. B. Schnupftabaksbehälter usw. dient. Mit einem zweiten Stück Baumwollzeug bedecken sie den Oberkörper in der Weise, daß sie die beiden Zipfel der einen Längsseite über der rechten Schulter zusammenknuten, so daß die linke Schulter und der Arm frei bleiben. Vielfach sind auch schon Kakianzüge im Gebrauch. Das wichtigste und unentbehrlichste Kleidungsstück der Frauen besteht in einer um die Hüften geschlungenen Perlenschnur aus dicken Glasperlen, an der vorn das Schamtuch hängt. Darüber wird, wie beim Mann, das Lendentuch getragen. Den Oberkörper bedeckt ein größeres, möglichst bunt bemustertes Stück Baumwollstoff, das bis dicht unter die Achseln geht und durch mehrfaches Umkrempeln nach außen gehalten wird. Bei der Hausarbeit legen sie das Oberkleid in der Regel ab; auch bei Trauer wird die Brust entblößt. Während der Junge bis zum 8. Jahre etwa ganz nackt herumläuft, trägt das Mädchen bis zur beginnenden Mannbarkeit vorn ein kleines, viereckiges Perlenschürzchen, das an einer Perlenschnur hängt.

An Körperverunstaltungen sind zu erwähnen bei den Männern: das Aussplittern oder Ausfeilen der oberen mittleren Schneidezähne in Dreiecksform und bei den Frauen: das Durchbohren der Ohrläppchen. Es scheint jedoch, daß letzteres erst jüngeren Datums ist und eine Folge der Berührung mit den zum Islam bekehrten Küstenfrauen darstellt. Als Stammesabzeichen tragen Männer und Frauen ferner auf beiden Seiten von den Schläfen abwärts zwei parallele Ziernarben. Erwähnt sei in diesem Zusammenhang auch, daß viele über der Nasenwurzel eine kleine Narbe aufweisen; und es war mir interessant festzustellen, daß diese Narbe von einer Art Pockenimpfung herrührt, die, wie mir ältere Leute versicherten, schon seit früher Zeit in Unjamwesi ausgeübt wird. Die Impfung wird in der Weise ausgeführt, daß bei Epidemien in die frische Wunde etwas Eiter von Pockenkranken gebracht wird. Daß diese Impfsitte schon älteren Datums sein muß, geht daraus hervor, daß ich die Narben auch bei alten Leuten feststellte, die mir versicherten, daß sie bereits als kleines Kind geimpft wurden.

Der Haartracht widmet man im allgemeinen wenig Aufmerksamkeit. Beide Geschlechter rasieren die Kopphaare in gewissen Zeit-

abständen ab, wobei sie sich eines gewöhnlichen Messers und in Ermangelung desselben eines Glasscherben bedienen. Jüngere Stutzer lassen oft an einer oder mehreren Stellen ein kleines Haarbüschel stehen. Neuerdings hat bei den Frauen die von der Küste stammende Sitte Eingang gefunden, die Haare wachsen zu lassen und sie in viele kleine Zöpfchen zu flechten, die von der Stirn parallel nach hinten verlaufen und der Kopfhaut fest aufliegen. Diese neue Mode trägt zwar wesentlich dazu bei, der Frau ein gefälligeres Äußere zu verleihen, sie bietet gleichzeitig aber auch allerhand Ungeziefer einen willkommenen Unterschlupf und kann deshalb nicht als Fortschritt in bezug auf Sauberkeit angesprochen werden. Denn, da das Zurichten und Flechten der Haare recht umständlich und verhältnismäßig kostspielig ist, läßt man die Frisur nur alle 10 bis 14 Tage erneuern.

Der Hauptschmuck der Frau besteht in großen, bunten Glasperlen, die auf Schnüre gezogen um Hals und Handgelenke getragen werden. Dazu kommen noch in manchen Bezirken, besonders in der Nähe Taboras und der Mittellandbahn, aus bunten Papierstreifen angefertigte Ohrscheiben. Vielfach werden um die Fußgelenke dünne Kupferdrahtringe getragen. Diese Ringe (Fiome) besitzen eine Einlage aus Haaren, um die der dünne Draht in eng aneinanderliegenden Windungen gewickelt wird. Was sonst von Männern und Frauen an Ringen und verschiedenen Anhängseln getragen wird, sind alles Amulette, Abwehrzauber, Wunschzauber usw., die man alle mit dem Wort „dawa“ oder „vuganga“, d. h. Medizin, bezeichnet. Besonders die kleineren Kinder behängt man über und über mit Amuletten zum Schutz gegen alle möglichen Krankheiten, vor allem aber als Abwehrmittel gegen Verzauberung.

#### Waffen.

Es entspricht der friedliebenden, seßhaften Art der Wanjamwesi, daß ihre Bewaffnung heute keine besondere Rolle mehr spielt. Sie beschränkt sich in der Hauptsache auf den Bogen, einen einfachen Wurfspieß und die kurze Wurfkeule. Die Araber brachten ihnen die Feuerwaffen, so daß heute der Vorderlader ziemlich verbreitet ist. Für viele bedeutet es jedoch nur eine Art Beruhigungsmittel, einen alten Vorderlader oder gar ein Steinschloßgewehr in der Hütte zu haben, denn die alten, schlecht gepflegten und oft jahrelang nicht gebrauchten Büchsen können höchstens dem Besitzer selbst gefährlich werden. Der Bogen hat im allgemeinen eine Länge von 160 cm und wird aus einem Hartholz, mukoma genannt, geschnitzt. Er besteht aus einem Stück, das in der Mitte am dicksten ist und sich nach beiden Seiten gleichmäßig verjüngt. Die Sehne, aus der Haut der Zwergantilope oder aus Rinderfleichen gedreht, wird durch Umwickeln und Binden an den Bogenenden befestigt. Um das Holz des Bogens hart und elastisch zu machen, umwickelt man es vor dem Verarbeiten mit grünem Bananenbast und hält es in drehender Bewegung über Kohlenfeuer, bis der Bast vollständig verkohlt ist. Die Pfeile sind etwa 75—80 cm lang und mit Eisenspitzen versehen, die hinter dem Blatt Widerhaken tragen. Daneben werden auch Pfeile mit Hartholzspitzen verwendet, hauptsächlich bei der Jagd auf Federwild. Ein Vergiften der Pfeilspitzen ist heute nur noch wenig gebräuchlich. Der Wurfspieß besteht aus einem Blatt von ungefähr 45 cm Länge und einer größten Breite von 4—5 cm, das mittels einer Tülle auf dem Schaft befestigt wird. Letzterer ist etwa 150 cm lang und trägt am unteren Ende einen kurzen Eisenschuh. Das zu den Speeren und Pfeilspitzen verwendete Eisen, im Lande selbst verhüttet und geschmiedet, ist verhältnismäßig weich und vom waffentechnischen Standpunkt aus ziemlich wertlos. Die Wurf-



keule wird aus schweren Hölzern, vor allem Ebenholz, geschnitzt und hat eine Länge von etwa 110 cm. Schilde mögen früher in den Kriegen verwendet worden sein, heute sieht man sie selbst bei Festlichkeiten nicht mehr.

### IX. Vom geistigen Besitz der Wanjamwesi.

Die hauptsächlichen Gebiete, auf denen sich das geistige Leben der Wanjamwesi widerspiegelt, sind: ihre Religion, das Märchen und die Tierfabel, die Sprichwörter, Rätsel und Lieder. Im folgenden soll zunächst versucht werden, eine kurze Zusammenfassung der religiösen Erscheinungen zu geben. Daran anschließend lasse ich eine Anzahl typischer Märchen folgen, wie ich sie seinerzeit an Ort und Stelle nach Erzählungen aufzeichnete, darunter zwei in der Ursprache mit möglichst wortgetreuer Übersetzung. Die weiteren drei Abschnitte enthalten eine Auswahl Sprichwörter, Rätsel und Lieder, gesammelt von den Missionaren Edmund Dahl und Peter Terp.

#### Die Religion.

Trotzdem das ganze Leben der Wanjamwesi, all ihr Tun und Lassen von religiösen Vorstellungen und Gebräuchen stark durchsetzt und beherrscht wird, ist es sehr schwer, wenn nicht geradezu unmöglich, die religiösen Erscheinungen in ein System zu bringen, denn dazu sind sie einmal zu mannigfaltig und zum anderen haften ihnen im Gegensatz zu den mehr oder weniger erstarrten Formen einer Buchreligion viel zu sehr etwas Fließendes, Unbegrenztes an. Die Mannigfaltigkeit der Religionsäußerungen mag zum großen Teil darin ihren Grund haben, daß die Wanjamwesi kein einheitliches Volkstum darstellen, sondern sich, wie eingangs bereits erwähnt, aus einer Anzahl größerer und kleinerer Stämme zusammensetzen, die in bezug auf ihre Religion doch eine gewisse Eigenart bewahrt haben. Gemeinsam ist allen religiösen Gebräuchen und Kulthandlungen, daß bis auf geringe Spuren und Ansätze das ethische Moment fehlt oder doch kaum in Erscheinung tritt und daß die Religion in allen ihren verschiedenen Erscheinungsformen lediglich den täglichen, praktischen Bedürfnissen entspringt und dient, sei es das Verlangen nach Schutz vor den mannigfaltigen, bösen Mächten, die überall mit Not und Tod drohen, sei es der Wunsch, seinem Vorhaben Gelingen zu sichern. Einen gemeinsamen Untergrund bildet ferner der Seelenglaube, der Glaube, daß die Seele des Menschen bei Lebzeiten oder nach seinem Tod Besitz von einem Gegenstand ergreifen kann. Im übrigen läßt sich das gesamte religiöse Leben zurückführen auf eine gewisse Gottesverehrung, einen Teufels- und Dämonenkult, Ahnenkult und Zauberglauben mit all seinen Folgeerscheinungen. Dazu käme als fünfte Religionsform die Besessenheitsreligion, deren Träger in der Hauptsache die im Norden Unjamwesis wohnenden, halbnomadisierenden Hirtenstämme aus Uha und Urundi, die sogenannten Watussi, sind, und worüber ich bereits ausführlicher in meinem Aufsatz „Über Geheimbünde bei den Wanjamwesi (Heft 1/2 dieser Zeitschrift) berichtet habe.

Die Wanjamwesi haben mehrere Bezeichnungen für ein höchstes, überirdisches Wesen, die auf gewisse, wenn auch stark verwischte Gottesvorstellungen schließen lassen. Alle haben sie aber das gemeinsam, daß sie kein Personenpräfix tragen, also mehr oder weniger unpersönlich, pantheistisch gedacht sind. Sie nennen entweder nur einzelne Eigenschaften oder werden mit Naturkräften identifiziert. Da jedoch diese Gottheiten nicht als böse gelten, spielen sie im praktischen Leben auch keine besondere Rolle; und ein persönliches Verhältnis zu ihnen besteht so gut wie gar nicht. Da ist zunächst „Likuve“ = „das überall



Seiende“, eine Bezeichnung, die stellenweise auch für Sonne gebraucht wird. Von ihm kommt Leben, Gesundheit und alles Gute. Und wenn der Neger sich zur weiten Reise rüstet, dann tröstet man ihn, indem man sagt: Likuve ist überall! Himmel und Erde wurden einst gebildet von „Matunda“ = dem Schaffenden, Wirkenden (von kutunda, schaffen). Ihm verdanken die Eltern ihren Kindersegen. Man erzählt: Matunda sei einst sehr mächtig gewesen und niemand konnte ihn besiegen. Aber eines Tages, als er schlief, trat leise der Tod an ihn heran; und als er erwachte, sah er sich vom heimtückischen Tod überwältigt. Meist wird dieser Name in Verbindung mit Shida oder Lishida gebraucht, also Shida Matunda. Ein anderer Gottesname ist „Linyangalula“ = das Umdrehende (von kugalula = umdrehen), vielleicht eine Art Schicksal. Der Name kommt nur in alten Redensarten und Grußformen vor. Mehr praktische Bedeutung besitzt „Lyangombe“. Sieht sich der Munjamwesi plötzlich einer Gefahr gegenüber, dann betet er schnell zu Lyangombe, verspricht ihm ein Huhn, eine Ziege oder eine Kuh zu opfern, je nach seinen Verhältnissen. Auch Linyangasa ist als Gottesname bekannt. Die wörtliche Bedeutung dieses Ausdruckes kenne ich jedoch nicht. Sehr gebräuchlich ist der Name Liwelelo; er bedeutet das Ausgebreitete und wird auch ausschließlich für Erde gebraucht. Linzi, Lyuva und Likuve sind verschiedene Bezeichnungen für Sonne, sie besitzen aber gelegentlich auch den Charakter von Gottesnamen. Sie dürften den verschiedenen Dialekten entstammen, aus denen sich das Kinjamwesi zusammensetzt.

Der weitaus am meisten gebrauchte Name für Gott ist Mulungu. Er wurde deshalb von den unter den Wanjamwesi tätigen christlichen Missionen in die Schriftsprache eingeführt. Mulungu entspricht Muungu oder Mungu im Kisuaheli. Es ist nicht ausgeschlossen, daß das Wort von der Küste stammt und erst in verhältnismäßig jüngerer Zeit in Unjamwesi Verbreitung fand.

Daß Gott Opfer gebracht werden oder zu ihm gebetet wird, ist mir nicht bekannt geworden. Es ist aber immerhin möglich, daß auf den Höhen der Berge gewisse Gottesverehrungen stattfinden oder vielmehr früher stattgefunden haben. Ich schließe das daraus, daß die Wanjamwesi sich die Vorliebe der Europäer, die Berge zu besteigen, dadurch erklären, daß sie sagen, die Weißen opferten auf den Bergen ihrem Gott.

Dem Teufelskult begegnete ich hauptsächlich im südlichen Teil von Unjamwesi, in Ukimbu und Ukonongo. Er ist aber, wie mir versichert wurde, bis zum Tanganyika, also weit über die Grenze hinaus bekannt. Nach Aussage einiger Gewährsleute wohnt der Teufel (Katavi) in dem abflußlosen Sumpf- und Seengebiet der Rukwasenke, nach anderen hat er seinen Sitz im Tanganyikasee. Seine Macht ist sehr gefürchtet und aus der ständigen Angst vor ihm erklärt sich auch die starke Verehrung, die in beständigen Versöhnungsopfern zum Ausdruck kommt. Besonders auf die Feldfrüchte hat es Katavi abgesehen. Deshalb trifft man auch bei vielen Feldern den „Mugunda gwa Katavi“ (den Teufelsgarten). Das ist ein mehrere Quadratmeter großer, dürftig eingezäunter Platz, der sich an einem Ende des Feldes in der Nähe des Weges befindet. Davor steht ein Geisterhäuschen, eine etwa  $\frac{3}{4}$  m hohe Nachbildung einer Spitzkegelhütte, mit einer Miniaturbank, roh aus drei Hölzern zusammengefügt. Bevor die Aussaat beginnt, versammelt der Dorfhauptling seine Leute hier zum Opferfest. Nach dem Opfer wird das Teufelsfeld gemeinsam umgehackt und mit Proben von sämtlichen Feldfrüchten besät. Erst wenn das getan ist, kann die allgemeine Feldarbeit beginnen. Eine ähnliche kultische Feier im Teufelsgarten geht dem Beginn der Ernte voraus. Die Häuschen und Bänke vor den Kultgärten sollen Katavi auf

seinen nächtlichen Wanderungen durch die Felder zum Sitzen und Ausruhen einladen. Findet er seinen Garten bestellt, Geisterhäuschen und Bank in Ordnung, dann geht er vorbei. Wo er aber vernachlässigt wird, rächt er sich durch Unkraut, Mißwachs und dergleichen. Besonders gefürchtet ist die Umgegend des Rukwasees, in dem Katavi angeblich wohnt. Der Wanderer oder Jäger, der durch dieses Gebiet kommt, hat viele Vorschriften zu beachten, wenn er nicht in die weiten Rukwasümpfe gelockt werden will. Vor allem muß er lautes Sprechen und Lachen vermeiden. Bezeichnend ist es, daß der Teufelsglaube von einzelnen gelegentlich aus mißbraucht wird. Es kann vorkommen, daß plötzlich ein Mann auftritt und vorgibt, er habe von Katavi Befehle erhalten. Diese Aufträge bestehen meistens darin, daß er irgendeinem befiehlt, Bier zu brauen und ein Kultfest zu veranstalten, bei dem der Beauftragte selbstverständlich zugegen ist.

Verwandt mit dem Teufelskult ist der der „Migavo“, das sind böse Geister oder Dämonen, die z. B. in Geisteskranken ihren Sitz haben. Sie werden aber nur von einer geschlossenen Gesellschaft, den „Wamigavo“ verehrt, die eine Art Geheimbund bilden, ähnlich den „Waswezi“, die ich in meinem oben erwähnten Beitrag „Über Geheimbünde bei den Wanjamwesi“ näher beschrieb. In manchen Gegenden treten die Wamigavo recht gebieterisch und herrisch auf, fordern von den Häuptlingen und wohlhabenden Bewohnern im Namen der Geister Rinder, Bier usw. Man hat auch hier stark den Eindruck, daß von den „Eingeweihten“ die Gutgläubigkeit der andern stark ausgenützt wird.

Die größte Rolle im religiösen Leben der Wanjamwesi spielt unzweifelhaft der Ahnenkult, die Verehrung der „mizimu“. Mizimu (= Einzahl von mizimu) ist die Bezeichnung für die Seele des Abgeschiedenen<sup>1)</sup>. Im allgemeinen werden diese mizimu als gutartig gedacht. Sie sind die guten Hausgeister, die teilnehmen an allen freudigen und traurigen Ereignissen im Leben des Negers. Nichtsdestoweniger können sie sich aber auch, wenn sie von den Lebenden vernachlässigt werden, rächen, indem sie Krankheit und Not senden. Insofern entspringt auch ihre Verehrung nicht in erster Linie Pietätsgefühlen, sondern beruht im tiefsten Grund auf einem gewissen Zwang wie alle religiöse Betätigung der Neger. Im Vordergrund des Andenkens und der Verehrung stehen immer die Geister der zuletzt Gestorbenen, wie Vater und Mutter und allenfalls die Großeltern. Was weiter zurückliegt, fällt der Vergessenheit anheim. Gewöhnlich zählt jede Familie vier mizimu, von denen Mann und Frau je zwei verehren. Die Formen, unter denen sich der Ahnenkult vollzieht, sind sehr einfach. In einer dunkeln Ecke der Hütte befindet sich eine bankartige Erhöhung aus Lehm. Das ist der Hausaltar. Hier stehen die „Finga“, langhalsige, oft schön gewachsene Kalebaßgefäße, in denen die Geister der zu Verehrenden als gegenwärtig gedacht sind. Vor diesem Hausaltar bringen Mann und Frau ihre täglichen und gelegentlichen Opfer und Gelübde dar und verrichten ihre Gebete. Der Mann unternimmt nichts, ohne hier geopfert und den Segen der mizimu erfleht zu haben. Beim Opfern wird in einer Kürbisschale voll Wasser eine Hand voll Mais- oder Hirsemehl verrührt. Von diesem Mehlgewässer nimmt zuerst der Mann einen Mund voll und speit es auf seine Finga, wobei er seine

<sup>1)</sup> Die Seele des lebenden Menschen wird „Myuje“ genannt. Es ist dieselbe Bezeichnung, die auch allgemein für Atem gebraucht wird. „Außer Atem sein“ heißt z. B. „myuje japelage“ (= die Seele ist entflohen). Über das Verhältnis der Seele des Lebenden zum Körper und zu dem Geist des Toten besitze ich leider keine Angaben. Ich weiß nur bestimmt, daß myuje nie für den Geist des Verstorbenen gebraucht wird; dieser heißt vielmehr stets muzimu. Eine sehr geläufige Redensart ist, daß man von einem Schlafenden sagt: „wafwa kumutwe“, etwa: sein Kopf ist gestorben.



Bitten und Gelübde vorbringt. Darauf tut die Frau dasselbe mit ihren Finga. Zum Schluß bestreichen beide mit dem übrigen Mehlbrei Stirn, Schläfen, Achseln und Brust. In der Fremde geht man bei Sonnenuntergang vor das Dorf oder Lager auf einen Kreuzweg, streut etwas Mehl kreuz und quer, wobei man die Geister um Schutz und Beistand bittet. Besonders feierlich gestaltet sich das Gebet an die Ahnengeister zu Beginn der Saatzeit. Der Hausvater trägt dann alle Feldgeräte vor die Hütte und besprengt sie mit Mehlwasser (lwanga), indem er betet: „Mein Vater, meine Mutter, gebt uns Kraft zu unserer anstrengenden Feldarbeit; gebt uns viel Regen und eine gute Ernte!“ Fast vor jeder Hütte trifft man kleine, etwa einen halben Meter hohe Geisterhütten in Spitzkegelform mit einer kleinen Türöffnung, „Figavilo“ genannt. Auch sie dienen dem Ahnenkult. Sie werden in Zeiten von Krankheit oder sonstiger Not errichtet und zwar auf Anordnung des Medizinmannes, wenn er durch Befragen des Orakels zu der Einsicht kommt, daß einer der Ahnen dem Kranken oder Bedrängten zürnt. In den Geisterhütten werden ebenfalls Kürbisschalen aufgestellt, denen von jetzt an in der oben beschriebenen Weise geopfert wird. In besonders schweren Fällen rät der Medizinmann, zur Versöhnung der mizimu einen Ziegenbock zu weihen. Der Klient wählt dann einen jungen Bock, bindet ihm eine Schnur aus weißen Glasperlen um den Hals und nennt ihn, wenn er dem Geist des Vaters geweiht wurde, „Vater“. Der geweihte Ziegenbock bekommt stets den Namen des Verstorbenen und wird allgemein als mbuli ja mizimu, Geister-Ziegenbock, bezeichnet. Eine solche Weihe wird immer nur auf Anraten des Medizinmannes ausgeführt, wenn ein Krankheitsfall auftritt, der nach dem Orakel des Medizinmannes auf die Wirkung des Geistes eines Verstorbenen zurückgeführt wird. Sie entspringt also dem Bedürfnis, den betreffenden Geist zu versöhnen und durch die gute Pflege und Behandlung des geweihten Tieres seine Gunst zu erhalten. Kennlich ist der geweihte Ziegenbock an einer Schnur weißer Perlen, die um den Hals oder die Hörner geschlungen wird. Er ist für jedermann tabu und erfreut sich der größten Freiheit. Stirbt das Tier, so tritt ein anderes an seine Stelle. In Fällen von Armut kann an Stelle des Ziegenbocks auch ein weißer Hahn gestiftet werden. Sehr beliebt sind auch die Biergelübde, die darin bestehen, daß man den mizimu bei irgendeiner Gelegenheit verspricht, einige Töpfe Bier zu brauen. Hierbei dürfte wohl auch die große Vorliebe der Wanjamwesi für Kafferbier eine wesentliche Rolle spielen. Ist das Bier fertig — die Zubereitung dauert 5 Tage — so versammelt sich die Familiensippe. Unter Gebeten wird der erste Schluck zu Ehren der Geister ausgespien, worauf man die Nacht über beisammen bleibt, bis die Töpfe geleert sind. Ein großer Teil der häufigen nächtlichen Biergelage stellt in Wirklichkeit kultische Feiern dar.

Bei den Häuptlingen nimmt der Ahnenkult größere und feierlichere Formen an. Die Geisterhütten sind z. B. bedeutend größer, oft so groß wie kleine Wohnhütten, und meistens ist eine dieser Hütten von einer Jungfrau bewohnt, die in besonderer Weise dem Ahnendienst geweiht ist.

Aber nicht nur der Mensch hat nach dem Glauben der Wanjamwesi seine mizimu, auch von den Tieren behauptet man, daß sie von ihren Geistern begleitet und geschützt werden. Gelingt es dem Jäger z. B. nicht, Beute zu bekommen, dann heißt es stets, das Wild ist von seinen mizimu gewarnt und geschützt worden.

Als vierte der hauptsächlich in Erscheinung tretenden Religionsformen nannte ich den Zauberglauben. Er durchsetzt nicht nur das ganze religiöse Leben der Wanjamwesi in allen seinen Formen, sondern beherrscht all ihr Tun und Denken und besitzt somit praktisch die stärkste



Macht über ihr Seelenleben. Auf Schritt und Tritt fühlen sie sich von unsichtbaren Zaubermächten umgeben und bedroht, und ihre ständige Sorge ist es, sich vor den Wirkungen dieser unheimlichen Mächte zu schützen. Der ganze Komplex von Zauberei, Zaubermitteln und -wirkungen wird unter dem Namen „Vulogi“ (von Kuloga = zaubern, hexen) zusammengefaßt. Die Träger und Besitzer dieser geheimen Kräfte sind die „Walogi“ = Zauberer. In der Regel sind es ältere Männer und Frauen, die als Zauberer angesprochen werden. Die meisten kennt man jedoch nicht. Man erzählt sich, daß die Zauberer in ihren Hütten gezähmte Hyänen halten, auf denen sie bei Vollmond um Mitternacht ausreiten und sich unter großen, heiligen Bäumen zum Tanz versammeln. Auch die große Ohreule gilt als Begleiterin der Zauberer. Sie wird deshalb stets unter Schimpfen und Verwünschungen verjagt, wenn sie sich nachts auf der Spitze des Hütten-dachs niederläßt. Nicht alle, die als Zauberer angesehen werden, sind es darum auch. Für manchen ist aber die bloße Verdächtigung der Anlaß dazu, sich abzusondern und sich von Berufszauberern in die schwarze Kunst einführen zu lassen; denn der Zauberei verdächtigt werden ist meistens gleichbedeutend mit Ausgestoßensein von Familie und Gesellschaft, geächtet sein.

Soweit man Not und Unglück nicht als Rache vernachlässigter Geister (Mizimu) ansieht, werden sie auf die Wirkung der Zauberer zurückgeführt. Kommt ein Kranker zum Medizinmann, so sucht er mit Hilfe seines Orakelinstrumentes zuerst festzustellen, woher die Zaubervirkung kam. Als Orakelgerät dient meistens die „Kasanda“, ein Instrument, das aus einer Anzahl kreuzweise übereinander befestigter und unter sich verbundener Hölzchen besteht, das sich ähnlich wie eine Sternschere auseinanderziehen und zusammenschieben läßt. Der Medizinmann faßt das eine Ende an und läßt das andere frei schwingen. In der Ruhestellung soll nun das freie Ende die Richtung anzeigen, in der der Zauberer wohnt. Andere benutzen ein Holzgefäß, daß beim Orakeln zur Hälfte mit Wasser gefüllt wird, auf dem ein Holzklötzchen schwimmt. Stellenweise soll auch aus den Eingeweiden des Huhnes der Sitz des Zauberers ermittelt werden. Der Tod wird unter allen Umständen als Zaubervirkung aufgefaßt, auch der gewaltsame Tod durch Erschießen oder dergleichen. In diesem Fall war die Waffe oder das Geschloß verzaubert.

Eine praktische und geradezu verhängnisvolle Bedeutung gewinnt das Ausüben der Zauberei dadurch, daß unter „Vulogi“ nicht nur Wunschzauber und dergleichen verstanden wird, sondern daß es gleichbedeutend ist mit Vergiftung, Giftmord. Daß die Zauberer tatsächlich auch Giftmischer sind und verschiedene schnell und langsam tötende Gifte kennen, steht nach meinen Erfahrungen außer allem Zweifel. Ich habe mehrere Todesfälle erlebt und von andern gehört, die meines Erachtens nur durch Gift herbeigeführt sein konnten. Die betreffenden Opfer starben alle innerhalb weniger Stunden unter kolikartigen Schmerzen, ohne vorher krank gewesen zu sein. Das Gift wird in solchen Fällen von den Zauberern für teures Geld oder Gut erworben und ins Bier gemischt. Die Tatsache, daß der Giftmord unter der Bezeichnung „Vulogi“ gelegentlich ausgeübt wird, war bei den Europäern leider viel zu wenig oder gar nicht bekannt. Nur so ist es zu erklären, daß die Klagen wegen Zauberei (Vulogi), in Wirklichkeit Giftmord, beim Eingeborenenrichter nur wenig Gehör fanden, weil man Zauberei nur als Hirngespinnst und Hokuspokus ansah.

Wenn nun der Zauberglaube auf einem derartig realen Untergrund ruht, läßt es sich leicht denken, welche geradezu verheerenden Wirkungen er auf das soziale Leben ausüben muß. Da ist vor allem das Mißtrauen, das alles gesellschaftliche Leben hemmt und untergräbt. Ich

habe mir sagen lassen, daß Wanjamwesi, die jahrelang von der Heimat entfernt waren, oft nur mit einer gewissen inneren Furcht nach Hause zurückkehren und in den ersten Tagen bei den eigenen Verwandten essen und trinken verweigern aus Angst vor Verzauberung, d. h. Vergiftung. Ganze große Siedlungen werden oft innerhalb weniger Tage verlassen, weil vielleicht mehrere Todesfälle hintereinander stattfanden, die man auf die Tätigkeit eines Zauberers zurückführen zu müssen glaubte. Aus Angst vor dem bösen Blick und der Mißgunst ihrer Nachbarinnen geht plötzlich die Mutter mit ihrem Neugeborenen auf und davon und lebt monatelang bei irgendwelchen Verwandten in stiller Zurückgezogenheit. Wohl sucht man sich durch das Tragen der verschiedensten Amulette vor den Wirkungen der Zauberei zu schützen. Beliebt sind vor allem Fangzähne von Wildkatzen und die kleinen Hörner der Zwergantilopen, die an einer Schnur um den Hals getragen werden; auch eine flache, dreieckig geschliffene Muschel spielt als Schutzmittel eine große Rolle. Aber die Angst und Unsicherheit bleibt trotzdem und wirft einen tiefen Schatten auf das sonst so sorgenfreie Leben der Wanjamwesi.

Allgemein vertreten ist auch der Glaube, daß manche Zauberer die Macht besitzen, sich nachts in einen Löwen oder Leopard zu verwandeln, um dann in die Hütten und Rinderkralle einzubrechen und Menschen und Vieh zu töten. Wenn z. B. ein Rudel Löwen eine Gegend heimsucht, ist man überzeugt, daß es sich hier nicht um Wald- und Steppenlöwen, sondern um Zauberer handelt, die in Löwengestalt auftreten, sogenannte masumbano (= Bilder). Solche Menschen sollen vor allem daran kenntlich sein, daß sie ein steifes Genick haben und infolgedessen den Kopf nicht frei wenden können. Früher wurden solche angeblichen Löwen- und Leopardenzauberer getötet oder zum Landeshauptling gebracht, der sie oft jahrelang in Fesseln gefangen hielt.

Eine eigentliche Priesterschaft besteht bei den Wanjamwesi nicht. Die gewöhnlichen täglichen Kulthandlungen übt, wie bereits oben beschrieben, der Hausvater aus. Kultische Feiern, die das ganze Dorf angehen, z. B. beim Beginn von Aussaat und Ernte, bei der Weihe des Teufelsgartens usw., leitet der Dorfhauptling. Nur bei feierlichen Anlässen wird der Medizинmann (Kinjamwesi = mufumu) beigezogen. In gewissem Sinne gelten die Medizинmänner als Träger der religiösen Überlieferung und der Landeshauptling kann bis zu einem gewissen Grad als oberster Priester angesprochen werden. Aber auch er übt die Pflichten eines Priesters nur gelegentlich aus. Eine feste hierarchische Ordnung besteht, wie gesagt, nirgends. Es macht alles den Eindruck des mehr Zufälligen.

Über die Art, wie die Opferhandlungen vor sich gehen, habe ich bereits oben in dem Abschnitt über Ahnenkult berichtet. In der Regel werden Mehlbrei, Bier und die ersten Feldfrüchte geopfert. Nur bei besonderen Anlässen bringt man auch blutige Opfer dar. Durch Zufall war es mir vergönnt, einer solchen seltenen Opferfeier beizuwohnen, die bei Gelegenheit der Einsetzung eines neuen Dorfhauptlings stattfand. Dieses Opferfest war insofern von besonderer Bedeutung, als der Vorgänger des neuen Hauptlings einige Wochen vorher wegen Mords von der deutschen Regierung hingerichtet worden war. Sein Sohn, ein etwa 10jähriger Junge, sollte nun als Erbe in die Rechte und Pflichten eines Dorfhauptlings eingesetzt werden. Als ich am frühen Morgen zufällig in das Dorf kam, fand ich eine schweigende Versammlung von etwa 50 bis 60 Eingeborenen vor, die im Kreis um den Medizинmann saß. Dieser hatte bereits einige Geisterhütten errichtet und war eben dabei, die Opferstatt herzurichten. Eine Fläche von reichlich 1 qm wurde mit grünen Zweigen und Blättern vom Mukalakalabaum in einer Höhe von etwa



10 cm belegt. Dann rührte der Opferpriester in einer Kalebasschale Mehlbrei (Iwanga) an, besprengte unter Anrufung der Ahnengeister mit einem grünen Laubbüschel die Opferstatt und die Geisterhütten und bestrich zuletzt den neuen Dorfhäuptling und seine nächsten Verwandten an Stirn, Schulter und Brust mit dem Mehlbrei. Darauf wurde das Opfertier, eine junge, schwarze Ziege, gebracht und ebenfalls mit Iwanga bestrichen, und zwar zuerst vom Priester, dann von dem Erben und zuletzt von den drei Frauen des Hingerichteten. Nun folgte ein längeres Gebet des Priesters. Dabei stellte er das Opfertier aufrecht vor sich, tauchte dessen Vorderfüße in den Mehlbrei, besprengte damit wieder die Opferstatt und berührte an verschiedenen Stellen den Körper des Jungen. Während des Gebets richtete der Medizinnmann die aufrechtstehende Ziege abwechselnd nach den vier Himmelsgegenden und rief die Geister herbei. Das meiste seiner Worte konnte ich nicht verstehen, da sich das Gebet anscheinend in alten, mir unbekannten Sprachformen bewegte. Von Zeit zu Zeit rief er: „Mtimo!“ worauf die Umhersitzenden dann regelmäßig mit „hm!“ antworteten. Dann wieder hörte man die Frage: „Kuhola nanali?“ (= wann ist Friede?). Darauf die Versammlung: „lelo!“ (= heute). Zum Schluß bat er die Geister, sie möchten den Jungen beschützen und ihn nicht den Weg des Vaters führen.— Daseigentliche Opfer wurde durch eine kurze, stille Meditation des Medizinmannes eingeleitet, darauf legte er die Opferziege auf die Seite und stach ihr mit einem kleinen, spitzen Messer, wie sie sonst nicht in Gebrauch sind, durch das Ohr in den Kopf, worauf sich die Ohrmuschel mit Blut füllte. Mit dem Blut bestrich der Priester den Jungen an verschiedenen Stellen, die den Geistern geweihten Hausgeräte und Waffen, die Türpfosten der Geisterhütten und endlich alle Familienangehörigen. Das alles geschah unter fortwährendem unverständlichen Murmeln des Medizinmannes. Erst nachdem er damit fertig war, tötete er die Ziege durch einen Halsschnitt, worauf der erste Teil der Feier beendet war. Leider konnte ich den weiteren Verlauf des Opferfestes nicht mehr abwarten. Ich ließ mir aber von einem älteren Munjamwesi erzählen, daß der Medizinnmann nach der Opferung die Eingeweide des Opfertieres untersucht. Stellt es sich dabei heraus, daß einer der Geister vergessen wurde, so muß ihm Bier geopfert werden. Am Nachmittag findet die gemeinsame Opfermahlzeit statt, nachdem der Priester unter Gebet nach den vier Himmelsrichtungen je ein Stückchen Fleisch geworfen hat. Er selber bekommt für seine Bemühungen den Rücken und eine Keule des geopfertem Tieres. Zum Schluß wird aus der Kopfhaut der Ziege ein kleines, ringförmiges Stück Fell herausgeschnitten und dem Opfernden über die Hand gestreift, der es dann als Amulett am Armgelenk trägt.

Als Schluß meiner Ausführungen über die Religion der Wanjamwesi lasse ich noch drei kurze mythologische Erzählungen folgen, wie sie seiner Zeit von Missions-Superintendent H. Löbner an Ort und Stelle gesammelt wurden.

### 1. Wie der Tod in die Welt kam.

Shida Matunda hatte alles erschaffen: Himmel und Erde, Kräuter und Bäume und Tiere. Zuletzt schuf er auch zwei Frauen und heiratete sie. Eine davon war seine Lieblingsfrau. Als sie starb, begrub er sie in ihrem Haus und wich nicht mehr von dort Tag und Nacht. Die andere Frau brachte ihm täglich zu essen und zu trinken. Sie stellte aber die Speisen außen vor die Tür, denn in das Haus durfte sie nicht. Täglich begoß Shida Matunda das Grab seiner Lieblingsfrau. Eines Tages aber wuchs aus dem Grabe eine kleine Pflanze, die höher und höher wurde.



Da freute sich Shida Matunda, denn nun wußte er, daß die Toten auferstehen werden.

Eines Tages aber, als sein Holzvorrat zu Ende war, ging er in den Wald, um neues Brennholz zu suchen. Das sah seine andere Frau. In ihrer großen Neugierde kam sie herbei und sagte zu sich selbst: jetzt will ich doch einmal hineingehen, um zu sehen, was ihn in diesem Haus zurückhält. So ging sie hinein. Als sie aber die Pflanze auf dem Grab erblickte, wurde sie sehr eifersüchtig, nahm eine Hacke und schlug die Pflanze nieder. Da strömte das Blut der Gestorbenen hervor und füllte das Haus. Die Frau aber verließ schnell das Haus. — Bald darauf kam Shida Matunda zurück, legte das Brennholz vor die Haustüre und ging hinein. Und als er das Blut erblickte, erschrak er sehr. Er rief seine Frau und sagte: „Warum hast du das getan? Du hast deine Mitfrau getötet und dadurch verursacht, daß alle Menschen und Tiere und Pflanzen sterben müssen. Alles, was von mir erschaffen wurde, muß nun sterben, weil du gegen meine Frau schlecht gehandelt hast.“

Seitdem muß alles sterben: Menschen, Tiere und alle lebendigen Dinge; denn von dieser Frau, die ihre Mitfrau tötete, stammen alle Geschlechter.

## 2. Der Turmbau der Valengo.

Im Anfang lebten die Valengo. Sie waren eine große Familie, wohnten in einer riesengroßen Stadt und hatten eine Sprache. Eines Tages sprachen sie zueinander: Auf, laßt uns einen hohen Turm bauen und zum Himmel hinaufsteigen, um Wasser zu holen! Alle Valengo waren einverstanden und fingen sogleich an zu bauen. Viele Monate bauten sie, bis sie nahe am Himmel waren. Eines Tages sagten sie: Laßt uns zurückkehren und alle Leute in der Stadt zusammenrufen. Sie gingen in die Stadt zurück und verkündigten ihren Kindern und Kindeskindern: Morgen werden wir in den Himmel hineingehen, denn der Turm reicht bis an den Himmel. Alle stimmten zu. Am andern Morgen bestiegen sie den Turm. Da sie aber nahe am Himmel waren, sahen sie einen sehr großen Wind kommen. Da brach der Turm in der Mitte entzwei und alle Valengo starben, ohne Nachkommen zu hinterlassen. Darum sagt man, wenn eine Familie ausstirbt: „vamala kilengo“ = sie starben wie die Valengo.

## 3. Wie es kam, daß die Menschen so schwer arbeiten müssen.

In alten Zeiten lebte ein Mann und eine Frau, die hatten einen Sohn. Die Frau mahlte täglich nur ein Korn, kochte es und sie wurden satt davon. Eines Tages heiratete der Sohn eine Frau. Als die in das Haus kam, sagte die Schwiegermutter zu ihr: „Mein Kind, mahle immer nur ein Korn am Tag, damit wir zu essen bekommen und satt werden.“ Einmal aber, als die Schwiegermutter ausgegangen und die junge Frau allein war, sagte sie: „Was soll das eigentlich heißen, immer nur ein Korn mahlen! davon sollen wir satt werden? Ich werde heute viele Körner mahlen!“ Sie mahlte und mahlte, aber es wurde nicht mehr. Sie nahm immer mehr Körner — umsonst. Da trat die Schwiegermutter hinzu und sagte: „Was machst du da, mein Kind? Warum hast du uns das getan? Wir haben bisher immer nur ein Korn gemahlen und sind davon satt geworden. Du bist ungehorsam gewesen und hast gesündigt. Nun werden wir keine Kraft mehr haben zur Feldbestellung. Du hast schwer gesündigt und deshalb werden wir von jetzt an viel Mühe und Not haben.“

## Das Märchen.

Im geistigen Besitz der Wanjamwesi spielt das Märchen eine sehr bedeutende Rolle. Einmal ist es wie geschaffen, die verhältnismäßig

langen Abende am Herd- oder Lagerfeuer auszufüllen, zum andern kommt es dem starken Bedürfnis entgegen, nach des Tages Arbeit und Hitze sich in einer freieren, vom Zwang des Alltäglichen gelösten Welt zu ergehen und die ständige, lähmende Furcht vor den bösen Mächten auf Stunden zu vergessen. Gerade die Nacht bringt dem Neger das Unheimliche und Verderben Bringende der Zaubermächte besonders zum Bewußtsein. Es ist deshalb kein Zufall, daß man sich mit Vorliebe abends um den Märchen-erzähler schart und seinen Darbietungen mit gespannter Aufmerksamkeit lauscht. Dabei kommt es oft nicht so sehr auf den Stoff selbst an als auf die Art, wie das Märchen erzählt und zum Teil mimisch dargestellt wird. Man verlangt vom Erzähler ein gewisses Maß von Erzähler- und Darstellungskunst. Der Hörer will die handelnden oder redenden Tiere und Personen in ihrer Eigenart möglichst charakteristisch vor sich sehen, um inneren Anteil zu nehmen an ihrem Geschick und Mißgeschick, mit einem Wort, er will das Märchen erleben. Deshalb sind die Märchen-erzähler meist ältere, gereifte Leute, die viel herumgekommen sind, viel erlebt haben und ein verhältnismäßig großes Maß von Menschenkenntnis und Erfahrung besitzen. Selten habe ich gespanntere Zuhörer und Zuschauer gesehen, als wenn ein guter Erzähler am Lagerfeuer seine Märchen zum Vortrag brachte.

In bezug auf den Stoff besteht keine reinliche Scheidung zwischen dem Märchen als solchem und der Tierfabel. Beide Formen der Erzählung gehen sogar vielfach ineinander über. Eine Eigentümlichkeit des Njamwesi-Märchens besteht ferner darin, daß es mit Vorliebe einen leicht lehrhaften Charakter annimmt, indem es in Form einer vom Zeitlichen und Zufälligen gelösten Erzählung menschliche Schwächen karikiert oder Erfahrungssätze zum Besten gibt. Hierher gehört z. B. die weiter unten wiedergegebene Geschichte vom Nimmersatt, der nie genug bekommt, bis er schließlich vor Hunger und Elend zugrunde geht.

In den meisten Märchen treten entweder ausschließlich oder doch zum Teil Tiere handelnd und redend auf. Und hier wiederum ist es vor allem der Hase, der eine ganz einzigartige Rolle spielt. Er ist geradezu das Märchen- oder Fabeltier der Wanjamwesi. Schon im alltäglichen Leben traut man ihm alle möglichen Eigenschaften zu und betrachtet ihn als Ausbund von Schlaueit und List. Er soll sich bei Verfolgung z. B. unsichtbar machen können; oder man behauptet, daß er sich gern in die Rinderherden einschleicht und die Euter der Kühe leer trinkt. Was er jedoch im Märchen an Klugheit und Sophisterei zustande bringt, hat keine Grenzen. Hier traut man ihm schlechterdings alles zu. Er vertritt somit recht eigentlich unsern Reinecke Fuchs. Zwar ist er nicht ganz so verschlagen und hinterlistig wie jener, im Gegenteil, er stellt seine Schlaueit gelegentlich sogar gern in den Dienst derer, die unschuldig in Not und Bedrängnis geraten sind. Wenn die Geschichte ihren Höhepunkt erreicht hat und nichts mehr das von plumper Gewalt bedrohte Opfer retten zu können scheint, dann tritt als *deus ex machina* plötzlich wie von ungefähr der Hase auf und findet dank seiner Klugheit und Geistesgegenwart immer einen Ausweg. Ein typisches Beispiel hierfür ist das weiter unten folgende Märchen von dem Jäger und seiner Frau, die durch die Dazwischenkunft des Hasen gerettet werden.

Nach diesen kurzen, allgemeinen Ausführungen lasse ich einige Märchen folgen, wie ich sie seinerzeit in Unjamwesi nach Erzählungen aufzeichnete. Die im Urtext wiedergegebenen zwei Erzählungen ließ ich von dem Unterlehrer Abel in Usoke bei Tabora niederschreiben. Die Übersetzung derselben ist möglichst wortgetreu gehalten. Die letzte Probe „Wie der Hase sich einmal Fleisch verschaffte“ verdanke ich einer Aufzeichnung von Missionar P. Terp.



## 1. Die Hungersnot und der Löwe.

(Aufgenommen in Kitunda, Kiwere.)

Vorzeiten war einmal eine große Hungersnot. Damals lebte ein Mann mit seiner Frau und seinen Kindern. Sie waren in großer Not, denn sie hatten nichts mehr zu essen und auch keinen Besitz mehr, um dafür Essen einzutauschen.

Da ging der Mann eines Morgens in den Wald, um Brennholz zu suchen. Unterwegs begegnete ihm der Löwe. Nachdem sie sich begrüßt hatten, klagte der Mann sein Leid, sie hätten nichts mehr zu essen und auch keinen Besitz mehr, um etwas zu kaufen. Der Löwe antwortete: „Weil du mein Blutsfreund<sup>1)</sup> bist, so will ich dir helfen. Gehe morgen früh bei Sonnenaufgang zu dem Termitenhügel im Garten hinter deinem Haus, dort wirst du ein Stück frisches Fleisch finden. Nur eins bitte ich von dir, sage mir, ob deine Freundschaft wahr ist ohne Falsch und Hintergedanken“. Da erwiderte der Mann: „Wie kannst du nur so fragen? Du bist mein allerbestester Freund, du bist unser Retter und Vater.“ „Gut“, meinte der Löwe, „wir werden es sehen.“

Am nächsten Morgen, in aller Frühe, zogen sie alle hinaus in den Garten. Und als sie zu dem Termitenhügel kamen, lag da ein großes Stück Fleisch, da war die Freude groß und alle Not hatte ein Ende. Jeden Morgen war ihr erster Gang zum Termitenhügel und immer fanden sie dort ein Stück Fleisch. So geschah es eine lange Zeit.

Da sagte der Löwe eines Tages zu sich selber: ich will doch einmal sehen, ob mein Freund wahr gesprochen hat, ich werde ihn auf die Probe stellen. Als es Nacht wurde, ging er in den Wald und tötete eine Antilope. Dann nahm er von ihrem Blut und bestrich sich damit über und über. Und so legte er sich, nicht weit vom Wege, neben die Antilope, als ob er gestorben wäre.

Am nächsten Morgen ging der Mann mit seiner Frau und den Kindern wie gewöhnlich zum Termitenhügel, um das Fleisch zu holen. Aber die Stelle war leer. Da wurde die Frau sehr traurig, denn sie dachte, vielleicht ist unserm Freund ein Unglück zugestoßen; und die Kinder fingen an zu weinen. Während sie aber klagten und jammerten, kam ein Mann gelaufen und rief: „Der Löwe ist tot! Er liegt blutüberströmt neben einer Antilope, die er geschlagen hat.“

Da lief der Mann ins Haus, holte ein Beil und sein großes Messer und machte sich auf den Weg zum Walde. Weinend folgten die Frau und die Kinder. Schon von weitem sahen sie den Löwen liegen und neben ihm die Antilope. Der Löwe aber verhielt sich ganz still, nur seine Augen starrten blinzelnd in die Ferne. Dort sah er den Mann daherkommen mit schnellen Schritten, in der Hand ein langes, blinkendes Messer, auf der Schulter sein Beil. Er sah aber auch die Frau und die Kinder und hörte ihr Jammern und Heulen.

Inzwischen war der Mann angekommen. Schnell wetzte er das Messer an einem großen Stein und trat zu dem Löwen, um ihm das Fell abzu ziehen. Da, als er gerade das Messer ansetzen wollte, sprang der Löwe empor und stand vor dem zu Tode erschrockenen Mann. „So!“ rief er zornig, „ist das deine Freundschaft? Ist das deine Liebe ohne Falsch und Hintergedanken?“ Aber der Mann konnte kein Wort erwidern vor

<sup>1)</sup> Wenn in den Märchen der Löwe als Blutsfreund bezeichnet wird, so soll damit nur ein besonders hoher oder besser der höchste Grad von Freundschaft zum Ausdruck gebracht werden. Dieselbe Bezeichnung kann gelegentlich auch anderen im Märchen auftretenden Tieren beigelegt werden. Überhaupt hört man den Ausdruck „Blutsfreund“ = munwani in der täglichen Unterhaltung der Neger viel, wo er dann einfach so viel wie Freund bedeutet, etwa: Guter Freund oder alter Freund.



Schrecken und Angst. „Dafür werde ich dich strafen,“ fuhr jener fort. „Du sollst auf der Stelle sterben. Deiner Frau und den Kindern soll jedoch kein Leid geschehen, denn sie haben mich beweint und betrauert, wie einen guten Freund.“

Und so geschah es. Der Mann wurde getötet. Die Frau und die Kinder aber wurden weiter vom Löwen mit Fleisch versorgt, bis die Hungersnot vorüber war.

## 2. Wie der Hase die Königstochter freite.

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten eine einzige Tochter. Sie war sehr schön und ihre Eltern liebten sie über alle Maßen. Als sie nun groß geworden war und von allen Seiten die Freier kamen, ersann der König eine List, denn er mochte sein liebes Kind nicht hergeben.

Weit draußen in seinem Feld am Rande des Waldes lag ein riesiger Termitenhügel, mit großen Bäumen und dichtem Buschwerk bestanden. In dem Hügel aber befand sich, im Buschwerk versteckt, eine große Höhle, und darin hauste seit alters eine Löwenfamilie. Wenn nun ein Freier kam, so sprach der König: „Ich bin bereit, dir meine Tochter zur Frau zu geben, wenn du vorher meinen Termitenhügel am Walde von Bäumen und Buschwerk säuberst.“ Voller Freude ergriff der junge Mann die Axt, ging zu dem Hügel und fing an, die Bäume umzuhauen. Doch kaum hatte er begonnen, so brachen die Löwen aus ihrer Höhle hervor und fraßen ihn auf. So erging es manchem tapferen Jüngling. Da verbreitete sich im ganzen Land eine große Furcht und keiner wagte es mehr, um die Hand der Königstochter zu bitten.

Nach langer Zeit kam von fernher ein Königssohn mit seinen Kriegern und trug dem König seine Bitte vor. Der aber sprach: „Gehe zuerst hin und säubere meinen Termitenhügel, dann sollst du meine Tochter zur Frau bekommen.“ Der Prinz bewaffnete seine Mannen mit Äxten und Buschmessern. Doch kaum hatten sie angefangen zu roden, so brachen die Löwen hervor und zerrissen den Prinzen mit allen seinen Kriegern, daß kein einziger mehr zurückkehrte.

Der König glaubte nun endlich Ruhe zu haben vor den Freiern. Da erschien eines Tages der Hase am Königshof und verlangte vor den König gebracht zu werden. Auf die erstaunte Frage, was er wolle, antwortete der Hase: „Ich liebe deine Tochter und bitte um ihre Hand.“ Der König war sprachlos. Dann aber entgegnete er: „Hast du nicht gehört, wie viele schon vergeblich um mein Kind geworben haben? Und kennst du nicht die Probe, die mein zukünftiger Schwiegersohn zu bestehen hat?“ Der Hase ließ sich jedoch nicht aus der Ruhe bringen. Er erwiderte ganz gelassen: „Ich weiß alles; ich kenne auch die Probe. Versprichst du mir deine Tochter zur Frau zu geben, so werde ich noch heute den verzauberten Termitenhügel von Bäumen und Gebüsch säubern.“ „Gut“, sagte der König, „ich verspreche es dir; gehe hin und versuche deine Kunst.“

Da nahm der Hase einen alten, vom vielen Draufsitzen glattpolierten Schemel und zwei Marmeln und begab sich damit zu dem gefürchteten Hügel. Dort angekommen, ließ er sich nieder und begann, ein Liedchen vor sich hinsingend, auf dem Schemel mit seinen Marmeln zu spielen, indem er sie wie Kreisel sich drehen ließ. Als die Löwen den Gesang hörten, kamen sie aus ihrem Versteck hervor, blieben aber verwundert stehen und besahen neugierig das Spiel des Hasen. Bald gefiel es ihnen so sehr, daß der Häuptling der Löwenfamilie den Hasen bat, er möchte ihnen erlauben, sich um den Schemel herumzulagern. Das Spiel sei so schön

und das Lied gefalle ihnen so gut; sie möchten das auch lernen. Darauf hatte der schlaue Hase nur gewartet. Er willigte gern ein. Und bald saßen sämtliche fünf Löwen um den Schemel herum, der Häuptling zu seiner Rechten, lauschten dem Gesang und folgten mit großen Augen dem Spiel der tanzenden und herumwirbelnden Marmeln. Und jedesmal, wenn eine der Marmeln die andere traf, und sie im großen Bogen über den Schemelrand warf, erhob sich ein großes Freudengeschrei unter den Zuschauern. Der Hase aber spielte immer weiter, sang sein Liedchen und kümmerte sich scheinbar wenig um die Löwen.

Auf einmal aber hielt er inne, machte ein sehr trauriges Gesicht und hörte auf zu singen. „Was ist dir, mein Freund?“ fragte ihn der Alte; „warum spielst du nicht mehr? Hast du etwa Angst vor uns? Fürchte dich nicht, es darf dir niemand etwas zuleide tun.“ „Ich kann nicht mehr“, sagte mit weinerlicher Stimme der Hase, „der Löwe hier zu meiner Linken hat einen bösen Blick, er hat mich verhext, und es gibt nur ein Mittel, wenn ihr wollt, daß ich weiter spielen soll: nehmt einen starken Baststrick, bindet dem Zauberer Hände und Füße und legt ihn dort auf die Seite.“ Es geschah. Im Nu war der Löwe mit dem bösen Blick gefesselt und auf die Seite geschafft.

Wieder begann das Spiel. Der Hase sang, und die Marmeln tanzten und wirbelten lustig umher, bald umeinander herum, bald gegeneinander. Und wenn eine die andere traf und sie im großen Bogen über den Stuhlrand warf, jauchzten die Löwen vor Freuden laut auf. Doch der Hase tat, als hörte er's nicht. Er spielte und sang ruhig weiter. Plötzlich aber verstummte sein Gesang, die Marmeln ruhten und der Hase saß da, zitternd, wie vom Blitz getroffen und machte ein trauriges Gesicht. „Was hast du denn, mein kleiner Freund?“ fragte besorgt der Alte zu seiner Rechten. Er aber deutete nur stumm auf den Löwen, der ihm gegenüber saß, Der Alte verstand. Sofort ließ er ihn binden und auf die Seite legen.

Inzwischen hatte der Hase sich ausgeruht und konnte wieder beginnen. Aber noch zweimal gelang ihm seine listige Verstellung. Sobald er eine Zeitlang gespielt hatte, behauptete er plötzlich, verhext zu sein. Dann brauchte er nur einen der Löwen zu bezeichnen und er wurde augenblicklich gebunden.

Endlich lagen vier Löwen gefesselt auf der Erde. Nur der Alte war noch übrig. Der Hase stimmte seine schönsten Lieder an. Er wirbelte die Marmeln, daß es eine Lust war und der Alte vor Vergnügen sich kaum zu lassen wußte; wenn auch seine Kehle müde war vom vielen Singen und die Hände schmerzten vom ewigen Marmeldrehen. Endlich aber konnte er nicht mehr. Wehmütig blickte er den alten Löwen an und sagte: „Lieber Freund, sei mir nicht böse, ich kann nicht mehr.“ Das rührte den Alten; und auch er ging in die Falle. Nur eine Bitte hatte er, in der Nähe des Schemels bleiben zu dürfen, um das Spiel sehen zu können, es sei doch gar zu schön. Da suchte der Hase einen besonders starken Strick und band ihm mit aller Kraft die Hände und Füße. Darauf lief er schnell in das nächste Dorf, holte sich ein scharfes Beil und tötete die wehrlosen Löwen einen nach dem andern.

Jetzt hatte der Hase gewonnenes Spiel. Bald war der Hügel von Bäumen und Sträuchern gesäubert. Und noch ehe die Sonne unterging, stand er vor dem erstaunten König und berichtete siegesbewußt: „Herr, ich habe die Probe bestanden, deine Bedingung ist erfüllt: kein Sträuchlein steht mehr auf dem verzauberten Termitenhügel.“ Da war der König endlich besiegt. Und noch am selben Abend feierte der Hase die Hochzeit mit der schönen Königstochter.

## 3. Wie der Hase einmal alle Tiere überlistete.

(Aufgenommen in Ussoke bei Tabora.)

Die Tiere des Waldes waren einst in großer Not. Sie hatten kein Wasser mehr, denn es herrschte Dürre und Trockenheit im Land, und alle Brunnen und Wasserlöcher und Flüsse waren ausgetrocknet.

Da berief der Elefant die Vertreter der Waldbewohner zu einer Ratsversammlung. Es sollte ein Weg gefunden werden, aus dieser argen Not herauszukommen. Nach manchem Hin und Her stand die Hyäne auf und rief: „Hört mich an! Mit ist ein guter Gedanke gekommen. Der König befehle allen seinen Untertanen, mit ihren Hacken und Schaufeln zusammenzukommen. Dann wollen wir gemeinsam ein großmächtiges Wasserloch graben und nicht aufhören, bis wir genügend Wasser gefunden haben.“ Alle waren hochofrenut über den guten Rat der Hyäne und lobten ihren großen Verstand. Der König aber sprach: „Weil du so klug und weise gesprochen hast, so sollst du sogleich mit der großen Trommel durch den Wald gehen und meinen Befehl ausrufen.“ Da nahm die Hyäne die Königstrommel, ging durch den Wald, trommelte und rief: „Kommt morgen früh alle mit euern Hacken und Schaufeln zum König, wir wollen gemeinsam einen Brunnen graben, damit wir wieder Wasser bekommen und nicht sterben.“ Voller Freude stimmten alle Tiere zu und versprachen zu kommen.

Am nächsten Morgen, als die Sonne aufging, versammelten sich die Waldbewohner vor dem Haus des Königs. Alle kamen herzu; nur einer fehlte, der Hase. Der König schickte aus, ihn zu rufen. Als er ankam, fragte ihn der Elefant: „Mein Freund, leidest du keinen Durst? willst du nicht auch helfen graben?“ Der aber erwiderte frech: „Ich brauche euer Wasser nicht und helfe euch auch nicht beim Brunnengraben.“ „Nun gut“, sagte der König, „wenn du zu vornehm oder zu faul bist mitzuarbeiten, sollst du auch nie von unserm Wasser trinken.“ Darauf begaben sie sich ans Werk. Der Hase aber ging nach Hause.

Die Tiere gruben nun ein mächtiges Loch, breit und tief, bis sie Wasser fanden. Und als es Abend ward, hatte sich die Grube schon gefüllt. Darüber freuten sie sich sehr. Alle tranken sich satt und tanzten vor Vergnügen, bis die Sonne unterging. Dann nahmen sie ihre Hacken und wollten nach Hause gehen. Aber der Elefant sprach: „Bleibt noch einen Augenblick hier, meine Freunde, ich habe noch ein Wort zu reden. Ihr wißt, daß der Hase heute früh sich weigerte, uns zu helfen. Er ist ein schlauer Wicht. Gewiß wartet er jetzt nur, bis wir alle fort sind, um dann herzukommen und sich satt zu trinken. Darum müssen wir einen zurücklassen, der das Wasser bewacht.“ „Wer aber soll das Wächteramt übernehmen?“ wurde jetzt eine Stimme laut; „wir alle kennen den Hasen, seine List und Verschlagenheit.“ Da kamen sie überein, nur dem Gewandtesten und Schnellfüßigsten die Wache anzuvertrauen. Es wurde ein Wettlaufen veranstaltet, wobei die Gazelle alle andern weit übertraf. Darum wurde sie einstimmig zum Brunnenhüter ernannt. Die Tiere zerstreuten sich nun und gingen heim. Nur die Gazelle blieb zurück am Wasserloch.

Es dauerte nicht lange, so kam der Hase dahergeschlendert. Er trug eine große Kalebasse auf der Schulter. Eben hatte er den Rand des Brunnens erreicht, da schnellte die Gazelle empor und fuhr ihn an: „Was suchst du hier, willst du etwa Wasser schöpfen, das du nicht gegraben hast?“ Ruhig lächelnd entgegnete der Hase: „Rege dich nur nicht auf, mein Freund, ich brauche ja dein Wasser gar nicht; ich habe hier etwas viel besseres.“ Und damit tat er einen kräftigen Zug aus seiner Kalebasse. Da wurde die Gazelle neugierig und wollte wissen, was darin sei. Der Hase reichte ihr das Gefäß hin. Als sie aber schönes, frisches Hirsebieb darin erblickte, war es um ihre Ruhe geschehen. Sofort setzte sie den Kalebaßkrug an den



Mund und trank in vollen Zügen. Und sie trank immer wieder, bis sie schließlich umfiel und in einen tiefen Schlaf sank. Darauf hatte der Hase nur gewartet. Lachend stieg er jetzt in den Brunnen, trank sich satt und füllte sein Gefäß. Darauf band er die Gazelle mit einem Rindenstrick und ging davon.

Als die Tiere am andern Morgen kamen, um Wasser zu schöpfen, sahen sie, was der Hase angerichtet hatte. Man fragte die Gazelle, wie das geschehen sei. Sie erzählte, der Hase sei in der Nacht gekommen und müsse sie verhext haben, worauf sie eingeschlafen sei. Weiter wisse sie von nichts mehr.

Jetzt bat man den Löwen, das Wächteramt zu übernehmen. Er sei so stark, er brauche nur zu knurren, meinten sie, dann würde der Hase schon seinen Übermut vergessen. Der Löwe willigte ein; und als es anfang dunkel zu werden, legte er sich nicht weit vom Brunnen nieder. Kaum hatten sich die Tiere zurückgezogen, so kam der Hase daherspaziert. Heute trug er nur einen kleinen Speer. Seine Haare aber waren schön gekämmt und in viele kleine, niedliche Zöpfchen geflochten. Erstaunt betrachtete ihn der Löwe, und mit Wohlgefallen ruhten seine Augen auf den schönen, zierlichen Zöpfchen. Der Hase jedoch tat, als sähe er ihn nicht und machte Miene vorbeizugehen. „Wohin des Wegs?“ rief der Löwe. „Ich gehe spazieren,“ entgegnete jener. „Sage mir doch, mein Freund,“ fragte der Brunnenhüter weiter, „wer hat dir denn deine Haare so schön gekämmt und geflochten?“ Darauf der Hase: „Niemand, das tue ich immer selber.“ Der Löwe lobte die Kunst des Hasen mit vielen Worten und fragte endlich: „Würdest du wohl meine Haare auch so schön zurechtmachen?“ „O ja, das will ich wohl tun,“ antwortete der Hase, „du mußt mir nur versprechen, dich ganz ruhig dabei zu verhalten. Am besten wäre es, du ließe dich binden, denn es ist eine langwierige Arbeit und ich fürchte, du könntest müde dabei werden und mir mit deinen großen Händen aus Versehen weh tun.“ Der Löwe in seiner Eitelkeit ging auf alles bereitwillig ein und ließ sich geduldig die Hände und Füße fesseln. Als er nun aber völlig wehrlos dalag, lachte ihn der Hase tüchtig aus, anstatt ihn zu kämmen. Darauf sprang er in das nahe Gebüsch und kehrte mit seiner Kalebasse zurück. Ohnmächtig mußte der Löwe zusehen, wie jener in den Brunnen stieg und Wasser schöpfte. Und nachdem der Hase noch ein Bad genommen und dem Brunnenhüter eine gute Nacht gewünscht hatte, verschwand er mit seinem Krug.

Das gab ein Staunen, als die Tiere am nächsten Morgen den gefesselten Löwen erblickten. Nun waren sie fest davon überzeugt, daß der Hase ein mächtiger Zauberer sein müsse. Selbst der Löwe beteuerte es so laut, wie er nur konnte. — Infolgedessen getraute sich niemand mehr das Wächteramt zu übernehmen. Schon wollte man den Brunnen sich selbst überlassen, da trat der Frosch vor und sprach: „Nun will ich es versuchen, mir soll der Hase nicht entschlüpfen.“ Da lachten sie ihn alle aus. Er aber bat, man möchte es mit ihm versuchen; und schließlich willigte der König ein.

So trat der Frosch, als eben die Sonne unterging, seine Brunnenwache an. Er sprang ins Wasser, tauchte unter bis zur Nasenspitze und erwartete den Hasen. Als dieser kam, wunderte er sich, das Wasserloch unbewacht zu finden. Ein paarmal umkreiste er es, spähte nach allen Richtungen, und als er sich vergewissert hatte, daß die Luft rein sei, stieg er arglos hinunter in den Brunnen. Doch kaum hatte er einige Züge getan, so biß ihn der Frosch in die Nase, hielt ihn fest und der Hase war gefangen. Voller Freude sahen die Tiere am nächsten Morgen, was der Frosch getan hatte. Sofort wurde der Hase ergriffen und gebunden. Man benachrichtigte

den König und alle Bewohner des Waldes strömten zusammen, um den gefangenen Missetäter zu sehen und der Gerichtssitzung beizuwohnen. — Die dauerte nicht lange. Einstimmig wurde beschlossen, den Hasen zu töten, weil er das kostbare Wasser verunreinigt, die Tiere verspottet und die treuen Brunnenhüter durch seine schwarze Kunst verhext habe. Und zwar sollte der Sünder an einem großen Stein in der Nähe des Brunnens zerschmettert werden.

Als der Hase nun merkte, daß es ihm an den Kragen gehe, bat er ums Wort und sprach: „Liebe Brüder, ich sehe ein, daß ich durch mein frevelhaftes Tun den Tod verdient habe. Ich flehe euch jedoch an, gewährt mir noch eine letzte Bitte. Werft mich nicht, wie ihr beschlossen habt, gegen diesen Stein hier, denn das würde mich nur halb töten, sondern schleudert mich gegen jenen Termitenhügel. Nur so sterbe ich schnell und sicher.“ Die Tiere ließen sich überreden. Sie schleppten ihn auf den Termitenhügel, entledigten ihn seiner Fesseln und schleuderten ihn mit aller Wucht zu Boden. Der Hase aber raffte sich wie der Wind auf und verschwand augenblicklich in einer Termitenröhre.

So überlistete der Hase alle Tiere des Waldes durch seine große Klugheit. Und keiner wagte es hinfort mehr, ihm nach dem Leben zu trachten.

#### 4. Wie der Hase die Frau des Jägers rettete.

(Aufgenommen in Kitunda, Kiwere.)

Es war einmal ein Mann, der heiratete eine junge, schöne Frau. Da er sie aber sehr liebte und immer fürchtete, sie könnte ihm abspenstig gemacht werden, zog er mit ihr weit fort in den Wald, wo keine Menschen wohnen. Hier schlugen sie Bäume um und bauten sich eine Hütte. Als sie nun nichts mehr zu essen hatten, drehte der Mann Stricke und legte Schlingen, um Wild zu fangen. Jeden Morgen, wenn die Sonne aufging, stand er auf und ging in den Wald hinein, um nach seinen Schlingen zu sehen. Und jedesmal brachte er ein Stück Wild mit nach Hause.

Eines Morgens aber, als der Mann wieder ausging, seine Fallstricke nachzusehen, begegnete ihm der Löwe. Nachdem sie sich begrüßt hatten sprach der Löwe: „Mein Freund, ich bin alt und schwach geworden und kann nicht mehr so jagen wie einst. Ich habe Hunger. Hilf mir, du bist ja mein Blutsfreund.“ „Das will ich gern tun,“ entgegnete der Jäger, „ich fange täglich Wild und kann dir gut von meiner Beute abgeben.“ „Ich brauche nicht viel,“ meinte der Löwe, „wenn du mir nur von jedem Stück, das in die Falle geht, die Eingeweide gibst, so bin ich schon zufrieden. Am besten ist es, wir treffen uns jeden Morgen auf dem Kreuzweg, gehen miteinander die Fallen ab und teilen die Beute: du nimmst das Fleisch und ich bekomme die Eingeweide.“ Der Mann dachte bei sich: „Wieschade! Meine Frau ißt nichts lieber als die Eingeweide. Aber was soll ich tun? Mein Freund könnte mir unbequem werden, wenn ich ihm dies abschläge.“ So willigte er denn ein. Aber seiner Frau erzählte er nichts von der Verabredung.

Am nächsten Morgen kam er wie gewöhnlich mit Beute beladen nach Hause. Sein Weib ging ihm schon von weitem entgegen und wollte ihm die Last abnehmen. Da sah sie, daß das Tier ausgeweidet war. Sie wunderte sich und fragte: „Wo hast du denn die Eingeweide?“ „Die liegen dort bei der Fangstelle,“ log der Mann, „die Last wäre mir zu schwer geworden.“ — Den Tag darauf brachte er eine kleine Zwergantilope. Auf die erneute Frage seines Weibes, wo die Eingeweide seien, sagte er: „Die Hyäne hatte sie schon aufgefressen.“ Nun merkte sie, daß da etwas nicht in Ordnung sei. Und als der Mann Tag um Tag zurückkehrte, ohne den ersehnten Leckerbissen, entschloß sie sich, der Sache auf die Spur zu kommen.



Eines Morgens, als der Jäger aufgebrochen war, schlich sie heimlich nach. Sie hatte aber keine Ahnung, wo die Fallstricke lagen. Da, auf einmal, ehe sie sichs versah, trat sie in eine kleine Vertiefung im Pfad und schwapp! saß sie in der Falle. Nun fing sie an jämmerlich um Hilfe zu rufen, immer lauter, bis der Mann auf das ungewöhnliche Geschrei aufmerksam wurde und mit seinem Freunde, dem Löwen, herbeieilte.

Erschrocken wollte der Mann sein Weib von der Schlinge befreien, als der Löwe ihm verwundert zurief: „Halt, halt! was willst du denn tun? seit wann löst man denn das Wild, ehe man es getötet hat?“ Der Mann entgegnete: „Das ist doch kein Tier, sondern meine Frau! siehst du es denn nicht?“ „Das ist mir gleich,“ sprach der Löwe, „unser Vertrag lautet, ich bekomme von jedem Stück, das in die Falle geht, die Eingeweide, und darauf bestehe ich.“ Der Mann verlegte sich aufs Bitten, er fing an zu versprechen, es half nichts, der Löwe blieb dabei: „Ich verlange, was mir gehört.“

Während sie so miteinander stritten und das Weib in der Schlinge weinte und jammerte, kam der Hase des Wegs. Verwundert blieb er stehen und fragte: „Was ist das für ein Lärm, warum streitet ihr denn hier? Erzählt mir euren Handel, ich werde versuchen, den Streit zu schlichten.“ Da erzählten beide mit vielen Worten ihren Streitfall. Der Löwe blieb dabei: „ich verlange mein Recht“ und der Jäger bat, der Hase möge ihm helfen.

Schweigend hatte der Hase zugehört. Nun begann er seinen Spruch. „Vor allem,“ sagte er, „müßt ihr zuerst einmal die Frau freimachen, damit ich untersuchen kann, wie es möglich ist, daß ein Mensch in eine Wildschlinge treten kann, da er doch viel mehr Verstand hat, als die Tiere des Waldes.“ „Siehst du,“ warf der Löwe schnell ein, sich zu seinem Freunde wendend, „das sagte ich dir doch auch! Wer in die Falle geht, hat keinen Verstand und kann nur ein Tier sein.“ Aber der Hase gebot ihm Schweigen.

Man befreite das Weib. Darauf bog man den Schnellbaum zur Erde, legte sorgfältig die Schlinge in die Vertiefung und bedeckte sie geschickt mit Erde, trockenem Gras und Laub. Und nun forderte der Hase den Löwen auf zu zeigen, wie das Weib hineingetreten sei, er solle es ganz genau vormachen. Der Löwe in seiner Einfalt gehorchte dem Hasen und ging arglos auf die Fangstelle zu. Grade wollte er sagen: So machte sie es, da, ehe er sich's versah, trat er in das Loch und schwapp! saß er in der Falle. Sofort schrie und brüllte er, daß der Wald erdröhnte, doch es half ihm nichts. Keiner regte sich ihm zu helfen. Der Hase aber sagte zu den Leuten: „Jetzt macht aber schnell, daß ihr nach Hause kommt.“

So hatte der Hase die Frau des Jägers vom Tode gerettet.

#### **Das Märchen vom Kopf, der die Königstochter heiratete.**

Munhu umo wali wavyala itwe  
Na mutemi uvyala mwana mkima,  
mulenzi wa vušu<sup>1)</sup> muno. Na aho  
mtemi wayombaga: mwana wane  
mwenuju! Uyo alakove kumutola,  
kolaga asengule isengula lya mtemi.  
Nsavo yose nene nhakovile. Na  
haho vanhu vingi vagemaga, Ališi  
wakakovolile.

Ein Mensch zeugte einen Kopf.  
Und ein König zeugte eine Tochter,  
die war sehr schön von Angesicht.  
Und der König sprach: „Das ist  
mein Kind! Wer das einmal heiraten  
will, muß vorher das Feld des  
Königs zurechtmachen. Ich begehre  
keinerlei Morgengabe.“ Und viele  
Menschen versuchten es, aber sie  
brachten es nicht fertig.

<sup>1)</sup> š = ein Mittelding zwischen s und sch.



Haho itwe lyayombaga: Leka tugeme niswe. Ningiši vilwa va makono. Sišo lusiku lumo vaduguye valiukadja vulifila mukaja ja mutemi. Vušika, vulitenga kwisumbi. Haho lyamuwila mutemi lyuhaya: „Na nene nditogwa kuvezya mulimo gwenugu. Hamo nakovola. Numutola mwana wako.“ I, mutemi ukumya muno, uhaya: „Hamo, vilwa vanhu vapanga, sumbwa kimbulimbuli, tjakuvi itwe duhu!“ Haho itwe lyayomba: „Mutemi ukuminge mbasa zya mukaya yose. Munifile kwisengule.“ Wakuminga mbasa. Vulifila kwisengule, vušika vulitenga kwisumbi lyalyo. Lyavawila: „Basi, djagi kaya!“ Aho venava vадja, lyahaya: Itwe fuma! wangu iswe tutole vana va vatemi. Haho vafumaga vanhu vingi mutwe. Vadimaga mbasa, kusen-gula. Vavukizadja ndiyu, kušika limi hagati. Miti zyagwaga zya vujaga. Haho lyuhaya: „Mulete tjakulya!“ Aho waleta, vulisanga itwe duhu. Ališi vusanga miti zifulamilaga. Na vakumya muno. Ališi lyuvawila: „Djagi!“ Aho vадja, lyuhaya: Itwe fuma! wangu vajanda vane, valye tjakulya.“ Haho vafumaga vanhu va vujaga, valya mavugali gose. Aho vamala kulya, vamaizadja mulimo gwavo.

Aho limi lyahugama vamaiziza milimo yose. Na haho lyahaya: „Mukamuwila mutemi, wize alole milimo na avawile vayanda vize vasungane fikolo fyavo na vani-vutje, vanifile kukaya. Aho mutemi wiza, wakumya muno. Na uhaya:

Da sagte der Kopf: „Jetzt wollen wir es versuchen<sup>1)</sup>, wenn wir auch keine Arme haben.“ So nahmen ihn eines Tages seine Brüder auf und brachten ihn zur Residenz des Königs. Dort angekommen, setzten sie ihn auf einen Stuhl. Da sprach er zum König und sagte: „Auch ich möchte diese Arbeit verrichten. Vielleicht bringe ich's fertig, daß ich dein Kind heirate.“ Ei, da erstaunte der König sehr und sagte: „Ich zweifle sehr, die gesunden Leute vermochten es nicht und ein Fetisch, der nur aus einem Kopf besteht, sollte es können!“ Darauf sagte der Kopf: „Der König lasse alle Äxte der Stadt zusammenbringen. Bringt mich hinaus auf den Platz.“ Sie brachten alle Äxte zusammen. Sie trugen ihn auf den Platz und als sie ankamen, setzten sie ihn auf seinen Stuhl. Dann sprach er: „Es ist gut, geht nach Hause!“ Als diese gegangen waren, rief er: „Kopf komm heraus! Schnell, damit wir die Königstochter freien.“ Da kamen viele Menschen aus dem Kopf hervor. Sie ergriffen die Äxte, um zu roden. Sie fingen an am Morgen und arbeiteten bis zum Mittag. Die Bäume fielen in Haufen. Dann sagte er: „Bringet mir zu essen!“ Als sie aber brachten, fanden sie nur den Kopf. Doch die Bäume lagen in Haufen umher. Da verwunderten sie sich über die Maßen. Aber er sagte zu ihnen: „Geht fort!“ Als sie gegangen waren, rief er: „Kopf komm heraus! schnell meine Jungen, esset die Speisen.“ Da gingen heraus viele Menschen, sie aßen allen Maisstampf. Nachdem sie gegessen hatten, beendigten sie ihre Arbeit.

Als die Sonne sich wandte<sup>2)</sup>, waren sie fertig. Darauf sprach er: „Saget dem König, er möge kommen, die Arbeit zu besehen, und er möge seinen Dienern befehlen, ihr Werkzeug einzusammeln und mich nach Haus zu tragen.“ Als der

<sup>1)</sup> Um sich wichtig zu machen, spricht der Munjamwesi gern von sich im Plural.

<sup>2)</sup> 2 Uhr nachmittags, stehende Zeitbestimmung.

„I kweli itwe lyanikinda. Na mutemi walingizya munkumbi, ulipelezya mwinga walyo. Na itwe lyamutolaga mwanangwa.

Ulu wavi vuziku, lyuyomba: Itwe fuma! Wangu iswe tuyombe na vanangwa. — Ališi lusiku lumo, muke w'itwe wamišadja, usanga itwe lilil haduhu. Sumbwa wamuvonaga mugošya mulenzi wa vušu. Ukumya muno, uhaya: Kasinaga! ndivi nu-wiganika ati natolwa n'itwe duhu, kašinaga alivi munhu. Kuwangaluke lyuvi itwe hangi. Haho mwanangwa wavezya masala. Uvulaga nholo. Kunguno lyavagi ulu vuziku wila lyuhaya: Ipapa winge. Wangu kujomba na vanhu. Haho idili lyufuma uvi munhu.

Aho lyaloka limi, uvingila mumumba, ndili lya nholo vulitula muno. Vulala. Huvuziku lyuhaya: itwe fuma! wangu niswe tuyombe na vana va vanhu. Na mutolwa uvi uwigonyagonya, kitiši walalaga. Aho wavona wavi munhu, na hangi walala tulo, uvuka, ulisola ipapa, ulitima mumoto hamohene n'idili lya nholo. Aho wamišya mwenuju mugošya ulitana ipapa lyakwe. Ališi ipapa kwiza no. Ukumya muno. Ališi uwigwa kununha kwa madili duhu. Haho muke wahaya: kasinaga mugosi wane, ukuwagi munhu? Kašinaga, wikumbwa kivi kimbulimbuli!

Aho wangaluka mhola ya šika kumutemi. Mutemi wahaya: „I, kweli, nene nalinavona, ulu itwe duhu likakovolile kutumama šišo. Mutemi udeha muno. Luvi lugaya duhu mukaya yose ya mtemi. —

König kam, war sein Erstaunen groß. Und er sagte: „Ei wahrlich, der Kopf hat mich besiegt.“ Und der König ließ ihn in die Residenz bringen und gab ihm die Tochter zur Braut. Und der Kopf heiratete die Prinzessin.

Als es nun Nacht war, sprach er: „Kopf komm heraus! schnell, wir wollen mit den Königstöchtern sprechen.“ Aber eines Nachts, als die Frau des Kopfes erwachte, war der Kopf nicht mehr da. Statt dessen erblickte sie einen Mann, wunderschön von Angesicht. Sie erstaunte sehr und sagte: „Ist es möglich! ich dachte ich hätte nur einen Kopf geheiratet und siehe da, es ist ein richtiger Mensch.“ Am andern Morgen war er aber wieder ein Kopf. Da ersann die Königstochter eine List. Sie schlachtete ein Schaf. Denn sie sagte, wenn es Nacht ist, wird er die Hülle abtun, damit er mit den Menschen sprechen kann (= Mensch sein). Dann, wenn die Haut fort ist, wird er ein Mensch.

Als die Sonne sank, ging sie in das Haus und versteckte das Schaffell vorsichtig. Dann schliefen sie. In der Nacht sagte er: „Kopf komm heraus schnell, damit wir mit den Menschenkindern sprechen.“ Die junge Frau aber schnarchte und tat, als ob sie schlief. Da, als sie sah, daß er ein Mensch war und fest im Schlaf lag, stand sie auf, nahm die Hülle und verbrannte sie im Feuer. zusammen mit dem Schaffell. Als nun jener Mann erwachte, rief er seine Hülle. Aber die Hülle kam nicht. Er wunderte sich sehr, denn er roch den Duft des verbrannten Felles. Da sagte seine Frau: „Ist es möglich, mein Gemahl, du bist ja ein richtiger Mensch? Daß du aber den Fetisch so schlecht verhältst hast!“

Am Morgen aber kam diese Geschichte vor den König. Der König sagte: „Ei freilich, ich dachte es gleich, ein bloßer Kopf kann unmöglich solche Dinge verrichten.“ Der König freute sich sehr. Und

Sišo lyumutola mwanangwa guišla.  
Na mugani gumala.

in der ganzen Residenz herrschte  
eitel Tanz und Freude. — So endete  
die Hochzeit der Königstochter.  
Und die Geschichte ist auch zu Ende.

### Das Märchen vom Nimmersatt.

Ungi waliwavuka. Mupina wakuzwala tudili, kumbele kadili na kunuma kadili. Uvuka na kavasa kakwe, kudja alikowa vuki mwipolu. Ušika mwipolu, kasegu<sup>1)</sup> kumufila ha muti gwa nzuki. I! malela hape duhu. Aho wisugasuga mukusinda moto, kuwiza kumupugila, kuhaya: „I! tusoga tuli kumbele!“ Uyo munhu uwinga, kukalonda hangi. Aho wasegezya, ulisanga ikolongo litagulaga. Ah, udeha muno gwene. Uhaya: „Ee hatusoga nali ndiwilwa. Aho wasopola kisut jakwe, wendekudula, asole fitom wa, kuwiza hangi, kumupugila kumiso, kuhaya: „Tusoga tuli kumbele wa!“ I! aikendelezya, kumupugila hangi. Uyo munhu uvuka. Ulileka ilyo ikolongo. Kutongela hangi, nke, nke, nke, nke<sup>2)</sup>. Ališika kumbele, uanga mutumbi gwa ntwiga. Uhaya: „Ah, kweli hutu tusoga nalin diwilwa.“ Na hene kiti ite kinahe, kumupugila ati, tusoga tuli kumbele wašyo. Ukumya muno. Uhaya: „Tusoga ki lelo, uto nikuvona tukile uto nalekaga?“ Kuwiza hangi kumupugila. Ih! Uvuka hangi kukalonda. Aha kutongela na kumbele, nke, nke, nke, nke. kumuficha hipilinga. Midala zya magembe, zya mazinge, kila kitu. Ah, udeha munogwene. Uhaya: „Lelo ahaho hakufwila. Kiti ageme kwingile, afumye mudala gumo, kusuma hangi kumupugila, kumupugila. Ah, lelo munhu uzowa, uhaya, a, kufuma aha no. Kušoka hangi kumupugila I, ukalonda hangi; ngakanile kamo duhu. Kukamuziga mwipilinga, umo lwasomenkana lywa mino ga nzovu, ga ntomombo.

Ein anderer stand auf. Es war ein Armer, mit Fellchen bekleidet, vorn ein Fellchen und hinten ein Fellchen. Er stand auf mit seinem Beil, er ging und suchte Honig im Walde. Als er in den Wald kam, nahm ihn der Honiganzeiger und führte ihn zu einem Baum mit Honig. O, von Waben ganz weiß! Als er sich anstrengte, Feuer zu reiben, kam er (der Honiganzeiger), blies ihn an und sagte: „O, das Gute liegt da vorn!“ Jener Mensch ging fort und folgte wieder. Als er weiterkam, fand er eine Pferdeantilope, die angefressen war. O, er freute sich sehr. Er sagte: „Aha, hier ist das Gute, von dem mir gesagt war.“ Da, als er das Messer herauszog, und sie aufbrechen wollte, um sie auszuweiden, kam er wieder, blies ihm in die Augen und sagte: „Das Gute liegt doch da vorn!“ Und da er zögerte, blies er ihn wieder an. Jener Mensch erhob sich. Er ließ jene Pferdeantilope. Er ging wieder vorwärts, nke, nke, nke, nke. Als er da vorn ankam, fand er eine tote Giraffe. Er sagte: „O, wahrhaftig: das ist das Gute, das mir versprochen war“. Aber auch hier, wie er anfangen wollte, blies er ihn an: „Das Gute ist doch weiter vorn“. Er wunderte sich sehr. Er sagte: „Welches Gute denn, das was ich sehen werde, wird es übertreffen das, was ich zurückließ?“ Er kam wieder und blies ihn an. So stand er wieder auf und folgte ihm. Als er vorwärts ging, nke, nke, nke, nke, brachte er ihn zu einer Höhle. Lasten von Eisenhacken, von Schmucksachen (lagen darin), alles

<sup>1)</sup> Als Erklärung für die Tatsache, daß der Honiganzeiger die Menschen zu den von Bienen bewohnten Waldbäumen führt, erzählte mir mein Jäger Peku einst folgendes: „Der Honiganzeiger hatte sein Nest in einen hohlen Baum gebaut, da kam eines Tages ein Bienschwarm, verjagte ihn und tötete seine Brut. Um sich an den Bienen zu rächen, lockt seitdem der Honiganzeiger jeden, der durch den Wald geht, zu den von Bienen bewohnten Bäumen.“

<sup>2)</sup> Soll das Geräusch malen, das die Schritte verursachen.



I, nga finhu fyose. Lelo na limi lyahemba. Naweuhaya: „Hatusoga uto nali ndiwilwa.“ Kiti ite kinahe, kuwiza hangi kuhaya: „Tusoga tuli kumbele. Ah, wavi lelo wa kwikomya duhu. Kumusola nke, nke, nke, nke, na kumuziga hamuvila. Alahene. Malela gali hape duhu. Na limi lyuloka. I, kugema kusinda moto. Gumuwila. I, usaya muno-gwene. Uhaya hokwene kali kafililile. Lolaga lelo, na lala na nzala. Usopola kadili, uwanza, na kavasa kakwe usagamila.

Alikamšiya, asangile ali mkaya lya katenaga kiti uko. Na wagoli wavili wasoga. Ah udeha muno. Ee! vose vavaga kwa, kwa, kwa, kwa<sup>1)</sup>. Kašinde! kašinde! Haho ulagilwa mwiko gumo: Kunwa walwa wa mulambya duhu, no kunwa wa ntulile. Ališi lusiku lumu wamuswizila wazengi wakwe walwa wingi muno: ntulile nkangala na wa mulambya. Aho wavona vagoli vakwe vafuma uwingila wanguwangu munumba. Na uhaya, mwiko gwa ki? Nene nanyelesa giki. Alisi ndinwa walwa wa mulambya. Leka ngeme kunwa ntulile mbone isi na kuduka. Wakisola kineneko tjakwe, wadaya wanwa kimo. Mu tja wuwili mugoli wakwe uwiza, umusanga alinatjo kumulomo.

mögliche. Da freute er sich über die Maßen. Er sagte: „Hier will ich sterben.“ Als er aber versuchte, hineinzugehen, um eine Last herauszuholen, blies ihn der Vogel wieder an und blies immerfort. Ach, jetzt verdroß es den Mann, er sagte: „Hm, ich gehe von da nicht fort.“ Doch er kehrte wieder zurück und blies ihn an. Da folgte er doch; er dachte: nur einmal noch, dann nicht mehr. Er brachte ihn wieder in eine Höhle, die war voller Zähne von Elefanten und von Flußpferden. O, alles mögliche war da. Jetzt neigte sich die Sonne. Und er sagte: „Das ist nun wohl das Gute, das mir versprochen war“. Als er noch unschlüssig war, kam der Vogel wieder und sagte: „Das Gute liegt da vorn.“ Ach, jetzt war es aus mit ihm. Er nahm ihn: nke nke, nke nke, und brachte ihn zu einem Feigenbaum. Da war er jetzt. Alles weiß von Waben. Aber die Sonne ging unter. Er versuchte, Feuer zu reiben. Es gelang ihm nicht. Da schmerzte es ihn sehr. Er sagte, hier bin ich nun hingeraten. Siehst du jetzt, mit hungrigem Magen muß ich schlafen gehn. Er zog seine Felle ab, breitete sie aus, legte sein Beil unter den Kopf.

Als er aber erwachte, befand er sich in einer riesengroßen Stadt ohne Grenzen. Und zwei wunderschöne Frauen waren da. Da freute er sich sehr. Ei, alle machten kwa, kwa, kwa, kwa, und riefen kasinde, kasinde! Dann wurde ihm ein Verbot gegeben: nur Mulambyabier zu trinken, aber kein Hirsebie. Aber eines Tages brauten ihm seine Untertanen sehr viel Bier! Hirsebie, Honigbie und Mulambyabier. Da, als er sah, daß seine Frauen hinausgingen, trat er schnell in das Haus. Und er sagte: „Was soll das Verbot? Ich habe solchen Durst. Und ich trinke immer nur Mulambyabier. Doch jetzt will ich auch einmal Hirsebie trinken und sehen, ob ich dafür gestraft werde.“ So nahm er

<sup>1)</sup> Das Händeklatschen beim Begrüßen des Häuptlings.

Mugoli ukangwa muno. Uhaya, sho wita isi mugosi wane! Mutemi umudakila mugoli wakwe muno uhaya: „Nakuviki lelo?“ Na mugoli wakwe uhulika sele. Aho limi lyaloka, vudja kukalala.

Wavagi alikamisya, uvona ali hitina lya muti. Na ali mutugowo twakwe, na kavasa kakwe. Wavagi mupina kitiši hambele. Udja alifwa vujaga vujaga mwipolu. Na mugani gušila.

seinen Becher, schöpfte und trank einmal. Beim zweitenmal erschien seine Frau, sie traf ihn, wie er ihn an den Mund führte. Die Frau erschrak sehr. Sie sagte: „Was tust du da, mein Mann!“ Der König schalt seine Frau voller Zorn und sagte: „Was bin ich denn eigentlich?“ Und seine Frau schwieg still. Als die Sonne sank, gingen sie schlafen.

Wie er aber erwachte, fand er sich am Fuß des Baumes mit seinen Fellen und seinem Beil. Er war arm wie zuvor. Dann ging er und starb einsam und verlassen.

So endete diese Geschichte.

### Wie der Hase sich einmal Fleisch verschaffte.

Aufgezeichnet von Missionar P. Terp.

Der Hase wurde eines Tages lüstern nach Fleisch. Da rief er alle Tiere zusammen. Nachdem sie alle beieinander waren, ging er zum Löwen und sagte: „Töte mir die Giraffe!“ Darauf überredete er den Leopard, die Antilope zu töten, die große Schlange, den Elefanten umzubringen usw. Als aber die übrigen Tiere fliehen wollten, befahl er ihnen zu bleiben und sprach zum Löwen, zum Leopard und zur Schlange: „Ihr seid sehr tapfer, tötet jetzt sehr viele Tiere!“ Darauf zerrissen sie eine große Anzahl, während alle übrigen flohen. Zuletzt überredete er die Schlange, den Löwen und den Leoparden umzubringen. Nun war der Hase mit der Schlange allein. Da sagte er zur Schlange: „Jetzt haben wir viel Fleisch. Ich will die Tiere abhäuten; aber woher nehmen wir das Feuer zum Braten?“ „Ich weiß es nicht, mein Freund,“ antwortete die Schlange. „So gehe du hin, es zu holen“, meinte der Hase. „Aber zuerst will ich dir ein feuerfestes Kleid machen, damit du nicht verbrennst.“ So zog er ihr ein altes, trockenes Rindenkleid an, so daß nur der Kopf frei blieb. Darauf sprach der Hase: „Gehe jetzt und hole Feuer. Siehst du ein kleines Feuer, so gehe vorüber; gewahrst du aber ein großes, so gehe mitten hinein und kehre auf einem schönen Grasweg zurück, dann wird dir das Feuer von selbst folgen.“ Die Schlange gehorchte und ging hin, das Feuer zu suchen; der Hase aber fing an abzuhäuten. Nach einer Weile sah er ein großes Feuer kommen. Da freute er sich sehr und sagte: „Jetzt stirbt die große Schlange im Steppenbrand und das Feuer wird bald hier sein, mein Fleisch zu braten. Wahrlich, ich habe einen großen Verstand.“

### Rätsel.

Eine sehr beliebte Unterhaltungsförm der Wanjamwesi stellt das Aufgeben und Lösen von Rätseln dar. Diese Rätsel treten meist in kurzer Form auf. Wer ein Rätsel aufzugeben hat, sagt: „Kalagwe!“ (= etwa, ich habe etwas zum Raten), worauf der Angeredete erwidert: „Kize“ (= es möge kommen). Ich lasse hier eine kleine Auswahl typischer Rätsel und Scherzfragen in der Ursprache mit wörtlicher Übersetzung folgen, wie sie von Missionar Edmund Dahl in Urambo, im nördlichen Teil von Unjamwesi, gesammelt wurden.

1. Frage: Kaziwa kado mašiši- Ein Brunnlein voller Kieselsteine?  
wemo pa?

Antwort: Mulomo na mino.

Der Mund mit den Zähnen.

- |   |  |
|---|--|
| 2. Fr. Katambi kado magalukilo mingi?             | Ein kleiner Zweig mit vielen Wendungen?          |
| A. Vulili.  | Die Bettstelle <sup>1)</sup> .                   |
| 3. Fr. Vahya va milinganilo?                      | Welche Freundinnen gleichen einander?            |
| A. Mazwi.   | Die Knie.  |
| 4. Fr. Kilondanya nzila na kibutan-<br>nya nzila? | Was geht den Weg entlang und was kreuzt ihn?     |
| A. Iviti na kazya.                                | Die Hyäne und die Gazelle.                       |
| 5. Fr. Tjalo tja vakima duhu?                     | Welches Land hat nur Weiber?                     |
| A. Madoke.  | Die Bananen. <sup>2)</sup>                       |
| 6. Fr. Kamala maswa, kakali na mino?              | Was verzehrt das Gras und ist doch ohne Zähne?   |
| A. Lupambala.                                     | Die Fußsohle.                                    |
| 7. Fr. Matjimu ga wava malihu duhu?               | Welche Speere meines Vaters sind lang?           |
| A. Mbula.   | Der Regen.                                       |
| 8. Fr. Katangili mutemi hisumbi?                  | Wer geht dem König voran zu seinem Stuhl?        |
| A. Nsazi.   | Die Fliege <sup>2)</sup> .                       |
| 9. Fr. Kulima mugunda muhanya, upone tudo?        | Welches große Feld bringt nur wenig?             |
| A. Nzwili.  | Das Haar.  |
| 10. Fr. Kipwa pi na kidiku pi?                    | Was grünt in der Regenzeit und Trockenzeit?      |
| A. Malunala.                                      | Der Wolfsmilchbaum.                              |
| 11. Fr. Kamulimo kanyahisuhya?                    | Von welcher Arbeit kann man nie ausruhen?        |
| A. Kwesema.                                       | Vom Atmen.                                       |
| 12. Fr. Ikundikizyo ihanya, ndekelo nhanya?       | Ein großer Deckel auf einem großen Topf?         |
| A. Ilunde na nchi.                                | Himmel und Erde.                                 |
| 13. Fr. Kadimu kado lelo mat wi gatukila?         | Welches kleine Tier hat größere Ohren als wir?   |
| A. Kavunando.                                     | Der Hase.  |
| 14. Fr. Kimala vusiga?                            | Was macht dem Korn ein Ende?                     |
| A. Nšo.   | Der Mahlstein.                                   |
| 15. Fr. Vikenya vavili?                           | Welche zwei streiten sich?                       |
| A. Limi na mwezi.                                 | Sonne und Mond.                                  |
| 16. Fr. Kanyahavi na magulu?                      | Welches Tier hat keine Füße?                     |
| A. Ijoka.   | Die Schlange.                                    |
| 17. Fr. Mugundu muhanya, mungu avili?             | Ein großes Feld mit zwei Kürbissen, was ist das? |
| A. Limi na mwezi.                                 | Der Himmel mit Sonne und Mond.                   |
| 18. Fr. Ibubu hambuga?                            | Was macht Lärm in der Ebene?                     |
| A. Kigulu.  | Der Termitenhügel.                               |
| 19. Fr. Kipumba na minzi?                         | Was folgt dem Wasser?                            |
| A. Muzwa.   | Die Termiten.                                    |
| 20. Fr. Iswe vanhu vose kikukin-<br>dile ki?      | Was überwindet uns Menschen alle?                |
| A. Minzi.   | Das Wasser.                                      |

<sup>1)</sup> Gedacht ist an die Eingeborenen-Bettstelle, ein viereckiger Holzrahmen auf vier Beinen, über den der Länge und Breite nach Baststricke gespannt werden.

<sup>2)</sup> Der königliche Stuhl darf von den andern nicht berührt und benutzt werden.



21. Fr. Itjo kilijumba selesele, Was läuft immer, ohne zu ruhen?  
kusuhyano?  
A. Mongo. Der Fluß.

## Sprichwörter.

Einen außerordentlich interessanten Einblick in das Denken und die Weltanschauung der Wanjamwesi gewähren ihre Sprichwörter und Denk-sprüche, die sie in großer Anzahl besitzen und bei jeder Gelegenheit gern anwenden. Nicht minder zeugen sie auch von einer scharfen Beobachtungs-gabe. In manchen der Sprichwörter sind allgemeine Erscheinungen des menschlichen Lebens auf eine kurze, prägnante Formel gebracht. Ich erinnere z. B. nur an Nummer 37 der nachstehend aufgeführten Proben: „Ein Hundsaffe lacht über das Hinterteil des anderen, weil er sein eigenes nicht sieht.“ Viele der täglich in der Unterhaltung oder in Gerichtsver-handlungen angewandten geflügelten Worte sind sozusagen die Über-schriften von Märchen wie Nr. 52 „Das Gute liegt da vorn“, das in der Geschichte vom Nimmersatt seine Beleuchtung findet; oder Nr. 48 „Ein gutes Wort holt sogar eine Ziege vom Baum herunter.“

Die folgende schöne Sammlung von Sprichwörtern verdanke ich den Aufzeichnungen von Missionar P. Terp. In der Übersetzung habe ich mich so viel wie möglich an den Wortlaut gehalten.

- |  |   |
|--|---|
| 1. Kanyavu kadjile, ngoso zyase-nile <sup>1)</sup> .                         | Wenn die Katze fortgegangen ist, versammeln sich die Mäuse.   |
| 2. Wapilile kala kamhelo.  | Er genaß am kleinen Finger (d. h. er kam mit dem kleinen Finger davon).   |
| 3. Nhunga mbele, ikunwaga min-zi masoga.                                     | Der Höfliche wird gutes Wasser trinken. (Kwihonga = Gast- und Gegengeschenk machen, d. h. die Höflichkeitsform wahren.) <sup>2)</sup> . |
| 4. Hambi limo likikalaga manoni avili mahanya, sanga likuta-vuka.            | Wenn auf einem Ast zwei große Vögel sitzen, wird er brechen.  |
| 5. Hisikilo lya vunolo henaha.   | Hier ist der Ausgangspunkt der Geschwüre. (Etwa: Hier liegt der Hund begraben.)   |
| 6. Kavusisi <sup>3)</sup> katuma mhuli.                                      | Die kleine Ameise verjagt den Elefant.  |
| 7. Tuli kitiši madutu gafuluma; ulu guma, guhunguluka.                       | Wir gleichen den knospenden Blät-tern der Bäume, die abfallen, wenn sie welk sind.  |
| 8. Tuli kitiši musoga, gwavelekile, kupila hangi ŋo (ŋ spr. wie ng in lang). | Wir gleichen dem Wasserkrug, ist er entzwei, dann wird er nicht mehr ganz.  |
| 9. Tukavile kitisi nsuha, ulu jave-leka, jasumwa hangi, jupila.              | Wir sind nicht wie die Kürbisflasche, die, wenn sie einen Sprung hat, wieder geflickt wird und nun wieder ganz ist.                     |
| 10. Walivona kunu, ališi uko lililoka kulivona ŋo.                           | Wenn sie (die Sonne) aufgeht, sieht man sie, aber wenn sie untergeht, sieht man sie nicht mehr.   |

<sup>1)</sup> z wird stets wie ein weiches s ausgesprochen.

<sup>2)</sup> Gutes Trinkwasser spielt auf der wasserarmen Hochfläche von Unjamwesi eine große Rolle.

<sup>3)</sup> Kavusisi = eine ganz kleine Art Ameisen.

11. Titi kigwile vulembo.
12. Wali higulya uvi hisilili.
13. Kipizya mulanda kikamaniki-wagwa.
14. Nsiku mnane zikavipaga zyose.
15. Masava mavonva; ulu ndi mpanga, ndakwave na jungi.
16. Vusoga wa lugulu ulu weve uli kule; kusika bihi makende makende.
17. Malugulu gakasangadja, iswe vanhu tukusangadja.
18. Kijombela kisoga kitscha mbuli kumuti.
19. Mukomankomu kuhembekwa wapamila.
20. Mwenuju mulangisya nsuvi kuluma.
21. Nakamišya, muswa gwalya ngoye.
22. Ulapye kumakono, ufile kumulo.
23. Ipembe lya mbogo igaja va-golozi.
24. Kalomo lwandi ka mavonja, lwandi ka mapizya.
25. Nguruwe mbi kumafi, kumatande velage.
26. Mafi ga kale gakanunhaga.
27. Kwisula vuhofu, na miso ali nago.
28. Ališeka tjojojo, munda lizigile.
29. Alitipulila kumadako, kumiso vakumuvona.
30. Ali na mbewa mwisunzu.
31. Nsuvi juvisile mavala.
32. Vusoga wikuva, mugati nsongo.
33. Munda ja mwijo mwipolu.

Das Vögelchen fiel auf den Leim.  
Er stand hoch, jetzt ist er unten.  
Für die Armen gibt es keine Heilung.

Eine Woche verdirbt nicht alles<sup>1)</sup>.  
Der Besitz ist zwar weg, aber wenn  
ich gesund bleibe, werde ich  
neuen erwerben<sup>2)</sup>.

Von weitem sehen die Berge schön  
aus, kommst du aber näher, dann  
siehst du nur Schluchten und  
Zacken<sup>3)</sup>.

Die Berge kommen nicht zusammen,  
nur wir Menschen.

Ein gutes Wort holt sogar eine Ziege  
vom Baum herunter<sup>4)</sup>.

Ein Herumtreiber wird durch Scha-  
den klug.

Wer auf den Leopard zeigt, den wird  
er beißen.

Als ich aufwachte, hatten die Ter-  
miten die Rindenstricke zerfressen.  
Verbrennst du die Hand, dann  
führst du sie zum Mund.

Das Horn des Büffels haßt die  
Lehrer<sup>5)</sup>.

Der Mund sucht einmal den Streit  
und einmal die Rettung.

Das Schwein stinkt wohl, aber sein  
Braten schmeckt gut.

Alter Mist stinkt nicht.

Er heuchelt Blindheit, obwohl er  
sieht.

Er lacht, aber im Herzen flammt der  
Haß.

Sie kokettiert mit dem Hinterteil,  
nehmteuch vor ihren Augen in acht.

Seine Unterhaltung ist voller Hinter-  
gedanken.

Der Leopard versteckt seine Flecken.  
Außen schön, innen voller Wider-  
haken.

Das Herz deines Gefährten ist ein  
Wald<sup>6)</sup>.

<sup>1)</sup> Die Zeit spielt beim Neger keine Rolle.

<sup>2)</sup> Typischer Ausdruck der fatalistischen Einstellung des Negers.

<sup>3)</sup> Die Gebirge werden lediglich vom Nützlichkeitsstandpunkt aus betrachtet. Als Verkehrshindernis und beliebiger Schlupfwinkel für allerhand gefährliche Tiere sind sie im allgemeinen nicht gern gesehen.

<sup>4)</sup> Die W. haben zu diesem Sprichwort eine Geschichte, die mir aber nicht gegenwärtig ist. Überhaupt bildet ein großer Teil ihrer stehenden Redensarten sozusagen die Überschriften zu irgendwelchen Märchen und Fabeln.

<sup>5)</sup> Die Anwendungsweise dieses Wortes ist mir unbekannt.

<sup>6)</sup> Wald = ein Ort der Unsicherheit und des Unbehagens, voller Gefahren. In den Sprichwörtern Nr. 27—33 kommt vor allem die abergläubische Furcht vor Zauberei und bösen Mächten und das gegenseitige Mißtrauen zum Ausdruck, in denen der Neger ständig lebt.

34. Ulavise moto ljoki lilavule. Verstecke das Feuer, der Rauch wird's verraten.
35. Numba ja muvalaganu ikupyaga limi. Das Haus des klugen Mannes brennt nicht bei Nacht.
36. Mavusoga ga kwideha. Güte erfreut.
37. Nguku ziseka makalato, na jenekili ili nago. Ein Hundsaffe lacht über das Hinterteil des andern, weil er sein eigenes nicht sieht<sup>1)</sup>.
38. Wewe ulitogwa munu, ivinzi uligaja. Du liebst zwar das Salz, aber die Salzgewinnung haßt du<sup>2)</sup>.
39. Kupizya mpili muvupi, jušoka na kukuluma. Errette die Schlange vom Steppenbrand, sie wird umkehren und dich beißen.
40. Kijomba vahanya kikagwaga hasi. Die Worte der Alten fallen nicht zur Erde<sup>3)</sup>.
41. Mwana akalangagwa na ise, akulangagwa na vise na vangi. Ein Kind, das nicht auf seinen Vater hört, wird auf die Väter anderer hören müssen.
42. Lyana ivi idehwa na nina. Auch ein schlechtes Kind wird von seiner Mutter geliebt.
43. Ngoko javelekelwa magi, ikaleka ga kulila makonkoli. Eine Henne hört nicht auf zu locken, auch wenn man ihr die Eier zerstört.
44. Wakangwa malunde na mbula haduhu. Er fürchtet sich vor der Wolke, obwohl es nicht regnet.
45. Kwikana simba ili kule. Wenn der Löwe weit ist, ist gut reden.
46. Ulu widima munda, ukukindwa. Der Mutlose wird leicht besiegt.
47. Kako, tudje, tukamugeme, muzwa gwagem' iwe. Auf, laßt uns probieren, die Termiten probiert selbst am Stein.
48. Kugemaho va kuvezya. Wenn man wagt, gewinnt man.
49. Alizumya siñoma. Er glaubt jedem Geschwätz.
50. Iguruwe itogwa migalagalo. Das Schwein liebt es, sich im Schlamm zu wälzen.
51. Ali na kilago tjakwe, akuvona hakwanza. Wer seine Schlafmatte bei sich hat, findet auch ein Plätzchen sie auszubreiten (d. h. zum Schlafen).
52. Kulya ku mwijo, kupeta mugongo. Willst du essen wie dein Freund, so mußt du auch arbeiten<sup>4)</sup>.
53. Upele, hitiši wapele ivele lyamwa noko. Laufe, wie du die Brust deiner Mutter fliehst.
54. Kavuli ka lumeme kafungilizya zyose. Das Grab macht allem ein Ende.
55. Kalomo kane ukakapele ku-djovenga ku vana va vangi na mbi na mukwetu wakukatjemba. Mein lieber Mund, wenn du es nicht unterläßt, unter den andern Geschrei zu machen, wird dich die Strafe der Alten treffen.
56. Wajumba na sunha, na wewe usunhile kuko. Wer mit einem Schnupfenkranken umgeht, wird selber Schnupfen bekommen.

<sup>1)</sup> Eins der klassischen Sprichwörter der Wanjamwesi, das ebensosehr von guter Beobachtungsgabe als von Lebensweisheit zeugt.

<sup>2)</sup> Es ist dabei an die Gewinnung des Steppensalzes gedacht, die recht mühsam ist und viel Ausdauer verlangt. Das Salz ist überall ein sehr begehrter Artikel.

<sup>3)</sup> Soll heißen: verhalten nicht ungehört.

<sup>4)</sup> Kupeta mugongo = wörtlich: den Rücken biegen, z. B. beim Feldbau.



- |                                 |  |
|---------------------------------|--|
| 57. Mukova kulya akatulagwa.    | Wer ums Essen bittet, wird nicht geschlagen.     |
| 58. Vuganga wa mulomo kuhulika. | Die beste Arznei für den Mund ist Schweigen.     |
| 59. Vukundu vukavile vusese.    | Sanftmut ist keine Sklaverei.                    |
| 60. Kupana kuvika.              | Geben bringt Segen.                              |
| 61. Wavile iviti kumaka.        | Er gleicht der Hyäne am Kreuzweg <sup>1)</sup> . |
| 62. Tusoga tuli kumbele.        | Das Gute liegt da vorn <sup>2)</sup> .           |

### Lieder.

Wenn ich zum Schluß meiner Ausführungen über den geistigen Besitz der Wanjamwesi noch eine kleine Auswahl von Liedern folgen lasse, so muß ich zunächst einige Bemerkungen über die Dichtkunst der Wanjamwesi im allgemeinen, die Entstehung ihres Liedes und seine Stellung im Volksleben vorausschicken. Zunächst ist festzustellen, daß das Lied nicht als selbständiges Kunstprodukt gewertet werden darf. Es tritt vielmehr lediglich als Nebenerscheinung des Tanzes und als begleitende Ausdrucksform der Rhythmik auf. Die Wanjamwesi haben ein sehr stark ausgeprägtes Gefühl und eine leidenschaftliche Vorliebe für den Rhythmus. Während auf musikalischem Gebiet ein Verständnis für Harmonie fast ganz fehlt und auch die Melodie nur dürrtige Ansätze zeigt, konzentriert sich alles musikalische Empfinden auf scharfen Takt und Rhythmus. Das zeigt sich vor allem in der beliebten „Ngoma“, dem Trommeltanz, bei dem die ganze Musik, wenn man sie so nennen will, lediglich von mehreren abgestuften Holztrommeln, einer Art Kesselpauke, die oben mit Antilopenfell bespannt ist — in der Regel sind es drei — bestritten wird. Jede der mitwirkenden Trommeln hat ihren eigenen Rhythmus, aus deren Zusammenklang dann die für europäische Ohren schwer verständliche und nicht leicht entwirrbare Ton- und Schallwirkung entsteht. Den Hauptrhythmus, sozusagen den Generalbaß, gibt die große Trommel, deren langsamere Schläge durch das ständige Händeklatschen der Tanzenden unterstützt werden. Der Chor der Tanzenden bildet um die Trommelkapelle einen geschlossenen Kreis und bewegt sich während der Vorführung in langsamem Schiebe- und Stampfschritt in der Runde. Zu den scharfrhythmischen Klängen der Trommeln bewegen sich innerhalb des Kreises in phantastischen Sprüngen und dauerndem Gliederverrenken Vortänzer oder Vortänzerinnen, deren Bewegungen bald ruhig und gespannt dahinfließen, bald sich bis zu ekstatischen Formen steigern. In diesen Tanz mischt sich, gleichsam als Begleitung, ein Wechselgesang zwischen Vortänzer und Tanzchor in der Weise, daß der Vortänzer eine Strophe anstimmt und der Chor immer wieder den Refrain wiederholt. Hier ist der eigentliche Entstehungsort für die meisten Lieder; denn die Vortänzer sind zugleich Vorsänger und Dichter. Geschickte Vortänzer improvisieren die Lieder während des Tanzes. Die so entstandenen Lieder machen alsbald die Runde durch das ganze Land und werden als Modeschlager überall und bei aller Arbeit gesungen, bis sie von neuen Gesängen abgelöst werden. Die Form der Melodie ist sehr einfach und fast immer in Moll gehalten. Sehr beliebt sind dabei absteigende Motive. Gesungen wird vom Chor entweder unisono oder in Begleitung von Quintenparallelen.

<sup>1)</sup> Die Hyäne ist für die Wanjamwesi das Bild der Habgier und Unersättlichkeit. Kommt sie auf ihren nächtlichen Streifzügen an eine Wegkreuzung, so möchte sie sich, wie die W. behaupten, am liebsten mitten entzweireißen, um alle Wege gleichzeitig nach Futter absuchen zu können.

<sup>2)</sup> Von einem gesagt, der nie genug bekommt und immer meint, anderswo sei es besser und schöner (vgl. das Märchen vom Nimmersatt).

Das stark rhythmische Empfinden zeigt sich aber nicht nur beim Tanz, sondern tritt überall im täglichen Leben bei der Arbeit in Erscheinung. Der Munjamwesi hat das Bedürfnis, sich rhythmisch auszuleben. Jede seiner Arbeitsverrichtungen ist daher sozusagen angewandte Rhythmik. Der Lastträger bewegt sich im Tanzschritt unter Singen und Jodeln dahin und schlägt mit dem Stock auf seiner Kiste den Takt. Die Frau mit dem schwarzen Topf auf dem Kopfe tänzelt wiegenden Schrittes, ein Liedchen trällernd, zum Wasserloch. Die Maisstampferin begleitet den harten Takt des Stampfholzes mit dem neuesten Tanzlied. Die Axt im Walde, die Hacke auf dem Felde wird zum rhythmusgebenden Instrument. Ich beobachtete einst auf einer Pflanzung eine Gruppe Arbeiter beim Feldbestellen. Ein Vortänzer sprang unter grotesken Gliederverrenkungen vor ihnen auf und ab, sang und gab durch Händeklatschen den Takt für die Hacken an. Aus allen diesen Erscheinungen erhellt die starke Abhängigkeit des Liedes vom Tanz und der rhythmischen Bewegung, und nur aus dieser Voraussetzung heraus wollen die nachfolgenden Liedproben verstanden werden.

### 1. Trägerlied.

Tandagulile kawavaje, maši-      Arbeite, Väterchen, sie ist hart  
langa kawavaje, nijande mukoji!      die Arbeit, mein Väterchen, drum  
will ich singen, ich Arbeiter!

### 2. Lied über die Eisenbahn.

Liladule igari mwa Kalunde,      Die Eisenbahn wird Kalundes  
vupagati vose vufwe. Mukawine,      Reich durchbohren und aller Träger-  
lyadula mašilima? Lilikoja silanga;      dienst wird sterben. Habt ihr nicht  
lyavitile Pugu. Vanyalali Kiserawe      gesehen, wie sie die Berge durch-  
jomhango, Lulengelengele mun-      bohrt? Sie tut sehr schwere Ar-  
wani wane. Lilikoja šilanga.      beit. Pugu hat sie passiert, ihr  
jungen Leute, Kiserawe ist eine  
Station und Lungerengere, mein  
Freund. Sie tut eine sehr schwere  
Arbeit.

### 3. Von einem Vögelchen.

Kanoni kalya musenga-kuva-      Das Vögelchen fraß Sand für die  
maju; kanoni kalya musenga di-      Mütter, das Vögelchen fraß Sand  
dilidi!

### 4. Wiegenlied.

Mwana walila, mutwali kuli nina,      Warum weinst du, Kind? Deine  
lululu! lintanda, lululu! lembeladje      Mutter trägt dich doch. Pst! pst!  
kana, lembela kana kane, kana      sonst kommt der Gorilla. Schweig  
kane nikamwi! Lembele kana kane,      nur still Kind, sei still, mein Kind-  
lembeladje, kana lembele, kana      chen, mein liebes Kind! Höre auf  
kane.      mich! Höre auf mich. Still, still,  
mein Kindchen, schweig nur still,  
mein liebes Kind!

### 5. Abschied von der weißen Opferziege.

Mbuli jane jape jaminzagnla ja      Meine weiße Ziege wird besprengt  
kudjana kuwinga, na ja kudjana      (mit Mehlbrei = Weiheopfer), um  
kuvulugu :/: vuli mbuli jane ja-      sie zur Hochzeit mitzunehmen und  
minzagula :/:      sie mit in den Krieg zu führen;  
es ist meine weiße Ziege, die ge-  
weiht wird.

## 6. Gedanken einer Mutter.

Mugoši wane ndikuwila: Uleke  
nakuzye mwana, ndakiza, ndaka-  
tozye na kumbele nene nawile  
kadjewa.

Mein Mann, ich sage dir: Laß  
mich mein Kind aufziehen, später  
werde ich es verheiraten und dann  
werde ich als Witwe zurückbleiben.

## 7. Kriegerlied.

Tulem' ukajungya winga, kuli  
mwana wa kili, mutemi ukajungya  
winga :/: kuli mwana :/: wakili.  
Matjimu gukudjaga vujaga. Va  
Munavulwila vazivona zya fataki,  
mundusi zya kwitimila. Maju wane,  
noni javela mulundi.

Auf, laßt uns zur Hochzeit ziehen,  
wir, die Söhne der roten Feder.  
(Die rote Feder galt früher als  
Kriegerabzeichen.) Der König zieht  
zur Hochzeit :/: wir sind die Söhne:/:  
die Söhne der roten Feder. Die  
Speere fallen hierhin und dorthin.  
Die von Vulwila sahen die Zünd-  
hütchenbewaffneten; Gewehre die  
Fülle. Teure Mutter, der Vogel zer-  
brach das Bein.

Wilder Mais in Mexiko<sup>1)</sup>.

Von

Zelia Nuttall.

Als ich kürzlich Gelegenheit hatte, das im Jahre 1746 erschienene Werk „Idea de una nueva historia general de la America Septentrional“ des Chevalier Lorenzo Boturini Benaduci, des berühmten italienischen Geschichtsschreibers und Reisenden, der acht Jahre in Mexiko zugebracht hat, wiederum sorgfältig durchzulesen, stieß ich auf Angaben, die ein vollständig neues Licht auf den Ursprung des kultivierten Mais werfen, und ich beeile mich, diese Tatsachen allen denen mitzuteilen, die gleich mir, an dem schwierigen Problem interessiert sind, das bisher allen Anstrengungen der modernen Forscher widerstanden hat. Chevalier Boturini, berühmt als Besitzer der größten Sammlung alter mexikanischer Bilderhandschriften und Urkunden, die je zusammengebracht wurde, kam im Jahre 1735 nach Mexiko und brachte die folgenden acht Jahre in begeisterter Erforschung der alten Geschichte des Landes zu, ein Gegenstand, von dem er sagt, daß seine Erinnerung „im Aussterben begriffen sei, und der mit Recht verlangen könne, dem Grabe der Vergessenheit entrissen zu werden“.

In der Vorrede zu seinem Werk sagt Boturini, daß er „bei der Erforschung geschichtlicher Tatsachen sich allen Unbilden des Klimas und endlosen Unbequemlichkeiten ausgesetzt und oft weite Strecken zurückgelegt habe, ohne ein Obdach zu finden . . .“

Daß er auch ein begeisterter Verehrer und Beobachter der Natur war, zeigt seine gelegentliche Bemerkung: „Bei der Bezeichnung der Büschel an den Maisähren will ich mich der eleganten Metapher „goldene Locken“ bedienen, denn die Landwirtschaft ist stets für mich ein Gegenstand von zauberhaftem Reiz gewesen.“<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Die nachstehende Abhandlung der bekannten Amerikanistin Frau Zelia Nuttall in Coyoacan, Mexiko, soll im „Journal of Heredity“ erscheinen. Die Verfasserin übersandte mir das Manuskript mit der Bitte, die Abhandlung ins Deutsche zu übertragen und wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes und der mutmaßlichen Lösung eines alten Problems durch die Entdeckung der Verfasserin in Deutschland zu veröffentlichen.

Paul Schellhas, Berlin.

<sup>2)</sup> „Yo nombraré con elegante metáfora las barbas de la mazorca de mais „Cabellos de oro“, pues fué siempre la Agricultura el hechizo de mis deleytes“ (p. 24 op. cit.).



Auf Seite 21 seines Werkes erwähnt Boturini zuerst die Überlieferung der Eingeborenen über den Ursprung des Ackerbaus. Er sagt: „Die alten Begründer der Zivilisation bei den Eingeborenen fanden das Land bedeckt mit Wäldern, die von wilden Tieren wimmelten. Sie waren gezwungen, das Land zu ihrer Sicherheit von diesen Tieren zu befreien, indem sie die Wälder in Brand setzten. Dabei machten sie die Wahrnehmung, daß die Körner des Mais und anderer Pflanzen, welche durch das Feuer geröstet waren, einen vorzüglichen Wohlgeschmack angenommen hatten. Infolgedessen sammelten sie solche Körner, die vom Feuer unversehrt geblieben waren, säten sie in denselben Boden, wo sie sie vorgefunden hatten und erlangten so die Ernten, die sie ersehnten.“

Diese interessante Überlieferung (welche an die Erzählung von Charles Lamb über die Entdeckung des Bratens der Schweine erinnert) zeigt uns, wie jene alten „Gourmands“, indem sie die Maiskörner in den durch die Asche gedüngten Boden aussäten, unbewußt die Grundlage zur Kultur des Mais auf dem Amerikanischen Kontinent legten, eine Kultur, die noch immer im Wachsen begriffen ist.

Boturini macht ferner die folgende Bemerkung, deren Bedeutung für die Botaniker nicht zu unterschätzen ist: „Ich fand in Neu-Spanien einen wilden Mais, der in den Wäldern, besonders in denen des heißen Landes wuchs, mit kleinen Ähren, deren an Zahl geringere Körner einen feineren Geschmack haben, als die der kultivierten Arten, als ob die Natur in ihnen geradezu ihre ganzen Feinheiten gesammelt hätte<sup>1)</sup>.“

Die Tatsache, daß Boturini, eine unanfechtbare Autorität<sup>2)</sup>, versichert, vor zwei Jahrhunderten wilden Mais in Mexiko gefunden zu haben, muß als überzeugend angesehen werden, zumal er die Pflanze und ihre Boden Heimat beschreibt und sie offenbar selbst genossen und ihren delikaten Geschmack gewürdigt hat.

Daß die heutigen Botaniker bisher vergeblich den wilden Mais gesucht haben, scheint seine Erklärung darin zu finden, daß der wilde Mais seit den Zeiten Boturinis ausgestorben ist, wie der wilde Hund in Mexiko, der ebenfalls eine beliebte Speise der Mexikaner wie der Spanischen Eroberer im 16. Jahrhundert war.

Es sind verschiedene Ursachen, welche zusammen naturgemäß die allmähliche Ausrottung des wilden Mais im Laufe der vier Jahrhunderte seit der spanischen Eroberung zur Folge gehabt haben.

Das stete Anwachsen der kultivierten Landflächen und die weitgehende und vollständige Entforstung großer Teile des Landes hat offenbar die wilde Maispflanze ihrer natürlichen Boden Heimat beraubt.

Mit Rücksicht auf den Wohlgeschmack des wilden Mais wird er regelmäßig zur Reifezeit aufgesucht, und seine reifen Körner werden verzehrt worden sein, besonders zu den Zeiten der Hungersnot, welche auf die regelmäßig wiederkehrenden Heuschreckenplagen folgte, wie sie noch in den letzten fünf Jahren vorkamen, als Yukatan, und die Staaten Oaxaca, Veracruz und Puebla verwüstet wurden, trotz aller Anstrengungen der

<sup>1)</sup> „Hallé yo en la Nueva España un maíz silvestre, que nace entre besques especialmente de tierras calientes, de chica mazorca, cuyos pocos granos son de sabor más delicado que el cultivado, como que colecciona en ellos la naturaleza en compendio toda la sustancia“ (p. 21 op. cit.).

<sup>2)</sup> Boturinis Zeitgenossen rühmten ihn als ein Wunder der Gelehrsamkeit und Dr. Berrill, Professor an der Universität von Salamanca, schrieb, daß er in Boturini „ein ungewöhnliches Talent gefunden habe, die äußerste Kraft des Scharfsinns, unermüdlichen Fleiß, vorsichtiges Urteil und wohlerrungene Kritik“. Er nennt ihn „eine Zierde aller Wissenschaften und keiner ein Fremdling, zu Hause in den Naturwissenschaften wie in den Sittenlehren usw. und allen Arten der Bildung, ebenso erfahren in den europäischen Sprachen.“

mexikanischen Regierung, diese Plage mit modernen Methoden unter der Leitung wissenschaftlicher Sachverständiger zu bekämpfen<sup>1)</sup>).

Es ist zu hoffen, daß nunmehr, da die ursprüngliche Heimat des wilden Mais feststeht, Botaniker diese Pflanze in ihren Überresten noch an entlegenen und unzugänglichen Stellen des Waldgebiets im heißen Lande Mexikos auffinden werden. Die einheimische mexikanische *Tigridia pavonia*, so hochgepriesen zu den Zeiten Montezumas wegen ihrer schönen Blüten wie ihrer lieblichschmeckenden und nahrhaften Knolle, ist gegenwärtig tatsächlich als wilde Pflanze ausgerottet; sie ist den heutigen Mexikanern kaum noch bekannt und wird in ihren Gärten nicht angepflanzt. Dennoch findet man sie in halbwildem Zustande in wenigen großen Obstgärten, wie dem meinigen, dessen hohe Mauern sie jahrhundertlang vor der Ausrottung bewahrt haben.

Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß die Lösung der Frage nach dem Ursprung des kultivierten Mais, welche den modernen Botanikern so viele Schwierigkeiten macht, so ganz unerwartet in einer einzigen gelegentlichen Bemerkung in einem geschichtlichen Werk zu finden ist. Aber diese Bemerkung rührt von einem Gelehrten her, der zugleich ein wahrer Naturfreund war, dem der Ackerbau ein Gegenstand „von zauberhaftem Reiz“ war, und der offenbar die Auffindung von wildem Mais und die Überlieferung über seine Kultur besonderer Erwähnung für wert hielt.

Es ist eine ebenso seltsame Tatsache, daß unter all den wertvollen Manuskripten der Eingeborenen, die er der Vergessenheit entrissen hat, und von denen er in seinem Werk mit gerechtfertigtem Stolz ein beschreibendes Verzeichnis gibt, nicht eins von so weitreichender Bedeutung für die Amerikanisten ist, wie sein Zeugnis über die Entdeckung des wilden Mais und seines Ursprungs, für das er den Dank der Nachwelt verdient.

## Der Hautfarbenfächer und das Hautfarbendiagramm.

Von

Arthur Hintze<sup>2)</sup>.

### I. Teil: Der Hautfarbenfächer.

#### I.

#### Der Wert der Hautfarbenbestimmung für die Rassenforschung.

Der wissenschaftliche Wert der Hautfarbenbestimmung für die Rassenforschung macht sich in zweifacher Richtung geltend, einmal in dem Sinne, daß homogene, d. h. primitive und isolierte Rassen hinsichtlich ihres Hautfarbentypus, der sich unter den bestimmten gleichen Verhältnissen der Abstammung und der Örtlichkeit entwickelt hat, festgelegt werden können. Aus solchen homogenen Rassen läßt sich auf Abstammungsverhältnisse des Menschen im allgemeinen schließen und bei Beachtung der betreffenden Umweltverhältnisse und dem Vergleich mit anderen homogenen Rassen ein Schluß auf den durch die Umwelt veranlaßten Vererbungsfaktor machen; ferner darin, daß innerhalb der Mischrassen, welche den größten Teil der Menschheit der heutigen Erde ausmachen, Typen verschiedener Färbungsnüancen (besonders der unbedeckten Haut) festgestellt werden können, welche auf

<sup>1)</sup> Vgl. Informe de la Comisión Científica Exploradora de la Plaga de Langosta en el estado de Veracruz . . . Departamento de Salubridad de la República Mexicana, Mexico 1925.

<sup>2)</sup> Nach einem Vortrag, gehalten in der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte am 17. VII. 1926.



eine noch verschiedenere Färbung unter den Vorfahren zurückweisen, wodurch sich Zusammenhänge in der Vergangenheit hinsichtlich des Einzelindividuums und ganzer Gruppen entwirren lassen.

Diese Feststellungen der Hautfärbungen (neben denen die Bestimmung der Haar- und Augenfarben mit ihren besonderen Vorzügen, aber auch besonderen Schwierigkeiten einhergehen) haben gegenüber anderen anthropologischen Untersuchungsmethoden den Vorteil, daß sie sich am Lebenden sehr rasch ausführen lassen, wodurch ein großes Vergleichsmaterial zusammengebracht werden kann, auf Grund dessen allein wir hoffen können, die Zusammenhänge unter den Mischrassen, d. h. praktisch unter den Völkern der Erde, zu ermitteln und dem Einzelnen seinen Platz innerhalb des sich durchkreuzenden Geästes der Rassenstammbäume anzuweisen — Ferner ist es ein Vorzug der Farbbestimmungen der Haut und ihrer Abkömmlinge, daß sich die für das betreffende Organsystem gültigen Meßziffern in wenigen Daten ausdrücken lassen, die untereinander in einem natürlichen systematischen Zusammenhange stehen, während die Ergebnisse von Größenmessungen der Körperteile bzw. des Skelettsystems nur schwer zu einheitlichen Bildern zusammengefaßt werden können, so daß die anthropologische Klassifizierung der Menschheit nach solchen Längenmaßen und Indices stets nur sehr unvollkommen möglich gewesen ist. — Drittens kann bei den Hautfarben der individuell erworbene Faktor und der rassenmäßige, vererbte so gut geschieden werden wie bei kaum einem anderen der bisher für die Rassenkunde herangezogenen Merkmale. Der Umstand, daß hinsichtlich des Hautfärbungsbefundes am Einzelindividuum die Einflüsse erworbener Faktoren nicht selten die Einflüsse angeborener Faktoren überwiegen, — die Wirkung der Sonnenbräunung überwiegt beim Europäer und Ostasiaten im Verhältnis zu den individuellen Verschiedenheiten der Typen und den lokalen Verschiedenheiten, die sich auch bei bedeckter Haut am Einzelindividuum finden — kann leicht den Eindruck erwecken, daß sich hier Rassen- bzw. Typenverschiedenheiten nicht mit Sicherheit feststellen lassen, da die Einflüsse der Umwelt auf das Einzelindividuum die geringeren angeborenen Unterschiede verhüllen. Dies ist aber nur scheinbar der Fall, denn die örtlichen Verschiedenheiten der Pigmentierung im sonnenexponierten und nicht exponierten Gebiet (insbesondere bei Bekleideten) gestattet sichere Rückschlüsse auf den erworbenen Anteil der Dunkelfärbung, und wir haben es in der Hand, durch Auswahl der Jahreszeit, in der wir die Untersuchung anstellen, den Faktor der individuellen Sonnenbräunung weitgehend zu eliminieren; ferner sind Körperregionen vorhanden, die fast ohne Ausnahme jederzeit bedeckt oder geschützt getragen werden (Kopfhaut, Achselhöhle, Regio pubis, Damm) und die gerade die extremen, bei dem betreffenden Individuum vorkommenden Hautfärbungen zeigen. Die Beobachtung der Entwicklung und des Abklingens solcher durch äußere Einflüsse bedingten Bräunungen gestattet es, diesen Milieufaktor gesondert zu berechnen und bei der Bestimmung des ererbten Typus zu eliminieren. — Wenn wir nun auch mit Recht die Vermutung hegen müssen, daß ein großer Teil der vererbten Allgemeinfärbung seinerseits auch wieder eine Erwerbung darstellt, die sich nur durch Generationen vollzogen hat, so entsteht dadurch kein Nachteil, sondern ein Gewinn für das Verständnis der sich in den Hautfarben aussprechenden Rassenverschiedenheiten der Menschen. Hinsichtlich der Skelettmessungen, welche bisher die einzige messende Grundlage der Rassenkunde gebildet haben, ist es bisher kaum an einem Punkte möglich gewesen, die Verhältnisse einzelner Rassen oder gar größerer Gruppen mit einiger Zuverlässigkeit in Beziehung zu deren Umwelt



zu setzen. Hinsichtlich der Hautfärbungen liegen aber die Verhältnisse doch wesentlich einfacher. Von einem derartigen Durcheinander, wie es sich in der Verteilung der Körpergrößen und der Schädelmaße (Indices!) auf die verschiedenen Weltgegenden findet, kann bei den Haut- und Haarfarben keine Rede sein. Es bleibt schon einmal trotz aller Einzelausnahmen dabei, daß nach dem Äquator zu die Dunkelhäutigen und nur in gemäßigten Breiten wirklich hellhäutige Rassen leben, und daß unter den Hunderten von Millionen von Ostasiaten (Chinesen) nicht ein einziger ohne eine fast schwarze Haarfarbe gefunden wird, während die Blonden in geschlossenen Verbänden nur in Europa vorkommen. Es bleibt ferner dabei, daß niemals Weiße einen Schwarzen erzeugt haben und Schwarze einen Weißen (außer Albinos, d. h. nicht rassebildende Anomalien), und daß bei Mischung von Weißen und Negern die Vererbungselemente der Hautfarbe sich als so nachhaltig erwiesen haben, daß die einfache Beobachtung des Volkes mit Treffsicherheit wenige Prozent von Negerblut bei dem Mischling in der Hautfarbe erkennt. Einem derartig zähen Rassenmerkmal dürfte kaum ein anderes an die Seite zu stellen sein. Außer der Hautfarbe (und übrigen Komplexion) sind nur die Verhältnisse des Gesichts ein derartig ausgeprägtes und unverwischbares Kennzeichen des Individuums, daß sich aus ihm ohne weiteres Verwandtschaftsbeziehungen erschließen lassen. Hinsichtlich des Gesichtes ist es aber bisher nicht gelungen, seine charakteristischen Besonderheiten auf einen ziffernmäßigen Generalnenner zu bringen, so daß es für die statistische Verwertung nicht in Betracht kommt. Eher ist noch etwas von der statistischen Auswertung der Beobachtung der Hautleisten zu erhoffen, für welche aber die außerordentliche individuelle Variation ein gewisses Hindernis darstellt. — Eine umfassende Statistik ist vor allem erforderlich; sie hat für das Forschungsergebnis dieselbe Bedeutung, wie bei der Beobachtung der Völker und ihrer Kulturerzeugnisse eine Wanderung von Land zu Land; erst bei einer solchen gewinnen wir einen Überblick und Maßstab, welche Besonderheiten auf enge Kreise beschränkt und rein örtlich bedingt sind, und welche Eigenschaften uns den allgemeinen Zusammenhang und die Herleitung wichtiger Qualitäten aus den verborgenen Quellen der Abstammung erkennen lassen. Die Rassenfarben sind, genauer und statistisch gefaßt, eines der vorzüglichsten Hilfsmittel einer auf die Zusammenhänge ausgehenden Rassenforschung.

## II.

### Rassenfarbe und individuelle Hautfarben.

Die Einteilung der menschlichen Rassen nach der Hautfarbe ist die älteste (Antike; Blumenbach, Linné) und ist auch heute noch nicht überholt. Sie steht praktisch noch immer der Einteilung nach den Schädelmaßen voran. Die Hautfarbe setzt sich zusammen aus dem durch die Kapillarfüllung bedingten Inkarnat und dem durch Ablagerung von Körnchen um die Zellkerne herum bedingten Epidermispigment; durch letzteres wird die Hautfarbe der verschiedenen Rassen bedingt. Das in der Lederhaut liegende Koriumpigment hat nur für bestimmte Körpergegenden, z. B. für die Kreuzbeingegend, Bedeutung (Mongolenfleck).

Die Hautfarbe enthält Verschiedenheiten einmal auf Grund der (1) Rassenzugehörigkeit und des (2) Geschlechtes, ferner auf Grund des (3) Lebensalters und (4) funktioneller Momente, auf Grund der (5) Konstitution und des (6) Gesundheitszustandes (Tuberkulose), schließlich auf Grund (7) äußerer Umstände. Diese ver-

schiedenen Bedingungen, welche für die Hautfarbe maßgebend sind, kann man einteilen als durch die Disposition gegebene und als erworbene Faktoren; zu den ersteren gehört die eigentliche angeborene Disposition (Rasse, Geschlecht), die Lebensphase (Alter, funktioneller Zustand) und die Konstitution, zu den letzteren gehören Gesundheitszustand und äußere Einwirkungen. Bei keinem Einzelindividuum ist die Hautfarbe stets unverändert; es vollziehen sich vielmehr bei jedem Wandlungen, durch allgemeine Gesetze und durch besondere Umstände bedingt.

Die Verschiedenheiten auf Grund der Rassenzugehörigkeit, die Rassenfarben, sind dadurch gekennzeichnet, daß sie unter allen Umständen vererblich sind, während demgegenüber die individuelle Hautfärbung, besonders hinsichtlich feinerer Nuancen, sich nicht unmittelbar zu vererben braucht. Die Rassenfarbe geht ferner stets mit bestimmten Besonderheiten der Haar- bzw. Augenfarbe einher; betrachtet man aber die Nüancen der individuellen Hautfärbung innerhalb eines Volkes, z. B. der Deutschen, so sieht man demgegenüber zahlreiche Individuen mit gemischtfarbiger Komplexion; immerhin ist auch hier das Zusammenfallen von heller Hautfärbung mit heller Haar- und Augenfarbe und der umgekehrte Fall typisch. Den blonden und brünetten Typus innerhalb eines Volkes wird man jedenfalls als Habitus von den eigentlichen Rassefärbungen zu trennen haben.

Die Geschlechtsunterschiede der Hautfarbe liegen durchgängig in der Richtung, daß die männlichen Individuen dunkler gefärbt sind als die weiblichen; dieser Faktor ist bei einigermaßen homogenen Rassen leicht durch Vergleich von den eigentlichen Rassefärbungen auszusondern. Die stärkere Rötung und Bräunung der männlichen Haut, welche bei vielen Völkern auf dem ausgiebigeren Freiluftleben des Mannes beruht, muß natürlich gesondert hiervon betrachtet werden.

Einen sehr wichtigen Einfluß auf die Hautfarbe haben die verschiedenen Lebensphasen; diese unterscheiden sich in Altersphasen und in funktionelle Phasen. Im jugendlichen Alter ist das Individuum durchgängig heller als im späteren, dies gilt auch für den Europäer in ganz bedeutendem Maße; eine vermehrte Pigmentablagerung tritt besonders in der Pubertät an den äußeren Geschlechtsteilen und an den sekundären Geschlechtsmerkmalen zugleich mit der vermehrten Behaarung ein. Mit diesen Veränderungen der Hautfarbe gehen auch solche der übrigen Komplexion einher. Die funktionelle Phase, welche den bemerkenswertesten Einfluß auf Hautpigmentierungen ausübt, stellt die Schwangerschaft dar, bei der die Brustwarzen, die Linea alba und die äußeren Genitalien sich stärker bräunen.

Hinsichtlich des Konstitutionsfaktors spielt die Pigmentierung eine geringere Rolle als die Rötung und Blässe, welche durch die habituelle Kapillarfüllung, die Dicke der Haut und durch ihre Durchtränkung mit Gewebssaft sowie das Durchschimmern des Unterhautfettgewebes bedingt sind.

Auch der Gesundheitszustand dokumentiert sich an der Haut wesentlich durch Verschiedenheiten des Inkarnats, welche auf Änderungen in den eben genannten, zunächst konstitutionell gegebenen Hauteigentümlichkeiten beruhen, z. T. durch eine krankhafte Veränderung der Blutbeschaffenheit (Anämie, Leukämie), in anderen Fällen durch den regelwidrigen Übertritt von Exkreten (Gallenfarbstoff) in das Unterhautbindegewebe bedingt sind (Ikterus). Daneben treten aber auch Pigmentierungen als Ausdruck von Veränderungen des Gesundheitszustandes auf. Pathologische Verfärbungen, die sich durch herdweise Pigmentveränderungen bzw. -verschiebungen auszeichnen (Chloasma, Vitiligo), ebenso angeborene



oder in späterem Alter aufgetretene melanotische Naevi werden sich wohl ausnahmslos als pathologische Sonderbildungen erkennen lassen; außer diesen kommen aber ausgebreitete und selbst allgemeine Pigmentfärbungen vor, die als Nebenerscheinung bei manchen Krankheiten auftreten, am ausgesprochensten bei der selten auftretenden sog. Bronzekrankheit, die auf Erkrankung der Nebennieren beruht; viel häufiger werden sie aber bei gewissen auf konstitutioneller Basis beruhenden Krankheiten, so besonders bei der Lungentuberkulose, beobachtet.

Der allgemeinste Faktor, welcher die individuelle Hautfarbe zu beeinflussen pflegt, liegt in den äußeren Umständen, der Exposition des Einzelnen gegenüber Sonne und Luft sowie anderen Agentien, besonders künstlichen Hitzequellen, — wie sie durch die verschiedenen Lebensgepflogenheiten und Berufe gegeben sind. Dieser Faktor unterscheidet sich von allen vorhergenannten dadurch, daß er sich auf die exponierten, nicht bedeckten Körperteile bezieht (mit wenigen Ausnahmen wie örtliche Hitzewirkung durch Kohlenbecken auf Unterleib und Oberschenkel). Auch hier kann es sich um Veränderungen des Inkarnats durch Veränderungen an den Kapillaren handeln (Blässe der Bäcker und Heizer, Gesichtsröte der Freiluftmenschen) oder um Zunahme der Pigmentierung; der letzteren geht wohl regelmäßig eine mehr oder minder erhebliche kapillare Rötung voraus. — Zu den äußerlich einwirkenden Agentien, welche am Einzelindividuum einen Wandel der Hautfärbung hervorrufen, gehören außer den Lichtstrahlen (Sonnenlicht, künstliche Höhensonne, Röntgenstrahlen) und den Wärmestrahlen auch chemische Agentien (z. B. das Senfpflaster, bei empfindlicher Haut aber auch das gewöhnliche Kautschukpflaster) und sogar mechanische Einwirkungen wie der Kleiderdruck (Korsett). Die Qualität und Intensität der Rötungen und Bräunungen und die Zeitspanne ihres Ablaufs ist bei diesen verschiedenen Einwirkungen verschieden. Je kräftiger ein Gebiet von vornherein durch Disposition pigmentiert ist, desto stärker bräunt es sich unter Einwirkung äußerer Einflüsse. Auch umgekehrt läßt sich sagen: wenn zwei Hautbezirke von anscheinend gleicher natürlicher Färbung sich unter Einwirkung desselben äußeren Einflusses verschieden stark bräunen, so lehrt die nähere Betrachtung, daß der stärker gebräunte von vornherein einen etwas größeren Pigmentgehalt aufwies. Die Fähigkeit zur Pigmentierung ist bei Deutschen in sehr verschiedenem Grade vorhanden. Speziell mit Röntgenstrahlen gelingt es, bei einzelnen Individuen Bräunungen zu erzeugen, die an die dunkelsten Färbungen dunkelhäutiger Rassen herankommen, doch tritt gewöhnlich nach so kräftiger Pigmentierung bald Abschilferung ein und die unterliegende Haut ist wesentlich weniger gebräunt.

Da die dunkelhäutigen Rassen der Sonnenbestrahlung durchgängig in erheblichem Maße ausgesetzt sind, so ist ihre uns entgegretende Rassenfarbe streng genommen auch z. T. auf diese äußere Einwirkung zurückzuführen; Kranke und zurückgezogen lebende Individuen desselben Stammes pflegen heller gefärbt zu sein. Da ihre starke Färbung durch die Sonne — ohne entzündliche Reaktion und Schilferung entstehend, nie wieder unter ein gewisses Mindestmaß zurückgehend — aber nur infolge ihrer Rassendisposition zustande kommt, so ist sie doch als Rassenfaktor zu verwerthen. Unbeschadet dieses Umstandes besteht also der Satz zu Recht, daß fast alle Bräunungen, so auch der wesentlichste Teil der Rassenfärbungen, unter der gemeinsamen Einwirkung von Disposition und äußerer Umgebung zustande kommen. Die Disposition für ein Individuum oder eine Körpergegend ist im Einzelfalle als gegeben anzusehen; es ist eine Frage für sich, ob auch die Disposition im Laufe der phylogenetischen Entwicklung auf Grund



äußerer Einflüsse oder wenigstens nicht ohne deren Mithilfe entstanden ist.

Das Einzelindividuum zeigt bei allen Rassen erhebliche Unterschiede in der Hautfärbung an verschiedenen Körperteilen. Die am kräftigsten pigmentierten Gebiete sind in der Regel, die auch für den Europäer zutrifft, die Genitalien und deren Umgebung und der Warzenhof; am hellsten ist demgegenüber die Haut des behaarten Kopfes, die Haut der behaarten Achsel, die innere obere Brustregion und die Beuge-seite von Oberarm und Oberschenkeln; gerötet aber pigmentarm sind die Handfläche, die Fußsohlenfläche und die Nagelbetten.

Um eine Menschengruppe nach ihrer Hautfarbe zu charakterisieren, ist es notwendig, folgende Farbenkomplexe festzustellen: 1. die Farbe des Gesamteindrucks für eine solche Anzahl von Individuen, daß sich eine Ziffer für die mittlere Häufigkeit gewinnen läßt, getrennt für gesunde Männer und Frauen im mittleren Lebensalter; 2. Feststellung der Farbe an einigen typischen Hautstellen: a) bedeckte Haut — z. B. 1. Brust, 1. Bauchseite, 1. Schulter, Oberarm vorn und hinten; b) unbedeckte Haut — 1. Stirnseite, 1. vordere Wangengegend, 1. Halsseite, Vorder- und Rückseite des 1. Unterarms; 3. Feststellung einiger Extremitätenfarben: behaarter Kopf; Nacken; Warzenhof; Handfläche, Fußsohle, Nagelbett. — Eine Gesamtaufnahme umfaßt außer den Messungen an der bedeckten und unbedeckten Haut auch solche an den Schleimhäuten; am wichtigsten ist von letzteren das Lippenrot und die Färbung an der Innenseite des herabgezogenen Unterlides sowie die an der Conjunctiva bulbi (Bedeutung für Konstitution und Gesundheitszustand).

### III.

#### Ältere Hautfärbenskalen und ihre Mängel.

##### Die Anforderungen an ein einwandfreies Meßgerät.

Zur Bestimmung der Farben an der menschlichen Hautoberfläche waren bisher in Deutschland folgende Farbenskalen im Gebrauch:

1. Die Farbentafel von Broca, erschienen als Beilage zu den *Instructions Générales pour les Recherches Anthropologiques*. Paris 1864. 2. Aufl. 1879. Auf zwei handgroßen Blättern sind 34 homogene stumpfe Farbproben (anscheinend Farbaufstriche auf dünnen Blättchen) von je  $12\frac{1}{2} \times 23$  mm Durchmesser vereinigt. Eine systematische Anordnung der Farben fehlt; die Farbproben zum Vergleich unmittelbar neben die Haut zu legen ist nicht möglich.

2. Die Internationale Farbenskala von Radde, Stenochromatische Anstalt, Otto Radde, Hamburg, um 1886 erschienen. Dieses Tafelwerk enthält in 42 Gammen (Farbleitern) 900 Farbtöne aus dem gesamten Spektralbereich und war vorwiegend für handeltechnische Verwendung bestimmt. Die Farben sind auf dünne, schwach gelbliche Kartonpapierstreifen gedruckt; die Oberfläche ist glänzend und weist eine Schrägriffelung auf. Je 21 Farbschattierungen sind zu einer Farbleiter von  $21,2 \times 6,1$  cm Größe vereinigt, auf welcher sie mit in gleicher Weise gedruckten grauen Zwischenräumen von 1 mm Breite untereinander angeordnet sind. Um die Einzeltönung zu isolieren, wird die Farbleiter unter ein mit verschiebbaren grauen Kartonblättchen versehenes Fenster gelegt; bringt man nun unter das Fenster das zu vergleichende farbige Objekt (welches flach sein muß und nicht zu klein sein darf), so kann man von ihm eine gleichgroße Fläche, wie sie durch den Farbstreifen dargestellt ist, durch Verschieben der Kartonblättchen ausblenden und somit Objekt und Farbprobe gut vergleichen. Die Größe jeder einzelnen Farbprobe be-

trägt  $61 \times 9$  mm. Die Farbproben befinden sich in systematischer Anordnung, doch stehen nur benachbarte Trübungsfarben unmittelbar nebeneinander, während benachbarte Spektraltöne auf verschiedenen Blättern liegen, die nicht gleichzeitig unter das Beobachtungsfenster gebracht werden können. Da nur die reinen Weißtrübungen und Schwarztrübungen spektraler Farben in die 30 Farbleitern aufgenommen sind, welche die erste Hauptgruppe der Raddeschen Farbenskala bilden, so war noch eine zweite Gruppe von 12 Farbleitern nötig, in welchen die Grautönungen der wichtigsten Spektralfarben eine Abschattierung nach der hellen und nach der dunklen Seite zu erfahren. Hierdurch ist der systematische Zusammenhang, bei welchem jede Farbtönung bei ihren Nachbarfarben gefunden werden sollte, völlig zerrissen. — Die Auswahl an Farbtönungen im Bereiche der menschlichen Hautfarben ist in der Skala recht groß.

Eine weitere Ausgabe der Raddeschen Internationalen Farbenskala besteht in harmonikaartigen 21 mal gefalteten langen Kartonblättern von  $5 \times 29$  cm, auf denen dieselben 42 Gammen (Farbleitern) mit ihren Schattierungen, jede Schattierung in  $1 \times 3$  cm Größe, untereinander angeordnet sind. Diese zusammengefaltete Skala ist in einem schwarzen Kalikopappkarton von  $7 \times 6 \times 30$  cm Umfang untergebracht. Die Farben leiden darunter, daß sie mit ihren glänzenden Schichtseiten aufeinander gefaltet werden und daher leicht zusammenkleben und stumpfe Stellen aufweisen. Die einzelnen Farbleitern sind nicht zu isolieren wie bei der anderen Ausgabe.

Neben der allgemein eingeführten Brocaschen Farbentafel ist die Raddesche besonders von Rudolf Virchow bei seinen Beobachtungen an Angehörigen farbiger Rassen verwendet worden.

3. Die Farbentafel von Hrdlička, — beigegeben den Directions for Collecting Information and Specimens for Physical Anthropology Washington 1904, — ist eine Wiederholung der Brocaschen Farben im vergrößerten Maßstabe, jede Farbprobe  $83 \times 41$  mm, auf 8 Blättern. Es handelt sich um technisch gut ausgeführte farbige Drucke, welche aber mit den Originalfarben von Broca an vielen Stellen nicht übereinstimmen.

4. Die Hautfarbentafel von F. v. Luschan (Puhl und Wagner, Rixdorf 1904. Neue Ausgabe 1926). 36 Steinchen aus farbigem Glasfluß von je  $9 \times 20$  mm Oberfläche und 6 mm Höhe sind in zwei Reihen an den Längsseiten eines  $7 \times 18\frac{1}{4}$  cm großen Zinkblechkästchens (oder in einem verkürzten Rahmen beiderseitig in je 2 Reihen) untereinander angeordnet. Die Farben sind nicht homogen, die Oberfläche der Steinchen spiegelt stark, die Steinchen sind zu dick, um mit der zu vergleichenden Hautoberfläche (ausgenommen etwa bei dicken Weichteilen, die etwas verdrängt werden können, oder an den Schmalseiten der distalen Extremitätenabschnitte, der Kinnkante) in annähernd gleiche Ebene gebracht zu werden. — Vgl. v. Luschan: Über Hautfarbentafeln. Z. f. E. 1916; Bd. 48, S. 402. — Neue Ausgabe vgl. Z. f. E. 1926 Bd. 58, S. 328.

5. Die Hautfarbentafel von Gustav Fritsch, 1916. In einem schwarzen Papprahmen (in Kalikotasche von  $14,2 \times 22$  cm Größe) sind 6 Streifen mit je 7 Farbproben von je  $15 \times 25$  mm Größe vereinigt. Die Farbproben stellen stumpfe Aufstriche auf genarbttem Papier dar, welches das Hautrelief ungefähr nachzuahmen geeignet ist, aber der Abnutzung um so stärker unterliegt. Die bei jeder reliefartigen Oberfläche unvermeidlichen Reflexe verringern die Sicherheit der Ablesung des Farbtons. Jeder Streifen mit den 7 ihn völlig bedeckenden Proben kann einzeln herausgezogen und zum Zweck des Vergleichs über die Haut gespannt werden. In den 42 Farben ist eine gute Auswahl der wichtigsten Rassenfarben



gegeben. Die Anordnung der Farben ist nach rassenmäßigen Zusammenhängen getroffen, eine systematische Anordnung nach Farbverwandtschaft ist nicht angestrebt. — Vgl. Fritsch: Die Feststellung der menschlichen Hautfarben. Z. f. E. 1916, Bd. 48, S. 86.

Hierzu kommen Hautfarbentafeln, die sich nur auf die Farben bestimmter Völker beziehen und zwar:

6. Die Hautfarbentafel von K. E. Ranke. Diese betrifft an südamerikanischen Indianern beobachtete Farbtönungen. Sie enthält 10 Farbproben von  $40\frac{1}{2} \times 17$  mm Durchmesser und zwei von  $41 \times 24$  mm Durchmesser in homogenem stumpfem Buntdruck auf einem schwarzen Blatt vereinigt. — Vgl. K. E. Ranke: Über die Hautfarbe der Südamerikanischen Indianer, Z. f. E. 1898, Bd. 30, S. 61, welchem Aufsatz die Tafel beigelegt ist.

7. Über die Hautfarben der Weddahs auf Ceylon ist eine Übersichtstafel dem Werke: P. und Fr. Sarasin, Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschungen auf Ceylon, Wiesbaden 1887—93, Bd. 3, als Tafel II beigelegt. Sie enthält 12 Farbproben in streifenförmigen Feldern von je höchstens  $22\frac{1}{2} \times 1,5$  cm Größe (Größe der einzelnen Farbnüance  $15 \times 4,5$  mm) auf einem schwarzen Tafelblatt. Durch die Häufigkeit, mit der sich Vierecke gleicher Farbe wiederholen, wird die prozentuale Häufigkeit des Vorkommens der betreffenden Nüance ausgedrückt.

Eine weitere Farbtafel über Südseeinsulaner enthält: Fritz Sarasin, Anthropologie der Neu-Caledonier und Loyalty-Insulaner, Berlin 1916—22, Atlas Taf. II. Hier sind auf hellfarbiger Unterlage 9 Farbproben, jede von  $14 \times 4\frac{1}{2}$  mm Durchmesser, wiedergegeben, die ebenfalls zu größeren Streifen vereinigt sind und durch die Häufigkeit der Wiederholung die Verbreitung der betreffenden Nüance andeuten. In der Mehrzahl stimmen diese Farbproben mit denen aus dem Weddahwerk überein, sie tragen aber eine andere Bezeichnungsweise! — Schließlich findet sich noch eine Farbtafel über einen primitiven Völkerstamm bei Fritz Sarasin, Versuch einer Anthropologie der Insel Celebes, 2. Teil; Wiesbaden 1906. Taf. II. Hier finden sich 9 der im Weddahwerk gegebenen Farbproben in größerer Flächenzeichnung wieder. Die prozentuale Verbreitung der einzelnen Nüancen ist hier in Form einer Kurve eingetragen.

Die bisher im Gebrauch befindlichen Skalen zur Bestimmung der menschlichen Hautfarben hatten erhebliche Mängel. — Der erste, zunächst am meisten in die Augen fallende Mangel bestand in der Unvollständigkeit hinsichtlich des Gesamtumfanges des in Betracht kommenden Farbgebiets und hinsichtlich der notwendigen Anzahl von Tönungen innerhalb dieses Farbgebiets. Die sehr umfangreiche Raddesche Skala enthält zwar eine beträchtliche Anzahl von Tönungen, die an der menschlichen Haut beobachtet werden, die Proben sind aber besonders in den dunkleren Trübungen häufig undefiniert und nicht von einander unterscheidbar; Rudolf Virchow hat diese Skala immerhin jahrelang seinen anthropologischen Hautfarbenbeobachtungen zugrunde gelegt. Eine gute Auswahl für anthropologische Zwecke bietet die Skala von Fritsch, doch ist die Zahl der Nüancen nicht ausreichend. — Eine zweite Klippe, an welcher fast alle bisher hergestellten Farbskalen gescheitert sind, ist die Veränderlichkeit der Farben; diesem Übelstande ist nicht gänzlich abzuhelfen, da zahlreiche Farben nur mäßig „echt“ und wohl keine völlig auf die Dauer lichtecht herzustellen ist. Dementsprechend weisen verschiedene Exemplare der Farbentafeln von Broca, je nach ihrem Erhaltungszustande, große Unterschiede auf, und noch größer sind die Unterschiede zwischen Originalausgabe und Neuausgabe derselben Skala, z. B. zwischen der Originaltafel von Broca und ihren Repro-



duktionen bei Hrdlička. Dieser Veränderlichkeit der Farbproben, welche im Laufe der Zeit außer durch Belichtung auch durch Verschmutzung sich vollziehen kann, ist von Luschan bewußterweise mit seinen Farbproben aus Glasfluß aus dem Wege gegangen, leider hat aber bei der Neuherausgabe der Tafel, wie Hans Virchow in seiner Besprechung dartat, keine völlig identische Reproduktion der Farbproben stattgefunden; was die Mannigfaltigkeit von Nüancen anbelangt und die gute Vergleichbarkeit mit der Haut, so ist diese Skala eher die unvollkommenste (glänzende Steinchen, deren Oberfläche wegen der Steinhendicke nicht unmittelbar in eine Ebene mit der Haut gebracht werden kann). — Der wichtigste, grundsätzliche Mangel aller bisherigen Hautfarbenskalen ist aber darin zu suchen, daß die darin vorhandenen Farbproben nicht in einem systematischen Zusammenhange zueinander stehen; infolgedessen ist die Stufendichte der verschiedenen Farbnummern eine außerordentlich wechselnde; ferner stehen einander ganz verwandte Farben auf den Skalen weit voneinander getrennt, während umgekehrt Farbproben nebeneinander liegen, die keine unmittelbare Beziehung zueinander haben; aus dem gleichen Grunde tragen dann ganz ähnliche Farben weit voneinander entfernte Bezifferungen, und andererseits bedeuten einander nahestehende Ziffern weit voneinander stehende Farben. Die Raddesche Skala ist zwar nach Farbnuancen geordnet, indem möglichst jeder Spektralfarbe eine Skala von Trübungen vom hellsten Weiß über die Klarfarbe hinweg zum dunkelsten Schwarz hinzugefügt ist; diese Anordnung erschöpft aber nicht den Nüancenreichtum der natürlichen Farben, wie sich schon daraus ergibt, daß wichtige Nüancen wie Braun nicht in den Skalen unterzubringen waren, sondern gesonderte Skalen erforderten. Mit diesem Mangel eines natürlichen Farbsystems hängt auch die mangelhafte Definiertheit des einzelnen Farbtons (Radde, von Luschan), die unsichere Reproduzierbarkeit (Broca, von Luschan), die willkürliche Auswahl einer Anzahl vom Autor an Rassen beobachteter Farben für die Hautfarbenskala (Broca, Fritsch) zusammen. Der schwerste Nachteil bei dem Mangel eines natürlichen Farbsystems besteht aber darin, daß die Farbproben nicht in einem natürlichen Zusammenhange angeordnet werden können, und daß infolgedessen ein folgerichtiges, schrittweises Vorrücken beim Vergleich von einer zunächst grobgeschätzten Vergleichsprobe zu der am besten mit dem Objekt übereinstimmenden Vergleichsfarbe unmöglich ist. In dieser Hinsicht haben alle bisher bekannten Skalen völlig versagt. — Ein weiterer, zwar nicht so fundamentaler, aber doch recht wichtiger Gesichtspunkt betrifft die Tatsache, daß nur gleichgroße Farbflächen wirklich einwandfrei miteinander verglichen werden können; es ist also erforderlich, daß von dem zu vergleichenden Hautgebiet ein kleiner Bezirk in Größe der Farbprobe ausgeblendet wird. Dieser Umstand ist bei der Raddeschen Skala berücksichtigt; unter das mittels eines Papprahmens gebildete Fenster können aber, der Bestimmung dieser Skala entsprechend, nur flache Objekte, wie Stoffproben u. dergl., gezogen werden. Alle vorhandenen Hautfarbenskalen gestatteten nur ein ungefähres Vergleichen des Objekts mit der in seine Nähe gehaltenen Tafel, die Farbproben von Fritsch konnten wenigstens unmittelbar auf die Haut aufgelegt und in einer Ebene mit ihr betrachtet werden. — Ein letzter Punkt betrifft die Oberflächenbeschaffenheit der Farbprobe und ihre etwaige Musterung. Ist die Oberfläche etwas uneben, so daß kleine Reflexe entstehen, wie es bei der Fritschschen Skala der Fall ist, so ist die Vergleichbarkeit mit der Haut an sich eine gute, es entsteht aber eine ungenügende Definiertheit der Farbprobe, welche eine genaue Reproduzierbarkeit und Einordnung

in ein allgemeines System fast unmöglich macht; wird die Ähnlichkeit mit der Haut gar dadurch erzeugt, daß die Farbprobe mehrere Nuancen enthält, wie es bei den Luschanschen Glasflüssen mit ihren abweichend gefärbten Schlieren der Fall ist, so befinden wir uns schon fast im Bereiche voller Willkür. Die wichtigsten Anforderungen zuverlässiger Reproduzierbarkeit und sicherer Ablesbarkeit werden nur bei homogenen, stumpfen und nicht reflektierenden Farbproben erfüllt. Musterung, satinartiger matter Glanz oder reliefartige Oberfläche der Farbprobe erleichtert zwar den Vergleich in einer Anzahl von Fällen, beeinträchtigt aber die Bestimmtheit und Reproduzierbarkeit der Probe.

Um **ein allen Anforderungen genügendes Meßinstrument** zu schaffen, ließ ich zunächst bei zahlreichen sich dem Arzte bietenden Gelegenheiten eine große Anzahl von Aquarellwiedergaben verschiedener Haut- und Schleimhautbezirke herstellen, teils mit, teils ohne Nachahmung der Einzelheiten des natürlichen Hautreliefs. Um diese Farbproben mit der Haut anderer Individuen gut vergleichen zu können, wurden die Kartonblättchen von vornherein in Gestalt von Ringen, also mit einem Durchblickfenster, hergestellt. Es zeigte sich nun als erforderlich, die Farbproben, welche einerseits im spektralen Sinne, andererseits hinsichtlich der Klarheit der Farbe, schließlich auch bezüglich der helleren bzw. dunkleren Tönung variierten, in ein System zu bringen, um eine richtig abschätzende Vergleichsbestimmung zwischen Objekt und Farbproben zu ermöglichen. Am zweckmäßigsten erschien es, die Hautfarbenskala an ein bereits vorhandenes, auf solchen Variationen aufgebautes System anzuschließen. Das einzige derartige System von Farben, welches auf wissenschaftlicher Grundlage beruht, ist das von Wilhelm Ostwald aufgestellte. Herr Geheimrat Ostwald hatte die Güte, eine größere Anzahl meiner damaligen Ringe mit seinem System messend zu vergleichen; es ließ sich ersehen, daß einige Hundert Farbenüancen erforderlich sein würden, um die Mannigfaltigkeit der Hautfärbungen in ausreichender Weise wiederzugeben. Der Ostwaldsche „Farbnormenatlas“ enthielt aber trotz seiner zahlreichen Farbproben nur eine kleine Auswahl der in dem Bereiche der menschlichen Hautfarben zu findenden Tönungen, so daß die Stufen für den Farbvergleich erheblich zu groß waren. Ferner war der Atlas in der vorliegenden Form als Meßinstrument nicht praktisch verwendbar, da die Anordnung sämtlicher Farbproben in eindimensionaler Reihe die für den Farbvergleich notwendigen Zusammenhänge unterbricht, indem nicht sämtliche zueinander gehörenden Farben beieinander gefunden werden.

Um eine solche sinngemäße, räumliche Zusammenordnung zu erzielen, wurde der weiterhin zu beschreibende Hautfarbenfächer konstruiert; für die in ihm enthaltenen Farbproben wurden die Ostwaldschen Farbnormen als Grundlage gewählt. Herr Geheimrat Ostwald hatte die Güte, die große Anzahl der nach meinen Messungen erforderlichen Farbtönungen, welche sich als Zwischenstufen zu den Farben seines Normenatlas darstellten, eigens für den Fächer nach seinen Herstellungsgrundsätzen anfertigen zu lassen. Der Farbfächer hat also unmittelbaren Anschluß an ein wissenschaftlich begründetes Farbnormensystem.

Hinsichtlich der **Nomenklatur** war die Verwirrung bisher so groß wie nur irgend denkbar. Jede Hautfarbenskala hatte ihre eigene Nomenklatur, deren Bezeichnungen bei Broca und v. Luschan völlig willkürlich gewählt waren, bei Fritsch Beziehungen zur rassenmäßigen Herkunft seiner Farbproben hatten, wobei aber eine strenge rassenmäßige Zugehörigkeit der von ihm gewählten Gruppenbezeichnungen ausdrücklich abgelehnt wurde. Selbst die Spezialskalen von Ranke und von P. und Fr. Sarasin haben



jede ihre eigene Nomenklatur und die der Sarasins ist nicht einmal von den Autoren selbst im Laufe ihrer verschiedenen Veröffentlichungen festgehalten worden. Nur Radde hat für seine systematisch zusammengestellten Farben auch eine systematische Bezeichnungsweise; die Ziffern 1—42 bezeichnen bei ihm die Kardinaltöne bzw. Zwischentöne, die kleinen Buchstaben a—o, welche hinzugesetzt werden, den jedesmaligen Gehalt an Weiß- bzw. Schwarztrübung. Da aber die Kardinaltöne nicht nur in spektraler Folge aufgezählt sind, ihnen vielmehr unter Weiterzählung noch eine Reihe verschiedener aus den Spektralfarben abgeleiteter „Kardinalfarben“ angeschlossen ist, so bezeichnen bei Radde einander nahestehende Ziffern durchaus nicht nur verwandte oder spektral benachbart stehende Farben. — Das Ostwaldsche Farbsystem leitet die natürlichen Farben streng folgerichtig voneinander bzw. von den Grundfarben ab, es zeigt die Farben in ihrem natürlichen inneren Zusammenhange, — demgemäß ist auch durch die Benennung einer Farbe deren Stellung im System gegeben. Da die Ostwaldsche Nomenklatur zusammen mit dem Ostwaldschen Farbnormensystem allein für absehbare Zeit die Anwartschaft haben, allgemeingültig zu werden, war es geboten, für den Hautfarbenfächer mit dem Anschluß an dieses System auch seine Nomenklatur zu übernehmen.

## IV.

**Das natürliche System der Farben nach Ostwald<sup>1)</sup>.**

Wilhelm Ostwald hat gezeigt, daß die reinen Farben des Spektrums nicht die in der Natur vorkommenden Farben sind, daß vielmehr alle natürlichen Farben ein Gemisch einer ganzen Anzahl von Spektralfarben darstellen und meist eine mehr oder minder große Beimischung einer grauen Trübungsfarbe enthalten; je stärker diese Beimischung ist, desto weniger tritt der Spektraltön hervor. Man kann so eine Anzahl von Reihen zunehmender Trübung, von einer möglichst klaren Farbe ausgehend, aufstellen. — Die Trübungsfarbe, welche zugesetzt wird, ist nun selbst wieder eine Mischung von Weiß und Schwarz; von diesen unbunten Farben läßt sich durch Mischung von Weiß und Schwarz in verschiedenem Verhältnis eine ganze Reihe — Grauleiter — aufstellen, die mit dem hellen Weiß des Baryumsulfats bzw. Bleiweiß beginnt und mit tiefem Schwarz, etwa Lampenruß, endet. Nach dem Fechnerschen Gesetz ist es erforderlich, daß in dieser Grauleiter der Anteil des Weiß, welcher den psychologischen Reiz auf das Auge ausübt, in geometrischer Progression abnimmt, wenn die Reihe gleichabständig erscheinen soll (logarithmische Reihe). Die von Ostwald nach diesen Grundsätzen aufgestellte Graureihe lautet in ihrer praktischen Ausführungsform:

89	56	35	22	14	8,9	5,6	3,5
a	c	e	g	i	l	n	p

Hierbei bedeutet a eine Farbe mit 89 % reinem Weiß, p eine solche mit 3,5 % reinem Weiß (die dunkelste Farbe, welche sich auf Papier mit Drucker-schwärze erreichen läßt).

Die spektrale Reihe vom Rot zum Violett hat Ostwald unter Einfügung von Purpurfarben, welche den Übergang zwischen Rot und Violett bilden, zu einem *Farbtonkreis* (Abb. 1) zusammengebogen. In diesem spektralgeordneten Farbkreise stehen die Farben nicht etwa den Wellenlängen entsprechend gleichabständig, vielmehr steht dem Gelb 1,0 von der Wellenlänge 572 das Ultramarin 13,0 von der Wellenlänge 440 gegenüber und ebenso

<sup>1)</sup> Vgl. W. Ostwald, *Physikalische Farbenlehre* Unesma, Leipzig 1923 und derselbe, *Farbkunde* Hirzel, Leipzig 1923.



dem Rot 7,0 von der Wellenlänge 663 (äußerstes sichtbares Rot des Spektrums) das Seegrün 19,0 mit der Wellenlänge 488. Diese Anordnung ist gewählt, weil nur so die richtigen Gegenfarben einander gegenüber stehen, welche uns psychophysisch durch die „Nachbilder“ geläufig sind und nach physikalischen Gesetzen beim Nicolschen Prisma erscheinen. Bei dieser Anordnung steht jede Klarfarbe in der Mitte ihres *Farbenhalb* (Abb. 2), d. h. rechts und links hat sie bis zum Halbkreis diejenigen Spektralfarben zu Nachbarn, durch deren Mitwirkung nach Ostwalds Versuchen die natürliche Farbe entsteht. — Die Grundfarbe, abgesehen von ihrem Gehalt an Trübung, bezeichnet Ostwald mit einer Ziffer vom Gelb = 1,0 im Sinne des Spektrums bis zum Rot = 7,0 und über die nicht im Spektrum vorkommenden Purpurfarben hinweg zum Violett, Ultramarin = 13,0, Blau und Grün zum Gelb zurück.

Die bunten Trübungsfarben kommen nun in der Weise zustande, daß zur Klarfarbe ein Weiß-Schwarzgemisch zugesetzt wird' in einem ge-

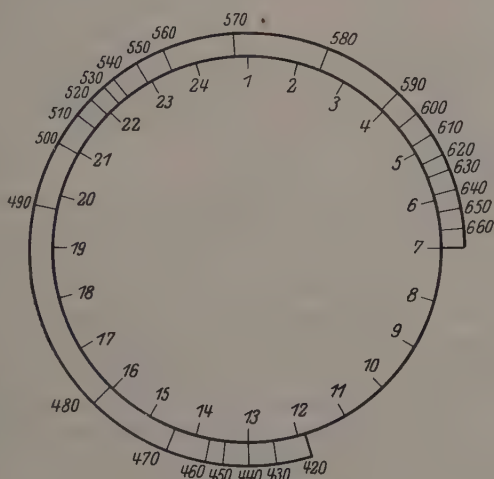


Abb. 1. Der Farbtonkreis.



Abb. 2. Das Farbenhalb  
(für den Farbton 4,0 und 10,0).

wissen Prozentverhältnis Grau zu Farbe, wobei das Grau seinerseits sich wieder aus einem bestimmten Prozentverhältnis von Weiß und Schwarz zusammensetzt. Das hierbei befolgte Prinzip ist das des *logarithmischen Dreiecks* (Abb. 3). In diesem liegt an einer Ecke die Vollfarbe  $r$ , an den beiden anderen Weiß  $w$  bzw. Schwarz  $s$ ; die der Vollfarbe gegenüberliegende Dreiecksseite entspricht also der psychologischen Graureihe. Der Schwarzpunkt  $s$  liegt im logarithmischen Dreieck im Unendlichen. Die Seite  $wr$  enthält die hellklaren, die Seite  $sr$  die dunkelklaren Farben. Die Reihen der Weißgleichen ordnen sich gegenüber dem Weißpunkt und laufen somit der dunkelklaren Reihe parallel; sie drängen sich im linearen Dreieck nach dieser Seite  $rs$  hin zusammen, welche theoretisch im Unendlichen liegt. Die Reihen der Schwarzgleichen gehen der hellklaren Reihe parallel, sie ordnen sich zum Schwarzpunkt  $s$  und drängen sich im linearen Dreieck nach diesem hin zusammen; der Punkt  $s$  liegt theoretisch im Unendlichen. Im psychologischen Dreieck wird jede der beiden Gruppen von Parallelen zu gleichabständigen Linienpaaren auseinandergezogen und das Dreieck wird nach der dunkelklaren Seite zu an der praktisch erreichbaren Grenze der Schwarztrübung mit der  $p$ -Reihe abgeschlossen. In diesem psychologischen Dreieck erscheinen nun die Reihen gleichen Trübungsgrades als Stufen der Weißtrübungsreihe; sie ordnen sich gegenüber der Klar-

farbe in gleichabständigen parallelen Reihen bis zur Reihe stärkster Trübung, welche eine Übergangsstufe zur Grauleiter *ws* darstellt. Das *vereinfachte Dreieck* (Abb. 4) enthält nur die Hälfte der Stufen des Weiß- und Schwarzgehaltes. Die Einteilung ist nur bis *p* als stärkster Trübung mit größtem Schwarzgehalt fortgeführt. Die Gruppen mit gleichem Weißgehalt sind durch Gleichheit des ersten Buchstabens gekennzeichnet; der Weißgehalt nimmt von *a* bis *p* ab. Die Gruppen mit gleichem Schwarzgehalt sind durch Gleichheit des zweiten Buchstabens gekennzeichnet; der Schwarz-

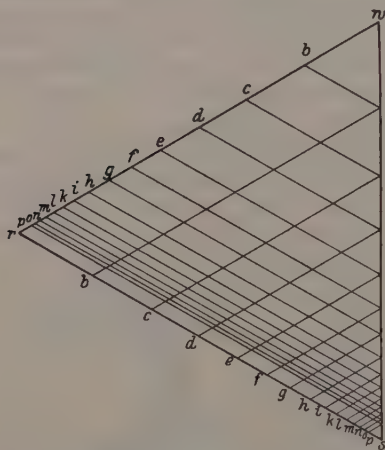


Abb. 3. Logarithmisches Dreieck der Trübungsfarben.

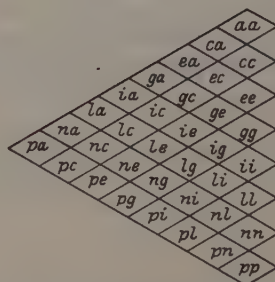


Abb. 4. Vereinfachtes psychologisches Dreieck der Trübungsfarben.

gehalt nimmt von *p* nach *a*, also im entgegengesetzten Sinne ab. — Die Bezeichnung einer Farbe lautet dann z. B.: 5,0 *ng*; hierbei bedeutet *n* „soviel Weiß wie das Grau *n* enthält“ nämlich 5,6%; — *g* „soviel Schwarz wie das Grau *g* enthält“, nämlich  $100 - 22 = 78\%$  und drittens von der Farbe 5,0 die Menge  $100 - 5,6 - 78 = 16,4\%$ ; es handelt sich demnach um eine ziemlich stark dunkel getrübte Tönung der Farbe 5,0.

$$w + s + r = 100\%$$

$$5,6 + 78 + 16,4 = 100\%$$

Je stärker nun der Trübungszusatz zur Klarfarbe ist, um so mannigfaltiger wirkt sich das gegenseitige Verhältnis von Weiß und Schwarz im Charakter der Trübungsfarbe aus; wir können also, je mehr wir uns von der reinen Farbe entfernen, um so zahlreichere Glieder vom gleichen Trübungsgrade der betreffenden Klarfarbe aufstellen. Die Reihe stärkster Trübung enthält schließlich ebensoviele Glieder wie die Grauleiter *a, b, c, ..., p*, nämlich 15 bzw. in der oben abgekürzten Form der praktischen Grauleihe: *a c e g i l n p* nur 8 Glieder.

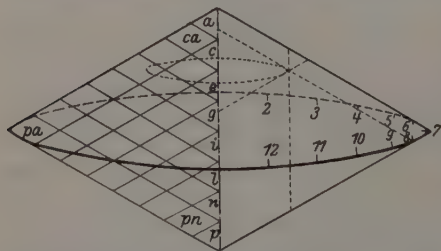


Abb. 5. Der Farbkörper (auf dem oberen kleinen Kreis liegen die Trübungsfarben 1,0—24,0 *ga*).

Der größte Weißgehalt im Dreieck liegt bei *ca* (bzw. *aa*), der größte Schwarzgehalt bei *pn* (bzw. *pp*) und der reinste Farbton bei *pa*.

Wird die Summe aller farbtongleichen Dreiecke an der in die Grauleihe übergehenden Dreiecksseite vereinigt, so ergibt sich die Figur eines Doppelkegels, der sog. *Farbkörper* (Abb. 5); an diesem befinden sich die klaren Farben an der Peripherie des Kreises aufgereiht, der der

Berührungsfläche der beiden Doppelkegel entspricht; die Achse des Doppelkegels wird durch die Graureihe gebildet, die Spitze des oberen Kegels entspricht dem reinsten Weiß, die des unteren dem tiefsten Schwarz.

Für die beim Menschen vorkommenden Farben haben wir es nur mit den von den Klarfarben 2,0 (Gelb) bis 8,0 (Purpurrot), allenfalls bis 10,0 (Bischofsviolett) ausgehenden Trübungsfarben zu tun und zwar nur mit den Trübungsfarben der 4. bis 12. Trübungsreihe, bei den eigentlichen Hautfarben nur mit der 6. bis 12. Reihe, von der Klarfarbe pa aus gerechnet.

## V.

### Der Hautfarbenfächer.

Das Gesamtgebiet der beim Menschen zu beobachtenden Hautfarben umfaßt, wenn man die Nüancierung bis in die Nähe der psychologischen Unterscheidungsschwelle führt, mehrere Hundert Farbtöne. Die äußere Umgrenzung dieses Gebietes ist dadurch gegeben, daß als Farbton von spektralem Charakter im wesentlichen nur die Farbe des Blutes in Betracht kommt, während die Gewebe ohne Blutgehalt als verschiedene Abstufungen von Weißtrübungen erscheinen und die Pigmente verschiedene Grade von Schwarztrübungen erzeugen. Die beige-gebe *Farbentafel*<sup>1)</sup> (Abb. 6) enthält alle von mir beim Menschen an Haut, Schleimhaut oder inneren Organen beobachteten Farben (durch + bezeichnet) und außerdem eine Anzahl von zwischen diesen oder außerhalb von ihnen, aber in ihrer Nähe liegenden Farben, welche auch als beim Menschen vorkommend angenommen werden müssen. Die Farbproben sind in das Ostwaldsche Schema eingereiht; wir gewahren von links nach rechts die mit 2,0; 3,0; usw. bis 10,0 bezeichneten Kolumnen und einige Zwischenkolumnen (2,5, 3,5, 4,5). Jede Kolumne vereinigt die Abkömmlinge einer bestimmten spektralen Ausgangsfarbe und ist mit der ihr nach Ostwald zukommenden Ziffer bezeichnet. Die durch stärkere horizontale Striche getrennten 7 Gruppen entsprechen je einem einheitlichen Trübungsgrade der in der untersten 8. Gruppe vereinigten Reihe klarster Farben. Diese unterste Reihe enthält bei 7,0 die reine Blutfarbe (80 % Haemoglobin der Tallqvist-Skala). Die oberste Gruppe stärkster Trübung enthält links oben bei 2,0 die Farbe der anämischen Haut (Epithelfarbe); in der untersten Reihe dieser Gruppe finden wir bei 4,0 die Farbe sehr dunkler Naevi (fast reines Pigment).

Außer der Farbe des Epithels 2,0 db (ein stark weißgetrübtes Gelb), der Farbe des Pigments 4,0 pn (ein stark schwarzgetrübtes Gelb bis Rot) und der Farbe des Blutes 7,0 pa (ein ziemlich klares Scharlachrot) gibt es nur wenige Komponenten, welche für die Hautfarbe mit-sprechen. Von einiger Bedeutung sind Bindegewebe und Fett, welche sich am Aufbau der Haut beteiligen; ersteres zeigt eine weißliche Farbe mit wenig Graubeimengung, wie wir sie am reinsten an alten, pigmentlosen Narben beobachten können, letzteres kommt in verschiedenen spektralen Abstufungen von Gelb in Farbtönen von mittlerer Klarheit, z. B. 3,0 ga, vor: es schimmert durch die Epithelschichten hindurch und hat an dem gelblichen Aussehen der Haut einen wesentlichen Anteil. — Andere Faktoren, welche auf die Hautfarbe einen Einfluß haben, sind die Durch-tränkungen der Haut mit Flüssigkeiten; Durchtränkung mit Gewebswasser (Oedem) gibt der Haut eine pastöse Farbe, bei starker Durchtränkung wird die Haut durchscheinend; Durchtränkung mit Gallenfarbstoff er-

<sup>1)</sup> Die Tafel mußte wegen der Reproduktionskosten einfarbig wiedergegeben werden.



zeugt eine gelbliche Färbung, die mehr oder minder ins Grünliche spielt (Icterus) — wegen dieses spektralen Charakters stellt die ikterische Hautfarbe auch eine Grenzmarke im Bereich der Hautfarben dar; Durchtränkungen mit Blutfarbstoff (die bekannten blauen und grünen Flecke) können hinsichtlich des spektralen Grundtones die ganze Skalenbreite

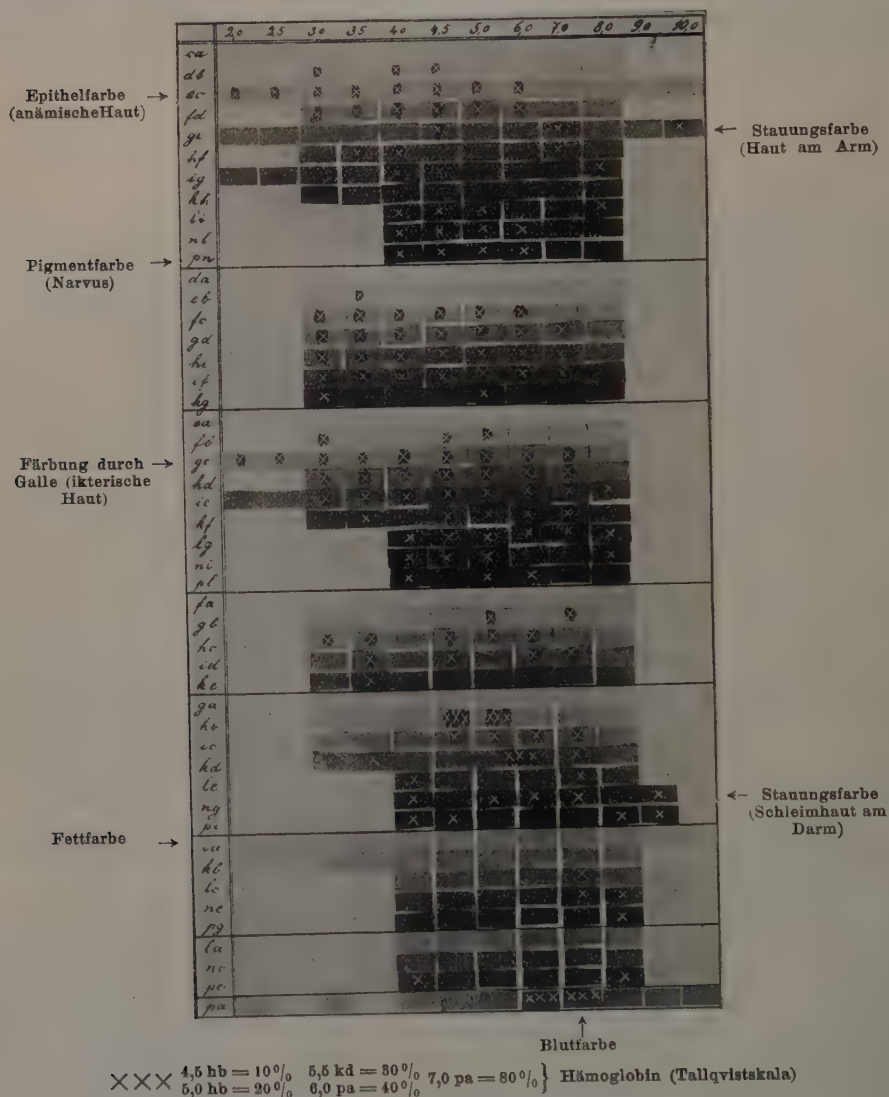


Abb. 6. Übersichtstafel der beim Menschen beobachteten Farben.

der an der Haut vorkommenden Spektralfarben einnehmen. — Aus der Tiefe durch die Haut schimmernde Organe haben ebenfalls Einfluß auf die abzulesende Färbung; besonders leicht kann man sich hiervon an der Beugeseite des Unterarmes überzeugen, an welcher die von den Sehnen unterlagerten Hautgebiete wesentlich heller erscheinen als die von Muskel unterlagerten; die helle Farbe der unterliegenden Sehnen nimmt also an der Färbung der Haut teil. Bei der Muskulatur handelt es sich wiederum um eine Blutfärbung, unter Zusatz erheblicher Dunkel-

trübung, so daß sich die Farbe 6,0 pg ergibt. Auch Fett schimmert aus größerer Tiefe durch die Haut hindurch.

Hinsichtlich der Färbung durch das lebendige (nicht zersetzte) Blut ergibt sich die eigentümliche Tatsache, daß wir mit geringerem Blutgehalt in der Spektralreihe nach links zum Gelb rücken, mit stärkerem Blutgehalt nach rechts zum Purpur. Dies zeigt sich schon am frisch ergossenen Blut in dem auffälligen Umstande, daß ein Haemoglobingehalt von 80 % der Spektralfarbe 7,0, ein solcher von 40 % aber der Spektralfarbe 6,0 entspricht; 30 % entsprechen 5,5, 20 % 5,0 und 10 % 4,5. Eine nur gering mit Blut versorgte Haut entspricht den Kolumnen 3,5 und 3,0, in welchen auch schon die reine Fettfarbe auftritt, eine einigermaßen reichlich versorgte den Kolumnen 4,0 und 5,0. Gehen wir in dieser Richtung in der Spektralreihe weiter, d. h. auf der Tabelle nach rechts bis in die jenseits des Spektrums liegenden Purpurfarben, so treffen wir im Gegensatz nur bei relativ großer Blutfülle auftretende Färbungen und zwar solche, die durch gestautes, also an Kohlensäure reiches und sauerstoffarmes Blut hervorgebracht werden; hier gelangen wir wieder in Grenzbereiche der menschlichen Haut- und Schleimhautfarben, wie es sich auch in der Tabelle ausdrückt (Stauung am Arm — Gruppe stärkster Trübung rechts oben; Stauung am Darm, z. B. am künstlich vorgelagerten, 5. Gruppe rechts unten.) — Die besprochenen, durch den Blutgefäßinhalt hervorgerufenen Hautfärbungen beziehen sich auf diffuse Färbungen durch Kapillaren; Färbungen durch größere durchschimmernde Hautvenen, die einen blaß-lividen Charakter tragen, haben einen der Gefäßzeichnung entsprechenden örtlich beschränkten Charakter; man wird solche Bezirke nicht zur Bestimmung der Hautfarben verwenden.

Da in dem Meßinstrument nur ein einheitliches Farbgebiet dargestellt werden konnte, weil man nur in einem solchen interpolieren kann, so sind gewisse Sonderfarben, die auch an der Körperaußenseite beobachtet werden, beiseite gelassen, vor allem die Farben der Iris; für diese wird man sich auch wegen der Eigenheit des Zusammenhanges von Färbung und figürlicher Zeichnung besser an die speziellen Meßgeräte halten. Ebenso dürfte sich die Bestimmung der Haarfarben besser mit einem haarähnliche Farbproben enthaltenden Meßgerät durchführen lassen, wenn auch an sich die stumpfen Farbaufstriche zu einer Bestimmung der Haarfarben nicht ungeeignet sind, wie ja auch Broca seine Farbaufstriche zu diesem Zwecke mit verwendete. Es wird sich aber empfehlen, diese anderen Meßgeräte hinsichtlich der Nomenklatur auch an das Ostwaldsche Farbensystem anzuschließen. — Auch die Färbungen der Conjunctiva Bulbi ebenso wie die sehr blasser, pigmentloser Narben sind außerhalb des einheitlichen, in der Tabelle wiedergegebenen Gebietes geblieben, aus praktischen Gründen, die sich aus den folgenden Erörterungen über die in dem Fächer wiedergegebene Stufendichte der Farben ergeben.

Will man sich über die für ein Bestimmungsgerät wünschenswerte Stufendichte der Farben klar werden, so muß man bedenken, daß es niemals die Aufgabe eines solchen Gerätes sein kann, jede an Objekten irgend vorkommende Farbnuance zu enthalten, weil dies bei dem weitgehenden Farbenunterscheidungsvermögen des Menschen und der großen Variabilität aller Farben hieße, die Farbauswahl des Gerätes bis ins Unendliche treiben. Das Gerät erfüllt seinen Zweck, wenn verschiedene Beobachter von normalem Farbenunterscheidungsvermögen bei der Ablesung zu demselben Ergebnis kommen; sind die Farbstufen zu groß gewählt, so wird jeder einzelne der kritischen Beobachter die Zuteilung der am Objekt beobachteten Farbe zu einer der auf dem Meßgerät vorhandenen für unmöglich erklären, sind die Stufen übermäßig eng gewählt, so werden



die Beobachter in der Zuteilung schwanken bzw. zu voneinander abweichenden Meßresultaten kommen. Eine Messung mit einem Gerät, das enger graduirt ist, als es nötig wäre, führt bei den gewöhnlichen Messungen, z. B. der Länge oder des Gewichts, nicht ohne weiteres zu Übelständen, weil sich die Messungsergebnisse verschiedener Beobachter hierbei nur innerhalb einer weiteren Dezimale unterscheiden werden, die unbeachtet bleiben kann. Bei den Messungen im Farbfächer handelt es sich aber bei der Farbenbestimmung um die Aufsuchung desjenigen Punktes des Farbkörpers, der mit dem Objekt die größte Farbverwandtschaft zeigt; werden infolge einer zu feinen Abstufung von z. B. drei Beobachtern drei verschiedene Ablesungen gemacht, so ist es nicht ohne weiteres möglich, aus den drei Beobachtungen das Mittel zu ziehen, weil es sich nicht um einfache Ziffernwerte bei dem Meßergebnis handelt. Die praktischen Erfordernisse lassen es sogar wünschenswert erscheinen, die Stufendichte etwas gröber zu wählen, als der psychologischen Schwelle entspricht, wenigstens in den Gebieten, wo eine Interpolation gut möglich ist, wie es zwischen den verschiedenen spektralen Tönungen der Fall ist. Bei einer völligen Ausführung bis zur psychologischen Schwelle würde das Meßgerät etwa den doppelten Umfang haben müssen, den es zurzeit hat.

Das Gerät durch Verkleinerung der Farbproben unter ein gewisses Maß herab noch handlicher zu gestalten, ist nicht möglich, da hierunter die sichere Ablesungsmöglichkeit sehr leiden würde; die Farbfelder und die notwendigerweise gleichgroßen Durchblickfenster dürfen nicht wesentlich unter das im Fächer vorhandene Maß  $15 \times 23$  mm bzw.  $8 \times 23$  mm, 345 bzw. 184 qmm, heruntergehen; auch die letztere schmalere Feldgröße ist nur deshalb statthaft, weil es sich in dem betr. Bereich des Fächers um die klareren, leichter abzulesenden Farben handelt. Aus den Versuchen mit den Farbbringen hatte sich ergeben, daß eine Fläche von mindestens 2 qcm Größe zum Zweck des Vergleichs ausgeblendet werden muß; da die Vergleichsfarbfelder dieselbe Größe wie die Fenster haben müssen und Durchblickgebiet und Farbprobe unmittelbar nebeneinander liegen müssen, so ergab sich die alternierende Anordnung von Fenstern und Farbproben als die zweckmäßigste Anordnungsform. Das Ostwaldsche System läßt die von einer spektralen bzw. Klarfarbe abgeleiteten Trübungsfarben in ihrem natürlichen Zusammenhange in Form eines Dreiecks anordnen. Somit hätten sich die für die Hautfarben in Betracht kommenden Farben als eine Anzahl von dreieckigen Blättern herstellen lassen, auf denen in rechteckigen oder quadratischen Feldern die Farbproben, je ein farbtongleiches Gebiet auf einem Blatt, angebracht waren. Der Vergleich von einem Farbton gewisser Trübung zu dem auf dem nächsten Blatt liegenden benachbarten Farbton gleicher Trübung ließ es wünschenswert erscheinen, die Dreiecke zu vereinigen und sie gleichzeitig zueinander verschiebbar zu gestalten. Die beste Lösung hierfür war die Fächerform mit einem einheitlichen Drehpunkt. Als Scheitelpunkt, bei dem der Drehpunkt anzubringen war, kam nur die Klarfarbe in Betracht (während Ostwald auf Grund der logischen Entstehung seiner farbtongleichen Dreiecke die stärkste Weißtrübung als Scheitelpunkt betrachtet); denn nur in diesem Falle bleiben Farbreihen gleichen Trübungsgrades bei der Drehung gleichweit vom Drehpunkt entfernt. Die praktische Verwendbarkeit einer solchen Anordnung gebietet dann von selbst die Umbiegung der parallelen Reihen der Farben gleichen Trübungsgrades zu konzentrischen Kreisbogenabschnitten, weil nur in diesem Falle bei der Drehung die trübungsgleichen Reihen auf konzentrischer Bahn marschieren. Die konzentrische Anordnung trübungsgleicher Reihen bedingt ihrerseits wieder einen



konischen Zuschnitt der Farbproben und Durchblickfenster und eine zunehmende Verschmälerung beider von Reihe zu Reihe nach dem Drehpunkt zu. Diese von dem Prinzip der Größengleichheit aller Farbproben und Durchblickfenster abweichende Anordnung ist ein notwendiges Zugeständnis, ohne welches ein handliches Gerät nicht zu erzielen war. Wäre der Drehungspunkt unmittelbar an dem Dreieckswinkel, welcher der Klarfarbe entspricht, gewählt worden, so würde die konzentrische Anordnung zu starken Krümmungen der Bogen, stark konischer Form der Felder und ungebührlicher Verschmälerung der klareren, bzw. erheblicher Verbreiterung der stärker getrübten Farbproben und ihrer Durchblickfenster geführt haben; es war deshalb notwendig, den Drehpunkt in der Verlängerung der Mittellinie des Dreiecks (winkelhalbierenden) über die Klarfarbe hinaus zu verlegen; die Grenze, bis zu welchem Punkte dies geschah, war wiederum durch die Handlichkeit des Instruments gegeben. Somit ergab sich ein Instrument, bestehend aus einer Anzahl von Fächerblättern von 32,8 cm Radius und 23 cm Länge des Peripheriebogens, auf welchem die Farbproben in konzentrischen Kreisbogen von mindestens 16 cm Radius angeordnet sind, und zwar die Farbproben auf jedem Kreisbogen abwechselnd mit gleichgroßen Durchblickfenstern.

Wollte man die Gesamtreihe der für den Meßzweck in Betracht kommenden Farbtöne (Spektral- und Purpurtöne) in einem derartigen Fächer vereinigen, so würde er etwa zehn Blätter stark sein; ein solches Instrument wäre nicht nur unhandlich, sondern würde auch dem Meßzweck vielfach Hindernisse bereiten, weil die Durchblickfenster, wenn man mehrere Fächerblätter bei der Untersuchung übereinander liegen läßt oder nur ein wenig gegeneinander verschiebt, — wie es für die Messung an sich wünschenswert ist, — eine große Tiefe der Durchblickfenster entstände mit einer die Messung stark störenden Schattenwirkung in die obersten Hautschichten hinein. Dieser Schwierigkeit ist im Fächer auf zwei Wegen begegnet, einmal dadurch, daß der Fächer in Einzelfächer zerlegt ist, derart, daß der zweite Fächer eine unmittelbare Fortsetzung der Blätter des ersten Fächers in spektraler Reihenfolge enthält; zweitens dadurch, daß die seltener vorkommenden spektralen Grenzgebiete mit dem vordersten und mit dem zuunterst liegenden Fächerblatt durch Doppelbeklebung vereinigt sind; dies ist wiederum ein Zugeständnis an die praktische Brauchbarkeit an einer Stelle im Fächer, an der die Durchführung des Prinzips: gleichgroße Farbprobe und gleichgroßes Durchblickfenster, — weniger wichtig erschien.

Was die Stufendichte der Farben im Fächer angeht, so lautete hier das allgemeine Prinzip, wie schon erwähnt: die Stufendichte muß in der Nähe der psychologischen Unterscheidungsschwelle liegen. Die Notwendigkeit, den Fächer räumlich zu beschränken, machte aber Abweichungen von diesem Grundsatz zu einer gebieterischen Forderung. Hinsichtlich der spektral verschiedenen Farbtöne ergab sich, daß bei den nach der gelben Seite zu liegenden Farben die doppelte Stufendichte wünschenswert ist, im Verhältnis zu den nach der roten Seite zu liegenden Farben, einmal weil im ersteren Gebiet die Unterschiede stärker in die Augen fallen, der psychologische Sprung von einer Farbe zur nächsten also relativ groß erscheint, zweitens weil die nach der roten Seite zu liegenden Farben auch nur in geringerem Maße und nur unter besonderen Umständen beim Menschen zur Beobachtung kommen. Die nicht im Fächer wiedergegebenen Zwischenstufen lassen sich durch Interpolation außerordentlich leicht bestimmen, da es sich hier um einen Farbenwandel in einer Richtung handelt und unser Schätzungsvermögen kleine Unterschiede bei dieser eindimensionalen Tonfolge leicht richtig

beurteilt. Aus diesen Gründen sind von dem roten Farbton 5,0 zum Gelb rückwärts die Farbtöne 4,5; 4,0; 3,5 und 3,0 berücksichtigt, in der Richtung vorwärts auf das Purpur zu aber nur die Stufen 5,0; 6,0; 7,0 und 8,0, wie es die Gesamtübersicht zeigt. — Was die Trübungsfarben im farbtongleichen Dreieck anlangt, so fand sich auch hier ein Gebiet, welches eine größere Stufendichte erforderte, das der Weißtrübungen, während in anderen Gebieten, dem Bereich der Schwarztrübungen und dem Bereich der Klarfarben, eine gröbere Stufendichte nicht störend war. Im Gebiete der dunkleren Schwarztrübungen liegt dies daran, daß unser Unterscheidungsvermögen, zum mindesten unser Unterscheidungsbedürfnis kein so großes ist, wie bei den hellen Weißtrübungen; was die klareren Farben angeht, so handelt es sich hier wieder um nur seltener beim Menschen in Betracht kommende Farben. Da nun die Trübungsfarben gleichen Farbtönen stets auf einem Blatte bzw. Dreieck dem System zufolge stehen müßten, so konnte eine praktische Anordnung nur so getroffen werden, daß einerseits Farbbblätter mit der dichten Stufenfolge, andererseits solche mit der weiteren Stufenfolge geschaffen wurden, wenn sich ein handliches Gerät mit dichter Stufenfolge im weißtrüben Gebiet ergeben sollte. Die Übersichtlichkeit erforderte dann, daß ein Fächer in großen Stufen das gesamte Gebiet umfaßte (Generalfächer), während zwei Spezialfächer (Normalfächer und Erythemfächer) das weißtrübe Gebiet nach allen drei Richtungen um das Doppelte, im Ganzen also um das achtfache nüancierten. Es ließ sich nun so einrichten, daß hierbei alle drei Fächer im Format gleich groß waren, was für die Herstellung und Handlichkeit wünschenswert war. Von den 8 Fächerblättern, auf welchen somit das Weißtrübungsgebiet dargestellt wurde (vier Blätter im Normalfächer und vier Blätter im Erythemfächer), wurden schließlich in dem das Gesamtgebiet umfassenden Generalfächer die beiden ersten Blätter (3,0 und 3,5) fortgelassen, um auch bei diesem Fächer die Durchblickfenster nicht zu tief werden zu lassen (dieser Fächer enthält also somit sechs Blätter). Eine solche Beschränkung war möglich, weil die schwarztrüben und klaren Farben (welche nur im Generalfächer zur Darstellung kommen!) in diesen nach dem Gelb zu liegenden Farbtönen am Menschen keine Rolle spielen.

Wir gelangen also zu einem *System von drei* im Format gleich-großen *Fächern* (siehe Tafel 1 Abb. I—III); Ein Fächer stellt das Gesamtgebiet dar (unter Verzicht auf einige nach dem Gelb zu liegende Farbtöne); die beiden anderen Fächer nüancieren die im Weißtrübungsgebiet des Hauptfächers liegenden Trübungsfarben unter Einbeziehung der im Hauptfächer entbehrlichen, nach dem Gelb zu liegenden Farbtönungen.

Was die Interpolation angeht, so ist noch hinzuzufügen, daß eine solche von Farbton zu Farbton sehr leicht, von Trübung zu Trübung dagegen schwierig ist, weil bei den Trübungsfarben sich stets drei Komponenten ändern: der quantitative Gehalt an Weiß, an Schwarz und der an Farbe von Nüance zu Nüance. Am schwierigsten ist das Extrapolieren aus den Grenzfarben des farbtongleichen Dreiecks hinaus, was bei den stark weißgetrübten gelben und gelbroten Farbtönen vorkommt, da eine Einbeziehung einiger noch stärker weißgetrübter Farben wiederum zu einer die Handlichkeit schwer beeinträchtigenden Erweiterung des Fächers geführt hätte.

Wir sehen also, daß es bei der praktischen Gestaltung nicht ohne einige Kompromisse und Zugeständnisse abgegangen ist; die wichtigsten Erfordernisse konnten aber ohne Einschränkung zur Durchführung gelangen. Diese sind: 1. Anordnung aller Farben entsprechend ihrem natürlichen Zusammenhange derart, daß alle zueinander ge-



hörigen Farben räumlich beieinander gefunden werden, was für das Auffinden der zutreffenden Vergleichsfarbe unerläßlich ist; 2. eine ziffernmäßige Festlegung aller Farben nach einer einheitlichen Nomenklatur, die ihre Stellung im System wiedergibt und eine logische Interpolation und Extrapolation gestattet.

Für die gute Vergleichbarkeit der Farbproben mit dem im Durchblickfenster erscheinenden Hautgebiet ist es erforderlich, daß das Fächerblatt nur dünn ist und der Haut unmittelbar angelegt wird, so daß die Vergleichsflächen sich ohne eine dazwischenliegende Zone unmittelbar berühren. Die Zelluloidblätter des Fächers haben nur 0,6 mm Dicke und die aufgeklebten Kartonblättchen 0,3 mm Dicke, so daß Farbprobe und Vergleichsfläche annähernd in derselben Ebene liegen. Damit das Fächerblatt jeder Hautstelle unmittelbar aufgelegt werden kann, muß es biegsam sein; dies ist besonders an konkaven Körperabschnitten wie der Halsseite von praktisch erheblicher Bedeutung. Hält man das Fächerblatt auch nur in geringer Entfernung von der Haut, so ist dies auch durch die Schattenwirkung, welche von dem Fächer ausgeht, ein großer Nachteil für die Messung. Aber selbst wenn man den Fächer unmittelbar an die Haut anlegt, entgeht man der Schattenwirkung nicht völlig, weil die obersten Hautschichten ein halbdurchsichtiges Medium darstellen. In dieses fallen Schatten von den Rändern der Durchblickfenster schräg hinein, wenn sich die Beleuchtungsquelle nicht am Standort des Beschauers befindet, was praktisch nur dann der Fall ist, wenn man besondere Vorkehrungen wie einen zentral durchbohrten Reflektor oder dgl. zuhülfe nimmt. Dieser Umstand bewirkt es, daß ein durch das Durchblickfenster betrachtetes Hautgebiet deutlich abzublassen scheint, wenn man das Fenster verschmälert (was durch gegenseitiges Verschieben zweier Fächerblätter leicht bewirkt werden kann); in einem solchen Falle wird ein so großer Teil der in etwas tieferen Schichten der durchscheinenden Haut gelegenen Kapillaren durch die Randschatten unsichtbar gemacht, daß die Röte der Haut schließlich fast völlig für das Auge unsichtbar wird. Aus diesem Grunde konnte also die Breite der Fenster nicht unter ein gewisses Maß herabgesetzt werden — bei etwa 1 cm Breite liegt die untere zulässige Grenze. Für den Gebrauch des Fächers ergibt sich hieraus ferner, daß die Lichtquelle bei der Untersuchung möglichst hinter dem Beobachter liegen muß; dieser steht am besten mit dem Rücken gegen das Fenster gekehrt; diffuses, von Wolken reflektiertes Tageslicht ist am geeignetsten für die Messung. Beim Farbvergleich ist es häufig förderlich, das zu untersuchende Hautgebiet durch zwei Fächerblätter hindurch zu betrachten und unter leichten Verschiebungen der Blätter zwischen dem Farbton des einen und des anderen zu wählen; hierbei tritt eine Verschmälerung der Durchblickfenster ein; aus dem geschilderten Grunde ist es erforderlich, nachdem man auf diese Weise gewählt hat, die Hautstelle nach Herausschlagen des nichtgewählten Fächerblattes nochmals durch das ganz geöffnete Durchblickfenster mit der gewählten Farbprobe zu vergleichen.

Der Normalfächer mit seinen mehr gelblichen Tönen zeigt als Grundlage Blätter von schwarzem Zelluloid, der Erythemfächer mit seinen mehr rötlichen und bläulichen Tönen Blätter von Elfenbeinfarbe; diese Wahl wurde getroffen, um die Farbproben möglichst gut gegen die Unterlage sich abheben zu lassen. Der das gesamte Gebiet umschließende Generalfächer zeigt eine graue Unterlage. Auf diese Weise sind alle drei Fächer auf den ersten Blick voneinander zu unterscheiden.

Die Farbproben stellen Farbaufstriche auf weißen Kartonblättchen dar, welche mit Azeton auf den Zelluloidblättern festgeklebt



sind. Gegen vorzeitige mechanische Abnutzung durch das Drehen und Übereinanderschieben der Fächerblätter sind die Farbproben nach Möglichkeit dadurch geschützt, daß die einzelnen Blätter durch herausgetriebene kleine Buckel ein wenig voneinander abgehoben sind; diese Buckel machen sich beim Anlegen eines oder auch mehrerer Blätter, welche sich unmittelbar übereinander befinden, nicht in störender Weise bemerkbar, weil sie in diesem Falle sich ineinander legen und den Fächer nicht verdicken; sie erleichtern die Rückkehr jedes Blattes in seine Normallage zu den anderen Blättern. — Die Farbaufstriche sind nach Möglichkeit lichtecht. Wenn sie nach längerer Benutzung verschmutzt oder teilweise ausgeblichen sein sollten, muß man sie ersetzen. In einem solchen Falle, ferner auch für den Fall des Verlorengehens einzelner Blättchen, kann ein neuer Reservesatz bezogen und auf den Fächer aufgeklebt werden. Für Auslandsreisen wird es sich naturgemäß empfehlen, einen solchen Reservesatz von vornherein mitzunehmen.

Die drei Fächer sind in einer  $24,5 \times 39,5$  cm großen Ledertasche, voneinander durch glatte Zelluloidwände getrennt, untergebracht<sup>1)</sup>. Es wäre wohl möglich, die Griffseite der Fächer derartig auszubilden, daß sie abgenommen und getrennt aufbewahrt werden kann, wodurch eine Unterbringung in der Martinschen „Anthropologischen Tasche“ ausführbar wäre. Dies würde aber andere Nachteile im Gefolge haben, vor allen Dingen, dürfte der Fächer, in der Leinentasche in Nachbarschaft mit Metallinstrumenten untergebracht, voraussichtlich beschädigt werden. Die Zeiten, in denen der Anthropologe seine gesamte wissenschaftliche Ausrüstung in einem Felleisen mit sich führen konnte, dürften ja auch unwiederbringlich dahin sein.

## VI.

### Wie verteilen sich die menschlichen Hautfarben im Fächer?

#### Gebrauchsanweisung des Fächers.

Der Spektralbereich der beim Menschen vorkommenden Farben beschränkt sich im wesentlichen auf die Farbtöne 2,0 bis 10,0; die Hautfarben der hellhäutigen Rassen finden sich vorwiegend im Bereiche der Spektraltöne um 3,0 und 4,0, die der dunkelhäutigen Rassen um 5,0. Normale Farben um 6,0 oder jenseits davon werden im wesentlichen nur an den Schleimhäuten beobachtet. Trägt man die schätzungsweise Häufigkeit des Auftretens der einzelnen Spektraltöne an Haut und Schleimhaut des Menschen in einem Farbenkreise vom Mittelpunkte aus auf die den Farbtönen entsprechenden Radien ein, so ergibt sich eine elliptische Figur, welche den *Spektralbereich der beim Menschen vorkommenden Farbtöne* nach Umfang und Inhalt versinnbildlicht (Abb. 7).

Innerhalb der für die menschlichen Haut- und Schleimhautfarben in Betracht kommenden farbtongleichen Dreiecke beschränkt sich das Gebiet tatsächlich beobachteter Farben auf einen Trübungsbereich, der sich nach den hellklaren Farben etwa bis  $1c$ , nach den dunkelklaren bis  $ng$  und  $pi$  erstreckt, die Farbe  $pn$  einbezieht, die Farbe  $ca$  aber außerhalb seines Umfanges läßt. Innerhalb dieses Gebietes befinden sich vier Trübungsnuancen von größter Häufigkeit:  $ec$ ,  $gd$ ,  $ie$  und  $ni$ ; von diesen gehört  $ec$  zum Farbton 3,0 des blonden Europäers,  $gd$  zum Ton 4,0 des brünetten Europäers, während  $ie$  mit dem Farbton 6,0 sich an der Schleimhaut des Europäers befindet; die Trübung  $ni$  wird haupt-

<sup>1)</sup> Hersteller des Fächers: Siemens-Reiniger-Veifa G. m. b. H. Berlin, Luisenstr. 58/59. —

sächlich beim Farbton 5,0 als Farbe der dunkelhäutigen Rassen angetroffen. Die Abb. 8 versinnbildlicht den *Trübungs*bereich und die Trübungs-farben, welche in größter Häufigkeit auftreten. — Zusammengehalten mit der Darstellung in Abb. 7 ergibt sich so das Ausbreitungs-

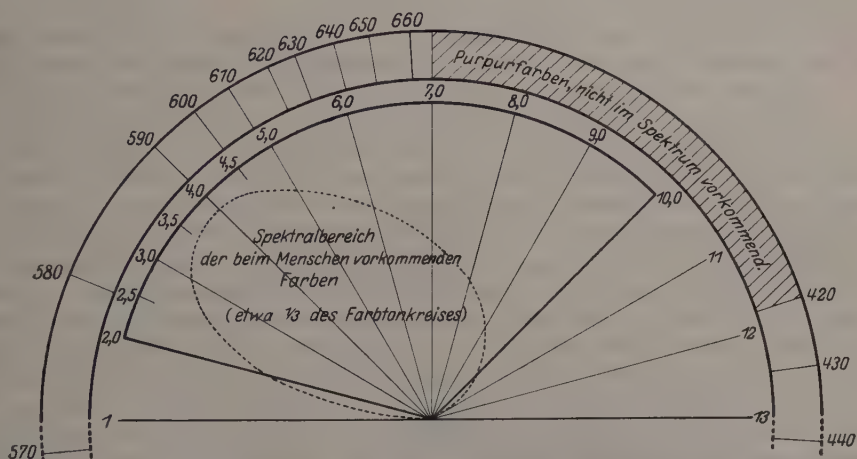


Abb. 7. Spektralbereich der beim Menschen vorkommenden Farben.

gebiet der menschlichen Haut- und Schleimhautfarben innerhalb des Farbkörpers, und zugleich sind hierdurch diejenigen Farben kenntlich, welche beim Menschen die größte Verbreitung haben.

Von den drei Fächern umfaßt der Normalfächer im wesentlichen den Farbbereich der Haut des Europäers, und zwar konzentrieren sich die bleichen Hautfarben um 2,0 db, die Farben der Blonden um 3,0 ec, die Farben der Brünetten um 4,0 gd. Die stärker gerötete Haut des Europäers wird auf dem Erythemfächer, die stark gebräunte nur auf dem Generalfächer gefunden. — Der Erythemfächer enthält die Farben der normalen Schleimhaut des Europäers, konzentriert um 6,0 ie. Außerdem werden in ihm die Gebiete mit stärkerem Inkarnat, besonders das Rot der Wangen und der Ohren gefunden. — Der Generalfächer enthält vor allem die Farben dunkelhäutiger Rassen, konzentriert um 5,0 ni. Die Hautfärbungen dieser Rassen erstrecken sich über das ganze Gebiet von 3,0—7,0; die Farben mäßig gebräunter Rassen finden sich auch links von der I-Reihe in dem im Normal- und Erythemfächer ausführlicher dargestellten Gebiet stärkerer Weißtrübung; auch die Färbung gewisser Hautgebiete sehr dunkelhäutiger Rassen (Haut des behaarten Kopfes, Hand- und Fußflächen) wird in diesem lichterem Fächergebiet angetroffen. Die klareren Farben des Generalfächers finden sich nur bei anatomischer Präparation; so zeigen Leber und Nieren Färbungen, die bei 6,0 pg liegen, die Milz solche, die bei 8,0 pe liegen, das Blut, wie erwähnt, die Färbung 7,0 pa.

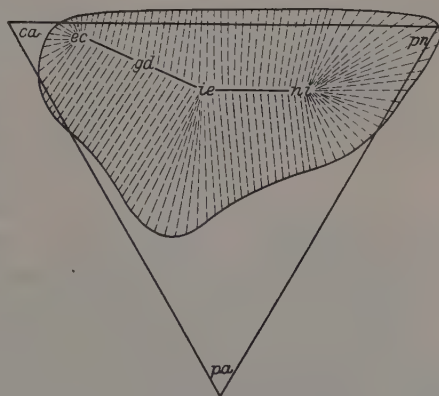


Abb. 8. Trübungs-bereich der beim Menschen vorkommenden Farben.

Während die durch das Epithel und das Pigment bedingten Farben nur langsamen Wandlungen unterliegen, schwankt die Hautfarbe hinsichtlich der Rötung unter Umständen sehr rasch nach dem jeweiligen Zustande der Kapillarfüllung. Nach der Mahlzeit oder nach körperlichen Bewegungen ist die Haut mehr gerötet, nach dem Entkleiden oder nach dem Übergang in eine Umgebung mit kühlerer Luft blaßt sie zunächst ab, um sich dann reaktiv zu röten; nach Berührungen (Palpation) rötet sie sich reaktiv. Allen diesen vorübergehenden Einwirkungen kann man bei der Beobachtung aus dem Wege gehen, indem man den zu Untersuchenden nur betrachtet, nachdem er sich in Ruhe befunden hat, ihn nicht in einem kühlen Raum sich entkleiden läßt usw. Ein Faktor jedoch, der nicht in dieser Weise zu eliminieren ist, ist die vermehrte Rötung der Haut des Europäers zu Zeiten großer Sommerwärme; man findet dann die Haut um mindestens eine halbe Stufe gegenüber der zu anderer Zeit vorgenommenen Messung stärker gerötet, muß also bei Messungen, die bei etwa 20° oder mehr Sommertemperatur ausgeführt sind, diesen Punkt besonders berücksichtigen, wenn man das Individuum nicht auch zu anderen Zeiten messen kann. — Um sich den außerordentlichen Einfluß der Kapillarfüllung auf die Hautfarbe vor Augen zu führen, wickle man einen Arm mit einer Gummibinde aus, schnüre ihn dann proximal ab und entferne die Binde; nunmehr zeigen Hand und Arm blasse Leichenfarben um 2,0 db. Wird jetzt die Blutleere gelöst, so tritt eine sehr energische Rötung der Haut ein, die an wenig pigmentierten Gebieten wie der Handfläche oder den Nägeln Farben vom Tone 7,0 und von der Klarheit gb erreicht. — Legt man in einem zweiten Versuch, ohne den Arm vorher auszuwickeln, eine Gummibinde mäßig fest um den Oberarm, so tritt allmählich zunehmende Stauung des Blutes ein, bei welcher Farbtöne bis 10,0 und Trübungen bis ig erreicht werden. Dieselben Erscheinungen können, wenn auch in viel geringerem Grade, beobachtet werden, wenn man den Arm für längere Zeit hochhebt oder für längere Zeit herabhängen läßt; für eine durchschnittliche Messung muß der Arm in Schulter- bzw. Brusthöhe gehalten werden. Auch am Unterschenkel und Fuß ist der Unterschied bei der Messung im Stehen und im Liegen ein erheblicher. Diese durch die Kapillarfüllung bedingten Unterschiede stellen sich im Fächer als Wandel des Farbtons (der Ziffer), nicht als Änderung der Trübungsfarbe (Buchstabenbezeichnung) dar.

#### Gebrauchsanweisung des Hautfarbenfächers.

Die Vergleichsmessung ist nur bei vollem, aber diffusem Tageslichte einwandsfrei, nicht im Sonnenschein, bei starker Bewölkung, in der Dämmerung oder bei künstlichem Lichte. In geschlossenen Räumen muß der Untersucher das Fenster im Rücken und das Untersuchungsobjekt in der Nähe des Fensters in vertikaler oder nicht zu stark horizontalgeneigter Stellung haben; farbige Lichtreflexe von Objekten außerhalb des Fensters oder von den Zimmerwänden müssen vermieden werden.

Ist man mit dem Fächer noch nicht vertraut, so benutzt man zur Aufsuchung der Vergleichsfarbe zunächst den Generalfächer. Durch Entfalten des Fächers findet man nach Schätzung leicht das Fächerblatt bzw. zwei benachbarte Fächerblätter heraus, auf denen die gesuchte Farbe zu finden sein muß; ebenso ergibt sich durch die grobe Abschätzung ohne weiteres, ob die dem Objekt entsprechende Vergleichsfarbe links oben im Bereich der Weißtrübungen oder mehr am rechten Rande bei den Schwarztrübungen oder schließlich unten bei den klaren Farben gesucht werden muß. In letzteren beiden Fällen, die für die Haut des



Europäers selten zutreffen, wird die endgültige Bestimmung durch den Generalfächer, der allein derartige dunkle oder klare Farben enthält, ausgeführt. Liegt die zu untersuchende Farbe mehr im Gebiet der weißen oder grauen Trübungen, was bei der Haut des Europäers die Regel ist, so wird die genauere Bestimmung mittels des Normal- bzw. Erythemfächers vorgenommen. Nach kurzer Übung ist man imstande, Objektfarben, welche diesem Gebiet stärkerer Weißtrübung angehören, von vornherein als solche zu erkennen; man bestimmt dann alle diese Farben ohne den Umweg über den Generalfächer.

In gleicher Weise ist die Abschätzung, ob eine der auf der Haut des Europäers üblichen Farben auf dem Normalfächer oder auf dem seine unmittelbare Fortsetzung bildenden Erythemfächer gesucht werden muß, in der Mehrzahl der Fälle von vornherein möglich. Um sich die Grenze zwischen dem Farbtongebiet beider Fächer einigermaßen einzuprägen, genügt es, jeden dieser vierblättrigen Fächer zu entfalten und sie einigemale nebeneinander zu betrachten. Sollte die zu vergleichende Farbe der Schätzung nach dem vierten Blatte des Normalfächers oder dem ersten Blatte des Erythemfächers angehören, so ist es allerdings nötig, beide Fächer bei der Farbbestimmung zurate zu ziehen; wollte man diese Unbequemlichkeit durch die Vereinigung dieser beiden Fächer zu einem solchen zu acht Blättern umgehen, was leicht ausführbar wäre, so müßte man den größeren Nachteil der Unhandlichkeit in Kauf nehmen.

Hat man den richtigen Fächer in der Hand und aus ihm die für die gesuchte Nüance in Betracht kommenden zwei Blätter vor Augen, so wird eines von beiden auf das zu untersuchende Objekt aufgelegt. Hierbei wird zum Durchblick eines der Fenster benutzt, welches in der Gegend der gesuchten Schattierungsnuance liegt. Hat man auf diese Weise die ähnlichste Schattierung herausgefunden, so sucht man in gleicher Weise auf dem anderen Blatte mit benachbartem Farbton die ebenfalls mit der zu untersuchenden Oberfläche am meisten übereinstimmende Schattierungsnuance heraus. Praktisch kann man diese beiden Untersuchungen gewöhnlich zu einer einzigen zusammenfassen, indem man die beiden in Betracht kommenden Fächerblätter von vornherein aufeinander legt, so daß zunächst nur das obere zu sehen ist, dann das Objekt, wie beschrieben, mit dem oberen Blatte vergleicht und sofort darauf auch mit dem unteren, dessen entsprechende Schattierungen man durch leichte Drehung dieses Blattes neben denen des ersten in dessen Fenstern zum Vorschein bringt.

Zum Zwecke der *Messung* muß das Fenster der untersuchten Oberfläche unmittelbar flach angelegt werden (Abb. 9.), so daß keine Schattenwirkung auf der Objektfläche durch das Durchblickfenster entsteht. Bei der normalen oder mäßig pigmentierten Haut muß die Bestimmung des Farbtons in der Regel beim Durchblick durch das unverschmälerte Fenster erfolgen.

Nach geringer Übung drängt sich also der gesamte Vergleich jeder beliebigen Oberflächenfarbe in der Regel in der Weise zusammen, daß man den „richtigen“ Fächer zur Hand nimmt, die beiden passenden Blätter herausschlägt und durch Auflegen des oder der in Betracht kommenden Fenster auf das Objekt (evtl. bei leichter gegenseitiger Verschiebung der beiden Fächerblätter) unter kurzem Hin- und Hervergleich wählt. Die Bestimmung der betreffenden Farbe ist im allgemeinen in 20–30 Sekunden durchgeführt; die Bestimmung von 5–6 Hautfeldern erfordert etwa 2 Minuten.

Anmerkung: Hinsichtlich der Untersuchung der gewöhnlichen, nicht stark pigmentierten Haut des Europäers ist zu beachten, daß diese Haut

in gewissem Grade durchscheinend ist, so daß man bei ihr wie bei Betrachtung einer Milchglasscheibe etwas in die Tiefe blickt; dies hat zur Folge, daß auch das der Oberfläche unmittelbar aufliegende Fenster einen Schatten und zwar in die tieferen Schichten der Haut wirft. Dieser Schatten gelangt, sobald die Belichtung des Blickfeldes eine etwas seitliche ist (wie sie sein muß, damit nicht der Kopf des Beobachters auf das Blickfeld Schatten wirft), in das durch das Fenster betrachtete Hautgebiet. Ist das Fenster einigermaßen schmal, so fallen die unter der Oberfläche liegenden Kapillaren in das Gebiet dieses Schattens und sind nicht mehr sichtbar; dies tritt also auch ein, sobald durch einen gewissen Grad von Verschiebung eines Fächerblattes gegen das nächstfolgende das zum Durchblick benutzte Fenster genügend verengt wird. Die Kapillaren verschwinden dann für das Auge, „die Haut wird blaß“. Aus diesem Grunde ist es häufig notwendig, nach Bestimmung der Schattierungs-



Abb 9.

Messung durch Anlegen des biegsamen Fächers.

nüance mittels zweier aufeinandergelegter und leicht gegeneinander verschobener Doppelblätter nunmehr die Farbtönung genauer zu prüfen beim Blick durch das ganze, nicht verengte Fenster jedes einzelnen der beiden Blätter. Bei den klaren Farben jedes Fächerblatts ist das Durchblickfenster zwar von vornherein einigermaßen schmal, doch kommt eine Schattenwirkung in die Tiefe des betrachteten Objekts hierbei nicht in Frage, da solche klaren Farben nur an menschlichen Geweben von großer optischer Dichte (Knochen, Blut, gelbes Fett) vorkommen. Zwar zeigen beim Lebenden auch eine Anzahl von Geweben, welche an sich nicht zu den optisch dichten gehören, eine ziemlich klare Farbe (Schleimhaut) doch wird hier bei guter Durchblutung der Einblick in tiefere Gewebsschichten durch die zahlreichen, unmittelbar an der Oberfläche liegenden Kapillaren aufgehoben. Diese Gewebe sind also im physiologischen Zustande durch die reichliche Blutfüllung in ihrer oberflächlichen Schicht ebenfalls optisch dicht, es kommt daher eine Veränderung der Farbe durch Schattenwirkung infolge der Schmalheit des Fensters bei diesen Geweben mit klarer Farbe nicht in Betracht.

# Ergänzungen zu meinen Buche über die Bauten, Trachten und Geräte Nordalbaniens.

Von

Franz Baron Nopcsa.

Da ich seit der Publikation des im Titel erwähnten Buches einige Beobachtungen sammeln konnte, welche für die Verbreitung mehrerer der dort erwähnten Gegenstände von Belang sind, will ich dieselben, zumal sie z. T. die im Buche niedergelegten Ansichten unterstützen, kurz zusammenfassen. Mehrere Angaben habe ich Sr. Exzellenz dem Grafen Paul Teleki zu verdanken. Vorerst will ich die albanischen Namen einiger Gegenstände geben, die in meinem Albanienbuche noch nicht oder mit anderen Namen angeführt sind. Es sind dies:

Čepkéne	Jacke (auch Mitán)
Dejlân	Fischreuse
Koleik	Gamasche
Kotëts	Maisbehälter (auch Koš)
Lâm Drithit	Getreidespeicher
Mangöre	Hemd
Nagäce	kleine Hacke
Vajanëts	Walkmühle (auch Valanëts).

Zahlreich sind die neuen Zusammenhänge mit Vorderasien und dem Kaukasus. Es finden sich die zyprischen Brunnenketten, als deren letzter nordwestlichster Ausläufer der Domdžoni-Brunnen zu gelten hat, im ganzen assyrischen Gebiete wieder, der Cüläh bei den nestorianischen Christen zwischen Vau, Urmia und Mossul. Bronzeäxte, wie sie in prähistorischer Zeit in Albanien und Dalmatien hergestellt wurden, finden sich in Koban und stammen dort aus dem Jahre 2000 v. Chr. Das von dem Glasinac-Grabsteine, von den Situlen und aus Knossos bekannte Doppelschwert ist archäologisch aus Mingrelien belegt. Ein runder Ehrensessel mit geschlossener Lehne, wie die Sedia Corsini, findet sich in Lesghien. Die Hängewiege findet sich bei chaldäischen Christen, die Kufenwiege bei den Kurden. Die Krungel wurde mir aus dem Kaukasus im Stamme bekannt. Von den Musikinstrumenten Albaniens wird die Cüteli Adžal im südlichen Kaukasus allgemein verwendet, während die Lahüta bei den Altai-Mongolen vorkommt. In Konstantinopel treffen sie zusammen, auf dem Balkan differiert etwas ihre Verbreitung. Der breite und vom Balkan bekannte und dort bis in die Eisenzeit zurückgehende Ledergurt findet sich prähistorisch auch bei Koban wieder. Vom Balkan reicht er nord-, ostwärts nur bis in die Karpathen und nordwärts nur bis Galizien. Auch gestrickte Strümpfe lassen sich im Kaukasus als endemisch nachweisen. Ganz besonders ist die neue Beobachtung hervorzuheben, daß die tönernen Backglocke, der Ceptâr (Lederweste mit Halsöffnung), die Krungel und der breite Ledergurt, also solche Gegenstände, deren Ursprung ohnehin schon auf der Balkanhalbinsel oder in kleinasiatischem Gebiete gesucht wurde, in Rußland fehlen. Der Ledergurt dringt noch bis in die Bukovina und bis nach Galizien, der Ceptar nur bis in die Bukovina, die Krungel fehlt vielleicht in Makedonien, sicher in Serbien und sicher in der Ukraine.

Aus Rußland sind mir bekannt geworden: Dieselbe Art von Doppelfähre wie bei Vau-Denjs am Uchra-Fluß im Gouvernement Jaroslaw, ferner die Leibbinde und ein oben gerade abschließender Spinnrocken von derselben Form wie drei der von mir in 1925 abgebildeten. Ein Unterschied zwischen den albanischen und russischen Spinnrocken besteht inter-



essanterweise darin, daß der russische Spinnrocken in einem Gestell befestigt ist, so daß man beim Spinnen, so wie in Deutschland, neben dem Spinnrocken sitzt, wogegen man den albanischen, genau so wie den oben spitz zulaufenden dalmatinischen, rumänischen, ägyptischen oder dibrianischen Spinnrocken im Gürtel trägt. Nach dem, was wir über die Möglichkeit der Hybridisierung von Hausgegenständen wissen, werden wir den albanischen Spinnrocken jedenfalls für das Hybrid eines im Gürtel zu tragenden Spinnrockens mit einem slawischen Typus halten. Es wäre eine Hybridisierung der äußeren Form mit der Art der Benützung.

Beobachtungen in Rußland ermöglichten es mir auch, den vieräderigen Wagen mit Leiterstütze, der bis Württemberg reicht, für einen bloß auf das südliche Polen und die Ukraine beschränkten Gegenstand zu erkennen, wogegen der Wagen ohne Leiterstütze, dessen Nordwestgrenze in Holland gefunden wurde, von Petersburg nach Moskau und von dort bis Radomsko reicht. Die siebenbürgisch-rumänische Opanke reicht nur bis in die Ukraine. Die aus einem Holzstücke geschnitzten Trinkbecher kann ich jetzt von Sizilien über Rumänien, die Ukraine, ganz Rußland bis zu den Avaren, Turkmenen und bis in den Kaukasus verfolgen. Ihre Ubiquität besagt allerdings ethnographisch wenig. — Graf Paul Teleki brachte mir Photographien, die das Vorkommen des Kamins in Kreta und im mittelalterlichen Mistra belegen.

Nicht ganz ohne Bedeutung für die Geschichte einiger balkanischer Objekte sind Beobachtungen in Spanien. Die römisch-balkanische Pferdefessel fand ich in Granada bei einem Alteisenhändler wieder, sie ist auch aus Nordafrika bekannt, freilich dringt eine Variante auch bis an den westlichen Ural. Den balkanischen „Spaniolen-Pflug“ konnte ich in der Sierra Nevada in unveränderter Form finden. Dies bestätigt meine Vermutungen des Jahres 1925 über seinen spanischen Ursprung. In Spanien ist dieser Pflug außerdem durch Übergänge (Hybride?) mit einem römischen Pflugtypus verbunden. Ein kurzes, breites Haumesser, das an den Yätagan gemahnt, ist in Spanien allgemein iberisch-römisch, und schließlich findet sich auch die Strünga mit den Sitzplätzen für die Melker in Spanien wieder. — Ein Relief eines vierräderigen Leiterwagens in Cordova gilt als gotisch.

Infolge aller dieser Beobachtungen muß die von mir in 1925 auf Seite 237 gegebene Tabelle so modifiziert werden, daß das Käppchen und der Ledergurt, die ich für balkanisch-autochthon hielt, wie viele andere Trachtelemente als mediterran angesprochen werden müssen, und dasselbe gilt für die Krungel und das balkanisch-kretische Doppelschwert. Den Ceptär kann man jetzt als neues, und zwar balkanisches Trachtelement fixieren. Die Strunga, die ich für balkanisch-autochthon hielt, ist möglicherweise römischen Ursprungs, für den einen Fährrentypus stellt sich ein slawischer Ursprung heraus und der eine Spinnrocken-Typus entpuppt sich als ein Hybrid. Den Kamin halte ich nach seiner Entdeckung in Mistra mehr denn je für byzantinisch. Sonstige Veränderungen wurden bisher auf der Tabelle erfreulicherweise keine nötig.

Die Feststellung, daß namentlich die Trachten des Situla-Volkes nach Kleinasien weisen, ist nicht nur für das aus dem nördlichen Winkel der Adria kulturell beeinflusste Albanien, sondern auch für die Etruskerfrage wichtig. Abgesehen von der linguistischen Seite, von dem bekannten Etruskereinfluß in Latium, dem Vorkommen trojanischer Namen und geflügelter Löwen in Etrurien und dem noch bekannteren „fuimus Troes“ Vergils mit allem dem, was daran hängt (es kann dies eine Reminiszenz an den kleinasiatischen Ursprung der ehemals auch Latium beeinflussenden Etrusker aufgefaßt werden), geben sich auch in der Tradition und den Sitten der adriatischen Völker Züge zu erkennen, die nach Kleinasien weisen.

In erster Linie wäre von diesem Gesichtspunkte aus wieder auf die Verbreitung der Polyphemsage zu weisen, die jetzt doch wieder eine kulturhistorische Bedeutung zu haben scheint, da sie vielleicht am Bernsteinwege bis in das baltische Gebiet vordrang; dann ist auch die an die Prometheussage anknüpfende Gewohnheit der Schmiede, an gewissen Tagen auf den Amboß zu schlagen, wichtig, da sich diese Sitte in Tirol, Albanien, Montenegro und dem Kaukasus findet. Albanien, Serbien, Rumänien und dem Kaukasus ist auch die Herstellung von Dörrfleisch (am Balkan: Pastärm, Pastrama) gemeinsam, und schließlich ist auch noch die Albanien, Bosnien, Montenegro, Kleinasien und dem Kaukasus gemeinsame Aversion gegen die Sargbestattung zu erwähnen. Ob nicht auch die albanische, dann die angeblich (!) langobardische Sitte, auf den Grabkreuzen Vogelnachbildungen anzubringen, auf ein kretisches Vorbild zurückgeht, ist ernstlich zu bedenken. Auch der Glaube an heilkräftige Steinsäulen (Mykene, Makedonien, Albanien, Hercegovina, Bosnien) und der Glaube an die Existenz geschwänzter Menschen (Albanien, Dalmatien, Hellenen, Griechenland, Kleinasien) weist gegen Vorderasien. Ferner findet sich die Erzählung eines einen Frosch bratenden Teufels merkwürdigerweise nur in der Schweiz, in Albanien und in Griechenland, und die Erzählung des Austrinkens eines aufgeblasenen Sackes ist rumänisch, albanisch und homerisch. Vielleicht fehlt sie heutzutage nur deshalb in den Alpen, weil dort auch der Gebrauch des Wasserschlauches fehlt.

Zählt man zu allen diesen Zügen auch noch jene Züge hinzu, die ich in meinem Albanienbuche erwähnt habe und die Rußland fehlen (Rundhütten mit Tholoskuppel, Thonirs in Armenien und Germanien, die Berieselungsanlagen, Brunnenketten und Verwandtes, Verandabauten, Wichelsteine, die Kesselkette und deren Kult, der runde Ehrensessel, Bettgestelle, die „kaukasischen“ Pflüge des Situla-Volkes und der Etrusker, der mykenische Dolch und das mit ihm verwandte mykenische Schwert, der Talagān, der breitkrämpige Hut, der mykenische Glockenrock und der Brustlatz), dann drängt sich einem die Verwandtschaft der Kulturbeziehungen dieser Gebiete mit fast elementarer Gewalt auf.

Anthropologisch finden sich in Albanien zuweilen dermaßen typisch vorderasiatische Physiognomien, daß ich Albaner und Armenier sogar verwechselt habe, und die Ähnlichkeit mancher Kurden und Albaner ist ebenfalls frappant. Allerdings läßt sich jetzt noch nicht erkennen, ob nicht an der nördlichen Adria mehrere kleinasiatische Kulturschichten aufeinander liegen.

## Neue Untersuchungen und Materialien zum Problem der westsibirischen Altasiaten sowie über den Ursprung der Altasiaten überhaupt.

Von

Hans Findeisen, Podkamennaja Tunguska, Sibirien.

Es gibt in Sibirien eine Bevölkerungsgruppe, die man sich im Anschluß an des berühmten Amurlanderforschers Schrenck Beispiel gewöhnt hat, Paläoasiaten zu nennen. Es gehören dazu in Ostsibirien eine ganze Reihe verschiedener Stämme, wie die Jukagiren, Tschuwanen, Tschuktschen, Korjaken usw., aber auch die Ainu auf der Insel Sachalin und auf Hokkaido müssen dazu gerechnet werden. Es ist dies eine Bevölkerungs-



gruppe, deren Kultur in mancherlei Eigenheiten übereinstimmt, und die man weiterhin teilweise in Zusammenhang mit nordamerikanischen Kulturen bringen kann und gebracht hat. Bei den Tschuktschen und Korjaken z. B. liegt dieses Verhältnis vollkommen auf der Hand, und sie bilden mit den Eskimo eine Kultureinheit, die man vielleicht als ost-sibirisch-nordamerikanische Polarkultur bezeichnen kann. Wenn wir weiter nach Westsibirien gehen, so werden die Verhältnisse komplizierter. Wir treffen da ebenfalls auf eine Reihe von Völkerstämmen, deren sprachliche Ausnahmestellung dazu geführt hat, sie ebenfalls als Paläoasiaten oder vielleicht besser als Altsibirier zu bezeichnen. Da sind vor allem die am Mittellauf des Jenissejs und seiner Nebenflüsse wohnhaften Jenissejer zu nennen, ein Fischer- und Jägervolk, dessen eigenartige Sprache den Spezialisten bisher schon viel Kopfzerbrechen bereitet hat. Immerhin, die Jenissejer (Keto) sind nicht das einzige derartige „altsibirische“ Volk Westsibiriens gewesen. Da sind z. B. noch die Kotten zu nennen, die weit im Süden von den Keto im Kreise Kansk am Flusse Agul oder dem Kleinen Kan lebten, und von denen der Sibirienforscher Castrén noch fünf lebende Individuen bei seinen Reisen im zweiten Viertel des vorigen Jahrhunderts antraf. Diese fünf Kotten bildeten damals den Agulschen Uluß der sog. Kamassinen am Agul, einem Nebenfluß des Kan, und waren nach Castréns Mitteilung übereingekommen, ein kleines Dorf am Agul anzulegen, um ihre Nationalität aufrechtzuerhalten. Neben den Kotten gab es jedoch noch weitere altsibirische Stämme in Westsibirien, so die Arinen, die Castrén jedoch schon vollständig türkisiert vorfand. Die Assanen gar waren zu seiner Zeit schon vollständig ausgestorben.

Von den westsibirischen Altasiaten bestehen also als eigenes Volk mit eigener Sprache nur noch die Jenissejer, deren genaue ethnographische Erforschung nun nachgerade zu einer unumgänglichen Notwendigkeit geworden ist. Als ich Ende Mai dieses Jahres nach Leningrad fuhr, um mich weiterhin in das Wohngebiet des letztgenannten Volksstammes zu begeben, bemerkte ich mit Überraschung, daß die Sammlungen von den Jenissejern im Museum für Anthropologie und Ethnographie der Akademie der Wissenschaften keineswegs besonders reichhaltig waren, wie es eigentlich zu erwarten war, wie es aber natürlich mit den meisten übrigen hauptsächlich sibirischen Völkerstämmen der Fall ist. Es ist nun aber ganz kürzlich von russischer Seite die Erkenntnis der Kultur der Jenissejer weiter gefördert worden, und zwar durch Prof. Bogoras und N. K. Karger, der ebenfalls am genannten Museum der Akademie tätig ist, wie es ja von Prof. Bogoras bekannt ist. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen sind in einem Aufsatz niedergelegt worden, den Prof. Bogoras in dem Erinnerungsbuch an M. A. Castrén veröffentlicht hat, das im Mai unter Bogoras' Redaktion im Verlag der Akademie der Wissenschaften zu Leningrad erschienen ist: W. Bogoras, Castrén als Erforscher der Paläoasiaten (russisch), Pamjati M. A. Kastrena k 75 letiju dnja smerti (Dem Gedächtnis M. A. Castréns zum 75. Todestage), Akademie der Wiss. der SSSR. Skizzen zur Geschichte des Wissens II, Leningrad, Mai 1927, S. 93 bis 106: mit einer Beilage, S. 107—108.

In dem vorliegenden umfang- und inhaltsreichen Aufsatz unternimmt es der berühmte Erforscher der östlichen Paläoasiaten, Castréns Bedeutung bei der Untersuchung der westlichen Paläoasiaten darzustellen, sowie die Reiseergebnisse des letzteren mit neueren Untersuchungen sowie eigenen Hypothesen in Zusammenhang zu bringen. Eine solche Darstellung aus der Feder Prof. Bogoras' durchzugehen hat für den ethnographischen Sibirienspezialisten viel Anregendes, denn in den letzten Arbeiten Prof. Bogoras' treten immer deutlicher die Umrisse mit großer



Phantasie und Kraft geschauter Völker- und Kulturzusammenhänge zutage, die gewiß zu fruchttragenden Auseinandersetzungen führen werden. Auch hier ist eben die Arbeit noch nicht abgeschlossen, sondern verlangt Weiterarbeit. Man sieht aber einen Kräftestrom sich in einer bestimmten Richtung vorwärtsbewegen. Wo er einmal münden wird, das ist noch keineswegs abzusehen: die Hauptsache ist dieses ja aber auch gar nicht, sondern eben nur die Tatsache ist von Wichtigkeit, daß geistige Kräfte tätig sind, und daß diese Kräfte demjenigen, der ihnen Worte der Äußerung verliehen hat, irgendwie weiterhelfen und ihn zu einem Punkt der Ruhe und der Entspannung geführt haben, damit er nachher wieder irgendeinen neuen Vorstoß wagen kann.

Sehen wir nun einmal zu, welches der Inhalt des hochwichtigen Bogorasschen Aufsatzes ist, um andere damit bekannt zu machen und um vielleicht Mit- und Weiterkämpfer in diesen Angelegenheiten für fernerhin zu erwerben.

Castrén hat sich von den paläoasiatischen Stämmen nur mit den Jenissejern sowie den Kotten beschäftigt und eine Grammatik beider Sprachen sowie Wörterbücher geliefert, so daß sprachwissenschaftlichen Vergleichen und Forschungen damit die Tür geöffnet worden ist. Immerhin, wer sich, wie ich, praktisch mit der Sprache der Jenissejer beschäftigen muß, wer vor allem Märchen- und Liedertexte verstehen und übersetzen will, dem hilft die Castrénsche Grammatik nicht besonders viel weiter, da ihre Anlage ganz von solchen praktischen Gesichtspunkten absieht. Man muß doch eben ganz von vorn anfangen, mit Hilfe kleiner Texte sich die Sprache nach und nach, so weit wie möglich, anzueignen. Sehr viel ist bisher überhaupt leider nicht über die Jenissejer bekannt geworden, wenn sich auch in der russischen Literatur zerstreut doch mancherlei ältere Angaben zusammensuchen lassen, über die in anderem Zusammenhang später gehandelt werden muß.

Was die Eigenbezeichnung der Jenissejer: Ket = Mensch, Plural deñ, betrifft, so meint Bogoras, daß dieses deñ an die bekannten „dinlin“ und „di“ aus verschiedenen chinesischen Chroniken erinnert, die als mit roten Haaren und blauen Augen versehen geschildert werden. Diese Leute sollen in Ostchina und in Südsibirien beheimatet gewesen sein und sollen von manchen Gelehrten (von welchen?) auch mit den Jenissej-Ostjaken in Verbindung gebracht werden. Bogoras hat sich mit dieser Meinung schon an anderer Stelle auseinandergesetzt. Da mir seine diesbezüglichen Aufsätze aber im Augenblick nicht zur Verfügung stehen, kann ich hier nicht weiter auf diese Frage eingehen. Andererseits meint aber Bogoras, daß unter den im allgemeinen schwarzhaarigen und schwarzäugigen Jenissejern ein bestimmter Prozentsatz von Grauäugigen und Blondhaarigen anzutreffen wäre. Der Unterzeichnete, der im bisherigen Verlaufe seiner ethnographischen Reise zu den Jenissejern mit dem größten Teil der Tunguskaketo zusammengekommen ist, kann diese Meinung wohl bestätigen. Immerhin kann man aber die hellhäutigen Rasselemente der Jenissejer natürlich nicht ohne weiteres einer alten sibirischen Urbevölkerung zuschreiben. Die Vermutung liegt meiner Ansicht nach hier viel näher, an eine Beeinflussung von seiten der Russen zu denken, die ja doch schließlich auch schon verschiedene Jahrhunderte in engem Verkehr mit den Jenissejern leben. Abgesehen von den hellhäutigen Rasselementen der Jenissejer sind die übrigen aber ebenfalls nicht einheitlich. So fällt einem recht bald das Vorherrschen zweier verschiedener anderer Typen auf, von denen der eine schmal- und langgesichtig ist, kühne und schöne Züge trägt, eine lange Nase aufweist und gar nichts irgendwie Mongolisches an sich hat. Daneben besteht ein Typ, dessen breite und hohe Backen-

knochen sowie kleine geschlitzte Augen an mongolischen Einfluß denken lassen, jedoch kommen z. B. bei dem Vorhandensein breiter Backenknochen lange Nasen und gerade Augen vor, wenn auch die Gesamtform des Kopfes eine runde ist.

Weiterhin spricht Bogoras über die Gesamtzahl der Jenissejer, und wenn die früheren Zahlen immer nur gegen 1000 Seelen angaben, so war die Gesamtzahl der Jenissejer nach A. E. Tugarinows Ermittlungen für 1917: 1281; wenn man immer von den Jenissejern als von einem aussterbenden Volk gesprochen hätte, so redeten diese Zahlen doch eigentlich nicht davon. — Es ist wahr, diese Zahlen, an sich betrachtet, sprechen nicht von einem Aussterben, aber wer übernimmt denn die Bürgschaft dafür, daß die früheren Zahlen auch wirklich richtig waren? Man weiß, mit welcher Vorsicht die Ergebnisse der früheren russischen Volkszählungen benutzt werden müssen, und es ist nicht ausgeschlossen, daß in Wirklichkeit die Zahl der Jenissejer früher eine größere war. Wenn auch die Meinung der Jenissejer in dieser Angelegenheit gleichfalls nur von bedingtem Wert ist, so mag doch angeführt werden, daß die Tunguskaketo mir erklärten, sie wären in früheren Zeiten zahlreicher gewesen. Das ist natürlich möglich, wenngleich z. B. der Faktor der Kindersterblichkeit bei ihnen früher gewiß noch größer als heutzutage gewesen sein mag. Wir sahen z. B. einen sechs Monate alten Knaben in der Wiege, den man nicht ein einziges Mal gewaschen hatte, und der buchstäblich im Schmutz umkam. Der Vater erklärte, daß ihm ein anderes Kind, das man aber ebenfalls niemals gewaschen hatte, schon gestorben wäre. Und wahrlich, es ist kein Wunder, wenn diese Kinder sterben. Auch der Alkoholismus spielt da wohl eine nicht untergeordnete Rolle, jedoch verbietet es der Raummangel, hier näher auf diese Fragen einzugehen. Nur so viel sei noch gesagt, daß die Gefahr des Unterganges der Jenissejer noch in vollem Maße besteht, solange nicht der Trunksucht etwas gesteuert werden kann, und solange nicht auch in Podkamennaja Tunguska für die Tunguskaketo ein ständiger Arzt bestellt wird. Gerade in diesen Tagen beeilen sich die gesunden Tunguskaketo, vor ihren kranken Stammesgenossen, die während des Sommers weiter unterhalb im Jenissej gefischt haben, die Tunguska gegen hundert Kilometer hinaufzufahren. Man spricht von Cholera, der an vierzig Jenissejer weiter nördlich zum Opfer gefallen sein sollen.

Weiterhin stellt Bogoras die Ermittlungen zusammen, die er den fünf auf der Nördlichen Arbeiterfakultät in Leningrad lernenden Jenissejern verdankt. Da ergab sich, daß mehr als die Hälfte des Gesamtstammes Renttierzüchter sind und im Winter mit ihren Renttieren in der Taiga nomadisieren. Sie haben zwar nur wenig Tiere, etwa fünfzehn bis zwanzig die Familie, jedoch glaubt Bogoras, daß die Renttierzucht bei ihnen sehr alt wäre. Sie ist eine Schlittenrenttierzucht. Die Form der Schlitten der Jenissejer ist den Samojedenschlitten angenähert, aber zum Unterschied von den Samojeden besitzen die Jenissejer keine Wachhunde für die Weidezeit. Wenn die (nördlichen) Jenissejer zum Sommer aus der Taiga zum Fischfang am Jenissej erscheinen, lassen sie die Renttiere ohne jeden Schutz und ohne Wache im Wald zurück, und wenn sie im Herbst wieder dorthin zurückkehren, sammeln sie sie wieder ein. Da es in ihrem Wohngebiet keine Wölfe gibt, ist diese Art der Haltung auch nicht weiter gefahrvoll, und die Renttiere selbst zerstreuen sich nicht.

Wie Bogoras ebenfalls schon vollkommen richtig weiß, besitzen die Keto der Steinigen Tunguska keine Renttiere, sondern ihr einziges Haustier ist der Hund, der ihnen im Winter die Schlitten zieht und in einen charakteristischen Gürtel eingespannt ist, ohne vorn um die Brust herum-



gelegtes Zugband. Dieses Geschirr würde aber nur bis nach Turuchansk hin verwendet, während weiter nördlich das Hundegeschirr samojedischer Herkunft gebraucht würde, mit Brustriemen.

Nachdem Bogoras Castréns Mitteilungen über die Kotten in Zusammenhang mit den neueren nur wenigen Nachrichten gebracht hat, kommt er noch einmal auf die Sprache der Jenissejer zurück und teilt einige kleine Sätze mit, die N. K. Karger aufgeschrieben hat. Am Schluß als Beilage gibt er aber Kargers jenissej-ostjakischen Text sowie dessen Übersetzung eines Märchens wieder, eine Veröffentlichung, der als erstem überhaupt gedruckten Text in Ketosprache natürlich eine nicht geringe Bedeutung zukommt. Als besonders glücklicher Umstand für die Arbeit Kargers muß noch die Möglichkeit bezeichnet werden, mit dem Jenissejer Ilja Dibikow zusammenarbeiten zu können, der auch mir von Prof. Bogoras im Mai diesen Jahres in Leningrad als der begabteste von den Ketostudenten bezeichnet worden ist. In deutscher Übersetzung lautet das Märchen folgendermaßen:

„Ein Alter lebte. Bei ihm war eine Alte, und bei ihnen ein Sohn. Er ging auf die Jagd, tötete und trug die Beute nach Hause. Er ging, verirrte sich endlich und übernachtete im Wald. Hob eine Grube aus, dort übernachtete er. Am Abend sprang der Teufel aus dem Feuer, und er erschrak. Er floh. Nachts ging er. Er sieht Schwarzes, irgend etwas Schwarzes sieht er. Er schaute gut hin. Er sieht, wie sich die Großväter-Alten (=Bären) prügeln. Er ging zu ihnen hin. Er stellte sich bei ihnen hin. Ein Großvater-Alter sagte zu ihm: „Schlage diesem Tier den Hals ab! Ich bringe dich in mein Haus zurück.“ Er stand da und schlug nicht. Danach stand er noch immer da. Ein anderer Großvater-Alter sagte zu ihm: „Schlage diesem Tier den Hals ab. Ich gebe dir meine Tochter.“ Er schlug diesem Tier den Hals ab. Sie töteten ihn. Der Großvater-Alte sagte zu ihm: „Setz dich auf meinen Nacken.“ Er setzte sich auf seinen Nacken und griff hinter dem Genick fest in das Fell. Der Großvater-Alte ging in seine Stadt zurück. Sie kamen in seiner Stadt an. Er sieht eine große Stadt. Er kletterte von dem Nacken des Großvater-Alten auf die Erde. Der Großvater-Alte verwandelte sich in einen Menschen. Mit diesem Menschen gingen sie, hierher in die Stadt gingen sie und in sein Haus. Bei ihm übernachtete er.“

Inzwischen sind von mir eine größere Reihe von Prosatexten sowie Liedern aufgeschrieben worden und auch mit dem Sprechapparat aufgenommen, so daß nunmehr auch die Musik in den Kreis der Jenissejeforschung einbezogen ist, ein bei der Sangesfreudigkeit der Jenissejer nicht zu unterschätzender Faktor. Zunächst sei aber in Übersetzung eine kleine Skizze aus dem Leben der Jenissejer wiedergegeben, die ich kürzlich habe aufschreiben können.

„Ging, ging, ging, ging . . . begann den Schnee für ein Zelt wegzugraben. Übernachtete. Reinigte das Gewehr, ging aus, Eichhörnchen zu schießen. Fand Eichhörnchenspuren. Endlich fand er zwei Eichhörnchen in ihrem Nest. Ging, ging, ging, ging . . . Fand eine Eichhörnchenspur. Schoß das Eichhörnchen. Es fiel auf die Erde. Geht nach Hause, geht nach Hause . . . kommt nach Hause, kommt zu Hause an. Dann übernachtete er. Macht sich auf den Weg, ging, ging, ging . . . Sucht einen passenden Platz für das Zelt. Ging nach Hause zurück, fand ein Haselhuhn, schoß. Es fiel. Darauf ging er zu ihm hin und riß ihm die Federn aus. Ging nach Hause und übernachtete. Am Morgen spannte er die Hunde an den Schlitten. Sie gingen bis zu Ende. Legte eine Fuhre auf den Schlitten. Ging nach Hause. Zu Hause begann er mit der Frau zu schimpfen. — Mit einem Holzseicht schlug er ihr auf den Kopf.“



Es war eine kleine, aber schon etwas angeregte Gesellschaft, die sich da im Wald auf einer Insel im Jenissej zusammengefunden hatte. Ich saß auf einem umgefallenen Baumstamm und ermunterte meine Bekannten zum Erzählen, und endlich hatte ich sie denn auch so weit, was übrigens beileibe nicht einfach war, hier aber nicht näher ausgeführt werden soll. Den letzten Satz fügte übrigens einer der Keto-Zuhörer bei, als der Erzähler geendet hatte, und das Lachen der ausschließlich anwesenden Männer, darunter ein alter grauhaariger Schamane, war natürlich allgemein.

Bei den Märchen haben wir einen starken russischen Einfluß feststellen können, wie eine Reihe von uns nur in russischer Übersetzung aufgeschriebenen Texten dartut, ohne das Material jedoch hier selbst mitzuteilen, das an anderer Stelle veröffentlicht werden soll.

Bei den Liedern der Jenissejer sind als zwei sogleich merkbare und zu unterscheidende Gruppen die Schamanenlieder und die als Eigenlieder zu bezeichnenden anzuführen. Die ersteren sind meist ziemlich lang, während die Eigenlieder weniger umfangreich sind. Strophen sind bei beiden vorhanden. Diese Eigenlieder werden gesungen, wenn sich der Ket in besonders angeregter Stimmung befindet, d. h., wenn er betrunken ist. An anderer Stelle wird demnächst Text und Übersetzung eines dieser Lieder mitgeteilt werden. Jeder Jenissejer kann ein solches Lied sein eigen nennen, das nur er allein singt, in dem angegebenen Fall aber die ganze Nacht hindurch, und auch noch am anderen Morgen, je nach der Menge des genossenen Schnapses. — Es gibt auch eine historische Prosaerzählung über Kämpfe mit den Samojeden und Tungusen, jedoch ist es mir bisher noch nicht gelungen, jemand ausfindig zu machen, der den Text kannte.

Ehe weiterhin auf die von Bogoras angeschnittenen Verwandtschaftsfragen eingegangen sei, mögen erst die von ihm beigebrachten Nachrichten über die Kotten besprochen werden. Zu Castréns Zeit waren die Kotten mit den Kamassinen und teilweise den Katschinen in einer allgemeinen Verwaltungseinheit zusammengeschlossen. Die Russen nannten die Kamassinen Waldkamassinen. Es waren, wie von Castrén festgestellt worden ist, Samojeden. Die Kotten aus dem Agulschen Uluß, ebenso wie die Katschinen des Ulusses Ugumakow, nannten die Russen Steppenkamassinen. Zu Castréns Zeit bestand der Agulsche Uluß aus 76 Personen, von denen nur fünf kottisch sprachen. Bei der Stadt Kansk gab es ebenfalls noch einige kottische Familien, aber sie sprachen alle russisch.

Neuerdings hat A. E. Tugarinow die damals von Castrén untersuchten Gebiete wieder aufgesucht und darüber in der Zeitschrift „Nordasien“ (russ.), 1926, Bd. 1, S. 75 berichtet. Nach Tugarinows Mitteilungen sind die Kotten nunmehr endgültig ausgestorben. Die gegenwärtige Bauernbevölkerung des Dorfes Agulskoe stellt ein wunderbares Gemisch von Kotten, Karagassen, Tungusen, ugrischen Ostjaken vom Flusse Ket und Russen dar, aber alle sprechen russisch. Zwei, drei Familien erinnern sich noch ihrer kottischen Abstammung.

Die Waldkamassinen, also Samojeden, die Kagmásche Castréns, erinnern sich noch teilweise ihrer Sprache (9 Familien), und sieben Familien sprechen katschinisch, einen türkischen Dialekt. Die Jugend dagegen spricht ausschließlich russisch und hat weder Neigung, samojedisch noch türkisch-katschinisch zu lernen.

Zusammen mit der Russifizierung haben die Kalmažen auch ihre Renntierzucht verloren. Sie soll von höherem Typus gewesen sein, der karagassisch-sojotischen nahestehend. Auch das Renntier war kräftig und stark, von sajanischer Rasse.

Die Kotten haben augenscheinlich die Renntierzucht nicht gekannt. Nach Castrén lebten sie in birkenrindegedeckten Zelten und in kleinen

Erdhütten. Sie besaßen weder Pferde noch Renntiere und jagten im Winter auf Schneeschuhen, im Sommer dagegen zu Fuß. Sie waren also ein Volk von zu Fuß gehenden Jägern, wie auch ein Teil der Jenissejer und die Kuznjetzkischen Schorzen; eine Wirtschaftsform, die Bogoras für die Nordgebiete wohl mit Recht als die älteste der altsibirischen Stämme bezeichnet. Er weist auch noch darauf hin, daß die Fußjägerei in Nordkanada unter den noch unbeeinflussten Indianerstämmen bis auf den heutigen Tag die herrschende geblieben ist.

Bogoras führt weiterhin an, daß die Jenissejer, ebenso wie die Kotten und überhaupt alle Stämme des Sajan und des Altai eifrige Sammler und Gräber eßbarer Wurzeln, wie Sarana und Kandyka seien, was überhaupt charakteristisch für die Altsibirier wäre, sogar für die allernördlichsten, die von Bogoras so meisterhaft behandelten Tschuktschen. Dazu sei bemerkt, daß ich während meines Sommeraufenthaltes 1927 bei den Tunguskaketo, die ihre alte Wirtschaftsform reiner bewahrt haben als die weiter nördlich lebenden, nichts von einem eifrigen Sammeln eßbarer Wurzeln habe bemerken können, trotzdem ich in enger Gemeinschaft mit ihnen lebte, und mir ein solcher Vorgang zu beobachten bestimmt nicht entgangen wäre. Morgens und abends zog man mit dem Boot aus, um die Selbstfänge nachzusehen, sonst aber waren die Frauen mit Fadendrehen, Suppe kochen, Felleinfetten, Backen und Kinderwarten genugsam beschäftigt, wengleich auch wohl die Gelegenheit vorhanden gewesen wäre, in dem nebenbeigelegenen Wald eßbare Wurzeln zu finden. Nur ein einziges Mal zogen ein paar junge Mädchen aus, um wilde Stachelbeeren zu pflücken, die in großer Menge und leicht erreichbar im Walde wuchsen.

Nach Tugarinows Mitteilung erinnern sich dagegen die russifizierten Abkömmlinge der Kamassinen und Kotten noch recht gut dieses Sammelns von Wurzeln, wie mir auch bei meinem Aufenthalt in Krasnojarsk der Mitarbeiter des dortigen Museums, Kudrjawtzev, erklärte, der mir später bei einem Ausflug in die Krasnojarsker Gebirgswelt die blühende Sarana zeigte. Die letzten Grabschaukeln für Wurzeln sammelte im Jahre 1914 der finnische Ethnograph Donner.

Wir kommen zum letzten Teil der Bogorasschen Ausführungen, Stellung und Verwandtschaft von Sprache und Kultur der Jenissejer betreffend.

In Verbindung mit der sichtlich selbständigen jenißej-ostjakischen Flexion nennt Castrén die ketische Sprache der chinesischen ähnlich; eine vielzitierte Stelle. G. J. Ramstedt hat in einem Aufsatz (*Journal de la Société Finno-Ougrienne*, XXIV, 1907, S. 5—3) sogar die Hypothese eines möglicherweise vorhandenen Zusammenhanges der Keto-Sprache mit den indochinesischen überhaupt aufgestellt und vergleicht jenißej-ostjakische Wurzeln mit tibetischen, birmanischen usw. Kai Donner weiterhin (*Beiträge zur Frage nach dem Ursprung der Jenissej-Ostjaken*, ebenda, 1920, I, 7) zieht auch noch Hsia-hsia- und Si-hia-Wurzeln an. Nach Bogoras' Meinung wären diese Vergleiche jedoch nicht besonders überzeugend, sie erhielten aber trotzdem eine besondere Bedeutung im Zusammenhang mit Untersuchungen A. Trombettis, der Indo-Chinesisch und Tibetisch mit amerikanischen Sprachen vergleicht, wie auch im Zusammenhang mit den Bemühungen des amerikanischen Sprachforschers Sapir, der Tibetisch mit der Dene-Sprache in Nordamerika verglichen hat.

„Wenn es möglich sein sollte, einerseits die westliche aus den asiatischen Sprachen Sibiriens mit Indo-Chinesisch und Tibetisch in Zusammenhang zu bringen, und andererseits diesen Zusammenhang bis nach Nord- und Südamerika weiter zu verfolgen, so erhielte die asiatisch-amerikanische Sprachen- und Völkerkette, die im letzten Viertel dieses Jahrhunderts Glied um Glied ausgeschmiedet worden ist, eine weitere Verstärkung.“



Neuerdings hat sich auch N. Ja. Marr in einem Aufsatz „Von den Schumerern und Hettitern zu den Paläoasiaten“ mit der hier behandelten Frage beschäftigt und sumerische sowie hettitische Wörter mit jenniszej-ostjakischen zusammengestellt, so sumerisch *gîme-gêm.* Frau, Mädchen, Dienerin, mit hettitisch *gim*, Sklavin und jenniszej-ostjakisch *k'im, xim, xem*, Weib, Ehefrau. Bogoras selbst führt dann noch an, daß ja auch der Name *Ket* mit dem Völkernamen Hettiter zusammenfiele.

Es ist gewiß außerordentlich dankenswert, daß Bogoras hier einmal all das an Hypothesen zusammengestellt hat, was so während der letzten 75 Jahre aufgetaucht ist. Ich möchte jedoch das Gefühl der Unbehaglichkeit nicht verhehlen, daß mich beim Lesen und Niederschreiben der letzten Abschnitte nicht verlassen wollte. Mit Wortvergleichen läßt sich schließlich alles „beweisen“. Ich glaube, man könnte mit genau demselben Recht aus Castrén's Wörterverzeichnis *alg* = eine Entenart mit dem deutschen *Alk* in Zusammenhang bringen, oder etwa *âl* = Fischsuppe, mit dem deutschen *Aal*, vielleicht auch *ammas*, Stiefmutter, mit *Amme*, oder vielleicht *ul, uol*, Wasser, mit *Öl*. Bisher ist meiner Meinung nach das zur Verfügung stehende Material trotz Castrén's Grammatik noch immer viel zu gering, um derart weitgehende Schlußfolgerungen ziehen zu können. In erster Linie mangelt es eben an Texten, und Kollege Karger sowie sein jenniszej-ostjakischer Gewährsmann werden sich das größte Verdienst erwerben, wenn sie ihre sorgsam transskribierten Texte möglichst bald der Öffentlichkeit übergeben und sie nicht nur im Archiv liegen lassen, wie es so leicht mit derartigen Arbeiten geschehen kann.

Auf festerem Boden befinden wir uns wieder, wenn wir zunächst die Untersuchungsergebnisse Castrén's über die seinerzeitigen Kulturverhältnisse in dem von ihm bereisten Gebiet betrachten, wie es anschließend an die Überschau über die sprachwissenschaftlichen Hypothesen auch Bogoras tut. Castrén fand, wie schon angeführt, die Kamassinen in naher Beziehung zu den Kotten stehen und beide Stämme tatarisiert, während sie neuerdings russifiziert sind. Ebenso tatarisiert waren auch die Arinen, die Castrén im Arinischen Uluß vorfand, in unmittelbarer Nachbarschaft mit den Katschinen.

Eine ebensolche Vereinigung von samojedischen und ketischen Elementen stellen auch die Koibalen dar, ein am Oberlauf des Jenissejs, aber auch am Abakan und der Sogda lebender Volksstamm. Castrén fand sie ebenfalls vollkommen tatarisiert, aber er konnte feststellen, daß fünf ihrer Geschlechter samojedischer Herkunft wären, drei dagegen jenniszej-ostjakischer. Die Eigenbezeichnung der Koibalen ist „*tufa*“, eine geographische sowie Stammesbezeichnung, die sich in dem bezeichneten Gebiet in verschiedenen Verbindungen oft vorfindet (vgl. N. N. Kozmin, Chakasy, Irkutsk 1925, S. 31 u. 45). Bogoras schreibt: „Mit vollkommener Begründung kommt Castrén zu dem Schluß, daß die Türkstämme am oberen Jenissej, die Katschinen, Sagaier, Koibalen, Kisilen, aber auch die Sojoten mit den Karagassen ihrer Herkunft nach den Samojuden und den Jenissej-Ostjaken zuzurechnen wären. Diesen Gedanken wiederholt und entwickelt Castrén an verschiedenen Orten. Ich, meinerseits, bin der Ansicht, daß er den Schlüssel zur Entscheidung der Frage nach dem westlichen Zweig der sibirischen Altasiaten bildet.“

Dieser Gedanke beschäftigte Castrén im Zusammenhang mit der Frage nach der sog. Urheimat der Finnen. Zu diesem Behufe führte er eine Reihe von Beweisen auf, die hier ebenfalls wiederholt werden mögen, und von denen Bogoras sagt, daß sie ihre Überzeugungskraft bis auf den heutigen Tag nicht verloren hätten.



1. Nahe Verwandtschaft der Samojuden mit den Finnen. Die Samojuden und die samojudische Sprache sind das östlichste Glied der großen finnisch-ugrischen Gemeinschaft.

2. Unmittelbare Nachbarschaft und augenscheinlicher Zusammenhang der südlichen Samojuden mit den Altasiaten, den Keto und Kotten.

3. Unmittelbare Nachbarschaft der südlichen Samojuden und der Keto mit den von Süden anrückenden Türken. Daraus sich ergebende Türkisierung.

Bogoras fährt fort: „Natürlich führt diese Beweiskette die Finnen noch nicht auf die Höhen des Altai, wie es Castrén gewollt hatte. Immerhin sind seine Erwägungen, daß die Hinweise der chinesischen Chroniken auf weißhäutige und hellhaarige Völker im Altaigebiet auf die Finnen bezogen werden können, ziemlich wahrscheinlich. Es ist leichter, ein finnisches Element auf dem Altai und dem Sajan anzunehmen als ein indo-europäisches oder ein anderes, vollkommen unbekanntes.“

„In meiner oben angeführten Arbeit (Alte Völkerwanderungen in Nord-Eurasien und in Amerika, russisch, Sbornik des Museums für Anthropologie und Ethnographie, Band VI, 1927. Dasselbe auch in dem Vortrag *Paleoasiatic tribes of Southern Siberia*, gelesen auf dem XXII. Amerikanistenkongreß in Rom 1926) habe ich versucht, die Hypothese über die altai-sajanische Herkunft der Altasiaten zu entwickeln, vollkommen der Hypothese Castréns entsprechend, mit dem Unterschied, daß ich zum Altai nicht von Westen, sondern von Osten gelangte. Die Keto, die Jenissej-Ostjaken also, dienten mir als letztes westliches Glied, wie für Castrén als letztes östliches.“

An Stelle der veralteten Theorie von Weltfluten, die auch von Castrén abgelehnt wird, vereinigte Bogoras seine ethnographische Hypothese mit der Arbeit des Akademikers P. P. Suschkin über die westliche Grenze des angarisch-chinesischen Kontinentes als der wichtigsten Grenzlinie der zoologischen und im besonderen der ornithologischen Geschlechter Eurasiens. „Ich bemühte mich, nachzuweisen, daß diese Trennungslinie eine nicht weniger große Bedeutung auch für die Einteilung der Völker und Kulturgebiete besitzt.“

Im Zusammenhang damit baute Bogoras die zweite Hälfte dieser Hypothese über eine alte Völkerausbreitung in Nordostrichtung aus, über die obenbezeichnete Grenzlinie hinaus, bis zur Beringbrücke und weiter nach Amerika; den Ausgangspunkt sowohl für Castrén als auch für Bogoras bildet das vereinigte Altai-sajanische Gebirgsmassiv.

Bogoras schließt: „Und im Grunde genommen setzt eine Hypothese nur die andere fort. Vereinigt stellen sie einen Grundriß der Völkerausbreitung über die gesamte Breite der nördlichen europäisch-amerikanischen Zone in Form von zwei gebogenen Linien dar, die zusammen aus einer und derselben zentralasiatischen Ecke hervorgehen.“

So weit also Prof. Bogoras' Hypothese über den Ursprung der Alt-sibirier und der Bevölkerung Amerikas. Wie gesagt, es steht uns im Augenblick Bogoras' große Abhandlung über diese im höchsten Grade wichtige Frage leider nicht zur Verfügung, so daß wir uns und unsere Leser mit Bogoras' eigentlicher Beweisführung leider nicht näher bekannt machen können. Immerhin genügt aber das von ihm mitgeteilte Material doch, um schon im allgemeinen zu dem gesamten Fragenkomplex Stellung zu nehmen und einige Meinungen zu äußern, durch die die Angelegenheit möglicherweise weiter geklärt werden kann.

Zuerst einmal haben wir es bei Prof. Bogoras' Hypothese mit einem als Urheimathypothese zu bezeichnenden Versuch zu tun. Die Zahl solcher Urheimathypothesen ist nicht gering. Da gibt es etwa die Hypothesen über den Ursprung der Indogermanen, oder Castréns Hypothese über die Herkunft der Finnen; bekannt sind die, man möchte sagen heldenhaften

Bemühungen der Ungarn, ihre sogenannte Urheimat zu entdecken; die Germanen wollte man von den Skythen ableiten usw. Überall treten uns also Bestrebungen entgegen, in dem ewigen Auf und Ab der Völker- und Kulturbewegungen Ruhepunkte zu suchen; Ruhepunkte aber für den beunruhigten Geist, der sich eine Heimat sucht, um endlich von der quälenden Vorstellung und richtigen Erkenntnis unablässigen Kommens und Gehens und keines Verweilens befreit zu sein. So hatte sich Castrén schließlich bei der Hypothese beruhigt, daß die finnischen Völker eine Urheimat auf dem Altai-Gebirge besäßen. So hat sich der selbst rastlose Geist Prof. Bogoras' nun dahingefunden, daß den altasiatischen Stämmen ebenfalls ein solcher Ausgangspunkt zukommt, den er gleichfalls im Altai-Sajankomplex gefunden haben will. Ist denn nun damit das Problem der sog. Altsibirier wirklich gelöst, d. h., können wir uns nunmehr ruhig anderen Fragen zuwenden und uns an ihnen versuchen, oder bleibt nicht doch noch in uns ein Stachel zurück, der uns antreibt, unsere Blicke dennoch wiederum prüfend über die alten Gefilde schweifen zu lassen? Schon oben mußte gesagt werden, daß die Frage nach der Stellung und möglichen Verwandtschaft der Jenissejer und ihrer Kultur noch keineswegs spruchreif ist, und daß es erst sehr vieler neuer Materialien bedarf, um einigermaßen klarer blicken zu können. Dann aber: Ist man nicht in der Altersansetzung der paläoasiatischen Völker und Kulturen ein wenig zu weit gegangen? Nach Bogoras' Ausführungen hätten wir in ihnen die älteste Kulturschicht des amerikanisch-sibirischen Nordens zu sehen. Dem ist doch aber wohl trotzdem nicht so. Die sog. altasiatischen Kulturen scheinen vielmehr verhältnismäßig recht, recht jungen Datums zu sein, wenn wir die prähistorischen Verhältnisse Sibiriens mit in Betracht ziehen, wie es unumgänglich notwendig ist. Die Ethnographie allein kann hier eben überhaupt nicht Antwort geben, ehe sie sich nicht mit der Vorgeschichte vereinigt. Ehe nicht die schon bisher zutage getretenen Ergebnisse der sibirischen Vorgeschichte Berücksichtigung gefunden haben, können wir keine einigermaßen befriedigende Antwort auf die Frage nach dem Verhältnis der Altasiaten zu den Völkern Amerikas erhoffen. Das wissen wir aber jetzt schon, daß es in Sibirien Kulturen und also auch Völker gegeben hat, die bei weitem älter als die Kulturen der „Altsibirier“ sind. Es ist ja nun möglich, daß vielleicht die letztgenannten Kulturen in Zusammenhang mit den alten prähistorischen Kulturen gebracht werden können, aber bisher liegen noch keine diesbezüglichen Untersuchungen vor. Meiner Ansicht nach darf man die Frage nach der Ausbreitung und verwandtschaftlichen Stellung der altsibirischen Kulturen vorerst gar nicht mit der Frage der ersten Besiedlung Nordsibiriens und Amerikas verquicken, sondern muß beide getrennt zu beantworten suchen. Sondern wir hier beide Probleme und lassen das erste ganz außer Betracht, so bleibt Bogoras' Hypothese, daß die altsibirischen Kulturen ihren Ursprung auf dem Altai-Sajan-Massiv genommen hätten. Auch hier, glaube ich, stehen wir noch keineswegs vor letzten Entscheidungen, und von anderer Seite (Jochelson) ist kürzlich schon die Hypothese vom amerikanischen Ursprung der Altsibirier aufgestellt worden, die mancherlei Bestechendes an sich hat und das gerade Gegenteil von Bogoras' Ansicht darstellt. Die nächste Zeit wird hoffentlich eine gewisse Klärung herbeiführen. In erster Linie aber bedarf es da noch weiterer neuerer Materialien, sowohl vorgeschichtlicher als auch ethnographischer, ohne die wir auf ein bloßes Raten beschränkt bleiben, und ohne die das Altasiatenproblem niemals wird gelöst werden können.



## Die Rama-Indianer von Nicaragua.

Von

E. Conzemius, Mertzig (Luxemburg).

### I. Einleitung.

An der Ostküste von Nicaragua zwischen der Bluefields Lagune im Norden und dem Rio Punta Gorda im Süden leben die auf etwa 270 Seelen zusammengeschmolzenen Überreste eines Indianerstammes, den man nach der Selbstbenennung „Rama“ genannt hat. Sie sind das nördlichste Glied der großen Chibcha-Familie, die sich über Costa Rica, Panama, Kolumbien bis tief nach Ecuador hinein erstreckt, doch hatten die eigentlichen Chibcha nur die Gegend von Bogota (Kolumbien) inne. Während der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden noch einige wenige Ramafamilien am Rio Melchora, einem linken Nebenfluß des oberen San Juan, angetroffen, wo sie auch als „Melchora-Indianer“ bezeichnet wurden.

Die Rama bewohnen also den südlichen Teil jenes gewaltigen, spärlich bevölkerten und bis auf den heutigen Tag noch wenig erforschten Teiles von Mittelamerika, welcher uns unter den Namen Mosquitoküste, Mosquitoland, Moskito (spanisch „Mosquitia, Costa de Mosquitos, Costa Mosquita“; englisch „Mosquito Coast, Mosquito Territory, Mosquito Shore“) und später als Mosquitoreserve (Reserva Mosquita, Mosquito Reservation) bekannt ist.

Das Klima dieses Landes ist ein tropisches mit den Vor- und Nachteilen eines solchen. Es wird jedoch gemäßigt durch den Umstand, daß die Luftströmungen beider Ozeane die Temperatur bedeutend abkühlen. Der Übergang von Regen- zu Trockenzeit und umgekehrt ist an der Mosquitoküste nicht so schroff wie an der pazifischen Abdachung Mittelamerikas. Der Regenfall ist bedeutend und soll in der Gegend von San Juan del Norte (Greytown) etwa sechs Meter jährlich betragen; dies wäre also die niederschlagsreichste Gegend von ganz Mittelamerika.

Der Unterschied im Klima spiegelt sich auch in der Pflanzenwelt wieder; an der regenfeuchten Mosquitoküste ist die Vegetation viel üppiger als an der verhältnismäßig trockenen Westküste. Andererseits erfolgt der Übergang von der südlichen zur nördlichen Pflanzenwelt so allmählich, daß es unmöglich ist, eine bestimmte botanische Grenze zwischen Nord- und Südamerika festzusetzen. Typische südliche Pflanzen finden sich bis tief in Honduras hinein, andererseits durchsetzen nördliche Formen die ganze Mosquitoküste bis zum Rio San Juan.

Die Mosquitoküste ist sehr reich an Flüssen, auf welchen sich größtenteils der Verkehr abspielt, denn es gibt wenige Wege außer den Jagdpfaden der Indianer. Diese Flüsse münden meistens nicht direkt in die See, sondern in Haffe (Lagunen), welche durch sehr schmale Nehrungen vom Meere getrennt sind. Während der Regenzeit überschwemmen sie ihr Ufer an vielen Stellen im Unterlauf, die dahinter gelegene Landschaft in undurchgängliche Sümpfe verwandelnd, die teilweise mit Mangrove-Bäumen dicht bewachsen sind.

Die einheimische Bevölkerung der Mosquitoküste besteht aus verschiedenen Stämmen, die sich nicht so sehr durch Sitten und Gebräuche als durch Körperbau, Hautfarbe und Sprache von einander unterscheiden; es sind dies die Miskito, Sumu (die wieder in Ulwa, Kukra, Panamaka, Bawihka und Twahka zerfallen), Matagalpa, Paya und Rama. Die drei erstgenannten Stämme sprechen verwandte Sprachen, welche sich bedeutend von denjenigen der Paya und Rama unterscheiden. Die Sprache



der Matagalpa, welche den westlichen Teil der Mosquitoküste inne hatten, ist schon seit einigen Jahrzehnten erloschen.

Bei weitem der wichtigste dieser Stämme ist derjenige der Miskito, fälschlich auch Mosquito, Mosco genannt; sie wurden von den Spaniern mit dem Namen „Zambos“ bezeichnet, da sie sich gegen Mitte des 17. Jahrhunderts mit schiffbrüchigen Negersklaven vermischten. Um diese Zeit traten sie in Beziehungen mit englischen, französischen und holländischen Seeräubern, welche im Karibischen Meere hausten, um spanische Fahrzeuge und Niederlassungen zu überfallen. Die Miskito waren damals noch auf das Küstengebiet zwischen Cabo Gracias a Dios und dem Wawaflusse beschränkt. Von ihren europäischen Bundesgenossen erhielten sie Feuerwaffen, mit deren Gebrauch sie bald sehr vertraut wurden, und dies ermöglichte es ihnen im Laufe der Zeit, die anderen längs der Küste wohnenden Stämme (Paya, Sumu, Rama) von Cabo Cameron (Honduras) bis zum Rio San Juan zu unterjochen. Letztere mußten ihrem „Könige“ als Ausdruck ihrer Abhängigkeit einen jährlichen Tribut zahlen. Die Miskito unternahmen sogar auf ihren Einbäumen kühne Seefahrten nach Costa Rica und Panama, um die Kakao-pflanzungen der Spanier am Rio Matina zu plündern und die Indianer dieser Gegend als Sklaven an die Engländer von Jamaika zu verkaufen.

Die verschiedenen primitiven Völker der Mosquitoküste wurden von den früheren spanischen Geschichtsschreibern mit dem leicht irreführenden Ausdruck *Chontal* oder *Chondal* bezeichnet. Dieser Name hat sich im nicaraguanischen *Departamento* Chontales erhalten, ein Gebiet, das früher von Ulwa und teilweise von Matagalpa bewohnt war. *Chontal* und *Popoloca* (*Pupuluca*) sind mexikanische Wörter und wurden von den Nahuastämmen auf primitive Völker in Mexiko und Mittelamerika angewandt im Sinne von „roh, wild, ungebildet, fremd“, genau wie das „*Barbarus*“ der Römer. Die Mexikaner sahen auf alles Fremde mit stolzer Verachtung herab, und diese Auffassung ging auf die spanischen Konquistadoren über. Viele Mißverständnisse sind leider dadurch herbeigeführt worden, daß die Mexikaner und später die Spanier eine Anzahl völlig heterogener Stämme mit den Namen *Chontal* und *Popoloca* bezeichneten.

Im Laufe der 18. und 19. Jahrhunderte wurden die Rama und andere primitive heidnische Stämme der Mosquitoküste und anderer Teile Mittelamerikas von den Spaniern oft mit dem unbestimmten, allgemeinen Ausdruck *Caribe* bezeichnet. Zu Beginn der Kolonialzeit wurde dieses Wort nur auf anthropophagische Völker angewandt, später aber wurde es im Sinne der oben erwähnten mexikanischen Ausdrücke (*Chontal* und *Popoloca*) gebraucht. Eine ähnliche Bedeutung hatten früher in Honduras die Bezeichnungen *Lenca* und *Jicaque*; in anderen Teilen des spanischen Amerika wurden solche Stämme, in deren Gebiet die Spanier nicht eindringen konnten, als *Bravos* oder *Valientes* „die Tapferen“ bezeichnet.

Die atlantische Küste von Nicaragua wurde schon im Jahre 1502 von Kolumbus entdeckt und zwar während der vierten und letzten Reise des berühmten Seefahrers nach der Neuen Welt. Im Laufe des 16. Jahrhunderts machten die Spanier verschiedene Versuche, die Mosquitoküste zu erobern, aber alle scheiterten am Widerstande der Eingeborenen, welche, begünstigt durch die physikalische Beschaffenheit des Landes mit seinen undurchdringlichen und sumpfigen Urwäldern, ihre vollständige Unabhängigkeit bewahren konnten.

Ebensowenig wie früher den Mexikanern, gelang den Spaniern die Unterjochung dieser wenig zahlreichen primitiven Völker, welche bei Verfolgung in den Wald flüchteten, um dort den nachrückenden Feind in einen Hinterhalt zu locken. Die Spanier hofften zuerst, im Lande große

Goldschätze zu finden; als es sich aber herausstellte, daß keine großen Reichtümer dort anzutreffen waren, schenkte man der Mosquitoküste wenig Bedeutung. Der Rio San Juan oder „Desaguadero“, wie ihn die Spanier nannten, da er als Abfluß des Nicaraguasees dient, wurde von Diego de Machuca (1539) bis zu seiner Mündung erforscht und wurde von den Spaniern als Handelsweg zwischen Nicaragua und dem atlantischen Ozean benutzt.

Im 17. Jahrhundert stellten sich die Miskito, welche damals ihre Herrschaft schon auf das ganze Küstengebiet ausgedehnt hatten, unter den Schutz Englands. Bald darauf wurden britische Niederlassungen an der Bluefields Lagune, Cabo Gracias a Dios und am Rio Tinto (Black River) gegründet; Forts wurden an diesen drei Stellen errichtet und Besatzungen aus Jamaika eingeführt.

Durch die Friedensverträge von Paris (1763) und Versailles (1783) und die Konvention von London (1786) verpflichtete sich Großbritannien, die Mosquitoküste zu räumen und seinen Untertanen zu befehlen, das Land zu verlassen. Viele von den letzteren blieben jedoch zurück, zumal in Bluefields und Pearl Lagoon (Laguna Perlas), wo sie sich durch Holzfällen und Schleichhandel schnell ein Vermögen erwarben.

Kolonisten wurden aus Spanien nach Rio Tinto und Cabo Gracias a Dios gebracht, und kleine Besatzungen wurden zum Schutze dieser Niederlassungen eingeführt. Die Spanier konnten sich aber nicht behaupten wegen der fortwährenden Feindseligkeiten der Miskito und der im Lande zurückgebliebenen Engländer, und nach wenigen Jahren räumten sie beide Ortschaften.

Unterdessen (1821) erklärte Zentralamerika sich unabhängig von Spanien und wurde eine freie Republik. Diesen Umstand machte sich England zunutze, um die Schutzherrschaft über die Mosquitoküste zu erneuern. Der Sohn des früheren Herrschers wurde in Belize, der Hauptstadt von Britisch-Honduras, feierlich zum König gekrönt und an Bord eines englischen Kreuzers in sein Land gebracht.

Die Staaten Honduras und Nicaragua, die Erben Spaniens in diesem Teile Amerikas, erkannten ebensowenig wie das Mutterland die Existenz eines unabhängigen Mosquitostaates an und erhoben beständig Anspruch auf das genannte Gebiet; sie waren aber zu schwach, um sich des Landes zu bemächtigen. Nicaragua hatte sich 1836 und 1843 gewaltsam der Stadt San Juan del Norte (an der Mündung des Rio San Juan) bemächtigt, wurde aber 1841 und 1848 von britischen Kriegsschiffen verjagt. Durch Beschluß des Miskito-Königs wurde die Stadt dann Greytown genannt zu Ehren des damaligen Statthalters von Jamaika, Lord Charles Grey.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika waren jedoch nicht geneigt, der beständigen Ausbreitung Großbritanniens in Mittelamerika tatenlos zuzusehen, zumal San Juan del Norte als das atlantische Spundloch des geplanten interozeanischen Kanals bestimmt war. Sie traten daher für Nicaragua ein und zwar im Sinne der 1823 aufgestellten Monroe-Doktrin. Durch den 1850 zwischen den Vereinigten Staaten und England abgeschlossenen, nach den beiderseitigen Unterhändlern benannten Clayton-Bulwer-Vertrag mußte letztere Macht das Schutzverhältnis mit den Miskito aufgeben.

Unter dem Druck der Vereinigten Staaten erkannte England durch die 1859 und 1860 mit Honduras und Nicaragua abgeschlossenen Verträge die Oberherrschaft beider Republiken über die Mosquitoküste an. Innerhalb des Gebietes von Nicaragua wurde jedoch den Indianern eine gewisse Selbstverwaltung überlassen, und zwar in dem Distrikte zwischen dem Rio Hueso (Sanawala. Houson River) im Norden, dem Rio Punta



Gorda (Rio Rama) im Süden, und im Westen gegeben durch den Meridian 84° 15' westlicher Länge. An der Spitze dieses Gebietes, welches Mosquito Reserve (Reserva Mosquita, Mosquita Reservation) genannt wurde, stand der König der Miskito; er mußte aber diesen Titel mit demjenigen „Häuptling“ (Jefe, Chief) vertauschen.

Die große Mehrzahl der Rama befand sich im Gebiet der Reserve und wurde von Bluefields aus regiert; die wenigen südlich vom Rio Punta lebenden Familien waren jedoch den nicaraguanischen Behörden von San Juan del Norte unterworfen.

Die Reserve war geschaffen worden, um es den Eingeborenen zu ermöglichen, sich selbst zu regieren, unter Wahrung ihrer Sitten und Gebräuche. Sie standen aber mit wenigen Ausnahmen auf einer zu niedrigen Stufe, um ihren Einfluß geltend zu machen. Die Regierung der Reserve war fast ausschließlich in den Händen der schwarzen Kreolen von Bluefields oder eingewanderter Neger aus Britisch-Westindien. Diese sahen feindlich auf alles Spanische hin und es bestand fortwährend eine starke Spannung zwischen der Reserve und der Regierung von Nicaragua, die durch verschiedene Maßregeln von beiden Seiten immer mehr gesteigert wurde.

Im Jahre 1881 wurden verschiedene dieser Streitfragen dem Kaiser Franz Joseph I. von Österreich als Schiedsrichter vorgelegt. In den darauffolgenden Jahren verschärften sich die Gegensätze derart, daß durch einen Einfall Nicaragua 1894 die Hauptstadt der Reserve, Bluefields, besetzte und die Behörden absetzte. Einige Monate später wurde dann durch eine sogenannte Volksabstimmung die Reserve endgültig in die Republik einverleibt, und zwar als Departamento „Zelaya“ (jetzt Departamento de Bluefields) zu Ehren des damaligen Präsidenten von Nicaragua, José Santos Zelaya.

## II. Geographisches über das jetzige Siedlungsgebiet der Rama.

### *Rio Punta Gorda.*

Während des 18. Jahrhunderts lebte der Hauptteil des Stammes der Rama im Stromgebiet des Rio Punta Gorda, welcher südlich von Monkey Point (Punta Mico) ins Meer mündet. Dieser Fluß wird auch Rama genannt, doch ist der Gebrauch des Namens Punta Gorda vorzuziehen, um eine Verwechselung mit dem oberhalb Ciudad Rama in den Rio Escondido oder Bluefields River mündenden Rio Rama zu vermeiden<sup>1)</sup>. Er bildet die Grenze zwischen dem Departamento von Bluefields und der Comarca von San Juan del Norte und war ebenfalls die Südgrenze der früheren Mosquito-Reserve.

Heute ist die Rama-Bevölkerung am Punta Gorda-Flusse auf etwa 50—55 zusammengeschmolzen, wovon etwa 15 Seelen einige Kilometer oberhalb der Mündung und die anderen zerstreut am Rio Monte (Monte crique, Monte creek), einem nördlichen Nebenflusse zu seinem Unterlauf, wohnen. Die an der Mündung des Flusses gelegene Ortschaft Punta Gorda ist heute ausschließlich von *Ladinos* (spanisch sprechenden Mischlingen), meistens früheren Kautschuksammlern, bewohnt. Collinson (1, S. 41) erwähnt diese Ansiedlung unter dem Namen „Tincum's village“; damals (um 1867) bestand sie aus etwa 20 Rama-Hütten. Zu jener Zeit hatten die Rama auch noch den Mittellauf des Flusses inne, eine Gegend, die

<sup>1)</sup> Pector (2: S. 83, 292, sowie auf der diesem Artikel beigelegten Karte „*Esquisse d'une Carte Politique du Nicaragua en 1893*“) nennt ihn auch Ramaqui, Ramaki, Rama-Key, was auf eine Verwechslung mit dem Eilande Rama (engl. „Rama Key“) in der Bluefields-Lagune zurückgeht.



jetzt von Ulwa (Sumu) bewohnt ist, die vor etwa 30—40 Jahren aus dem Stromgebiet des Rio Escondido gekommen sind. Collinson erwähnt auch die Ruinen eines alten Rama-Dorfes etwas unterhalb der Vereinigung der beiden Flüsse, die den Rio Punta Gorda bilden<sup>1)</sup>.

### *Rio Rama.*

Ein anderer Rio Rama, ein rechter Nebenfluß des Rio Escondido, scheint ebenfalls seinen Namen von früheren Rama-Bewohnern erhalten zu haben<sup>2)</sup>. Seine Mündung, „Boca del Rama“ genannt, befindet sich etwas oberhalb des 1889 gegründeten Flußhafens Rama oder Ciudad Rama, der sich anfangs schnell entwickelte, heute aber sehr verwahrlost aussieht. Diese Ortschaft liegt etwa 45 englische Meilen oberhalb der Mündung des Rio Escondido in die Bluefields-Lagune.

Die früher an diesem Flusse ansässig gewesenenen Rama scheinen schon längst ausgestorben zu sein, denn die spärlichen Berichte Ende des 18. Jahrhunderts und aus späteren Jahren erwähnen nur Ulwa und Kukra-Indianer im Stromgebiet des Rio Escondido.

Die wenigen Ulwa, die noch in der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts an den Ufern des Rio Rama lebten, haben sich in den Oberlauf des Rio Punta Gorda zurückgezogen und ihre früheren Wohnsitze sind jetzt von Ladinos besetzt.

### *Cane Creek.*

An der Mündung des kleinen Cane creek, etwa 4 km nördlich von Punta Gorda, liegt die kleine Ansiedlung gleichen Namens, welche im Januar 1922 nur aus einem einzigen Hause mit acht Seelen bestand.

Im 19. Jahrhundert legten englische Ansiedler aus Jamaika Zuckerrohrplantagen an den Ufern dieses Flusses an, und diesem Umstande soll derselbe seinen Namen verdanken (engl. Zuckerrohr „sugar cane“).

Vom Oberlaufe dieses Flusses führen Waldpfade nach Wiring Key und Monte creek (Punta Gorda), welche von den Rama manchmal benutzt werden, um ihre Stammesgenossen zu besuchen.

### *Wiring Key (Wirinki).*

Etwa 15 km südlich von der Hone Sound Barre, die südlichere Mündung der Bluefields-Lagune, und 7—8 km nördlich von der felsigen Halb-

<sup>1)</sup> Auf der Karte von Jefferys vom Jahre 1792 (ap. Peralta, *Atlas Histórico Geográfico*, Madrid 1890, No. XXI und *Cartographie de Costa Rica et de Veragua*, Paris 1900, No. XXI) sind zwei Rama-Dörfer am unteren Rio Punta Gorda verzeichnet, von denen das weiter landeinwärts gelegene *Tigisugalpas* heißt. Auf der Karte von Bryan Edwards (1794) heißt diese Ansiedlung *Tiguzigalpas*, ebenso auf derjenigen von Roberts, der sie jedoch ins Quellgebiet des Rio Escondido verlegt. Dieser Name (*Tegucigalpas*) findet sich ebenfalls bei Strangeways und ist offenbar eine Verstümmelung von *Taguzgalpa*, der früheren Bezeichnung für die Moskitoküste. In einem Bericht vom Jahre 1742 erwähnt schon Pedro de Rivera (ap. Peralta 2, S. 119) für die südliche Moskitoküste einen Fluß *Tranguicalpa*.

<sup>2)</sup> Pector (2, S. 112) nennt diesen Fluß *Rama superior* im Gegensatz zu dem bei Punta Gorda direkt ins Meer mündenden Rio Rama, den er *Rama inferior* nennt. Guillermo Pitt Hodgson in seiner „Descripción y Explicación del Puerto de Bluefields“ (ap. Serrano y Sanz, *Rel. Hist. y Geogr. de América Central*, Madrid 1908, S. 322) nennt ihn *Rio Arrama*. Auch auf manchen Karten wird dieser Fluß *Arama* genannt. Myionnet-Dupuy hat ihn auf seiner Karte von Nicaragua (1855) unter dem Namen *Aroma* eingetragen. In der Literatur findet sich auch der Name *Lama* für den Rio Rama (Squier, *Staaten von Central-Amerika*, Leipzig 1865, S. 218, 222). Von dieser falschen Schreibweise leitet sich wohl der Name des Stammes der *Laman* ab, die von verschiedenen Autoren der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts erwähnt werden. Reclus (S. 511) auf seiner Karte verzeichnet die Laman jedoch im Quellgebiet des Rio Prinsapolca.

insel Monkey Point oder Punta Mico, befindet sich die kleine Rama-Ansiedlung *Wiring Key*. Selbige besteht nur aus zwei Hütten, welche bei meiner Durchreise im Januar 1922 von neun Personen bewohnt waren.

Diese Ortschaft liegt am Westrande der kleinen fast kreisrunden Lagune gleichen Namens und ist etwa 1 km vom Meer entfernt. In diese Lagune münden mehrere kleine Flüsse, von denen der größte auch *Wiring Key* heißt; letzterer ist schon auf Longs Karte (S. 8) vom Jahre 1774 als „Varin Key R.“ eingetragen. Squier (I: I, S. 2) hat diesen Namen auf seiner Karte in „Rain River“ verstümmelt und dieser Irrtum findet sich auch an anderen Stellen wieder<sup>1)</sup>.

Der Name *Wiring Key* wird ebenfalls von den Indianern der Moskito-küste gebraucht. Die Rama sagen *wirinki* oder *wilinki*; die Buchstaben *l* und *r* werden überhaupt sehr oft von ihnen verwechselt. Die Etymologie dieses Wortes ist jedoch noch nicht aufgeklärt. *Key* oder *Cay* ist die englische Bezeichnung für „Eiland“; es befindet sich jedoch keine Insel in der Nähe, außer einer kleinen Mangroveninsel neueren Ursprungs in der Lagune. Auf manchen älteren Karten<sup>2)</sup> ist eine kleine Insel dieses Namens (*Varin Key*) dicht an der Küste verzeichnet, von der jedoch heute keine Spur mehr zu sehen ist. Von dieser verschwundenen Insel wird wohl der Name *Wiring Key* auf die Lagune, den Fluß und dann auf die Ansiedlung übertragen worden sein.

### *Rama-Key.*

Die große Mehrzahl der Rama, etwa 225, bewohnen eine kleine idyllische Insel, von den Engländern *Rama key* genannt, im südlichen Teil der Bluefields-Lagune (*Hone Sound*). Sie liegt etwa östlich von der Mündung des Rio Cuera (*Kukra*) und ist ungefähr 14–15 km von der Stadt Bluefields entfernt, eine Segelfahrt von zwei bis drei Stunden.

*Rama-Key* besteht eigentlich aus zwei kleinen Eilanden, die durch einen etwa 100 m langen Sumpf miteinander verbunden sind. Durch diesen Morast haben die Rama durch Ausfüllen mit Steinen und Muschelschalen einen schmalen Weg gebaut, um trockenen Fußes von einem Teile zum anderen zu gelangen.

Da die ganze Insel von Wohnungen und kleinen Gärten eingenommen ist, sind die Bewohner gezwungen, ihre Pflanzungen ans benachbarte Festland zu verlegen. Einige Teile der Südostinsel sind auch mit Gemüse angebaut. Die Nordwestinsel besteht jedoch hauptsächlich aus Felsen, und nur an einigen Stellen derselben gedeihen Brotfrucht-, Mango- und Apfelsinenbäume sowie Kokospalmen.

Als die Herrnhuter Mission auf *Rama-Key* gegründet wurde (1857), wurde die Bevölkerung von Jurgensen (S. 5) auf etwa 150–170 Seelen geschätzt. Im Jahre 1868 zählte Wickham (S. 281) 164 Einwohner. Nach Siebörger (apud Brinton 2: S. 367) war die Bevölkerung um 1890 schon auf etwa 250 angewachsen, und mit dieser Schätzung stimmte auch Lehmann überein im Jahre 1909. Seither ist jedoch ein kleiner Rückgang zu verzeichnen, denn ich zählte nur 218–220 im Januar 1922<sup>3)</sup>.

<sup>1)</sup> Aug. Myionnet-Dupuy, *Union des deux Océans Atlantique et Pacifique par le Transit ouvert à travers la République de Nicaragua*, Paris 1855; M. Sonnenstern, *Mapa de la República de Nicaragua*, New York 1859.

<sup>2)</sup> Bryan Edwards, *Map of the West Indies* in „The History Civil and Commercial of the British West Indies“, 2. Auflage, London 1794. Bd. I, S. 1.

<sup>3)</sup> Während seiner 20jährigen Tätigkeit auf *Rama-Key* hat Jürgensen (S. 26) 157 Kinder und 84 Erwachsene getauft, während seine Kollegen daselbst 22 Erwachsene taufte.

### III. Geschichtliches.

#### a) Ältere Kolonialzeit.

Aus der Kolonialzeit ist uns fast gar nichts bekannt über die Rama. Während seiner vierten und letzten Reise nach der Neuen Welt (1502) fuhr Kolumbus die atlantische Küste von Mittelamerika entlang vom Kap Honduras bis nach Portobello (Porto Belo) auf der Landenge von Panama. Die spärlichen Nachrichten von dieser Fahrt beziehen sich auf die Gegend nördlich von der Bluefields-Lagune und südlich vom Rio San Juan; sie betreffen also das in neuerer Zeit von den Rama bewohnte Gebiet nicht.

Zwischen dem 17. September und 5. Oktober entdeckten die Spanier die etwas oberhalb der Mündung eines großen Flusses gelegene Ortschaft *Cariay* (Cariari, Cariari, Querey), etwa 20 Leguas westlich vom Golfo de Cerabaroa oder *Aburema* (heute Chiriquí Lagune genannt). Etwa eine Legua von Cariay lag die waldbedeckte Insel *Quiribi* (Quiribiri), welche die Spanier *Huerta* nannten.

Cariay wurde früher an verschiedene Stellen der südlichen Moskitoküste verlegt (Bluefields-Lagune, Rio Rama, Rio Maíz, Rio San Juan, Rio Colorado), doch haben costarikanische Autoren bewiesen, daß diese Ortschaft weiter südlich lag<sup>1)</sup>.

Die von Porras angegebene Entfernung von Cabo Gracias a Dios bis Escudo-Insel (Escudo de Veragua) ist 194 Leguas, was ungefähr stimmt. Da Cariay nur 57 Leguas von Escudo entfernt war, kann hier nur die Küste von Costa Rica in Betracht kommen, und zwar die Gegend zwischen Rio Reventazón und Puerto Limón. Bei dem letztgenannten Hafen befindet sich die kleine Insel *Uvita*, die sich mit Quiribi identifizieren läßt. Wohl ist der Rio Limón oder Cieneguita, der etwa 1 km südwestlich von der Punta Limón mündet, ein kleiner Fluß, doch scheint früher der große Rio Banano seinen Weg durch das Flußbett des jetzigen Rio Limón genommen zu haben. Solche Veränderungen von Flußläufen kommen überhaupt sehr häufig vor an der atlantischen Abdachung von Mittelamerika. In den Talamanca-Sprachen heißt der Rio Limón *Quereidi* und der Hafen selbst *Querey*<sup>2)</sup>. Nach Pittier<sup>3)</sup> nennen die Bribri den Fluß *Krier* oder *Thiri*. Auch in älteren Urkunden wird ein Fluß *Caray* oder *Carey* für die Gegend von Puerto Limón erwähnt (vgl. León Fernández VIII, 348).

Hinter Cariay im Innern des Landes sahen die Spanier hohe Berge. Dieses paßt vortrefflich auf die Gegend von Puerto Limón, aber nicht auf die flache Küste von Nicaragua.

Ein anderer Beweis, daß Cariay sich nicht in Nicaragua befand, besteht im Vorhandensein von Ornamenten aus *Guanin* (untergewichtiges Gold), die dort nicht vorkommen, aber bezeichnend sind für Costa Rica und Panama.

Ferner konnten sich die beiden von Kolumbus aus Cariay mitgenommenen Indianer mit den südlicher wohnenden Stämmen bis *Zorobaro*-Insel und *Escudo de Veragua* verständigen. Sie gehörten also zu den

<sup>1)</sup> Crawford *Proc. of the Boston Soc. of Nat. Hist.* XXV, 1892, S. 253, nimmt für Cariay die Mündung des Rio Rama (Rio Punta Gorda) an und sagt, daß letzterer noch von den Indianern *Cariari* und manchmal *Mono* genannt wird. Diese Angabe entspricht aber keineswegs der Tatsache, denn die verschiedenen Indianerstämme der Umgegend kennen den erwähnten Fluß nur unter den Bezeichnungen von Rama oder Punta Gorda.

<sup>2)</sup> Thiel, *Gaceta de Costa Rica*, San José, Nov. 18, 1900.

<sup>3)</sup> *Nombres Geográficos de Costa Rica*, San José 1895, I, S. 33 unter Limón.



Talamanca, möglicherweise auch wohl zu den Rama, aber keineswegs waren es Sumu oder Miskito, denn die Sprachen dieser beiden Stämme sind nur entfernt verwandt mit denjenigen, die weiter südlich an der atlantischen Küste von Mittelamerika gesprochen werden.

### Voto.

In Berichten des 16. und 17. Jahrhunderts aus dem atlantischen Gebiet Nicaraguas und Costa Ricas suchen wir vergebens nach dem Namen Rama; dieser Stamm war den Spaniern damals unter der Bezeichnung *Voto* (Votto, Boto, Botto) bekannt. Die *Voto* waren zweifellos der wichtigste von den am Rio San Juan ansässigen Indianerstämmen. Die Spanier kamen zuerst in Berührung mit ihnen während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, als sie versuchten, den Desaguadero (= Rio San Juan) hinunterzufahren, um seine Mündung zu entdecken<sup>1)</sup>. Dies gelang dem Kapitän Diego de Machuca im Jahre 1539, nachdem verschiedene andere Feldzüge gescheitert waren. Die *Voto* hatten damals eine Niederlassung am Rio San Juan, nicht weit von den Stromschnellen von El Toro, die auch *Voto* hieß.

Verschiedene Stämme scheinen zu jener Zeit am San Juan ansässig gewesen zu sein, denn Alfonso Calero nahm mit sich als Führer und Dolmetscher einen Indianer von den Solentiname-Inseln im Nicaraguasee, der drei oder vier von den am Flusse gesprochenen Sprachen beherrschte (ap. Peralta 1: S. 730—731). Man kann kaum fehlgehen, wenn man unter diesen Sprachen *Voto* (= Rama), Guatuso und Mexikanisch<sup>2)</sup> versteht; hierzu müßte man noch das Suerre hinzufügen, wenn letzteres nicht mit dem *Voto* zusammengehörig war. Um diese Zeit bekriegten die *Voto* vom Rio San Carlos die am San Juan wohnenden Stämme.

Die *Voto* lebten hauptsächlich am rechten Ufer des San Juan zwischen den Flüssen Frío und Sarapiquí. Letzterer scheint auch früher den Namen „*rio de los Botos*“ geführt zu haben. Südwärts erstreckten sie sich bis zur *Cordillera Central* und vielleicht noch über diese hinweg in die Provinz Alajuela. Ihr Name hat sich in dem Vulkan von Poás erhalten, an dessen Nordseite sie ehemals angetroffen wurden und der auch heute noch den Namen „*Volcán de los Votos*“ führt.

Nach der Entdeckung der Mündung des San Juan (1539) hört man fast gar nichts mehr von den *Voto*; sie zogen sich wahrscheinlich in das Quellgebiet der Nebenflüsse zurück, um den Gewalttaten der Spanier zu entgehen. Viele wanderten nach Westen, wo sie sich mit den Corobici oder Guatuso vermischten. Die Überreste der an den Flüssen Sarapiquí und Pocosal ansässigen *Voto* wurden im Jahre 1666 (ap. León Fernández III.

<sup>1)</sup> Die *Voto* wurden zuerst erwähnt im Jahre 1529 im Zusammenhang mit dem Feldzug von Martín Estete.

<sup>2)</sup> Nach Torquemada (*Los veinte i un Libros Rituales i Monarchia Indiana* usw. usw., Madrid 1723, lib. III, Kap. XL, S. 333), der persönlich Nicaragua besuchte, bestand an der Mündung des San Juan eine Ansiedlung von Indianern, die einen mexikanischen Dialekt sprachen: „*Tambien se dice que de esta Generacion de Indios fueron algunos de ellos atravesando, y aportaron a la Mar del Norte, y cerca del Desaguadero está un Pueblo de ellos, y hablan en Lengua Mexicana, no tan corruta, como estotra de los Pipiles* (Mexikaner von Guatemala).“ Andere Geschichtsschreiber erwähnen nichts hiervon, doch wird Torquemadas Angabe bekräftigt durch eine *Real Cédula* vom Jahre 1541, worin die Königin von Spanien die Erforschung der Mündung des San Juan anordnete, da Gold von dort über Yucatan nach dem Hofe Montezumas gebracht wurde (Peralta 1, S. 117). Dieses scheint also ein mexikanischer Handelsposten gewesen zu sein. Lothrop (S. 10) hat diesem Stamme den Namen *Desaguadero* gegeben nach der früheren Bezeichnung für den Rio San Juan, an dessen Mündung sie lebten.

S. 306) vom Statthalter Juan López de la Flor gewaltsam nach der damals unbewohnten Hochebene von Cartago (Atirro) versetzt<sup>1)</sup>.

Ein Bericht aus dem Jahre 1591 (ap. Peralta 1: S. 644) erwähnt eine große Anzahl von „Botos“ am linken Ufer des San Juan, was auf eine Zusammengehörigkeit von Voto und Rama hinweist. Einige spärliche Mitteilungen über die Voto aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts finden sich bei León Fernandez, Band II.

Seit dem Jahre 1666 hören wir gar nichts mehr von den Voto bis 1742, als der *Capitan General* von Guatemala, D. Pedro de Rivera in einem Berichte über die Miskito (ap. Peralta 2: S. 125) ein Voto-Dorf bei Punta Gorda erwähnt: „*Población de indios caribes de la nación nombrada los votos*“. Die damals in der Gegend von Punta Gorda wohnenden Indianer sind zweifellos Rama gewesen; es ist dies also ein weiterer Beweis daß Voto nur eine ältere Bezeichnung für Rama ist.

### *Suerre.*

Zu den Voto oder Rama kann man auch wahrscheinlich die *Suerre* (Suere, Suerra) rechnen, welche zur Zeit der Conquista die atlantische Küste von Costa Rica zwischen dem San Juan und etwa Rio Matina innehatten. Ihr Gebiet wurde schon im Jahre 1529 von Martin Estete erreicht (Peralta 1: S. 743; Fernandez VI, S. 387). Dort heißt es nämlich, daß die Spanier in die Provinz Suerre gelangten, welche zum Lande der Voto gehört<sup>2)</sup>.

Die Suerre sind uns jedoch erst näher bekannt geworden durch den Feldzug von Felipe Gutiérrez (1544), um Costa Rica zu erobern. Die Spanier landeten an der Mündung des Rio Suerre (heute Pacuare<sup>3)</sup>) und traten den Marsch ins Innere an, wo sie von den Suerre überfallen und getötet wurden. Nur einige von ihnen, darunter Girolamo Benzoni, der Verfasser der „*Historia del Mondo Nuovo*“, Venedig 1565, vermochten dem Tode zu entinnen. Benzoni verdanken wir die spärlichen Angaben, die wir über die Suerre besitzen, denn wir hören nichts mehr von ihnen in späteren Jahren, und ihr Gebiet blieb gänzlich unbewohnt für lange Zeit. Sehr wahrscheinlich sind sie zu ihren westlichen Nachbarn, den Voto, geflohen, mit denen sie wohl identisch waren.

Nur sechs Wörter der Suerre-Sprache sind uns bekannt, die von Benzoni aufgezeichnet wurden und auf Grund deren Brinton (*Proc. Amer. Philos. Soc.*, Philadelphia 1897) sie unter die Talamanca-Dialekte einreichte. Diesen Standpunkt hat auch Lehmann (2: S. 697) angenommen. Es ist jedoch zu bemerken, daß solch eine kurze Wortliste völlig unzureichend ist, um die linguistische Stellung einer Sprache zu bestimmen.

<sup>1)</sup> Später wurden jedoch Talamanca-Indianer in großer Anzahl nach der genannten Hochebene versetzt; nach einem Berichte des Statthalters Gemmir y Lleonart (ap. León Fernández IX, S. 369) vom Jahre 1747 stammten die Mehrzahl der in Atirro und Tucurrique wohnenden Eingeborenen aus der Gegend von Talamanca.

<sup>2)</sup> *Llegaron a una provincia que se llamaba Suerre, que es tierra de Boto, hacia la mar del Norte en la tierra del dicho Desaguadero y Costa Rica.*

<sup>3)</sup> Der alte Name dieses Flusses hat sich unter den Miskito erhalten, die ihn noch heute „*Swiri*“ nennen. Diese Indianer unternahmen öfters in ihren Einbäumen Küstenfahrten bis Bocas del Toro gegen Ende des 17. sowie während des 18. Jahrhunderts. Früher benutzte der Rio Reventazón in seinem Unterlauf das Bett des Pacuare; gegen Ende des 18. Jahrhunderts wechselte er seinen Lauf und seither fließt der Hauptteil seines Wassers in den Parismina, welcher sich etwas weiter nördlich ins Meer ergießt. Hierdurch wird der Unterlauf des Parismina auch mit dem Namen Reventazón bezeichnet, und auf manchen Karten findet man sogar den Namen Suere.

*Guetar.*

Die Huetar oder Guetar hatten zur Zeit der Ankunft der Spanier ein großes Gebiet inne. Sie lebten auf dem Hochlande von Costa Rica und erstreckten sich wahrscheinlich bis zum Golf von Nicoya, welcher von Oviedo „Golfo de Guetares“ genannt wurde. Ihr Stammesname leitet sich von einem ihrer Häuptlinge *Huetare* oder *Huetara* ab, der im Itinerar Cerecedas über den Feldzug von Gil González Dávila (1522) erwähnt wird. Wir wissen sehr wenig von diesen Indianern, denn sie verschwanden schnell unter der schlechten Behandlung der Spanier. Die Überreste flüchteten sich im Laufe des 17. Jahrhunderts in das Gebiet der Voto und Corobici.

Brinton (2: S. 146) versuchte, die Guetar mit den Chorotega in Zusammenhang zu bringen. Später jedoch reihte er ihre Sprache an die Talamanca-Dialekte an<sup>1)</sup>, und zwar an Hand einer Wortliste, die sich unter den Berendt-Manuskripten der Brinton Library des University Museum von Philadelphia befindet. Selbige wurde von Berendt im Jahre 1874 abgeschrieben und trägt die Überschrift „Vocabulario de los Indios de San José de Costa Rica, 1867“. Nach Gagini<sup>2)</sup> wurde dieses Material von einem gewissen Herrn Riotte in Orosi und Tucurrique aufgenommen. Diese beiden Ortschaften sind jedoch schon seit dem 17. Jahrhundert von Indianern bewohnt, die aus dem Talamancagebiet hierhin verpflanzt wurden, nachdem die einheimischen Guetar ausgestorben waren. Hieraus erklärt sich ohne weiteres die enge Verwandtschaft des erwähnten Vokabulares mit den Talamanca-Dialekten.

Brinton (2: S. 498) stellte fest, daß viele von den Ortsnamen des Guetar-Gebietes, zumal solche, die auf *-su* und *-zu* endigen, sich leicht aus den Talamanca-Dialekten erklären lassen. Hierzu muß bemerkt werden, daß diese Namen neueren Ursprungs sind und sich nicht in älteren Urkunden finden; sie sind also zweifellos von Talamanca-Indianern eingeführt worden.

Ferner erwähnt Brinton (2: S. 498) ein Guetarwort *biritecas* oder *veritecas* „Amazonen“, womit die Frauen von Couto (Coto) bezeichnet wurden, weil sie die Männer in den Kampf begleiteten. Dieses Wort wurde von Brinton etwas willkürlich aus den Talamanca-Sprachen erklärt. Es ist aber gar nicht sicher, daß dies ein Guetarwort ist, denn Vásquez de Coronado (ap. Peralta 1: S. 775) sagt ausdrücklich, daß die Guetar *und andere Nationen* die Frauen von Coto mit dem erwähnten Namen bezeichneten.

Lehmann fand unter den Papieren der Berendt-Sammlung eine andere Wortliste, die auffallend mit der oben erwähnten übereinstimmt. Sie wurde von Dr. Lucas Alvarado in Cachí, im Tal des Rio Reventazón, aufgenommen und ist datiert „Cartago 1866“. Eine Prüfung beider Vokabulare sowie der Orts- und Familiennamen aus der Umgegend von Cartago veranlaßte diesen Sprachforscher, Brintons Ansicht anzunehmen und ebenfalls die Guetar zu den Talamanca-Stämmen zu rechnen (2: S. 697). Diese Ausführungen sind aber aus den oben erwähnten Gründen nicht stichhaltig und wir müssen noch weitere Beweise abwarten, um diese Anschauung annehmen zu können.

Neulich hat Gagini<sup>3)</sup> versucht, die Guetar mit den Tarascos, welche in den mexikanischen Staaten Michoacan und Guanajuato wohnen, in Zusammenhang zu bringen.

<sup>1)</sup> *The ethnic affinities of the Guetares of Costa Rica.* Proc. Amer. Philos. Soc., vol XXXVI, Philadelphia 1897 (S. 496—498).

<sup>2)</sup> *Los Aborígenes de Costa Rica.* San José de Costa Rica, 1917 (S. 56).

<sup>3)</sup> l. c. S. 52—70.



Die Guetar scheinen vielmehr einen mit den Voto und Suerre eng verwandten Dialekt gesprochen zu haben. Nach den dürftigen Berichten, die wir über sie besitzen, scheinen sich diese drei Stämme in ihren Sitten und Gebräuchen nicht besonders von den Rama unterschieden zu haben, was bereits von Joyce (S. 71) bemerkt wird. Die Voto und Suerre, welche die undurchdringlichen, sumpfigen Waldgebiete bewohnten, waren von geringer Kulturhöhe, während die Guetar, die das Hochland von Costa Rica inne hatten und unter viel günstigeren klimatischen Verhältnissen als ihre Nachbarn lebten, eine verhältnismäßig hohe Zivilisation erreicht hatten, wie uns die Archäologie ihres Gebietes lehrt.

#### *Aremayba — Camáes.*

Nach einem Bericht von Diego de Machado vom 23. Januar 1620 (ap. León Fernández, „Historia de Costa Rica“, Madrid 1889, S. 160) lebten am rechten Ufer des Rio San Juan zwischen dem Sarapiquí und Pocosol (= Rio San Carlos) etwa 1000 friedliche Indianer, welche ein wenig Tauschhandel mit den Spaniern betrieben. Manche von ihnen hatten sich aus Nicaragua hierhin geflüchtet und waren dort schon getauft worden. Im Jahre 1640 versuchte der Sargento Mayor García Ramiro Corajo die Unterwerfung der Voto, was ihm mißlang; er brachte jedoch aus den Bergen des Rio Sarapiquí eine Anzahl von Eingeborenen, die *Aremayba* genannt wurden. Nach einem Berichte vom Jahre 1644 (León Fernández II, S. 236) unterwarfen sich letztere den Spaniern und ließen sich taufen.

Im oben erwähnten Bericht (León Fernández II, S. 267) ist auch die Rede von den *Camáes*, welche am Nordufer des Rio San Juan in der Umgebung der Stadt Jaén (nicht weit vom Ausfluß des Nicaraguasees) wohnten. Jerónimo de Retes beabsichtigte, diese Indianer zu unterwerfen (reducir). Dies scheint ihm jedoch mißlungen zu sein, denn es heißt ferner (León Fernández III, S. 43), daß die *Camáes* auf das rechte Ufer des San Juan übersiedelten, als der Kapitän Castañeda die Stadt Jaén gründete und Tribut von ihnen erheben wollte.

Es sind dies die einzigen Nachrichten, die uns über die *Aremayba* und *Camáes* bekannt sind. Da ihre Stammesnamen auffallend an Rama oder Arama erinnern und da sie ferner im Gebiet der Rama lebten, zögere ich nicht, sie mit letzteren zu identifizieren.

#### b) Neuere Zeit.

##### *Rama vom Punta Gorda-Gebiet.*

Die aus dem 18. und anfangs des 19. Jahrhunderts stammenden Nachrichten über die Rama beziehen sich fast ausschließlich auf die in der Gegend von Punta Gorda (südlich von Monkey Point oder Punta Mico) ansässigen Indianer.

Santaella y Melgarejo (ap. Peralta 2: S. 80) erwähnt im Jahre 1715 „indios caribes de la montaña“ an den Ufern des Rio Jaramillo. Letzterer Name ist heute unbekannt, doch soll sich dieser Fluß in der Gegend von Punta Gorda befinden. Es ist also wahrscheinlich der Rio Punta Gorda selbst oder einer seiner Nebenflüsse damit gemeint. Unter diesen „Cariben“ sind also zweifellos Rama zu verstehen.

In einem Berichte vom Jahre 1745 vom Statthalter von Nicaragua, Don José Lacayo (ap. Peralta 2: S. 129–130) Fernandez IX, S. 374 bis 375) werden die Rama wieder unter der Bezeichnung „indios caribes“ erwähnt. Sie waren mit den Miskito verbündet und bewohnten die Küstengegend von Punta Gorda. Im selben Berichte (Peralta 2: S. 139–140) ist auch die Rede von *indios mansos* „zahme Indianer“.

die an den Ufern des Rio Morellos oder Morillos, einem linken Nebenflusse des San Juan, wohnten. Es sind dies auch zweifellos Rama bzw. Melchora gewesen, denn im Zusammenhang wird der Rio Melchora genannt, dessen Quellgebiet unbekannt sei. Die Zahl dieser Indianer wird von Lacayo auf etwa 200 geschätzt. Sie verstanden spanisch und zum Teil konnten sie diese Sprache auch sprechen, doch war es noch nicht gelungen, sie zum Christentum zu bekehren. Sie hatten Handelsbeziehungen mit den Spaniern des *Castillo de la inmaculada Concepción* (am oberen San Juan), denen sie Pisang (plátanos) und andere Früchte verkauften.

Um 1774 berichtet Long (S. 322—323), daß die Miskito Einfälle ins Gebiet von Punta Gorda machten, um die Rama gefangen zu nehmen und dann den Holländern, Nordamerikanern und Engländern aus Westindien als Sklaven zu verkaufen. Hierdurch wurden viele Rama veranlaßt, ins Innere des Landes zu fliehen, um Schutz in den spanischen Ansiedlungen zu finden<sup>1</sup>).

In einem Berichte vom Jahre 1777 erwähnt Francisco de Vargas (ap. Cuervo I, S. 439) die „Cucaras“ (= Kukra — ein Sumu-Stamm) und die „Aramas“ (= Rama), welche die Strecke zwischen der Laguna Perlas im Norden und dem Gebiet der „Terrabas“ in Costa Rica innehatten und weder König noch sonstige Autorität anerkannten.

Der Missionar Barrueta (ap. Garcia Pelaez III, S. 154), der im Jahre 1788 eine Missionsreise nach der Moskitoküste machte, erwähnt einen Stamm von Rama-Indianern in der Gegend von der Bai von Monquibel (bei Monkey Point).

Der schottische Abenteurer Sir Gregor Mac Gregor, welcher sich auf der Seite Bolívars in den Freiheitskriegen des nördlichen Südamerika ausgezeichnet hatte, scheint auch das Gebiet der Rama zu seinem, nur in der Einbildung bestehenden, „Königreichs Poyais“ gerechnet zu haben<sup>2</sup>). Mac Gregor hatte im Jahre 1820 vom König der Miskito eine große Landschenkung in Honduras erhalten, ließ sich aber bald darauf zum selbständigen König ausrufen. Seine berüchtigte Kolonisationsunternehmung scheiterte nicht, wie man nachträglich vorgab, an der Unzuträglichkeit des Klimas, sondern am Mangel an jeglicher Vorbereitung und Ausrüstung und an der völligen Mittellosigkeit der Auswanderer<sup>3</sup>).

Einige wertvolle Angaben über die Rama verdanken wir Roberts, der die Küste um 1827 bereiste. Zu jener Zeit waren die Rama dem Miskito-Könige unterworfen und mußten ihm alljährlich einen Tribut von Schildpatt, Einbäumen, Hängematten und Baumwolltüchern abgeben (S. 100).

Dürftiger und weniger zuverlässig ist, was Collinson um die Jahre 1863 bis 1867 über die Rama von Punta Gorda sagt.

#### *Rama-Auswanderung nach Costa Rica.*

Die Überreste der früher im Gebiet von Costa Rica lebenden Rama scheinen sich gegen Ende des 17. Jahrhunderts in die nördlichen Nebenflüsse des San Juan oder sogar weiter bis zum Rio Escondido zurück-

<sup>1</sup>) Das Rama-Wort für „Sklave“ (*álba*) ist dem Miskito entlehnt.

<sup>2</sup>) „Ramas“ war der Name einer der zwölf Provinzen, in die Mac Gregor sein „Königreich“ einteilte, nach der in London um 1825 veröffentlichten *Constitution de la Nation Poyaisienne dans l'Amérique Centrale*“.

<sup>3</sup>) Näheres über Mac Gregor und seine Kolonisationsunternehmung findet sich bei E. Conzemius, *Los Indios Payas de Honduras* (Journal de la Société des Américanistes de Paris, tome XIX, 1927, S. 279—280).

gezogen zu haben. Gegen Anfang des 19. Jahrhunderts sind jedoch einige von ihnen nach Costa Rica zurückgekehrt.

So erwähnt z. B. Enrique Cooper (S. 9) in einem Berichte vom Jahre 1838 eine Ansiedlung von „Arramas“-Indianern an den Ufern des Rio Reventazón, nicht weit von seiner Mündung. Es waren friedliche Fischerleute, die Tauschhandel mit den Bewohnern von Matina betrieben. Sie lebten früher in Punta Gorda (Nicaragua) und wurden durch eine „Pest“ veranlaßt, ihren Wohnsitz nach Costa Rica zu verlegen. Wann dies geschah, wissen wir nicht, doch fügt Cooper hinzu, daß diese Indianer in ihren Einbäumen den Reventazón hinauffuhren und noch vor zehn Jahren (also um 1828) am Paso de la Calzeta gesehen wurden.

Auch Wickham (S. 281) spricht von Auswanderungen der Rama nach Costa Rica. Friedrichsen auf seiner Karte von Costa Rica (1876) verzeichnet Rama-Indianer am Unterlauf des Rio Sarapiquí, nördlich der Ebenen von Santa Clara und östlich vom Toro Amarillo.

Es sind dies die einzigen Nachrichten, die ich in der Literatur finde über Rama-Ansiedlungen im Gebiet von Costa Rica seit der Unabhängigkeit (1821). Wickham (S. 281) erwähnt ferner Rama-Bewohner für den Indian River (Rio Indio), welcher sich zwischen Punta Gorda und San Juan del Norte ins Meer ergießt.

#### *Melchora oder Rama des Rio San Juan.*

Die von Squier (1: I, S. 105) zuerst gebrauchte Bezeichnung „Melchora“-Indianer wurde auf die im Tale des San Juan wohnenden Rama angewandt, da sie größtenteils am Rio Melchora<sup>1)</sup>, einem kleinen nördlichen Nebenfluß des Rio San Juan, ansässig waren. Als gegen Mitte des 19. Jahrhunderts die Cholera durch Transportpassagiere nach dem San Juan verschleppt wurde, zogen sich die wenigen um Machuca herum wohnenden Rama ebenfalls ins Quellgebiet des Rio Melchora zurück. Die Zahl derselben war damals schon sehr zusammengeschmolzen und sie sind kurze Zeit hernach ausgestorben oder in der Mischlingsbevölkerung aufgegangen.

Einige Einzelheiten aus den letzten Jahren der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts über die Rama des San Juan gibt uns Byam (S. 247 bis 250). Auf der Reise den Fluß hinunter begegnete er einem Kanu, worin sich drei mit Pfeil und Bogen bewaffnete Indianer befanden, die von seinen spanisch sprechenden Rudern „Caribees“ genannt wurden. Sie waren schön gebaut, obschon etwas fettleibig, von heller Hautfarbe, und waren nur mit einer Schambinde bekleidet. Diese Indianer lebten an einem Nebenflusse des San Juan und kamen nur selten zum Hauptstrom. Sie waren sehr scheu, fürchteten sich sehr vor den Engländern und hatten gar keinen Handel mit anderen Stämmen.

Durch seine Bootsleute und einige Miskito-Indianer erfuhr Byam, daß diese „Caribees“ früher auf den kleineren westindischen Inseln lebten, wo sie jedoch fortwährend den Ausschreitungen der Piraten ausgesetzt waren. Sie zogen deshalb nach dem Festlande von Mittelamerika und siedelten sich an der Moskitoküste zwischen Bluefields und dem Rio San Juan an. Diese Angabe ist jedoch auf eine Verwechslung mit den schwarzen mittelamerikanischen Karaiben (eigentlich „Garif“ nach der Selbstbenennung) zurückzuführen, die im Jahre 1796 von der britischen Re-

<sup>1)</sup> Der Rio Melchora mündet in den San Juan etwas östlich von San Carlos. Er wird schon erwähnt um 1745 (Peralta 2: S. 140). Auf manchen neueren Karten ist dieser Fluß oder ein benachbarter Nebenfluß des San Juan als Rio Melchorito eingetragen.



gierung zwangsweise aus der westindischen Insel St. Vincent nach der Bai von Honduras (Roatan) versetzt wurden. Unter dem Ausdruck „Caribe“, den die Nicaraguaner früher auf die Rama anwandten, verstehen die Miskito zwar nur diese oben erwähnten schwarzen Karaiben<sup>1)</sup>.

Im Jahre 1849 traf Squier zwei „Melchora“-Indianer am Rio San Juan an, nicht weit von den Stromschnellen von Machuca. Sie waren jedoch sehr scheu und der Versuch Squiers, ein Vokabular ihrer Sprache anzulegen, mißlang (1: I, S. 106). Trotzdem fügt er hinzu, daß sie zweifellos zur Familie der Karaiben (Caribs) gehören. Dies wiederholt Squier an anderen Stellen (1: II, S. 308, 312; 2: S. 214). Mit diesem Ausdruck mag er wohl die Corobici der alten spanischen Geschichtsschreiber gemeint haben, oder vielleicht gebrauchte er diese Bezeichnung wie Levy und andere nur im Sinne von „wilden Indianern“.

Pim (1: S. 264, 305) begegnete im Januar 1860 einigen Rama an der Mündung des Rio Sábaló, der etwas oberhalb der Toro-Stromschnellen in den San Juan mündet. Sie scheinen die einzigen unvermischten Überlebenden dieses Stammes südlich von Punta Gorda gewesen zu sein. Spätere Reisende und Forscher erwähnen keine reinen Indianer mehr am Rio San Juan; die paar Familien, die noch zu Pims Zeit da lebten, sind bald darauf ausgestorben oder sind in der spanisch sprechenden Mischlingsbevölkerung aufgegangen.

Bovallius (2: II, S. 311), der im Jahre 1883 den San Juan hinauf fuhr, traf am oberen Laufe eine mit „Melchora“-Indianern gemischte Familie von Eingeborenen an, die in einer elenden Hütte in armseligen Verhältnissen lebten<sup>2)</sup>.

Daß die am Rio San Juan von manchen Autoren „Melchora“ genannten Indianer mit den Rama identisch sind, wurde zuerst von Berendt (1: S. 72 l.) festgestellt, doch scheint dieser berühmte Sprachforscher nicht persönlich diese Indianer besucht zu haben, denn er rechnet irrtümlich Rama und Melchora zu den Ulwa (= Sumu). Auch Brinton (2: S. 162—163) fällt in denselben Irrtum und ferner erwähnt er sogar Melchora-Indianer am Rio de los Ramas, die er zur Ulwa-Gruppe zählt. Dieser irrigen Auffassung folgten Thomas und Swanton (S. 79—80), Gatschet (S. 88), Reclus (S. 511), Sapper (1: S. 29).

Der Unterschied zwischen Ulwa und Melchora (Rama) ist jedoch bedeutend, obschon eine Urverwandtschaft vorliegen mag. Die Südgrenze des Ulwa-Gebietes ist durch den Bluefields-Fluß und die Lagune gleichen Namens gebildet. Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts haben sich einige Familien dieses Stammes am oberen Rio Punta

<sup>1)</sup> Die primitiven Völker der atlantischen Küste von Nicaragua wurden schon vor der Ankunft der „Karif“ mit dem Ausdruck „Caribe“ bezeichnet im Sinne des mexikanischen „Chontal“ oder „Popoluca“. Der Name scheint eine Verstümmelung von „Canibal“ zu sein und bezeichnete früher nur anthropophagische Stämme; er könnte sich auch aus dem Worte „Corobici“ oder „Caribici“ (Vorfahren der Guatuso) erklären. Dieser unglückselige Ausdruck hat schon manche unvorsichtige Autoren der 18. und 19. Jahrhunderte dazu veranlaßt, die Rama, Sumu, Miskito, Paya und andere primitive Stämme ohne weiteres zu den Karaiben Westindiens und Südamerikas zu rechnen, ein Irrtum, worauf schon Bovallius (1: S. 3, Anmerkung) aufmerksam gemacht hat.

<sup>2)</sup> Die Bezeichnung „Melchora“ hat Bovallius zweifellos von Squier übernommen, denn sie ist den Indianern selbst sowie ihren Nachbarn gänzlich unbekannt. Man findet sie auch wieder bei Stout (S. 113), welcher sagt, daß am Rio San Juan einige wenige „Melchoras of Carib Stock“ wohnen, eine Angabe, die auch zweifellos auf Squier zurückgeht. Ferner berichtet Horsford (S. 159), daß diese von Squier nördlich vom Rio San Juan erwähnten Melchora auf moderneren Karten unter dem Namen „Melchorista“ aufgezeichnet sind.

Gorda angesiedelt; sie sind jedoch niemals bis zum San Juan-Flusse vordringen<sup>1)</sup>.

*Die Rama der Bluefields-Lagune (Rama-Key).*

Die übrigen Autoren, denen wir originelle und wertvolle Angaben über die Rama verdanken, beschränken sich auf die Bewohner von Rama-Key in der Bluefields-Lagune, wo schon seit über einem Jahrhundert die große Mehrzahl des Stammes ansässig ist.

Die Geschichte der Siedlung dieser kleinen Insel ist noch in Dunkel gehüllt. Unter welchen Umständen sie erfolgte, wissen wir nicht. Die Rama sollen infolge eines Stammeskrieges gegen Ende des 18. Jahrhunderts aus der Gegend von Punta Gorda gekommen sein und leben seither in fast völliger Abgeschlossenheit von ihren übrigen Stammesgenossen. Rama-Key soll ihnen vom Miskito-Könige geschenkt worden sein, als Belohnung für die Dienste, die verschiedene Rama-Häuptlinge geleistet hatten während eines Feldzuges gegen die Tereba oder Tirbi-Indianer von Costa Rica. Nach Jurgensen (S. 10) schenkte der König der Miskito das Eiland einem seiner Günstlinge, der aber nicht zum Stamme der Miskito gehörte. Dieser ließ sich mit seinen drei Frauen auf Rama-Key nieder und von ihm sollen die Bewohner abstammen. Bovallius (2: II, S. 306) sagt, daß die Besiedelung dieses Eilandes durch die Rama stattfand unter Leitung ihres Häuptlings Hannibal.

Die Bewohner von Rama-Key wurden früher von den Miskito mit großer Härte und Willkür, ja fast wie Sklaven behandelt. Im Monat Mai, wenn die See verhältnismäßig ruhig ist, machten die Miskito alljährlich Ausflüge in die Gegend südlich von Bluefields, um Schildkröten zu fangen. Sie besuchten bei dieser Gelegenheit die kleinen unbewohnten Inseln der Bluefields-Lagune, um Tauben zu schießen, welche früher dort in großer Anzahl nisteten. Sie landeten auch auf Rama-Key, um etwas Tauschhandel mit den Bewohnern zu treiben, oder vielmehr gegen eine ganz geringe Entschädigung den Rama alles abzunehmen, was ihnen gefiel. Gewöhnlich versteckten die scheuen Bewohner dieses Eilandes in aller Eile ihre Habseligkeiten, wurden aber dann von den wütenden Miskito mißhandelt. Nach Brindeau (S. 49) wurden sie sogar von letzteren mit einem auf dem Feuer geröteten Eisen gebrandmarkt, als Kennzeichen ihres Helotenverhältnisses. Ihren Bedarf an Harpunenstäben holten sich die Miskito bei solch einer Gelegenheit, denn die Rama haben einen guten Ruf als Harpunenschnitzer. Südlich von der Bluefields-Lagune wächst die wilde Pejivalle-Palme, deren hartes Holz sich vortrefflich für Harpunenstäbe eignet, und an der ganzen Küste findet sich keine andere Baumart von gleicher Güte.

Im Jahre 1847 wurde Rama-Key von den Herrnhuter Missionären Pfeiffer und Reinke besucht, welche kurz vorher aus Jamaika gekommen waren, um Vorbereitungen zu treffen zwecks Gründung einer Mission unter den Eingeborenen der Moskitoküste. Einige Jahre später wurde die Mission der Brüdergemeine in Bluefields begonnen, wurde aber erst im Dezember 1857 nach Rama-Key ausgedehnt. Die Leitung derselben auf diesem Eilande wurde dem Dänen Jens Paul Jürgensen anvertraut. Bovallius (2: II, S. 306) sagt jedoch irrtümlich, daß die Rama von Methodisten zum Christentum bekehrt wurden. Ein Kirchlein und ein

<sup>1)</sup> Während der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden noch Ulwa am Rio Rama angetroffen, die vor etwa 30 bis 40 Jahren von Ladinos verdrängt worden sind. Dieser Fluß hat wohl seinen Namen von früheren Rama (bzw. Melchora)-Bewohnern erhalten, die aber schon seit mehr als 100 Jahren verschwunden sind.



Wohnhaus wurden errichtet und der Missionar ließ sich dauernd auf dem Eilande nieder. Eine Schule wurde für die Kinder gegründet, auch manche Erwachsene besuchten dieselbe, um lesen und schreiben zu lernen. Die früher so tief eingewurzelte Trunksucht verschwand allmählich unter den Rama. Einige Jahre später waren alle Einwohner von Rama-Key getauft. Das Werk Jürgensens ist zweifellos einer der Glanz- und Lichtpunkte in der Geschichte der Herrnhuter Mission. Jürgensen (S. 26) beschränkte seine Tätigkeit nicht bloß auf die Rama der Bluefields-Lagune, sondern er trat auch in Beziehung mit ihren Stammesgenossen in der Umgegend von Punta Gorda. Manche der letzteren kamen nach Rama-Key, um in der Religion unterrichtet zu werden, und im Jahre 1870 wurden die ersten dieser Gegend getauft<sup>1)</sup>. Dieses Gebiet ist aber später wohl wegen seiner spärlichen Bewohner wieder von den Herrnhutern vernachlässigt worden, denn in der Gegenwart gibt es keine christlichen Rama mehr südlich von der Bluefields-Lagune<sup>2)</sup>.

Kurze Angaben über die Rama der Bluefields-Lagune befinden sich auch bei Bell, Bovallius, Heath, Harrower und Schultz. Bei weitem das reichlichste und wertvollste Material verdanken wir jedoch Lehmann, worüber weiter unten im sprachlichen Teile ausführlicher gesprochen wird.

#### IV. Ethnographisches.

Die hier erwähnten ethnographischen Einzelheiten sind von mir im Januar 1922 in den verschiedenen Rama-Ansiedlungen aufgezeichnet worden. Der größte Teil dieses Materials geht jedoch auf mehrere ältere Männer und Frauen von Rama-Key zurück. In Wiring Key gelang es mir nicht, weiteres hinzuzufügen, doch hat man mir später in Punta Gorda und Cane creek die auf der Rama-Insel aufgezeichneten Angaben bestätigt und mir noch andere wichtige Mitteilungen gemacht.

Während die Indianer von Rama-Key durch Umgang mit Missionaren, Kreolen und Ladinos schon „zivilisiert“ sind, haben ihre heidnischen Stammesgenossen noch viel von ihren alten Sitten und Gebräuchen bis auf den heutigen Tag bewahrt. Letztere sind noch ziemlich primitiv und meiden den Umgang mit anderen Stämmen und mit Fremden. Sie sind aber keineswegs so wild und unzugänglich, wie Levy (1: S. 38) und andere Reisende, die überhaupt gar nicht mit ihnen in Berührung kamen, behauptet haben. Long (S. 322), der um 1774 schreibt, sagt, daß sie um jene Zeit auf gutem Fuße mit den Engländern waren und Handelsbeziehungen mit ihnen unterhielten. Squier und Berendt erwähnen die Rama als einen friedlichen Stamm, der mit andern wenig Verkehr hat.

#### Kopfzahl.

Früher waren Mischehen mit anderen Stämmen streng verboten, wodurch sich die Rama bis in die letzte Zeit hinein noch ganz rein bewahren konnten. Nach Collinson (1: S. 39) war es den Frauen von Punta Gorda um 1863—1867 streng verboten, mit Männern anderer Stämme zu sprechen; dies wäre trotzdem sehr schwierig gewesen, da sie nur ihre

<sup>1)</sup> Siehe *Journal de l'Unité des Frères*, Neuchâtel 1870, S. 379—384.

<sup>2)</sup> Für näheres über die Wirksamkeit der Herrnhuter auf Rama-Key vgl. Jürgensen, Pim (2: 278—280); Wickham (S. 280—281); Schneider; Brindeau; ferner *Missionsblatt aus der Brüdergemeine*, Herrnhut (Sachsen); *Journal de l'Unité des Frères*, Neuchâtel (Schweiz); *Periodical Accounts relating to Moravian Missions*, London; *The Moravian*, Bethlehem, Pa., U. S. A.



eigene Sprache verstanden. Sogar heute noch gehen die Rama sehr ungern Ehen mit anderen Stämmen ein, und durch die dadurch unvermeidliche Inzucht dürfte man natürlich ein rasches Aussterben des Stammes erwarten.

Nichtsdestoweniger ist ihre heutige Kopffzahl nicht viel geringer als die verschiedenen Schätzungen aus dem 19. Jahrhundert. Nach Roberts (S. 100) soll die Zahl der Rama um 1820 noch 500 überstiegen haben. Im Jahre 1862 schreibt Bell (1: S. 242), daß der ganze Stamm in Nicaragua nicht mehr als 200 Seelen zählt. Unerklärlich ist jedoch, daß Levy (2: S. 256) die am Rio Rama (= Rio Punta Gorda) ansässigen Rama noch auf 2000 schätzt. Bovallius (2: II, S. 306) spricht von etwa 300 Seelen um 1882 und mit dieser Schätzung stimmt auch Lehmann (3: S. 1—2) für 1909 überein. Nach Lehmann lebten 250 Rama auf der kleinen Insel in der Bluefields-Lagune, 15—20 in der Gegend von Punta Gorda, 10—15 in Wiring Key und einige wenige verstreut in Haulover, Bluefields usw.

Nach meinen eigenen Schätzungen bestand der Stamm der Rama im Januar 1922 noch aus 265—272 Seelen, wovon 218—220 auf Rama-Key, 9 auf Wiring-Key, 8 an der Mündung des Cane creek und etwa 30—35 am Unterlaufe des Rio Punta Gorda lebten.

#### Äußeres.

Die Rama sind im allgemeinen von kräftigem und regelmäßigem Bau. Sie sind die größten von den reinen Indianerstämmen der Moskitoküste, doch ist die Behauptung von Collinson (2: S. 150), daß es nicht selten ist, unter ihnen Gestalten von sechs engl. Fuß anzutreffen, doch etwas übertrieben; ich erinnere mich nicht, Rama von solcher Körpergröße gesehen zu haben. Von 25 männlichen Erwachsenen, die von Schultz auf Rama-Key gemessen wurden, hatte der kleinste 1,538 m und der größte 1,738 m. Die Durchschnittsgröße war also 1,661, während ich selbst 1,68 m bei den Männern und 1,59 m bei den Frauen festgestellt hatte.

Bovallius (2: II, S. 306) sagt, daß die Rama äußerlich den Sumu ähneln; hierzu ist jedoch zu bemerken, daß letztere etwas kleiner sind und sich weiter durch eine hellere Hautfarbe unterscheiden.

Die Rama haben sehr breite Köpfe, während das Gesicht verhältnismäßig schmal ist. Die Nase ist klein und gradlinig und selten gebogen. Der Durchschnittsnasenindex beträgt 66, eine für Indianer sehr niedrige Ziffer. Die Ohren sind sehr schmal (Durchschnittsindex 52,6) und die Augen sind dunkelbraun bis schwarzbraun.

Die Rama haben einen breiten Mund und regelmäßig gebaute, weiße Zähne. Die Lippen sind etwas dicker als bei den anderen reinen Indianerstämmen der Moskitoküste, wie die Sumu und Paya. Die Haare sind dicht, straff und dunkelbraun bis schwarz; graue Haare und Kahlköpfigkeit kommen nur bei sehr alten Personen vor. Der Bartwuchs ist sehr spärlich; man findet nur schwache Ansätze an Kinn und Oberlippe. Brusthaare sind gänzlich abwesend und die Schamhaare sind sehr spärlich.

#### Kleidung und Schmuck.

Die Bewohner von Rama-Key haben ihre Nationaltracht schon längst abgelegt und kleiden sich genau wie die niedere Bevölkerung des benachbarten Bluefields. Sie sind jedoch viel einfacher und hegen keine solche Vorliebe für bunte, grellfarbige Stoffe wie die Kreolen und Miskito.

In Punta Gorda haben die Frauen den Oberkörper nackt oder tragen ein ausgeschnittenes, weites, ärmelloses Hemd (*prak* vom englischen

„frock“). Um den Unterleib werfen sie ein etwa  $1\frac{1}{2}$  m langes und 40—50 cm breites, rockartig zusammengefaltetes Tuch, das von den Hüften bis an die Knie reicht und durch einen von oben hineingesteckten Zipfel festgehalten wird.

Die um die Lenden gewundene und dann zwischen den Beinen hindurchgezogene Schambinde, Lendengurt oder Mastate (vom mexik. „maxtatl“, *palpura* auf Rama), die den Zweck hat, die Genitalien zu bedecken, kann man heute nur noch bei Kindern sehen. Selbige ist aus dem Bast des Kautschukbaumes hergestellt, wurde früher jedoch auch aus Baumwolle (*sūsāñās*) gewebt. Baumwollkleider scheinen das Vorrecht der Vornehmen gewesen zu sein. Kleine Kinder männlichen Geschlechtes sind oft gänzlich unbedeutet; die kleinen Mädchen aber tragen aus Schicklichkeitsrücksichten immer ein kurzes Hemd, wenn sie das Haus verlassen. Beide Geschlechter gehen meistens barfuß.

Zur Zeit der Entdeckung (1502) scheinen die Männer in der Gegend von Cariay außer der Schambinde ganz nackt gewesen zu sein, während die Frauen Röcke trugen, die bis an die Knie reichten. Die Einwohner dieser Ortschaft boten den Spaniern ärmellose Mäntel zum Tausche an.

Zum Waschen der Kleider bedienen sich die Rama eines Klopfers aus leichtem Holz, der von ihnen und von den Kreolen *bātu* (vom franz. „battre“, „battoir“?) genannt wird. Die Kleider und Schmucksachen werden in hölzernen Kästen (*kálma kánu*, *kálma úkna*) aus Zedern- oder Mahagoniholz aufbewahrt.

Bei festlichen Gelegenheiten tragen Männer und Frauen bunte Glasperlenschnüre (*skúp*) als Hals-, Arm- und Knieband. Anstatt der eingeführten Glasperlen wurden früher durchbohrte, runde, auf eine Schnur gereimte Scheiben von Seemuscheln zu diesem Zwecke benutzt. Die Männer trugen ebenfalls die Eckzähne von Jaguar und Puma an einer Schnur aus Bromeliaceenfasern um den Hals.

Eingeführte echte und unechte Finger- (*kwík kup tika*) und Ohringe (*kúkwa kika*), zumal dünne Messingringe, kann man sehr häufig sehen. Früher wurde auch die Nasenscheidewand durchbohrt, um einen Schmuckgegenstand daranzuhängen. Durch die im Guetar-Gebiet angetroffenen Steinfiguren wissen wir, daß die ehemaligen Bewohner ziemlich lange Pflöcke in den Ohrfläppchen trugen. Nach Benzoni war Metall sehr selten im Surre-Gebiet, und die Spanier waren erstaunt, daß die Eingeborenen ihnen kein Gold brachten. Die Guetar jedoch waren mit der Verarbeitung von Gold vertraut (León Fernández V, S. 158) und trugen Figuren der bekannten Chiriqui-Modelle an Arm, Bein und Hals.

Im Surre-Gebiet trugen nach Benzoni die Männer Diademe von bunten Federn und bemalten sich den Körper, zumal in Kriegszeit, mit schwarzer und roter Farbe. Um sich zu verschönern und zu gleicher Zeit die Haut gegen Sonnenstrahlen und Fliegenstich zu schützen, bemalen sich noch heute die heidnischen Rama-Frauen mit dem roten Farbstoff der *Bixa orellana* (*alyúp*), während die Männer Kautschuk verbrennen und sich mit dem Ruß (*uluñ*) desselben schwärzen. Auf der dunklen Haut der Indianer sind diese Ornamente verhältnismäßig wenig sichtbar.

Unter älteren Rama kann man noch ab und zu Tätowierung beobachten, zumal an Gesicht, Arm und Brust. Zum Punktieren der Haut gebrauchten sie Dornen oder Nadeln und rieben dann die betreffenden Stellen mit Ruß oder Schießpulver ein. Schädeldeformation, die bei den Sumu noch während der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts geübt wurde, scheint den Rama nie bekannt gewesen zu sein.

Um 1502 hatten die weiblichen Bewohner von Cariay die Haare kurz geschoren, während die Männer die ihrigen lang hatten. Unter den



heutigen Rama ist aber das Gegenteil der Fall. Beide Geschlechter widmen dem Kopfhaar große Pflege und reiben es täglich mit dem Fruchtöl (*yũpsi*) des Eboebaumes ein. Manchmal wird auch das Öl der Frucht des Saba-baumes (*sān*) zum selben Zwecke benutzt. Durch Tauschhandel mit den Miskito erwerben sie auch das an der ganzen Moskitoküste unter dem Miskito-Namen *bátana* bekannte Haaröl, das aus dem Samen der Ohung- oder Ölpalme (*Elaeis melanococca*, *okanaup* auf Rama) gewonnen wird.

### Wohnungen.

Die Wohnungen (*nũ*) der Rama sind von quadratischem oder ovalem Grundriß mit Lehmbooden und Palmblattdach. Die Pfosten oder Ständer (*kat*) sowie das Gebälk sind von hartem „Eisenholz“ (*Sideroxylum* sp.) oder „Lancewood“ (*Duguetia quitarensis*). Erstere werden so ausgesucht, daß sie sich oben gabeln, die Dachbalken werden einfach darauf gelegt und mit einer Rankenart (*kāũn kīwa*, span. „bejuco de hombre, kreolisch „tietie“) festgebunden. Letzteres ist eine rankende Schmarotzerpflanze, die am Stamm der Bäume emporwächst; von den Ästen sendet sie Büschel von Strängen, die frei in der Luft herunterhängen und am Boden angelangt, wieder Wurzel schlagen. Sie widersteht dem Einfluß der Witterung viel besser als Bindfaden und Tau, und ersetzt die Nägel (*sīlak*) in der Indianerhütte.

Das Dach (*kīntuk*) ist zwei- oder vierflächig; es wird aus den Blättern der Skomphra-Palme (*mũnka*) hergestellt und gewährt vollkommen Schutz gegen jeden Regen. Der Rauch verzieht sich langsam durch das Dach; er ist freilich lästig, aber er hält Mosquitos (Schnaken) fern.

Hütten ohne Seitenwände kommen heute nicht mehr vor. Die Wände werden durch Watteln von miteinander verflochtenen Holzstangen oder Rohrstämmen hergestellt. Auf Rama-Key bedient man sich mit Vorliebe des bretterartig zugeschnittenen Stammes der Raua-Palme (*tũla*); in Punta Gorda und Wiring-Key werden die dünnen Stämme der Siliko- oder Yolillo-Palme (*sũlup*) dazu benutzt.

Im allgemeinen scheinen sich die Wohnungen der von den Spaniern in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Cariay und im Suerre-Gebiet angetroffenen Eingeborenen nicht wesentlich von denjenigen der heutigen Rama unterschieden zu haben. In Cariay sahen die Spanier im Jahre 1502 einen großen hölzernen, mit Rohrstangen bedeckten „Palast“, der dem Kaziken gehörte. Ob er auch mit Seitenwänden versehen war, wissen wir jedoch nicht. Die Dörfer bestanden damals aus zwei bis drei großen gemeinschaftlichen Häusern (Palenques), wie man sie bis vor wenigen Jahren noch unter den Rama von Punta Gorda finden konnte. Am Rio Suerre (= Rio Pacuare) sahen die Spanier ein langes ovales Gebäude, 45 Schritte lang und 9 Schritte breit, mit Seitenwänden aus Rohrstangen und Palmblattdach. Dieses Haus wurde von einem Suerre-Kaziken bewohnt, wenn er zum Fischen in die Gegend kam. Steine scheinen auch manchmal zum Hausbau benutzt worden zu sein im Suerre- oder Guetar-Gebiet, denn man hat dort Steinhaufen gefunden an Stellen, wo keine Spur von Gräbern zu sehen ist.

Die modernen Rama errichten ihre Wohnungen vielfach auf niedrigen Stelzen und versehen sie mit einem Fußboden aus Brettern. In solchen Fällen wird die Feuerstätte (*ābũn kris*) in eine kleine Nebenhütte verlegt, die dann als Küche dient, anstatt wie früher auf den Lehmbooden in die Mitte des Wohnhauses. Die frühere Rama-Hütte bildete einen einzigen ungeteilten Raum, doch jetzt wird Wohn- und Schlafzimmer abgetrennt. Unter dem Dache wird ein kleiner Raum abgezweigt, welcher als Vorratskammer, manchmal auch als Schlafstätte dient. Man steigt hinauf mit



Hilfe eines dünnen Baumstammes mit stufenartig eingeschnittenen Kerben. Dieser Raum ist der „Tabanco“ der Ladinós und der „Tent“ der Kreolen (im Rama: *ā kǎnu* „Maiskammer“).

Als Betten dienen Holzgestelle (*nāñ*), die etwa 1,00 bis 1,20 m über dem Fußboden hergerichtet sind. Vier Eckpfosten, die sich oben gabeln, werden so eingegraben, daß die oberen Enden gleich hoch sind; auf die lange Seite werden zwei starke gerade Stämme in die Gabelungen gelegt. Rechtwinklig über letztere kommen dann dünne Stöcke, die mit einer Rankenart festgebunden werden. Darauf werden aufgerollte Bambusstämme gelegt, wodurch eine ziemlich ebene Grundlage geschaffen wird. Da die in dieser Gegend vorkommenden winzigen Sandfliegen oder Jejenes (*sírsirí*) durch ein GazeNetz nicht ferngehalten werden können, macht der Indianer seine Moskitonetze (*kálma-tüp*, *kálma* „Stoff“) aus leichtem undurchsichtigem Kattun, wodurch er auf seinem Bette das Gefühl hat, sich in einem abgeschlossenen Zimmer zu befinden.

Zum Kochen bedienen sich die Rama fast ausschließlich eiserner Töpfe (*un*); irdenes Kochgeschirr (*tíksak un*) trifft man heute sehr selten. Die großen hölzernen Kochlöffel („pat stick“ der Kreolen) sind den Rama wahrscheinlich früher unbekannt gewesen, da sie dieselben mit dem spanischen Ausdruck „cuchara“ (*kučára*) bezeichnen. Ums Feuer herum liegen einige langarmige Holzzangen (*kiskís*), die aus dem zusammengebogenen Stamm einer kleinen Palmenart, *Caña danta*, *Atak* (*kiskís*) hergestellt sind. Sie dienen zum Ergreifen der über den Kohlen gerösteten Speisen. Dieses Gerät kommt nicht vor bei den anderen Stämmen der Moskitoküste, wurde aber von Lehmann (2: S. 711) bei den Guatuso am Rio Tooxi, einem rechten Nebenflusse des Rio Frío, angetroffen. Man kann diese Zange jedoch auch bei einigen Kreolen des Rama-Gebietes sehen, von denen sie auch mit dem Namen *kiskís* bezeichnet wird. Zum Anfachen des Feuers gebrauchten die Rama fächerartig zusammengebundene Federn des Guan (*Penelope cristata*, *kūnkūn* auf Rama). Diese Feuerfächer werden von ihnen *kūnkūn ūk* genannt.

Als Schüsseln, Teller, Tassen und Gläser dienen die harten Schalen der Frucht des Kalebassenbaumes (*Crescentia cujete*, span.: Jicaro, Guacal. Rama: *sabán*), worin manchmal rohe geometrische Figuren geschnitzt werden. Durchbohrte Kalebassenschalen dienen als Sieb (*sānkís*, kreolisch „chachi“). Größere Früchte werden nicht in der Mitte geteilt, sondern es wird nur oben ein Loch gemacht. Diese dienen dann zum Wasserholen; zum Anfassen wird ein Finger in die Öffnung gesteckt. Solche Wasserbehälter werden von den Rama *ulmúp* genannt (span. „calabazo“; kreolisch „goat“; Miskito „*kálmúntara*“). Zum Wasserholen gebrauchen die Rama von Punta Gorda auch Bambusgefäße, indem sie eine Abteilung des Stammes dicht ober- und unterhalb zweier benachbarter Ringe heraus schneiden und in einen der durch die Ringe gebildeten Verschlüsse ein Loch bohren.

Von den Dachbalken hängen Flaschen herunter, worin die Rama verschiedene Heilmittel, Öl, Farbstoff usw. aufbewahren; auch sieht man manchmal kleine Flaschenkürbisse, die als Schrotgefäße dienen. Nebst den Fisch- und Jagdgeräten fehlen in keiner Hütte eine Axt (*kúsin*), mehrere Jagdmesser (*síro*), säbelförmige Buschmesser (*plának*), usw.

Die Stühle sind niedrige Holzschemel (*kálpān*), die von den Frauen benutzt werden, wenn sie ums Feuer herum kauern, während die Männer die freie Zeit in den Hängematten verträumen.

Zur Beleuchtung dienen in der primitiven Indianerhütte kleine, aus dem Sekret des Kautschukbaumes (*Castilloa elastica*) oder aus Bienenwachs hergestellte Kerzen (*ūpdika*). Die Ocote oder Kiefer (*Pinus tenui-*

*folia*), von den Rama mit dem Miskito oder Sumu-Worte *āuas* bezeichnet, kommt nicht vor in dieser Gegend; ihre Südgrenze an der atlantischen Abdachung von Nicaragua bildet der nördliche Teil der Bluefields-Lagune.

### Feldbau.

Der Ackerbau ist wenig entwickelt. Die Bewohner von Rama-Key haben ihre Plantagen (*sāu*) größtenteils an den Ufern der Flüsse Kukra und Truswani, welche unweit von ihrer Insel in die Bluefields-Lagune münden. Ein Stück Urwald wird von den Männern durch Fällen der kleineren Bäume und Niederbrennung des Gestrüpps zur Saat vorbereitet. Das Ausjäten des Unkrautes ist die Arbeit der Frauen.

Maniok oder Manihot (*ik*), wovon mehrere Spielarten vorkommen, ist die wichtigste Nährpflanze des Rama-Gebietes. Nur der sogenannte „süße“ Maniok wird von den Rama und ihren Nachbarn angepflanzt, während die Paya und Kariben (Garif) von Honduras nur die „bittere“ Art kennen, die sie durch Auspressen des giftigen Saftes unschädlich machen. Die Rama machen ihre Maniokfelder während der trockenen Jahreszeit (März bis Mai), und im Oktober oder November sind die Wurzelknollen genießbar. Letztere werden hauptsächlich gekocht oder in der heißen Asche geröstet und bilden eine sehr nahrhafte Speise, die unsere Kartoffel ersetzt. Alle zwei bis drei Tage wird ein frischer Vorrat von den Frauen vom Felde herbeigeschafft, da diese Knolle abgepflückt bald ungenießbar wird. Nachdem eine oder ein paar Ernten vom Felde gewonnen sind, ist letzteres ganz mit Unkraut bewachsen; die Indianer lassen es dann liegen, und in wenigen Jahren ist es dicht mit Gestrüpp und Bäumen bewachsen, während sie ein anderes Stück des Waldes durch Abholzen urbar machen.

Pisang oder Plátanos, Plantains (*Musa paradisiaca normalis*), eine große Bananenart, die unreif gekocht, auch die Kartoffel ersetzt und im reifen Zustande gebraten wird, findet man unter den Rama nebst der eigentlichen Banane (*Musa paradisiaca sapientum*). Die Rama nennen letztere *sumu*, wohl daher, daß die Sumu-Indianer die größten Bananen-esser des östlichen Nicaragua sind<sup>1)</sup>. Der Pisang wird jedoch von ihnen mit dem Worte *prānti* bezeichnet, welches, wie auch die von den anderen Stämmen der Moskitoküste gebrauchten Bezeichnungen, eine Verstümmelung des spanischen „plátano“ oder des englischen „plantain“ ist.

Aus unreifen Bananen und Pisang bereiten die Rama ein Getränk nach Art eines dünnen Breies, das sie *sūnūkba* nennen und das an der ganzen Moskitoküste unter dem Miskito-Namen *wabul* bekannt ist. Die Früchte werden gar gekocht, mit einem hölzernen Stampfer oder Rührstock (*sūnūkba kat*) zerquetscht und mit frischem Wasser gerührt. Dieses Getränk wird auch manchmal aus reifen Früchten mit Kuh- oder Kokosnußmilch hergerichtet und entspricht dann dem „mochilá“ oder „muchilá“ der Ladinos an der Nordküste von Honduras und dem „guréntu“ der schwarzen mittelamerikanischen Karaiben (Garif). In grünem, unreifem Zustande werden diese Früchte auch zu *tūlis* bereitet, indem man sie etwa eine Woche lang in Wasser einweichen läßt, wobei sie einen üblen Geruch bekommen. Dann werden sie gekocht, zerquetscht und wie *wabul* genossen (*tūlis ávri*), oder die Masse wird nach Art der „Tamales“ in große Blätter gewickelt und dann zu Brot gebacken.

<sup>1)</sup> Die Sumu-Indianer werden jedoch von den Rama *libra* oder *wahá* genannt. Das erste dieser Wörter bedeutet „Freund“ im Miskito und entspricht etwa dem spanischen „compadre“; *wahai* ist die Bezeichnung für „Bruder“ in den verschiedenen Sumu-Dialekten.



Ein anderes sehr geschätztes Nahrungsmittel ist die gekochte Frucht der Pejivalle-Palme (*Guilielma* sp.), einer Pflanze südamerikanischen Ursprungs, die jedoch von allen atlantischen Stämmen des südlichen Mittelamerika bis zum Rio Tinto oder Black River in Honduras angebaut wird. Die Rama und die anderen Stämme der Moskitoküste nennen sie *sūpa*; eine engverwandte Bezeichnung findet sich unter den Indianern von Costa Rica, Panama und eines großen Gebietes Kolumbiens.

Durch die vielen Mahlsteine oder Metates (*nalín yárrun*), welche im Busche gefunden wurden, wissen wir, daß auch schon zu vorspanischer Zeit Mais (*ān*) und vielleicht auch Kakao angebaut wurden. Die heutigen Maisreibsteine der Rama sind länglich, schwach konkav gekrümmt und unten glatt. Zum Mahlen oder Zerquetschen der Maiskörner dient eine längliche Handwalze (*nalín yup*). Die hölzernen Mörser der Miskito und Kreolen sind den Rama unbekannt. Mais wird hauptsächlich in der Form von Atol (*áirī*), Pozol (*pusun*) und Pinol (*ā amārkima* „gemahlener Mais“) gegessen.

*Theobroma cacao* oder Kakao (*kūk*) wächst wild im Schatten des Urwaldes, wird aber auch angepflanzt. Cacao pataste (*Theobroma bicolor*) kommt auch vor und wird von den Rama *nerba* genannt; diesen Namen haben die Kreolen in „werba“ und „werbra“ verstümmelt. Die Kakao-bohnen werden geröstet, auf dem Metate gemahlen, dann zusammen mit Chile oder Paprika (*Capsicum* sp.) gekocht und als nahrhaftes Getränk genossen. Kakao wird nie zusammen mit geröstetem Mais gemahlen, wie es die anderen Stämme der Moskitoküste machen. Früher scheint die Bohne als Geld gedient zu haben.

Quequisque oder Malanga, Tania, Eddo, Coco, Yautia (*Colocasia* sp. und *Xanthosoma* sp.), von den Rama *īšup* oder *īsyup* genannt, sowie die Süßkartoffel oder Camote, Batata (*Ipomoea batatas*; *pārk* auf Rama) spielen auch eine nicht unbedeutende Rolle in der Ernährung. Ferner werden auch rote Bohnen, eine Art von *Phaseolus vulgaris* L. (*nuskūp*), *Cucurbita pepo* oder Kürbis (*ābīs*), *Dioscorea* sp. oder Ñame, Yam (*tūkwāup*) angepflanzt.

*Saccharum officinarum* oder Zuckerrohr (*āikat*) wird auch angebaut, und der mittelst einer hölzernen Handmühle ausgepreßte Saft wird frisch als Getränk genossen oder zu einer Art Melasse oder Syrup gekocht, als Ersatz für Zucker.

Die Kokospalme (*Cocos nucifera*) gedeiht vorzüglich, ohne irgendwelche Pflege an der Küste. Von einheimischen Früchten sind noch besonders zu erwähnen: *Persea gratissima* oder Aguacate (*kūlup*), Ananas (*sūrak*), *Calocarpum mammosum* oder Zapote (*kulmāup*), *Carica Papaya* oder Papaya, Papaw (*tūnuk*).

#### Fisch- und Schildkrötenfang.

Einen großen Teil ihres Unterhaltes gewinnen die Rama aus der See, den Lagunen und Flüssen. Im Süßwasser bedienen sie sich zum Fischen hauptsächlich des Wurfspeeres (*wāisko*), der unmittelbar mit der Hand geschleudert wird. Derselbe unterscheidet sich in keiner Weise von dem unter den Miskito und Sumu mit dem gleichen Namen bekannten Speer. Er besteht aus einer harpunenartig mit Widerhaken versehenen Eisen- oder Stahlspitze, die locker in einen langen Stab (*kat*) eingesteckt und an eine Leine (*arīra*) befestigt wird. Letztere ist um eine Rolle (*kunkun*) aus Leichtholz (meistens „Bobwood“, *pūnu* auf Rama) gewickelt, welche in den Hinterteil des Stabes gesteckt wird. Sobald das Eisen in den Körper des Fisches eindringt, löst es sich vom Stab, während die Leine



sich beim Fortschwimmen des getroffenen Tieres abwickelt. Die Holzrolle schwimmt jedoch auf dem Wasser, so daß es leicht ist, die Leine zu ergreifen und dann den Fisch heranzuziehen.

Die Rama sind sehr geschickt in dieser Art von Fischfang; sie beobachten zuerst das Wasser und nehmen dann ihr Ziel nach den kleinen Wellen, die der unter Wasser schwimmende Fisch aufwirft. Diese Speerart wird auch zum Fangen der Seekuh oder Manati (*pálpa*) gebraucht, deren Fleisch sehr geschätzt wird; da dieses Tier aber sehr groß und schwer ist, muß dazu eine sehr starke Leine gebraucht werden. Nachdem die Seekuh getroffen ist und der Indianer die oben auf dem Wasser schwimmende Holzrolle ergriffen hat, befestigt er das Ende der Leine an den Vorderteil des Einbaumes. Hierdurch wird das davon schwimmende Tier gezwungen, das Boot nachzuschleppen und ist nach einiger Zeit vollständig erschöpft.

Fischpfeile (*sín sin*) werden nur in seichtem, ruhigem Wasser gebraucht; nach jedem Schuß kehren sie zur Oberfläche zurück wegen des federleichten Rohrschaftes. In kleineren Flüssen werden die Fische auch durch Vergiftung des Wassers betäubt, worauf sie leicht mit den Händen gefangen werden können. Das Fischen mit der Angel (*sāuk*) ist nur auf Greise, Frauen und Kinder beschränkt. Jetzt bedienen sich die Rama auch eines eingeführten kreisrunden Wurfnetzes von etwa zwei Meter Durchmesser, welches vom Kanu aus ins Wasser geschleudert wird. Infolge der am Rande befestigten Bleikugeln schließt es sich im Wasser und wird dann behutsam herausgezogen.

Die Rama schätzen auch die verschiedenen Arten von See- und Lagunenaustern (*sita*) und andere Molluskenarten als Speise. Zumal die kleine Muschelart *sruñ* und eine größere, *kākel* genannt (vom engl. „cockle“), kommen in großen Mengen in der Bluefields-Lagune vor und werden von den Frauen gesammelt. Die kleine in den Flüssen lebende Jute, eine Melanienart, wird auch sehr geschätzt. Ferner spielen auch Krebse (*kābis*) und verschiedene Krabbenarten (*kārañ*, *krāns*, *wāro*, *takāyak*) eine nicht unbedeutende Rolle in der Ernährung zu gewissen Jahreszeiten.

Zum Schildkrötenfang bedienen sich die Rama eines Wurfspeeres (*sīlak*), der sich jedoch bedeutend vom Fischspeere unterscheidet. Die starke Eisenspitze (*sīlak up*) ist viel kürzer, um das wertvolle Schildpatt so wenig als möglich zu beschädigen und den Tieren keine großen Verletzungen beizubringen, da sie lebend aufbewahrt werden. Der Stab (*sīlak kat*) ist aus dem Stamme der Maquenque-Palme (*āpo*) und wird mit großer Kraft geschleudert. Da bei diesem Speer die Leichtholzrolle fehlt, wird der schwere Stab mittelst der langen Leine am Kanu befestigt, um ihn nicht zu verlieren.

Die Rama sind zweifellos die geschicktesten Schildkrötenfischer des östlichen Mittelamerikas. Die kleinen Eilande, die sich längs der Küste von Bluefields bis Monkey Point befinden, werden zu gewissen Jahreszeiten von großen Mengen grüner Suppenschildkröten (*ūli*) und Karettschildkröten (*plis*) besucht. Letztere werden von den Rama als Speise bevorzugt, und das wertvolle Schildpatt, das diese Art liefert, verkaufen sie den Händlern von Bluefields. Sie essen jedoch selten die Suppenschildkröte, da dieselbe wegen ihres von Fremden, Ladinos und Kreolen sehr geschätzten Fleisches einen sehr hohen Preis einbringt. Die große, von den Spaniern „caguama“ und von den Engländern „loggerhead“ genannte Meerschildkröte (*āwār*) wird jedoch von den Rama als Speise verpönt und deshalb sehr selten gespeert.

An der sandigen Küste des Festlandes werden ebenfalls die Schildkröten des Nachts beim Eierlegen abgefangen. Neuerdings ist auch das Schild-

krötennetz von den Kreolen eingeführt worden. Dasselbe ist mit großen Lockschildkröten versehen, um die Tiere anzuziehen, die sich darin verwickeln und nicht mehr entweichen können.

### Jagd.

Die Rama verstehen es ausgezeichnet, sich geräuschlos an das nichtsahnende Wild heranzuschleichen; sie schießen jedoch nie auf ein Tier, wenn es sich in schneller Bewegung befindet. Selbst die jungen Leute bedienen sich mit Vorliebe des Pfeils auf der Jagd, obschon sie damit nicht sicher sind für eine Entfernung über 20 m. Der Pfeil hat jedoch den Vorteil, das Wild nicht so leicht zu verschrecken wie die Feuerwaffe (*yubun*). Einen langen, altmodischen Vorderlader kann man auch in jeder Rama-Hütte sehen; nach Bell (1: S. 259) war diese Waffe schon gegen Mitte des 19. Jahrhunderts sehr verbreitet unter den Rama.

Die Rama, im Gegensatz zu den Miskito und Sumu, fürchten gar nicht allein im Walde zu übernachten, und machen ihr Lager in den Baumästen zurecht. Gewöhnlich schließen sich jedoch mehrere zusammen, um auf die Jagd zu gehen. Sobald ein Rudel Wildschweine aufgespürt ist, wird dasselbe umzingelt, und jeder von den Jägern schießt rasch ein paar Pfeile ab, ehe die geängstigten Tiere einen Ausweg gefunden haben und in wilder Flucht davoneilen. Zum Jagen nimmt der Indianer drei oder vier Pfeile mit, da die leichten Rohrschäfte fast jedesmal durch das Sträuben des getroffenen Tieres abgebrochen werden. Größere Tiere brechen sogar ab und zu die starken Vorderschäfte aus Hartholz entzwei.

Die Jagdgründe der Rama der Bluefields-Lagune befinden sich auf dem benachbarten Festlande, da an den Flüssen Kukra und Truswanni Wildschweine und Rotreh sehr häufig vorkommen. Das Weißreh wird auf Deer Island, der langen schmalen Insel, welche die genannte Lagune vom Meere trennt, angetroffen. Von den vierfüßigen Waldtieren, deren Fleisch von den Rama sehr geschätzt ist, sind vor allem das Reh (*sūla*), der rote *Ateles*-Affe (*blira*) und *Dicotyles labiatus*, die größere Wildschweinart (*nūlkan*) zu erwähnen. Von den anderen jagdbaren Tieren, denen die Rama nachstellen, sind besonders Tapir (*nyerbin*), *Dasyprocta* oder Guatusa (*pūk*), *Coloegenys paca* oder Tepescuinte (*kuli*), *Dicotyles tajacu* oder das kleine Wildschwein (*mūksa*), *Tatusia* oder Gürteltier (*kirkī*) und der Hase (*tūküstūkūs*) zu nennen. Von den Vogelarten sind die wichtigsten: *Crax* oder wilder Truthahn (*nalān*), *Penelope* oder Guan (*kunkun*), mehrere Waldhuhnarten (*pūti*, *ūkūtinkūtīn*), Wachtel (*kūplānkūplān*), Wildente (*tālu*), Taube (*būtku*) usw. Unter den Reptilien nimmt der grüne Leguan oder Iguana (*sālyuk*) die erste Stelle ein. Diese Eidechse wird lebend gefangen, durch Verstümmelung wehrlos gemacht und bis zum Gebrauche aufbewahrt; auch ihre Eier sind sehr geschätzt. Alligatoren, Krokodile und Schlangenarten werden nie gegessen.

Die erlegten Tiere, wie überhaupt alle Lasten, werden auf dem Rücken getragen mittels eines Tragbandes, Bambador, Mecapal (*māūkla klīra*), das aus einem über die Stirn gelegten Streifen von Kautschukbaumnindenstoff besteht. In jeder Hütte findet man mehrere elende, magere Hunde (*tāusun*), welche zum Jagen abgerichtet sind. Es ist nicht bekannt, ob auch schon in vorspanischer Zeit der Hund in domestiziertem Zustande gehalten wurde. (Wohl im West- u. W. Teil)

### Ernährung.<sup>1)</sup>

Die Rama gewinnen ihren Unterhalt hauptsächlich durch primitiven Feldbau nebst Fisch- und Schildkrötenfang und etwas Jagd. Die eigent-

<sup>1)</sup> Siehe auch „Feldbau“, „Jagd“ und „Fisch- und Schildkrötenfang“.

*Trinken mit dem Nagel - der Nagel ist groß*



liche Grundlage der Ernährung bilden die Wurzelknollen des Maniok oder Manihot (*ik*)<sup>1)</sup>.

Maniok, Bananen und die Frucht der Pejivalle-Palme (*süpa*) wurden früher auch zu *bisbaya* oder *bišbaya* bereitet, ehe sie gegessen wurden. Zu diesem Zwecke wurden sie sechs Monate oder sogar ein Jahr lang in Erdlöcher gelegt und sorgfältig mit Bijagua-Blättern (*Calathea insignis*, *truk* auf Rama, *wáha* auf Miskito) bedeckt und der Gärung überlassen. Dann wurden sie ausgegraben, zerrieben, mit Wasser gerührt und wie Brei als *bisbaya áiri* getrunken. Diese Speise hat einen sehr üblen Geruch und scheint von den Miskito eingeführt worden zu sein.

Maniok, Mais, Bananen und Pejivalles werden auch in der Form von *búnya* gegessen. Diese Früchte werden zuerst gar gekocht, zerstampft und in Bijagua- oder Bananenblätter eingewickelt, bis sie sauer geworden sind. Wenn der Indianer sich über einen halben Tag von der Ansiedlung entfernt, nimmt er etwas von dieser Masse mit und kann, an einer Wasserstelle angelangt, sich sofort ein nahrhaftes Getränk herstellen, indem er einen Teil davon in einer Kalbassenschale mit frischem Wasser aufrührt.

Ihr Nationalgetränk bereiten die Rama aus Maniok und genossen früher enorme Quantitäten davon während ihrer Totenfeiern. Die Wurzelknollen werden von den Frauen in großen Netzaschen (*náúkal*) zur Hütte gebracht. Dann werden sie geschält, gekocht und in großen tönernen Töpfen (*un*) oder in Holztrögen der Gärung überlassen. Ein kleiner Teil davon wird von den Frauen im Munde gekaut und gut mit Speichel vermischt, der Rest wird nur zerstoßen. Die Erzeugung der Gärung durch Speichel fand früher bei allen Stämmen der Moskitoküste statt, obschon sie natürlich nichts von dem dabei stattfindenden chemischen Vorgang verstanden. Heißes Wasser wird auch über diese Masse gegossen, um sie zu beschleunigen und das Gefäß wird dann mit Bijagua-Blättern bedeckt. Binnen zwei Tagen hat sich die Gärung vollzogen und dann kann das Trinkgelage beginnen, welches so lange dauert, bis der gesamte Vorrat vertilgt ist. Die Frauen bieten das Getränk den Gästen an, wobei sie eine Kalbassenschale bis zur Hälfte anfüllen, klares Wasser hinzufügen und dann mit der Hand aufrühren. Dieses „Maniokbier“ hat eine weißliche Farbe und ist angenehm und sehr nahrhaft, wirkt aber berauschend, wenn es in größeren Mengen genossen wird.

Aus der Frucht der Pejivalle-Palme wird ein noch nahrhafteres Bier auf dieselbe Art bereitet; dieses hat jedoch eine hellgelbe Farbe. Aus Mais (*ái*) werden verschiedene stark berauschende Getränke bereitet, von denen das wichtigste unter den Sumu-Bezeichnungen *wásak* und *wásbilo* bekannt ist. Hierzu wird der Mais einige Tage lang in Wasser eingeweicht bis er tüchtig zu keimen anfängt; dann wird er gemahlen, gekocht und der Gärung überlassen. Andere berauschende Getränke bereiten die Rama aus Ananas (*súrak*), Pisang (*pránti*), Bananen (*sumu*), Zuckerrohr (*áikat*) und anderen Früchten.

Diese Trinkgelage haben heute einen rein profanen Charakter; früher hatten sie jedoch eine religiöse Bedeutung und fanden statt vor und nach einem Jagdzuge, nach einer Bestattung, Ehe, Kindergeburt und bei Mannbarkeitsproben. Vor dem Anfang wurden die Waffen und andere gefährliche Gegenstände von den Frauen versteckt, damit die Betrunkenen kein Unheil anrichten konnten.

<sup>1)</sup> Schon López de Velasco (*Geografía y Descripción universal de las Indias 1571 a 1574*, Madrid 1894, S. 333) nennt Maniok, Mais und Bataten (*Ipomoea batatas*) als Hauptnahrungsmittel der Boto.



Die Bewohner von Rama-Key verbrachten früher Weihnachten in Bluefields, wo sie sich total an Rum berauschten (Bell 1: S. 259). Auch die Herrnhuter Missionare sagen, daß gegen Anfang ihrer Tätigkeit auf der genannten Insel die Trunksucht dort tief eingewurzelt war. Seit der Bekehrung zum Christentum ist dieses Laster jedoch total verschwunden, und die Rama-Key-Indianer bereiten heute aus Maniok ein nahrhaftes Getränk, welches sie jedoch frisch trinken.

Collinson (2: S. 150) sagt, daß die Rama früher Anthropophagen waren, doch scheint diese Behauptung auf eine Verwechslung mit den Guatuso vom Rio Frío (in Costa Rica) zurückzugehen. Die spanisch sprechende Bevölkerung Mittelamerikas nimmt überhaupt an, daß alle primitiven Völker der atlantischen Abdachung bis vor kurzem noch Menschenfleisch und rohe Fische verzehrten.

Der wilde Honig (*nalali*) ist den Rama als Genuß- und Heilmittel bekannt; derselbe wird von verschiedenen, dem Genus *Melipona* angehörenden Bienenarten bereitet, welche teils frei in den Baumästen, teils im Inneren hohler Baumstämme nisten. Früher wurden auch die fettreichen Weibchen der Blattschneiderameisen (*tiktik*), einer Attaart, von den Frauen gesammelt, geröstet und als Leckerbissen verzehrt.

Um den Mund auszuspülen, nehmen die Rama nach jeder Mahlzeit einen Schluck Wasser, wobei die unglaublichsten Gutturaltöne geäußert werden, und dann wird das Wasser in weitem Bogen ausgespien.

Von Gewürzpflanzen ist besonders Paprika oder Chile (*Capsicum* sp., *alkini* auf Rama) zu erwähnen, der mit Fleisch, Gemüse und Schokolade gebraucht wird, während unter den narkotischen Gewächsen Tabak (*tū*) die erste Rolle einnimmt. Der Tabak spielt eine sehr große Rolle im zeremoniellen Leben der Rama. Der Zauberarzt (*súkyá*, *türmála*) bedient sich desselben, um sich durch unmäßiges Einatmen des Rauches in eine Narkose zu versetzen. Nachdem der Tabak seine Wirkung getan hat, wacht er auf und berichtet, was ihm während seines narkotischen Zustandes geoffenbart wurde.

Für zeremonielle Zwecke gebrauchen die Rama ausschließlich den von ihnen selbst angebauten Tabak. Derselbe ist nicht besonders stark, da er aber in großen Mengen eingenommen wird, sind seine Wirkungen dennoch kräftig genug. Der Gebrauch von Tabak als Genußmittel scheint erst von den Fremden eingeführt worden zu sein. Hierzu benutzen die Rama jedoch nur nordamerikanischen Blättertabak, der aber umgekehrt weder als Heilmittel noch zu narkotischen Zwecken taugt. Die Rama, wie die anderen Stämme der Moskitoküste ziehen, im Gegensatz zu den spanisch sprechenden Mischlingen, die Tabakspfeife (*tū kāt*) der Zigarre oder Zigarette vor. Die Unsitte des Rauchens hat sich noch nicht bei den Frauen eingebürgert.

Früher gewannen die Rama ihren Bedarf an Salz durch Kochen von Meerwasser, wozu sie sich großer eiserner Töpfe bedienten, die sie sich von den englischen Händlern in Bluefields verschafften. Diese Beschäftigung fand gegen Ende der Trockenzeit statt, wenn der Salzgehalt der See oder Strandlagunen am größten ist, da die Flüsse zu dieser Zeit sehr wenig Süßwasser zum Meere führen. Durch die Verdunstung des Wassers bleibt das Salz am Boden des Topfes zurück, in einer Art von Brei, der allmählich hart wird. Diese mühselige Arbeit kann man noch heute manchmal an der Moskitoküste beobachten. Salz und Meer werden von den Rama mit demselben Worte „*tāuli*“ bezeichnet.

### Handel.

Über die Handelsbeziehungen der Rama während der früheren Kolonialzeit wissen wir gar nichts. Wohl hatten schon um 1502 die Be-

wohner von Cariay, die man doch nicht mit Bestimmtheit zu den Rama rechnen kann, Beziehungen zu den stammverwandten südlicheren Stämmen, denn wir wissen, daß Kolumbus zwei Dolmetscher von der genannten Ortschaft mitnahm, und diese begleiteten die Spanier bis Cubigar, nicht weit von Portobello. Sie konnten sich mit den anderen Eingeborenen der Ostküste verständigen bis in die Gegend von Zorobaro-Insel in der Almirante-Bai.

Nach Long (S. 322) hatten die Rama schon gegen Mitte der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts Handelsverkehr mit den Engländern aus Jamaika, die nach der Moskitoküste kamen. Dieser Handel beschränkte sich damals auf den Vertausch von Schildpatt und einiger Waldprodukte gegen europäische Fabrikate, wie Stoffe, Nadeln, Fischangeln, Pulver, Blei, Feuerwaffen usw. Unter diesen Waldprodukten nahm bis zur letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts die einheimische, wildwachsende Sassaparille (*Smilax officinalis*, *sās* auf Rama) die erste Stelle ein.

Später wurde von den Rama Kautschuk (*úpdika*) von der *Castillea elastica* gesammelt, wozu sie sich nur eines Buschmessers oder Machete und eines Paares eiserner Sporen bedienten. Letztere werden mit einem Riemen am Fuße befestigt und durch Einschlagen des Zackens in den Stamm kann der Indianer sehr leicht astlose hohe Bäume erklettern. Der ganzen Länge des Stammes nach schlägt er mit dem Buschmesser in schräger Linie Kerben in die Borke und alsdann fließt der milchweiße, klebrige Saft herunter in ein am Fuße des Stammes gegrabenes Loch. Durch den Zusatz des Saftes verschiedener Kriechpflanzen gewinnt diese Masse Festigkeit und erhält eine dunkle Farbe. Nach einigen Tagen ist sie bereit zur Verschiffung und ist im Handel unter der englischen Bezeichnung „sheet rubber“ (spanisch „torta“) bekannt. Der in den Kerben zurückgebliebene Kautschuk ist von besserer Qualität wegen seiner größeren Reinheit und wird „scrap rubber“ (spanisch „burrucha“ genannt; nachdem er genügend ausgetrocknet ist, besteigt der Indianer nochmals den Baum, um ihn loszulösen. Durch die große Produktion von Plantagengummi aus Britisch- und Niederländisch-Indien ist der Weltpreis derartig gedrückt worden, daß man das Sammeln von Wildkautschuk in Mittelamerika fast gänzlich unterlassen hat.

Die Bewohner von Rama-Key halten Hühner (*úsrú*), Truthühner (*pípi*) und Schweine (*kwérko*, vom span. „puerco“), die sie im benachbarten Bluefields verkaufen. Alle Tage, Sonntag ausgenommen, fahren sie in mehreren Einbäumen nach dieser Stadt, um außerdem Brennholz, Gemüse, Früchte, Fische, Austern, Muscheln, Wildschweine und anderes Wildpret, Schildkröten, Schildpatt, Eier usw. gegen europäische oder nordamerikanische Fabrikate zu vertauschen.

Auf Rama-Key schnitzen die Indianer aus verschiedenen schönen Holzarten kunstvolle kleine Einbäume (Spielzeuge), sowie Holzlöffel, Serviettenringe u. a. m., die sie an die Handelsleute in Bluefields abgeben, um sie den Fremden als Kuriosität zu verkaufen. Harrower (S. 45) sammelte auf der genannten Insel einen sonderbaren kleinen Korb von ovaler Form, welcher mit großen tropischen Leuchtkäfern gefüllt als Laterne dienen konnte. Einen ähnlichen Korb oder Käfig (*ábuñ úk*, *máuli*) sah ich auch in einem Rama-Hause von Wiring-Key als Spielzeug der beiden Kinder meines Wirtes; man hatte denselben mit den glänzenden Leuchtkäfern gefüllt, die zwei helle Lichter vorn am Kopfe tragen und nach Belieben sie aufstrahlen und verlöschen lassen.



### Schiffahrt.

Die Rama sind zweifellos die besten Kanuleute der Moskitoküste; sie besitzen große Kraft und Ausdauer. Ihre Einbäume (*ūt*)<sup>1)</sup> werden aus Zedern- oder Saba-Stämmen mittels des Böttcher- oder Hohlbeiles (*prān*) ausgehöhlt. Der Mahagonibaum (*Swietenia mahogani*, *ínsuba* auf Rama), welcher in anderen Teilen der Moskitoküste vorzugsweise gebraucht wird, kommt selten vor im Rama-Gebiet; seine südliche Verbreitungsgrenze im östlichen Mittelamerika bildet der Rio Punta Gorda.

Die lange, schmale, flache, kiellose Form von Einbäumen, die in Mittelamerika unter dem Namen „Pipante“ oder „Pitpan“ (vom Miskito *pībān* „geflochten“) bekannt ist und zumal von den Flußindianern der Ostküste gebraucht wird, kommt nicht vor bei den Rama. Sie machen nur die mit einem Kiel versehenen Einbäume, welche jedoch verhältnismäßig breiter und niedriger sind als diejenigen, die von Miskito und Kreolen auf See und Lagune gebraucht werden. Die Kanus der Rama haben eine größere Schwimmfähigkeit und eignen sich besser zum Landen bei starker Brandung sowie zum Passieren der Flußbarren.

Zum Bewegen dieser Fahrzeuge dienen kurze, flache Ruder oder Canaletes, Paddeln (*kwālp*), die aber nicht wagerecht, sondern senkrecht nach unten geführt werden. Die Ruder- oder Bootstange, Palanca, Pole (*ūlp*) wird nur in seichtem Wasser mit hartem Grunde gebraucht. Heute wird auch vielfach von Segeln Gebrauch gemacht, doch ist diese Sitte erst nachkolumbischen Ursprungs.

### Waffen: Pfeil und Bogen.

Die Hauptwaffe ist noch bis auf den heutigen Tag der Pfeil (*krīri*), und die Rama sind weit und breit als außerordentliche Schützen bekannt. Der Bogen (*tānkāt*) ist etwa 1,65 m lang, aus Pejivalle-Holz angefertigt und roh poliert. Er ist von länglich viereckigem Querschnitt, etwa 2—3 cm zu 0,5—0,8 cm in der Mitte; beiderseits wird er allmählich schmaler und endigt in kurzen Absätzen, woran die aus Bromeliaceenfasern gedrehte Sehne (*arīra*) befestigt wird.

Die Pfeile haben eine Länge von 1,75—2,00 m und sind die längsten der Moskitoküste. Sie bestehen aus einem runden Holzschaft (*krīri kat*), aus Pejivalle-Holz<sup>2)</sup>, dessen rückwärtiger Teil in ein Rohr (*kārtuk*) eingefügt und durch Umwicklung mit Bromeliaceenfasern befestigt wird. In das hintere Ende des Rohrschaftes werden kleine Stücke Holz gesteckt; darauf wird derselbe ebenfalls fest umwickelt, um das Rohr gegen Aussplittern, Zerdrücken oder sonstige Beschädigung durch die Bogensehne zu schützen. Um die Umwicklung gegen Regen und Sonne zu sichern, kommt ein wenig Bienenwachs darauf.

Als Rohrschaft wird der Blütenstengel der „Caña brava“ oder „wild Cane“ (*Gynerium saccharoides*) benutzt, welcher im August oder September geschnitten wird, wenn die Pflanze ausgeblüht hat. Diese Stengel werden zuerst in die heißen Kohlen gelegt, worauf man sie leicht schnurgerade machen kann. Dann werden sie in der Sonne getrocknet, in Bündel gebunden und in der Hütte über dem Rauche aufbewahrt, um sie gegen den Angriff von Würmern zu schützen.

Befiederte Pfeile kommen gar nicht vor im Rama-Gebiet, und es wird keine Art von Flugsicherung angewandt. Der Gebrauch von Köchern ist ebenfalls unbekannt.

<sup>1)</sup> Die Zeder (*Cedrela sp.*) heißt auch *ūt* auf Rama. In den Sprachen Costa Ricas und Panamas sind ebenfalls die Bezeichnungen für Einbaum und Zeder eng verwandt.

<sup>2)</sup> Collinson (1: S. 39) erwähnt auch die Benutzung von Auka- oder Cortés (*Tecoma sp.*) anstatt Pejivalleholz unter den Rama von Punta Gorda.



Holzschafft und Rohr sind gewöhnlich von gleicher Länge; nur in Fischpfeilen (*sĩnsĩn*), wo der Holzschafft einfach vorn zugespitzt ist, wird ein längeres Rohr benutzt, um die Rückkehr des Pfeiles zur Oberfläche zu ermöglichen. Die geackten Spitzen (drei- oder vierkantig), wie sie bei den Talamanca von Costa Rica und den Jicaque von Honduras üblich sind, wurden früher auch von den Rama gebraucht; diese Pfeilart wird von ihnen *sinak* genannt.

Um größere Tiere, wie Jaguar, Puma, Ocelote, Tapir, Wildschwein usw. zu erlegen, wird die Holzspitze (*krĩri sik*) durch Einsetzen einer Obsidian-(Feuerstein)- oder Knochenspitze<sup>1)</sup> verstärkt. Mit Vorliebe gebrauchen die Rama zu diesem Zwecke einen großen Haifischzahn (*kanik sik*), wodurch der Tod des getroffenen Tieres durch Vergiftung herbeigeführt werden kann. Eine andere Art von Pfeilvergiftung kommt jedoch nicht vor. Neuerdings werden zur Jagd auch aus Faßreifen zurechtgefeilte Eisen- oder Stahlspitzen (*kár sik*) benutzt. Die Rama gebrauchen ebenfalls Pfeilspitzen aus dem Holze einer sehr harten Palmenart, die sie *āpo* nennen (span. „maquenque“); solche Pfeile werden von ihnen mit dem Namen *mantāk* bezeichnet.

Zur Jagd auf Vögel und kleine Tiere dienen Pfeile mit Vorderschaft aus irgendeiner Hartholzart, der vorne in einen stumpfen Knopf oder in eine Kugel aus Bienenwachs endigt. Diese Pfeilart wird von den Rama und Miskito *ũru* (span. „chipote“) genannt.

Über andere Waffen wissen wir nichts näheres. Steinäxte (*dāma ũp* „Donnerkeil“) kommen wohl im Rama-Gebiet vor, doch waren sie wohl nur von zeremonieller Bedeutung. Von den Suerre, die an der atlantischen Küste von Costa Rica zwischen den Flüssen San Juan und Matina lebten, wissen wir, daß sie imstande waren, Steine mit solcher Heftigkeit zu schleudern, um einen spanischen Helm zu zerschmettern. Sie begannen den Angriff mit dem Schall von Trommeln und Muscheltrompeten.

Das früher aus England, jetzt aber hauptsächlich aus Deutschland und den Vereinigten Staaten eingeführte Machete oder Buschmesser (*plānak*) ist auch eine gefährliche Waffe in den Händen des Indianers; daneben ist es aber auch ein unentbehrliches Handwerkszeug. Es eignet sich vorzüglich zum Schlagen und wird besonders gebraucht, um einen Weg durch das Dickicht des Urwaldes zu bahnen. Es ähnelt einem Infanterie-Seitengewehr, ist jedoch etwas länger. Die breite Klinge ist 2–3 Fuß lang, von gleichmäßiger Breite; vorn läuft sie jedoch mit scharfer Rundung schnell zur Spitze aus. Der Griff ist aus Holz oder Knochen.

#### Textilwaren — Flechtereie — Töpferei.

Die Bearbeitung der Baumwolle (*Gossypium sp.*) durch Spinnen und Weben ist heute nur einigen älteren Frauen bekannt. Die Baumwolle (*sĩsĩnās*) wurde von den Frauen mit der Hand entkörnt und dann mittels eines Spinnwirtels aus schwerem Pejivalle-Holz, der in einer Kalebassenschale lief, zu Garn versponnen. Zum Weben gebrauchten die Rama altertümliche, horizontale Handapparate, die sich in ihrer Konstruktion nicht von denjenigen der Sumu und Paya unterscheiden. Der Stoff wurde in Mäntel, Lendengurte, Leibgurte, Jagdtaschen usw. verarbeitet.

Rindenstofftücher (*tũnu*), welche die Bettdecken ersetzen, werden noch ab und zu in Punta Gorda von den Frauen aus dem Kautschukbaume (*Castilloa elastica*) gewonnen in ähnlicher Weise, wie es die Miskito, Sumu

<sup>1)</sup> Schon Ferdinand Kolumbus erwähnt in seiner *Historie* für die Gegend von Cariay Lanzen aus Palmenholz von kohlschwarzer Farbe, hart wie Eisen und mit Fischknochenspitze.

und Paya mit dem Tunubaum (*Castilloa tunu*) tun. Die Rinde wird vorsichtig losgelöst und einige Tage lang in fließendem Wasser eingeweicht, um sie vom Sekret zu befreien; dann wird sie an der Sonne getrocknet und in der Hütte aufbewahrt, bis man Zeit hat, sie zu verarbeiten. Hierzu wird sie wieder ein wenig eingeweicht, auf einem glatten Baumstamm ausgebreitet und stundenlang mit dem Bastklopfer, einer Art Holzkeule (*türban*), geklopft und schließlich an der Sonne getrocknet. Aus diesem Material wurden früher die Kleidungsstücke hergestellt, jetzt dient es nur zur Anfertigung von Lendengurten (*palpura*) und Mecapales oder Tragbändern (*máukla klíra*).

Aus dem starken Bast des Majagua- oder Mahoebaumes (*Hibiscus sp.*) stellen die Frauen netzartig geflochtene Hängematten (*sit*) her, worin die Männer bei schlechter Witterung die Zeit verträumen; dieselben werden aber nie oder nur selten zum Schlafen benutzt. Der oben erwähnte Bast (*sirpān*) wird auch als Bindfaden und Tau benutzt.

Die außerordentlich starken Fasern der Pita oder Silkgrass (*naban*), einer Bromeliaceenart, wurden früher zur Herstellung einer besseren Qualität von Hängematten verwendet; jetzt werden sie nur zum Flechten von Tragnetzen oder Matates (*náukal*) und zum Schuhflicken benutzt. Matten und Körbe (*mōkal*) werden aus verschiedenen Schlingpflanzen gearbeitet, und die Blätter einiger Palmenarten dienen als Kehrbesen (*türsin*).

Die Kunst der Töpferei ist der jüngeren Generation gänzlich unbekannt. In den Hütten von Punta Gorda kann man noch einige alte tönernen Töpfe, wie Wasserkrüge und Kochschüsseln (*tiksak un*) sehen, doch werden heute eiserne Töpfe (*un*) überall zum Kochen gebraucht. Alle diese Gefäße haben unten immer eine Zuspitzung, wie das auch bei den benachbarten Stämmen der Fall ist, deshalb werden sie in Erdvertiefungen auf den Boden gestellt. Dieselben werden ausschließlich von den Frauen hergestellt, und zwar aus freier Hand, ohne Hilfe der Töpferscheibe.

#### Ehe — Kindererziehung.

Vielweiberei kommt gar nicht vor unter den Rama und war ihnen wahrscheinlich auch früher unbekannt. Die Frau wurde vom Manne durch Kauf erworben für ein Kanu oder ein Gewehr, eine Sitte, die sich noch bis auf den heutigen Tag in Punta Gorda erhalten hat. Der Mann ist der Herr des Hauses; die Frau ist ihm untertan, wird aber selten von ihm mißhandelt.

Während der Menstruation ist die Frau unrein (*āmulkun-tāma*) und damit gesellschaftsunfähig. Sie zieht sich zurück in eine kleine provisorische Hütte (*kúmā ān nā* „Weib ihr Haus“), die der Mann auf der Westseite der Ansiedlung errichtet hat. Manchmal verläßt sie ihr Haus gar nicht, sondern hält sich in einem vom Reste der Wohnung durch eine dünne Holzwand getrennten Abteile auf.

Bei der Geburt eines Kindes verbrachte die Wöchnerin sechs Wochen in solch einer Hütte, da sie, ebenso wie das Kind, während dieser Zeit als unrein gilt. Hernach badet sie sich in einem nahen Gewässer und kehrt zu ihrem Manne zurück, worauf ein Fest gefeiert wird. Bei der Geburt sind nur Frauen gegenwärtig; eine derselben schneidet die Nabelschnur ab und gilt von der Zeit an als eine enge Freundin des Neugeborenen und dessen Eltern und wird von ihnen mit der Bezeichnung *yapa* genannt. Nach der Geburt eines Kindes geht der Vater für neun Tage lang nicht in den Wald, und er beobachtet gewisse Vorsichtsmaßregeln, um seinen Sprößling vor Gefahr zu bewahren. Es ist dies also eine modifizierte Form der Couvade.



Beide Eltern haben sehr viel Liebe und Hingabe für ihre Kinder. Sie behandeln dieselben jedoch sehr streng und schelten ihre unartigen Sprößlinge mit den derbsten Tiernamen, züchtigen sie aber nicht. Früher wurden weibliche Kinder oft ausgesetzt und getötet, da sie Unglück bringen sollten. Nach Jürgensen (S. 8) waren auf der Rama-Insel nur 25 Mädchen gegen 58 Knaben, als die Herrnhuter Mission dort gegründet wurde (1857).

Die Erziehung der Kinder beider Geschlechter ist das Werk der Mutter. Doch zeigt der Vater eine gewisse Vorliebe für seinen männlichen Sprößling, dem er kleine Einbäume, Ruder, Pfeile und Bogen schnitzt. Hat der Junge das 8. Lebensjahr erreicht, so begleitet er seinen Vater auch schon ab und zu auf Jagd und Fischfang, um den Gebrauch der Waffen und Arbeitsgeräte zu erlernen.

Kleine Kinder werden von den Frauen selten im Arme getragen, sondern auf dem Rücken in einem Tuche, dessen Zipfel vorn auf der Brust zusammengebunden werden. Den Kuß kennen die Rama gar nicht. Die Eltern beriechen oder beschnüffeln (*basuni*) Kopf und Körper ihres Sprößlings, ohne jedoch denselben mit den Lippen zu berühren. Unsere Form des Kusses wird von ihnen als eine milde Art von Kannibalismus angesehen. Das jüngste Kind wird von den heidnischen Rama nicht vor Vollendung des vierten oder fünften Lebensjahres entwöhnt. In Cane creek konnte ich sogar beobachten, wie ein Junge von vier oder sechs Jahren von der Mutterbrust fortlief, um einen Zug aus seines Vaters Tabakspfeife zu nehmen.

#### Krankheiten und ihre Behandlung.

Durch ihre Abneigung gegen andere Rassen haben sich die Rama bis in die jüngste Zeit hinein ziemlich frei von europäischen Krankheiten erhalten können. Jetzt sind aber schon Tuberkulose, Auszehrung, Influenza, chronischer Katarrh, Pocken, Masern und Blattern aufgetreten und haben schon große Verheerungen angerichtet. Die Hakenwurmkrankheit kommt auch vor, da die Indianer meistens barfuß gehen. Malaria, Wechsel- und Sumpffieber (*sénkun*), sowie Ruhr sind einheimisch. Die unter den Namen „Bienteveo“, „Carate“, „Mal del Pinto“ (Rama: *káira*, Miskito: *búlpis*) bekannte Hautkrankheit, welche an der Moskitoküste sehr verbreitet ist und dort in weißen, schwarzen und roten Flecken auftritt, ist den Rama unbekannt. Letztere scheinen überhaupt sehr wenig an Hautausschlag (*slíba*) irgendwelcher Art zu leiden.

Für diese Naturmenschen sind Krankheit und Tod keine natürlichen Vorgänge, sondern werden einem bösen Dämon zugeschrieben, der in den Körper des Patienten eingedrungen ist. Hat er im Körper seine Zerstörungsarbeit vollendet, stirbt der Kranke. Nach dem Tode sucht er nun sich auch der Seele des Verstorbenen zu bemächtigen, und um das zu verhindern, werden Totenwache und Beschwörungen abgehalten. Deshalb ist die Seele eines Verstorbenen oft gefürchtet, da man sie im Besitze eines bösen Geistes (*alíba*, *wálsa*) glaubt. Mit Hilfe des Zauberarztes (*súkyá*, *türmála*) kann der Dämon jedoch verjagt werden, ehe es zu spät ist. Die Krankenbehandlung besteht hauptsächlich aus Geheul, Lärm, Tanz, Beschwörung, Mummenschanz usw.

Durch narkotische Mittel, zumal Tabak, versetzt sich der Mediziner in einen langen, traumerfüllten Schlaf, worin ihm die Ursache der Krankheit beigebracht wird. Der Tabak selbst ist nicht sehr stark, wenn er aber in großen Mengen in einen leeren Magen gebracht wird, versetzt er den Heilkünstler in eine Art von Ekstase, so daß er laut zu singen an-



fängt, allerlei Geheul und Lärm macht und vor dem Kranken hin und her-springt. Die Geisterbeschwörung findet gewöhnlich um Mitternacht statt, wird aber auch in verschiedenen Nächten hintereinander wiederholt. Das Wasser, das der Kranke trinkt, wird zuerst vom Zauberarzt gereinigt, indem er mit Hilfe eines Stückes Bambusrohr in dasselbe bläst, so daß die Luftblasen daraus aufsteigen. Er bläst seinen Patienten auch mit Tabaksrauch an und saugt an den schmerzhaften Stellen. Diese sich dauernd wiederholenden, gleichförmigen, mit Lärm verbundenen Bewegungen üben auf die Dauer eine hypnotisierende Wirkung auf den schwachen, matten Kranken aus.

Zur chirurgischen Behandlung bedient sich der Zauberarzt gewöhnlich der Glasscherben, während Harz (*yáble*), Asche (*plun*), Tabak (*tū*) und Wachs (*alís*) als antiseptische Mittel gebraucht werden. Rheumatische Schmerzen sollen von Dornen herrühren, die sich unter der Haut befinden und die der Medizinhmann herauszieht, nachdem er einen kleinen Einschnitt in die betreffende Stelle gemacht hat. Die Frage der Diät spielt eine große Rolle beim indianischen Doktor Eisenbart. Vegetabilische Heilmittel (*síka*) werden auch bei gewissen Krankheiten in Anspruch genommen; wenn eine Arznei nichts hilft, versucht er eine andere, genau wie es sein europäischer Kollege tut.

Bei Fieberkranken werden Dampfbäder gebraucht; die Rinde des Copalchi-Baumes (*Croton sp.* oder *Cinchona sp.*) ist auch ein beliebtes Mittel, um den Körper zum Schwitzen zu bringen. Da aber nach dieser Schwitzkur der Patient genötigt wird, sofort ein kaltes Bad zu nehmen, kommt es nicht selten vor, daß Lungenschwindsucht eintritt. Als ausgezeichnetes Brechmittel werden die Fruchtkerne des Piñón-Strauches (*Jatropha Curcas* L.) geröstet und gemahlen und dann mit Wasser zu einer Emulsion verarbeitet. Auch die wildwachsende einheimische Ipecacuanha (*Uragoga ipecacuanha* oder *Polygala costaricensis*) wird als Emeticum benutzt; die Wurzeln dieser Pflanze sollen ohne giftige Nebenwirkungen sein. Als Gegenmittel bei Schlangenbiß wird eine vom Safte des Guaco (*Mikania sp.*) bereitete Infusion eingenommen. Contrayerba, eine verwandte Pflanze, dient zur Hebung der Zeugungskraft und als Reizmittel.

Darmkolik und ähnliche Beschwerden sollen von einem Geiste (*yakúki* auf Rama; *yámu* auf Miskito und Sumu) herrühren, der Tiergestalt angenommen hat. Wenn der Indianer im Walde durch das plötzliche Auftreten dieses Tieres in unmittelbarer Nähe erschrickt, so geht der Geist auf ihn über, und bald fühlt er die heftigsten Leibschmerzen. Durch Einreiben mit Öl und starkes Massieren des Unterleibes wird der *yakúki* ausgetrieben.

### Totenbestattung — Jenseits.

Bei einem Todesfall schneiden sich die weiblichen Verwandten des Verstorbenen die Haare ab, um sie auf den Sarg zu legen; sie verhalten sich jedoch ziemlich ruhig und bekunden ihren Schmerz nicht durch wiederholtes Heulen und Klagen wie die Miskito. Die Nachbarn wachen an der Leiche, bis sie begraben wird; während dieser Zeit werden sie mit Speise und Trank bewirtet.

In älteren Zeiten wurde der Verstorbene in aus dem Bast des Kautschukbaumes hergestellte Tücher (*úpdika áñ kálma*) gewickelt, genau wie es die Sumu heute noch tun. In späteren Jahren, vielleicht durch Berührung mit den Miskito, wurde ein Einbaum als Sarg benutzt. Derselbe wird in der Mitte entzwei gesägt, die eine Hälfte als Lagerstätte

für den Verstorbenen und die andere als Deckel benutzt. Die Erde darf gar nicht mit der Leiche in Berührung kommen<sup>1)</sup>).

Das persönliche Eigentum des Verstorbenen, seine Werkzeuge, Schmucksachen usw., wurde mit ins Grab gelegt, denn nach der Ansicht der Indianer braucht man in der anderen Welt dieselben Dinge wieder, deren man auf dieser bedurfte. Eine aus Kautschuk angefertigte Kerze (*áprika* „Kautschuk“, *áwwas* „Kiefer“) wurde in den Sarg gelegt, um der Seele (*ibrusuk*) des Verstorbenen den Weg zum Jenseits zu leuchten. Ein kleines Kanu (*út suksuk*) mit einer Paddle (Ruder) wurde auch hinzugefügt, um die Seele über den Fluß zu führen, der die andere Welt umgibt.

Die Wanderung der Seele zum Jenseits oder Paradies (*uñksa*) nimmt sieben Tage und Nächte in Anspruch. Während dieser Zeit bringen die weiblichen Verwandten des Verstorbenen täglich einige Kalebassenschalen mit Speise und Trank, welche sie in eine kleine über dem Grabe errichtete Hütte setzen und die ihm während seiner Wanderschaft als Nahrung dienen soll. Die ganze Nacht durch wird ein Feuer am Grabe gebrannt, um wilde Tiere und böse Dämonen fernzuhalten und die Ankunft der Seele im Paradies zu beschleunigen. Am Tage vor meiner Ankunft in Wiring-Key (Januar 1922) war dort ein alter Indianer zur letzten Ruhestätte getragen worden. Der Friedhof (*tikiruk*) war kaum 100 m von den Häusern entfernt und das Grab war in der Richtung Ost-West gegraben. Bei Anbruch der Dunkelheit zündeten die Witwe und Tochter des Verstorbenen ein Feuer am Grabe an; daneben setzten sie eine kurze, niedrige Bank mit Essen und Chicha. Eine Hütte war jedoch nicht errichtet worden. Ich versuchte, durch kleine Geschenke das Vertrauen dieser Indianer zu erobern, um näheres über ihre Bestattungsgebräuche zu erfahren, aber vergebens. Die Frauen waren sehr traurig und niedergeschlagen und sprachen fast gar kein englisch und noch weniger spanisch, während der einzige männliche Erwachsene, der noch in dieser Ansiedlung übrig blieb, gar nicht zum Sprechen gelaunt war.

Auf ihrer beschwerlichen Reise zum Jenseits ist die Seele beständig großen Gefahren ausgesetzt, die der Mutige und Starke leicht überwindet, während der Feige und Schwache unterliegt. Die Seele muß über ein großes Gewässer setzen, wo sie ersäuft, wenn die Bestattung nicht nach den alten Gebräuchen erfolgt ist. Zuletzt muß sie an einem Ungeheuer (*táusun tára* „großer Hund“) vorbei, das gute Seelen unbehelligt vorbeiläßt, während es die schlechten verzehrt; diese sterben dann zum zweitenmal und sind dann gänzlich vernichtet. Der Zauberarzt oder Schamane kann jedoch der Seele aus diesen Gefahren helfen, wegen seiner Beziehungen zu den übernatürlichen Wesen. Gewisse Beigaben werden dem Verstorbenen mitgegeben als Sühnopfer, z. B. kleine Kalebassen- und Muschelschalen, die an Händen und Füßen angebunden werden.

Alle Personen, welche mit dem Toten auf irgendeine Art und Weise in Berührung kamen, sind unrein (*ámulkun-táma*) bis zur Ankunft der Seele im Jenseits, das ist während sieben Tagen. Während dieser Zeit müssen sie den Umgang mit anderen Menschen meiden, und sie waschen

<sup>1)</sup> Über die Bestattung von Personen hohen Ranges in der Gegend von Cariay (1502) haben uns Christoph Kolumbus, Ferdinand Kolumbus und Las Casas einige spärliche Nachrichten hinterlassen. Der Leichnam wurde auf einem hölzernen Gerüst über dem Feuer getrocknet, dann in große Blätter eingewickelt und aufbewahrt. In einem großen hölzernen „Palaste“ bemerkten die Spanier verschiedene auf diese Art und Weise einbalsamierte Leichname, die gar keinen üblen Geruch hinterließen. Sie waren geschmückt mit Goldornamenten aus „Guarin“ und anderen kostbaren Gegenständen. Über die Grabstätte hatte man ein Brett mit eingeschnittenen Tierfiguren errichtet, und auf manchen davon befand sich die Abbildung des Verstorbenen.



sich täglich mit Lauge, welche zu diesem Zwecke gekocht wird, um sich vor der Ansteckung der Krankheit (Krankheitsgeist) zu schützen. Auch die anderen Leidtragenden nehmen nach der Bestattung ein rituelles Bad.

Erst am siebenten Tage findet die eigentliche Totenfeier statt, wobei der Zauberer die bösen Geister anruft und dann die glückliche Ankunft der Seele im Reiche der Unterwelt verkündet. Hiermit ist alle Trauer vorbei und die Hinterbliebenen laben sich an Speise und Trank. Der Name des Verstorbenen darf nicht mehr ausgesprochen werden, um seine Rückkehr zur Welt zu vermeiden.

### Musik — Gesang — Tanz.

Die Mehrzahl der Musikinstrumente, wie Trommel, Flöte, Rassel, findet man nur unter den heidnischen Rama, von denen sie noch bei Totenfeiern u. dgl. gebraucht werden. Die primitive Trommel ist zylinderförmig, aus Zedern- (*Cedrela sp.*) oder Mahagoniholz (*Swietenia mahogani*) hergestellt und wird auf einer Seite mit einer Rehhaut bespannt. Jetzt machen die Rama aber auch Trommeln nach europäischem Muster. Lange Bambusflöten oder Pfeifen (*kawro*?) mit drei oder vier Schallöchern kommen häufig vor; auch kann man kleinere Flöten aus dem Beinknochen (Femur) des Tapirs (*nyerbin*) und anderer größerer Tiere sehen. Die Rasseln (*ibulayuni*) werden nur von den Frauen gebraucht und sind aus der ausgehöhlten Frucht des Kalebassenbaumes (*Crescentia cujete* L.) angefertigt, indem das Innere zum Teil mit kleinen Kieselsteinen oder hartem Samen gefüllt wird. Den großen Seemuscheltrompeten (*kansuk*) aus verschiedenen Strombusarten entlocken die Rama Töne, die weithin hörbar sind. An der ganzen Moskitoküste lassen die Flußindianer diese Muschelsignale ertönen, wenn sie sich einer Ansiedlung nähern.

Das einzige Saiteninstrument, das den Rama schon lange bekannt ist, wird von ihnen *lúnko* genannt; es kommt auch an anderen Stellen Mittelamerikas vor unter den Namen „caramba“, „quijongo“, „sambumbio“ usw. und soll afrikanischen Ursprungs sein. Es besteht aus einem einfachen Bogen aus zähem Holze, der mit einer Saite aus den gedrehten Fibern der *Bromelia pinguin* bespannt ist. Ein Ende des Bogens wird zum Munde geführt, so daß beide Lippen das Holz berühren, und durch sanftes Anschlagen der Saite mit einem leichten Stab und gewisse Bewegungen der Lippen werden schwache, jedoch anmutige Töne hervorgerufen. In neuerer Zeit sind auch Gitarre und Geige eingeführt worden.

Die heidnischen Rama singen sehr selten und dies nur unter dem Einflusse berauschender Getränke. Ihr Gesang (*ákis*) ist sehr melancholisch. Während meines Aufenthaltes auf Rama-Key hörte ich jeden Abend Gesang aus verschiedenen Hütten und hoffte zuerst alte Indianerlieder zu vernehmen. Sehr enttäuscht war ich jedoch, nur kirchliche Lieder zu hören, welche die Rama von den Herrnhuter Missionaren gelernt hatten.

In Punta Gorda tanzen die Indianer manchmal bei Totenfeiern oder anderen Trinkgelagen, wobei sie schwere Fuß- und Armringe aus Muschelschalen tragen, die bei der geringsten Bewegung des Körpers rasseln. Sonderbar ist jedoch, daß sie kein einheimisches Wort für tanzen haben, denn die von ihnen gebrauchte Bezeichnung *dántini* ist dem Englischen entlehnt.

### Religion und Zauberei.

Über die Religion der alten Rama ist uns gar nichts bekannt. Die Eingeborenen von Cariay, wo Kolumbus im Jahre 1502 landete, brannten ein wenig Pulver, das sie in die Luft warfen, so daß der Wind den Rauch



auf die Spanier hin zutrieb. Dies mag wohl eine Art von religiöser Zeremonie gewesen sein und auf den Gebrauch von Weihrauch hinweisen, der ja den alten Mexikanern und Maya bekannt war, denn die Spanier wurden zuerst in vielen Gegenden Amerikas als übernatürliche Wesen angesehen.

Die heidnischen Rama von heute glauben an eine Art von Gottheit, die sie *matún* nennen<sup>1)</sup>. Da dieses höhere Wesen gut ist und niemand etwas zuleide tut, finden sie es nicht nötig, ihm irgendwelche Verehrungen zu erweisen. Gott scheint auch keine Macht über die bösen Dämonen zu besitzen und bemüht sich nicht, ihrem Unwesen zu steuern.

In Rama-Key erzählte man mir, daß die heidnischen Rama von Wiring-Key ein hölzernes Götzenbild (*antún*, kreolisch „guzu“) im Busch aufbewahren, doch gelang es mir nicht, von den mißtrauischen Bewohnern der genannten Ortschaft etwas darüber zu erfahren. Lehmann (3: S. 20 bis 21) nennt dieses Idol *adám* (biblisches Wort „Adam“) und beschreibt es als einen in Lappen gewickelten mittelgroßen Stock, der in einer Hängematte aufbewahrt wird. Im Walde soll ein Platz für ihn abgeholzt sein, der alle Samstag von einer bestimmten Person gereinigt wird. Essen soll auch jeden Tag zu dieser Gottheit getragen werden.

Eine große Rolle spielt unter den Rama die Furcht vor den bösen Geistern (*alíba*, *wálsa*), die nur darauf bedacht sind, dem Menschen Unheil anzurichten. Sie sind die Urheber von Krankheit und Tod im Bunde mit bösen Menschen.

Nur der Schamane oder Zauberarzt, Mediziner, Wahrsager, Priester (*türmála*, *súkyá*) kann den Indianer vom Einflusse dieser bösen Geister befreien. Selbst unter den heidnischen Rama spielt der Schamane jedoch heute keine große Rolle mehr. Früher verfügte er über eine sehr große Macht, denn er verstand es, mit gewissen Zeremonien auf die Einbildungskraft seiner Stammesgenossen einzuwirken und sie in der schändlichsten Weise auszubeuten. Er machte Prophezeiungen, deutete Träume, und bei irgendeinem wichtigen Unternehmen wurde sein Rat in Anspruch genommen. Seine Haupttätigkeit bestand jedoch in der Behandlung von hartnäckigen Krankheiten, die dem Einfluß böser Dämonen zugeschrieben wurden. Er gebrauchte hierzu vegetabilische Arzneien (*síka*), suchte aber hauptsächlich durch Suggestion auf den Kranken einzuwirken. Der Beruf des Schamanen scheint erblich gewesen zu sein. Der junge Mann mußte sich durch Fasten und Abstinenz von Salz und Chile (indianischem Pfeffer) auf sein hohes Amt vorbereiten. Sogar sein ganzes Leben lang beobachtete er gewisse Vorsichtsmaßregeln, um seinen Einfluß auf die übernatürlichen Wesen nicht zu verlieren.

Dem Traume schreibt der Rama eine gewisse wahrsagende Bedeutung zu. Wenn er im Traume viel Wild tötet, so geht er am folgenden Tag auf die Jagd und ist sicher, Wildschweine zu erlegen. Träumt er von einem Unfall, wird er einige Tage lang die Ansiedlung nicht verlassen. Träumt er von Weißen oder sonstigen Fremden, so glaubt er, daß solche bald auf Besuch kommen werden. Zur Feststellung der Ursache einer Krankheit nimmt der Zauberarzt künstliche Mittel, um sich in einen narkotischen Schlaf zu versetzen, da der normale Schlaf hierzu unzureichend ist. Denn nur im Traume kann man die volle Wahrheit erkennen, frei von der Lüge und Falschheit, die das normale Bewußtseinsleben des Menschen umhüllen.

Außer den erwähnten bösen Geistern gibt es noch eine Anzahl anderer Wesen, die auch dem Menschen unter gewissen Umständen gefährlich

<sup>1)</sup> Die christlichen Rama übersetzen „Gott“ mit derselben Bezeichnung oder mit dem englischen „God“ (*Kāt*), und nennen die Kirche *Matún a'í n' nū* („Gott sein Haus“).

sein können. Der *wáwán* (auch im Miskito und Sumu *wáwán* oder *wárhwin*, span. „cadejo“) kommt in mehreren Arten von verschiedener Größe und Farbe vor; einige Exemplare sollen sogar die Größe eines Pferdes erreichen. Der Kopf ist klein und ähnelt demjenigen des Ameisenbären, ist jedoch mit großen weißen Stoßzähnen versehen. Der Schwanz ist lang. Man sieht dieses Tier sehr selten, doch kann man oft die angeblich von ihm hinterlassenen Fußspuren sehen. Letztere scheinen von einem der in den Rama-Hütten vorkommenden vierfüßigen Stühlen (*kálpán*) herzustammen, deshalb wird dieses Wesen auch *kálpán kát* (*kát* „Fuß“) genannt. Die Rama wagen nicht, es zu töten, da sich durch sein Blut schreckliche Krankheiten verbreiten würden.

Im Urwalde soll der *yohó* oder *ulak* hausen, eine große Affenart, die einem behaarten Neger ähnelt. Dieses Tier raubt einzelne Personen des anderen Geschlechtes, um mit ihnen geschlechtliche Beziehungen zu pflegen. Den Miskito und Sumu ist dieses Wesen auch mit den Namen *ulak* und *uluk* bekannt; die Kreolen von Bluefields nennen es *yohó* oder *yuhó*, während die Paya den spanisch-mexikanischen Ausdruck *tšútsimite-há* (*sisimique*) gebrauchen.

In verschiedenen tiefen Gewässern haust die Wassernymphe oder Sirene (*siksákan*, *sípsikánis*), die das Kanu zum Umkippen bringt, so daß die Insassen ertrinken.

Die Riesenschlange (*sírkin tára*) befindet sich am Oberlaufe verschiedener kleiner Flüsse, die ihren Ursprung in wenig bekannten Lagunen haben. Wenn der Indianer hinauffährt, wird er samt Kanu von diesem Ungeheuer verschlungen. Das Wahrzeichen desselben ist der Regenbogen (*sirkin núnkit* „Kehle der Riesenschlange“), dessen Anblick als sehr schädlich gilt.

Ein Urwaldvogel, den die Rama nach seiner Stimme *píkwa* (Miskito *píkwa*, Sumu *tíka*) nennen, wird auch als eine böse Geisterart angesehen. Er hüpfte von Ast zu Ast und läßt ab und zu ein kräftiges „pikwa“ ertönen. Wenn er dies tut, nachdem gerade jemand etwas gesagt hat, so bedeutet es, daß der Sprecher gelogen hat oder daß seine Wünsche sich nicht erfüllen werden.

Irgendein unerwartetes sonderbares Ereignis wird von den Rama als ein schlechtes Zeichen angesehen. Wenn ein Mensch oder ein Tier sich ohne irgendwelche Ursache in sonderbarer Weise benimmt, so bedeutet das Unglück oder Tod für einen der Anwesenden. Einer Henne, die plötzlich wie ein Hahn kräht, drehen die Indianer, Kreolen und Ladinós sofort den Hals um, um dem drohenden Unheil zu entgehen. Solche Unglücksbotschaften werden von den Rama *kin-kokóba* (im Miskito *yúlswin*, Sumu *di-luk*) genannt.

## V. Archäologisches.

Das Rama-Gebiet ist sehr arm an archäologischem Material, was wohl auf die niedrige Kulturstufe der Eingeborenen zurückzuführen ist; außerdem wirken Boden und Witterung sehr ungünstig auf die Erhaltung von Gegenständen, die nicht aus Stein verarbeitet sind. Nur im Guetar-Gebiet, wo die Eingeborenen auf einer höheren Kulturstufe standen, sind eine große Anzahl von fein gearbeiteten Gegenständen aus Stein und Ton gefunden worden<sup>1)</sup>. Weder Gold- noch Kupferfunde sind im Rama-Gebiet gemacht worden.

<sup>1)</sup> Vgl. das monumentale Werk von C. V. Hartman, „*Archaeological Researches in Costa Rica*“, welches im Jahre 1901 vom Königlichen Museum in Stockholm veröffentlicht wurde.



*Antiguales.*

An verschiedenen Stellen des Rama-Gebietes, etwas südlich von Bluefields, sind sogenannte „Antiguales“ entdeckt worden. Es sind dies Stellen, wo anscheinend die Eingeborenen früher Steingegenstände, meistens Mahlsteine (*metates*) verarbeiteten; manchmal kann man auch grobe Töpferei finden. Ein solcher Antigual befindet sich am Ufer des Rio Silba, eines kleinen linken Nebenflusses des Rio Kukra, welcher etwas südlich von Rama-Key in die Bluefields-Lagune mündet. Ein anderer Antigual ist an der Mündung des Rio Pejivalle ein rechter Nebenfluß des Rio Punta Gorda entdeckt worden. An letzterem Orte wurden früher eine große Menge von Mahlsteinen und Tierfiguren aus Stein gefunden. In 1921, als ich wegen der schlechten Witterung gezwungen war, etwa acht Tage in der *Ladino*<sup>1)</sup>-Ansiedlung von Punta Gorda zu verbleiben, sah ich verschiedene gebrochene Gegenstände aus Stein, die aus dem obenerwähnten Antigual herstammten. Ich erwarb durch Kauf einen ringförmigen Stein von etwa 10 cm innerem und 14 cm äußerem Durchmesser, welcher wahrscheinlich zum Aufstellen der als Trinkschalen verwendeten *Jicaras* oder *Guacales* benutzt wurde.

Diese Antiguales waren den älteren Rama wohlbekannt, wurden aber auf ihren Jagdzügen gemieden, da sie als ein Lieblingsaufenthalt der bösen Geister (*alíba* oder *wálsa*) angesehen wurden. Die *Huleros* (Kautschuksammler), welche diese Stellen auf ihren Streifzügen wieder entdeckten, nahmen die besten *Metates* mit, um sie in ihrem Haushalt zum Maismahlen zu benutzen. Einige prachtvolle Exemplare mit drei Füßen und Tierkopf wurden an Fremde verkauft. In einigen Rama-Hütten kann man auch solche Steine im Gebrauche sehen. Sie sind größer und schöner als die heute angefertigten. Die sogenannte *Metlapil* oder *Mano* („Hand“), womit die Maiskörner zerquetscht werden, ist von walzenförmiger Gestalt. Die Rama gebrauchen den Mahlstein meistens zum Kakaomahlen oder zum Zerkleinern der bei ihnen gebräuchlichen Gewürze oder anderer feiner Speisen.

Ähnliche Antiguales kommen auch an anderen Teilen der Moskitoküste vor, zumal im Gebiet der Paya-Indianer am Rio Tinto (Black River) und am Rio Plátano in Honduras.

*Kjökkenmöddinger.*

Am westlichen Ufer der Bluefields-Lagune sind mehrere große Anhäufungen von Austern- und kleinen Muschelschalen entdeckt worden. Dicht bei Bluefields befanden sich früher zwei solcher Ablagerungen; sie sind jedoch längst spurlos verschwunden und wurden nach Bell (2: S. 18) von den früheren Ansiedlern der Stadt als „Straßenpflaster“ benutzt. Beim Abtragen derselben wurden einige grobe tönernen Gegenstände gefunden. Auf Kukra Point, einer kleinen Halbinsel gegenüber von Rama-Key, gibt es noch mehrere solcher Kjökkenmöddinger von fünf bis acht Meter Höhe. Die Urheber waren aber wahrscheinlich die Kukra, ein jetzt ausgestorbener Stamm von Sumu-Indianern, die früher das ganze Küstengebiet von Pearl Lagoon (Laguna Perlas) bis zur Bluefields-Lagune innehatten.

*Felszeichnungen.*

Grobe Felszeichnungen kommen im Quellgebiet des Rio Punta Gorda sowie im Rio Indio und Rio Maíz vor. Nach den Angaben, die ich von

<sup>1)</sup> In Mittelamerika gebrauchte Bezeichnung für Mischlinge und spanisch sprechende Indianer.



verschiedenen Kautschuksammlern erhalten habe, unterscheidet sich diese Arbeit keineswegs von den Felszeichnungen, die man im Stromschnellengebiet aller größeren Flüsse der Moskitoküste beobachten kann. Sie bestehen aus fingerbreiten, flachen Rinnen, die etwa  $\frac{1}{2}$ — $\frac{3}{4}$  cm tief in die Felsen eingemeißelt sind; viele davon sind jedoch fast gänzlich verwischt, da sie während der Regenzeit meistens unter Wasser sind. Es sind vielfach geometrische oder hieroglyphenartige Zeichnungen, manchmal auch groteske Menschen- oder Tierfiguren. Die Indianer glauben, daß diese Zeichnungen vor vielen Jahren gemacht wurden, als die Felsen noch „weich“ waren. Im Urwalde sollen auch an manchen Stellen große „Grabsteine“ entdeckt worden sein, von denen einige rohe Zeichnungen aufweisen.

#### *Gepflasterte Wege.*

Ein mit großen Steinen gepflasterter Weg (camino empedrado) soll von Goldsuchern und Kautschuksammlern im Quellgebiet des Rio Indio und Rio Maíz entdeckt worden sein. Einer alten Tradition zufolge führte derselbe von Costa Rica nach Honduras und soll das Werk der Mexikaner sein, welche ihn als Heerstraße benutzten sowie um Gold aus der Talamanca-Gegend nach dem Hofe Montezumas zu bringen. Es gibt auch verschiedene solcher Steinwege in Honduras (Umgegend von Trujillo und Aguán-Tal) sowie in den gegenüberliegenden Bai-Inseln, wo sie von der englisch sprechenden Bevölkerung mit dem Ausdruck „cobbled roads“ bezeichnet werden.

#### *Steinäxte.*

In der Umgegend von Bluefields und Rio Punta Gorda sind verschiedene prachtvolle Steinäxte gefunden worden. Einige davon bestehen aus Doppelklingen und haben einen langen Stiel aus Stein. Sie werden von den Rama *nalín ska* „spitzer Stein“ genannt.

#### *Erdmounds.*

Etwas nördlich vom Rio Indio sowie auch an anderen Stellen längs der Meeresküste waren früher einige große Mounds aus Erde; beim Öffnen derselben wurden Pfeil- oder Speerköpfe aus Flint und Obsidian, Korallenperlen und gebrochene Tonwaren ans Tageslicht gebracht.

#### *Töpferei.*

Tonfiguren in gutem Zustande sind sehr selten gefunden worden. Topfscherben kann man jedoch häufig an den Flußbänken beobachten, zumal Griffe von Gefäßen, welche beim Abbröckeln der Erde zum Vorschein kommen.

### **VI. Die Rama-Sprache.**

Bis zum Jahre 1891 war uns nicht das Geringste bekannt über die Rama-Sprache, deren gänzlicher Untergang in nicht ferner Zeit zu erwarten ist. Die erste Wortliste verdanken wir dem Herrnhuter Missionar Wilhelm Siebörger<sup>1)</sup>; sie besteht aus 21 Wörtern, die von Brinton (1: S. 1—3; 2: S. 366—368) veröffentlicht wurden. Ich lasse dieses Vokabular hier folgen, verglichen mit Lehmanns Sprachaufnahme und meiner eigenen:

<sup>1)</sup> Nicht Siebörger wie Brinton und Lehmann (2: S. 710; 4: I, S. 155) irrtümlich schreiben.

	Siebörger-Brinton (1891)	Lehmann (1909)	Conzemius (1922)
Mann	<i>nīkikna</i>	<i>nākikna</i>	<i>nīkīkna</i>
Weib	<i>kuma</i>	<i>kūmā</i>	<i>kūmā</i>
Sonne	<i>nunīk</i>	<i>nūnīk</i>	<i>nūnīk</i>
Mond	<i>tukan</i>	<i>tūkān</i>	<i>tākan</i>
Feuer	<i>abung</i>	<i>ābūn</i>	<i>ābuñ</i>
Wasser	<i>sii</i>	<i>sī</i>	<i>sī</i>
Kopf	<i>kīing</i>	<i>kīin</i>	<i>kīn</i>
Auge	<i>up</i>	<i>ūp</i>	<i>ūp</i>
Ohr	<i>kuka</i>	<i>kūkūāup</i>	<i>kukāūp, kūkwaūp</i>
Mund	<i>kaka</i>	<i>kakā</i>	<i>kāka</i>
Nase	<i>taik</i>	<i>tāik</i>	<i>tāik</i>
Zunge	<i>kup</i>	<i>kūp, kūup</i>	<i>kōp, kūp</i>
Zahn	<i>siik</i>	<i>sīk</i>	<i>sīk</i>
Hand	<i>kuik</i>	<i>kūik</i>	<i>kwiik</i>
Fuß	<i>kaat</i>	<i>kāt, kāl</i>	<i>kāt</i>
Haus	<i>knu</i>	<i>nū</i>	<i>nū</i>
1.	<i>saiming</i>	<i>sāimin</i>	<i>sāimin</i>
2.	<i>puk sak</i>	<i>pūksāk</i>	<i>pūksak</i>
3.	<i>pang sak</i>	<i>pānsāk</i>	<i>pānsak</i>
4.	<i>kun kun beiso</i>	<i>kūnkūnbī</i>	<i>kūnkunbī</i>
5.	<i>kwik astar</i>	<i>kūikīstar</i>	<i>kwīkīstār</i>

Solch eine kurze Wortliste ist natürlich völlig unzureichend zur Bestimmung der linguistischen Stellung des Rama. Durch Vergleich mit den von A. L. Pinart im Jahre 1890 in Paris herausgegebenen Vokabularen gelangte Brinton jedoch zur Ansicht, daß die Rama-Sprache ein enges Glied der Dorasque oder Changuina-Gruppe des nordwestlichen Panama (Chiriqui) sei. Dieser Klassifizierung folgten auch die anderen Sprachforscher wie Gatschet (S. 90 r.), Sapper (1: S. 32 r.), Beuchat und Rivet (S. 148, 198), Thomas und Swanton (S. 80), Rivet (2: S. 123).

Einige wenige Wörter der Rama-Sprache sowie eine Liste von Personennamen soll schon Berendt (1: S. 72, 1; 2: S. 722—723) ermittelt haben, nach welcher er dieselbe zur Ulwa (= Sumu)-Gruppe stellte. Wie aus einem unveröffentlichten Briefe Berendts an Valentini (um 1874) hervorgeht, hat er dieses Material auf einer Hacienda in Chontales erhalten, an der Rama-Indianer, „die nie an die Küste gehen“, verkehren. Lehmann (4: S. 419) hat vergebens unter den hinterlassenen Berendtpapieren nach diesen Wortlisten gesucht. Die sogenannten Rama, mit denen Berendt in Berührung kam, sind zweifellos Indianer vom Rio Rama (südlicher Nebenfluß des Rio Escondido oder Bluefields) gewesen. Dieser Fluß hat wohl seinen Namen von früheren Rama-Bewohnern erhalten, die aber schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts entweder ausstarben oder ihre Wohnsitze nach Süden verlegten. Ulwa-Indianer siedelten sich dann am Rio Rama an, und von letzteren hat wohl Berendt sein Sprachmaterial aufgenommen. Nur auf diese Weise kann man sich erklären, daß dieser Forscher die Rama zu den Ulwa stellte. Der Unterschied zwischen beiden Sprachen ist kein geringer, obschon eine Urverwandtschaft vorliegen mag. Die Rama leben schon seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nahe der atlantischen Küste und haben seither gar keine Beziehungen zu den Haciendas von Chontales.

Bovallius (2: II, S. 306) bemerkte schon, daß die Rama eine von der der Sumu ganz verschiedene Sprache sprechen. Er fügt hinzu, daß er eine Liste von mehr als 300 Wörtern ihres Idioms aufgenommen habe.



Ein „handschriftliches Vokabular von Dr. Carl Bovallius“ erwähnt auch Gatschet (S. 90 r.), nach welchem die Rama zu der Dorasque-Changuina-Gruppe zu stellen seien. Letztere Behauptung geht wohl auf Brinton zurück. Merkwürdigerweise sagt Gatschet (S. 88, 1) jedoch, daß die Anwohner des Rio Melchora, eines Baches, der von Norden dem San Juan zuströmt, einen Ulwa-Dialekt sprechen; denn schon Berendt (1: S. 72, 1) hatte festgestellt, daß Rama und Melchora einen einheitlichen Stamm bilden. Das erwähnte Manuskript von Bovallius ist nicht veröffentlicht worden und scheint jetzt verschollen zu sein. Die Nachforschungen, die Lehmann (4: I, S. 419) nach demselben angestellt hat, blieben erfolglos.

Levy (1: S. 36) sagt, daß man Wurzeln der Lenca-Sprache im Rama wiederfindet, doch hat er es unterlassen, uns irgendwelche Beweise zu geben. Zu jener Zeit (1871) war uns überhaupt noch kein einziges Wort der Rama-Sprache bekannt, und Levy scheint selbst gar nicht mit diesen Indianern in Berührung gekommen zu sein. An anderer Stelle (2: S. 255) bemerkt dieser Autor, daß die Rama von den alten Chontales abstammen.

Das umfangreichste Material über die Rama-Sprache verdanken wir dem gründlichen Sprachforscher Dr. Walter Lehmann, der in den Jahren 1907—1909 eine ausgedehnte Forschungsreise nach Mittelamerika und Mexiko unternahm. Im März 1909 verbrachte er etwa acht Tage auf Rama-Key, um diese rätselhafte und unerforschte Sprache für die Wissenschaft zu retten<sup>1)</sup>. Er ergänzte seine Arbeit durch eine Aufnahme mit Indianern von Monkey Point (wohl Wiring-Key oder Punta Gorda, denn im eigentlichen Monkey Point leben nur englisch sprechende Kreolen). die während seiner Anwesenheit auf Rama-Key zufällig im Kanu auf Besuch kamen.

Lehmann veröffentlichte das Ergebnis seiner dortigen Studien in München im Jahre 1914. Nebst einer historischen und grammatischen Skizze umfaßt sein Werk ein Vokabular von 1569 Stichwörtern, worauf ein aus 21 Seiten bestehender Index folgt. Dieses Sprachmaterial wurde wieder in Berlin im Jahre 1920 veröffentlicht, und zwar im ersten Bande des großen Werkes Lehmanns über die Sprachen von Zentralamerika. Das Vokabular ist jedoch Deutsch-Rama geordnet und einige weitere geographische und historische Angaben sind hinzugefügt worden.

Im Jahre 1922 kam ich in das Gebiet der Rama während meiner Reise von Bluefields nach San Juan del Norte (Greytown). Ich benutzte diese Gelegenheit, die Sprache dieser Indianer aufzunehmen, ehe es zu spät ist, denn dieselbe wird in nicht ferner Zeit gänzlich von der Bildfläche verschwunden sein. Wohl hatte ich früher (um 1918—1919) während meines Aufenthaltes in Sangang (Sangang) von dem damals dort stationierten Herrnhuter Missionar G. R. Heath erfahren, daß Lehmann gegen 1909 auf Rama-Key verweilte und eine gründliche Aufnahme der Rama-Sprache dort gemacht hatte. Daß seine Arbeit aber schon im Jahre 1914 erschienen war, scheint Herrn Heath unbekannt gewesen zu sein. In Bluefields angelangt, erkundigte ich mich nach veröffentlichten Materialien der Rama-Sprache, erhielt aber überall zur Antwort, daß noch gar nichts erschienen sei. Sogar von dem aus 21 Wörtern bestehenden Siebörger-Brinton-Vokabular wußte man gar nichts. Der Leiter der Herrnhuter Mission in Bluefields, Herr Guido Großmann, war leider abwesend während meines Aufenthaltes in der Stadt.

Ich beschloß deshalb, selbst ein Vokabular der Rama-Sprache anzulegen und ebenfalls so viel wie möglich von den grammatikalischen

<sup>1)</sup> Seine Aufnahmen verdankt er hauptsächlich einem 54jährigen intelligenten Indianer, George Downs Blyard, dem früheren Bürgermeister der Insel.

Eigentümlichkeiten festzustellen. Zu diesem Zwecke fuhr ich mit einigen Indianern, die wegen Tauschhandels zur Stadt gekommen waren, nach der kleinen Insel in der Bluefields-Lagune, auf der ich über eine Woche verweilte. Außer einigen Kreolen und Miskito leben keine Fremden auf Rama-Key; nur ab und zu kommt ein Missionar von Bluefields. Die Indianer empfingen mich ziemlich mißtrauisch und suchten meine Gegenwart auf der Insel durch allerlei Hintergedanken zu erklären. Zuerst nahm man mich für einen Emissär der Regierung von Managua und man fürchtete ein baldiges unglückliches Ereignis für die Bewohner der Insel. Andere meinten sogar, ich würde mir durch Veröffentlichung meiner Studien auf der Insel großen Reichtum erwerben. Verschiedene Indianer suchten mich zu überzeugen, daß es ein Ding der Unmöglichkeit sei, solch eine schwere Sprache, wie die ihrige, niederzuschreiben. Ein deutscher Gelehrter<sup>1)</sup> hätte es vor einem Dutzend Jahren versucht, ein Buch auf Rama zu schreiben; dies müßte ihm aber nicht gelungen sein, da man nichts mehr von ihm gehört habe seit seiner Abreise.

Erst am Nachmittag des zweiten Tages, nachdem das Eis etwas gebrochen war und die Indianer schon etwas mehr Vertrauen in mich hatten, konnte ich meine Arbeit beginnen. Am Anfang hatte ich jedoch große Schwierigkeit, zuverlässige und intelligente Indianer zu finden, die ihre Sprache sowie das Englische gut beherrschten. Manche von unseren „Sitzungen“ wurden schon nach einer halben Stunde abgebrochen, nachdem mein Gewährsmann angeblich vollständig ermüdet war und mich einfach im Stiche ließ.

Nach einem Aufenthalt von acht Tagen auf Rama-Key reiste ein Indianer nach Punta Gorda, um seine Verwandten zu besuchen, und ich benutzte die Gelegenheit, um die auf dem halben Wege gelegene kleine Ansiedlung von Wiring-Key kennen zu lernen. Hier blieb ich nur einen Tag, ohne jedoch mein Material bereichert zu haben. Ein plötzlicher Todesfall hatte die Bewohner in tiefe Trauer versetzt, und ich bemerkte, daß meine Anwesenheit gänzlich unerwünscht sei. Man war auch sofort bereit, mir als Führer und Gepäckträger zu dienen, um die kleine Kreolen-Ansiedlung von Monkey Point zu erreichen. Dann setzte ich meine Reise nach Cane creek fort, wo sich nur ein einzelnes Rama-Haus befindet. Dem Eigentümer desselben, einem älteren und freundlichen Mann, der sehr gut englisch und spanisch verstand, bin ich zu großem Dank verpflichtet und habe mit ihm das gesamte auf Rama-Key aufgenommene Material nochmals übersehen. Später habe ich in Punta Gorda noch wichtige Nachträge hinzufügen können.

Das von mir aufgenommene Vokabular der Rama-Sprache besteht aus kaum 1000 Wörtern, ist also nicht so reichhaltig als dasjenige Lehmanns, welches schon zweimal erschienen ist. Ich finde es deshalb überflüssig, meine Aufnahme vollständig zu veröffentlichen, und beschränke mich auf solche Wörter, die von Lehmann nicht aufgezeichnet wurden oder von seinem Vokabular bedeutend abweichen.

Mein grammatikalisches Material, das ich hier folgen lasse, ist ebenfalls weniger reichhaltig. Lehmann hat auch manche Feinheiten der Phonetik behandelt, die mir entgangen sind.

#### Phonetik.

Das hier angewandte phonetische System stimmt mit dem von Lehmann überein. Doch habe ich die sogenannten Halbvokale *i* und *ü* vor einem Vokal mit *y* und *w* bezeichnet.

<sup>1)</sup> Hiermit ist natürlich Lehmann gemeint.

Halblange Vokale sind *a, e, i, o, u*.

Kurze Vokale sind *ä, ê, î, ô, ŭ*.

Lange Vokale sind *ā, ē, ī, ō, ū*.

Diphthonge werden durch einen die einzelnen beiden Vokale überlagernden Bogen bezeichnet: *āi, āu, ôi*.

Die Nasalierung der Vokale wird durch die Tilde (~) angedeutet, wie im Portugiesischen: *ã, ã, ã*. Auch die Diphthonge können nasalisiert ausgesprochen werden: *ãi, ãu*.

Nach Lehmann ist die Spaltung der Vokale in einen stark gespannten und darauf folgenden fast ungespannten ziemlich häufig (vgl. *kĩĩn* „Kopf“, *kāāt* „Baum, Holz“), wie das auch bei anderen Sprachen, namentlich Miskito und Guatuso, der Fall ist. Beim Miskito ist diese Spaltung jedoch durch einen ausgefallenen Frikativ bedingt: *pĩĩni, pĩĩni* „weiß“ für *pĩhĩni, pĩxĩni*. Ich habe jedoch nichts von solcher Vokalspaltung im Rama beobachtet und habe die erwähnten Wörter *kĩĩn* und *kāāt* geschrieben.

Die Konsonanten *l* und *r* werden manchmal untereinander verwechselt; anstatt *wĩĩn* *kĩ* (Wiring Key) kann man auch oft *wĩĩn* *kĩ* hören. Dies scheint auch der Fall mit *n* und *m* zu sein; eine Anzahl von Wörtern, die Lehmann mit *n* geschrieben hat, finde ich in meinem Vokabular mit *m* aufgeschrieben. Ebenso findet eine Verwechslung von auslautenden *k* und *p* statt.

*h* lautet wie im Deutschen,

*x* lautet wie ein starkes „h“, fast wie alemannisches „ch“,

*n* lautet wie englisch „ng“ in „sing“,

*s* ist immer scharf ausgesprochen,

*š* ist wie im tschechischen (deutsch „sch“) auszusprechen,

*č* ist wie im tschechischen (deutsch „tsch“) auszusprechen.

Palatalisiertes *n* (spanisch „ñ“) kommt sehr selten vor: *nyerbiñ* „Tapir“.

Wie in den anderen Sprachen der Moskitoküste, fehlen die Konsonanten *v* und *f* gänzlich; in Wörtern, die aus europäischen Sprachen stammen, werden sie durch *b* bzw. *p* ersetzt. Lehmann hat jedoch *mũfi* „Róbalo (eine Flußfischart)“ anstatt *mópi, mũpi* aufgezeichnet, was zweifellos auf einen Druckfehler zurückzuführen ist.

Wie in den benachbarten Sprachen, ist *n* ein vorherrschender Laut, während *š* und *č* sehr selten vorkommen.

Die Rama haben eine singende Sprechweise. Der Intensitätsakzent wird wie im Spanischen durch den Akut (´) angegeben.

### Grammatischer Abriß.

Artikel. Der bestimmte Artikel ist *kĩ*: *kāt* *kĩ* „der Baum“. Als unbestimmter Artikel wird das Zahlwort *sāĩmin* „eins“ benutzt; es wird dem Nomen sowie dem Adjektivum nachgesetzt, z. B.:

*kāt sāĩmin* „ein Baum“,

*kāt tāra sāĩmin* „ein großer Baum“.

Nomen. Das Nomen ist geschlechtslos; nur das natürliche Geschlecht wird durch besondere nachgestellte Worte (*nikĩkna* „Mann, männlich“; *kumā* „Frau, weiblich“) ausgedrückt, z. B.:

*ũsru nikĩkna* „Hahn“

*bĩp nikĩkna* „Stier“

*ũsru kūmā* „Henne“

*bĩp kūmā* „Kuh“.



Bei Verwandtschaftsbeziehungen findet man jedoch verschiedene Wörter für die beiden Geschlechter:

<i>tāta</i>	Vater	<i>māma</i>	Mutter
<i>dāma</i>	Großvater	<i>kūka</i>	Großmutter
<i>apīn</i>	Onkel	<i>āpa</i>	Tante

Das Junge des Tieres wird durch nachgestelltes *ūsūk* „Kind, klein“ bezeichnet, z. B.:

*ūsru ūsūk* Küken      *bīp ūsūk* Kalb.

Der Plural wird durch nachgestellte Partikel *-lūt* oder *-dūt* gebildet:

*nīkīkna-lūt* die Männer      *kūmā-lūt* die Frauen

Diese Pluralpartikel erscheint ebenfalls in der 2. P. pl. des Imperativs (*-lūt* in der affirmativen und *-mūt* oder *-mūl* in der negativen Form). Bei Pronomina Verbalia werden die Formen *-ūt* und *-lūt* gebraucht.

Der Genitiv wird durch Voranstellung des abhängigen Nomens gebildet, z. B.:

*ūsru āt* „Huhn sein Ei = Hühnerei“  
*kūmā ain nū* „Frau ihr Haus = Haus der Frau“

Klassenwörter. Gewisse Klassensuffixe kommen sehr häufig vor im Rama und sind ebenfalls charakteristisch für die anderen Chibcha-Sprachen<sup>1)</sup>.

Das Wort *ūp* „Auge, Samen“ kommt in vielen Wörtern vor, die runde Gegenstände bezeichnen:

<i>pŷ-ūp</i>	Stern	<i>ky-ūp</i>	Herz
<i>kās-ūp</i>	Frucht	<i>kalin-ūp, kalm-up</i>	Niere
<i>nusk-ūp</i>	Bohne	<i>k-ūp</i>	Zunge
<i>nalīn-ūp</i>	Handwalze des Mahlsteines	<i>kūkwa-ūp</i>	Ohr
<i>dāma-ūp</i>	Steinaxt	<i>pŷl-ūp</i>	Kehle
<i>kalmat-ūp</i>	Mosquitonetz	<i>kwik k-ūp</i>	Finger
		<i>kat-ūp, kāl k-ūp</i>	Zehe
<i>kulma-ūp</i>	Zapote (Frucht)	<i>tārk-ūp</i>	Nasenspitze
<i>kūl-ūp</i>	Aguacate ( <i>Persea sp.</i> )	<i>tukwa-ūp</i>	Drüse
<i>aly-ūp</i>	Achote ( <i>Bixa orellana</i> )	<i>nus-ūp</i>	Achselhöhle
		<i>pīns-ūp</i>	Nabel

Eine identische Rolle spielen in den anderen Chibcha-Sprachen folgende Suffixe:

Chibcha:	<i>-kua</i>	Cabecar:	<i>-wu, -wo, -vo</i>
Tunebo:	<i>-uba, -oba</i>	Move:	<i>-gua, -kua, -guo</i>
Andaqui:	<i>-xo, -xe, -xi</i>	Norteño:	<i>-kua, -gua, -koa</i>
Cayapa:	<i>-kua, -ka, -ga</i>	Penonomeño:	<i>-guo, -kua, -kwo</i>
Colorado:	<i>-ka, -ga</i>	Muoi:	<i>-va, -ba</i>
Bribri:	<i>-wo</i>	Murire:	<i>-ba, -va, -gua</i>
Térraba:	<i>-wo, -guo, -wa,</i>	Sabanero:	<i>-va, -ba</i>
	<i>-vo, -kwo</i>	Chimila:	<i>-kua, -gua</i>
Tiribi:	<i>-wō, -wa</i>	Guatuso:	<i>-kuru, -kuuru, -kurē</i>

Das Wort *kat* „Baum, Holz, Fuß“ hat den Sinn von „etwas langes“ in solchen Zusammensetzungen:

<sup>1)</sup> Im Rama werden die Numeralien jedoch nicht verändert nach den verschiedenen Wortklassen, auf die sie sich beziehen, wie dies im Bribri und anderen Talamanca-Sprachen der Fall ist.

<i>ku-kat</i>	Flügel	<i>kūsīn-kat</i>	Axtstiel
<i>ñis-kat</i>	Kiefer (Knochen)	<i>pal-kat</i>	Rippe, Seite
<i>kwika-kat</i>	Arm	<i>ān-kat</i>	Zuckerrohr
<i>kīn-kat</i>	Hals	<i>tān-kat</i>	Bogen

Denselben Sinn scheint das Präfix *kār-* zu haben:

<i>kār-sīk</i>	Pfeilart	<i>kār-tuk</i>	Caña brava, wild
<i>kār-kāuli</i>	Baumart		Cane (Rohrart)

In ähnlicher Weise werden folgende Suffixe in den anderen Chibcha-Sprachen gebraucht; sie bedeuten entweder „Holz, Baum“ oder „Knochen“:

Chibcha:	<i>-kin, -kine</i>	Penonomeño:	<i>-kara, -kra, -gara</i>
Tunebo:	<i>-kara</i>		<i>-gra, -gro, -gara</i>
		Norteño:	<i>-kara, -kra,</i>
Köggaba:	<i>-kalla</i>		<i>-kro, -kru</i>
Bintucua:	<i>-kanā</i>	Move:	<i>-kera, -kro, -gro</i>
Guamaca:	<i>-kala, -gala, kōla,</i>	Bribri:	<i>-kuru, -kru, -kulu</i>
	<i>-gōla, -kela, -gula</i>		<i>-kolo, -kur</i>
Gualaca:	<i>-kala, -gala</i>	Sabanero:	<i>-geda, -gda, -gata,</i>
Chumulu:	<i>-kala, -kal, -gula,</i>		<i>-goda</i>
	<i>-gala</i>	Muoi:	<i>-geta</i>
Chimila:	<i>-kra</i>	Murire:	<i>-geta, -gete, -gda</i>
Guatuso:	<i>-kora, -koora</i>	Cabecar:	<i>-kur, -kru</i>
Cuna:	<i>-kala, -gala, -gana</i>	Terraba:	<i>-gro, -kro, -kroh,</i>
			<i>-grah, -groh</i>

Flüssigkeiten und Sekrete werden gewöhnlich mit dem Suffix *-rī* bezeichnet. Daneben findet man aber auch *-sī* „Wasser“, *-lī, -bī*:

<i>ūp sī-rī</i>	Träne	<i>tārk sī-rī</i>	Nasenschleim
<i>ye-rī</i>	Eiter	<i>yūp-sī</i>	Öl
<i>nūst ī-rī</i>	Urin	<i>a-sī-k</i>	kochen
<i>kanli a-rī</i>	Milch	<i>yūb-lī</i>	Sekret (Baumes)
<i>āi-rī</i>	Atol (ai „Mais“)	<i>yār-bī</i>	Blut
<i>i-rī</i>	Sumpf	<i>a-rī-n</i>	Exkrement
<i>nuāi-rī</i>	Speichel		

Verwandte Formen dieser Suffixe kommen auch in den anderen Chibcha-Sprachen vor:

Chibcha:	<i>-xīu</i>	Guamaca:	<i>-līa</i>
Tunebo:	<i>-ria, -dia</i>	Bribri:	<i>-lī, -rī, -dio</i>
Colorado:	<i>-pi</i>	Chiripo:	<i>-lī, -rī, -rie, rīu</i>
Guatuso:	<i>-lī</i>	Terraba:	<i>-rio, -ria, -dio</i>
Tiribi:	<i>-rio, -dio, -nyo</i>	Penonomeño:	<i>-rie, -re, -nie, -ni</i>
Cabecar:	<i>-rī, -dio, -diu</i>	Norteño:	<i>-ni, -nie, -re</i>
	<i>-rīu</i>	Move:	<i>-rī, -lī, -ni</i>
Bintucua:	<i>-ria</i>	Sabanero:	<i>-līa</i>

Das Wort *kās* „Fleisch“ kommt in einer Anzahl von Substantiven vor und hat dann etwa den Sinn von „Substanz, Stoff, Materie“:

<i>kīn-kās</i>	Gehirn	<i>nūnik-kās</i>	Wolke
<i>nūt-kās</i>	Wange	<i>mā-kās</i>	Baumzweig
<i>tūka-kās</i>	Gesäß-Steiß	<i>sūsānās (sūsān-kās)</i>	Baumwolle

Denselben Wert hat auch vielleicht das Suffix *-sak*, vgl.:

*tīk-sak* Lehm (*tīkī* „Erde, Boden“).

In den costarikanischen Sprachen entsprechen die Wörter *sik* (Guatuso), *čka* (Bribri), *šo* (Térraba).

Das Suffix *-ut* findet sich in manchen Tier-, namentlich Insektennamen, und entspricht dem *-wak* des Bribri, *-wah* oder *-woh* des Térraba und dem *yula* des Miskito, z. B.:

<i>naláli-ut</i>	Biene	<i>apasa-ut</i>	Coloradilla
<i>kuñkuñ-ut</i>	Termite	<i>alb-ut</i>	Schlange
<i>pruñ-ut</i>	Ameisenart		

## Pronomina.

Verbalia	Obliqua
1. <i>nās</i>	<i>nā</i>
2. <i>mā</i>	<i>mā</i>
3. <i>yāin</i>	<i>yā</i>
1. <i>nusūt</i> , <i>nosót</i>	<i>nusūla</i> , <i>nosóla</i>
2. <i>mulūt</i>	<i>mulūla</i>
3. <i>anūt</i>	<i>anūla</i>

## Possessiva.

## Körperteile und Verwandtschaftsbezeichnungen

Gegenstände	Konsonant im Anlaut	Vokal im Anlaut
1. <i>nāin</i>	<i>nā</i>	<i>n-</i>
2. <i>māin</i>	<i>mā</i>	<i>m-</i>
3. <i>yāin</i>	<i>i-</i>	<i>y-</i>
1. <i>nusūlāin</i>	<i>nusūl</i> , <i>nosól</i>	<i>nusūl</i> , <i>nosól</i>
2. <i>mulūlāin</i>	<i>mulūl</i>	<i>mulūl</i>
3. <i>anūlāin</i>	<i>anūl</i>	<i>anūl</i>

Die Spaltung der Pronomina in Inklusiv und Exklusiv bei der 1. p. pl. wie in den anderen Sprachen der Moskitoküste und in den Talamancadialekten ist beim Rama nicht vorhanden.

Adjektiva. Sie werden dem Nomen nachgesetzt, mit Ausnahme der possessiven, demonstrativen und interrogativen, welche vor das Nomen kommen. Eine Anzahl von Adjektiven bilden die Pluralform durch Reduplikation. Lehmann bemerkt nichts hierüber, ich habe jedoch folgende aufgezeichnet:

		Plural
<i>tāra</i>	groß	<i>tāt-tāra</i>
<i>sāla</i>	rot	<i>sāt-sāla</i>
<i>pārna</i>	schwarz	<i>pāt-pārna</i>
<i>nālma</i>	stark	<i>nāt-nālma</i>
<i>plūma</i>	weiß	<i>pāt-plūma</i>
<i>kola</i>	schlecht	<i>kūt-kōla</i>

Folgende Adjektiva haben jedoch eine verschiedene Pluralform:

<i>mālma</i>	gut, schön	<i>mīt-mālma</i>
<i>sū-ma</i>	lang	<i>sū-skiba</i>
<i>sīsī-rka</i>	schwach	<i>sīsī-tba</i>
<i>sī-kalba</i>	scharf	<i>sī-kāt-kalba</i>
<i>tīs-kama</i>	klein	<i>tīs-kiba</i>
<i>tūkú-kama</i>	kurz	<i>tūkú-kiba</i>

Bei obigen Adjektiven fällt die Pluralpartikel *-lūt* oder *-dūt* weg; in allen anderen Fällen folgt sie dem Adjektivum:



*kat tāt-tāra* die großen Bäume  
*sūmū tūkba lūt* die grünen Bananen

Die Steigerung geschieht im Komparativ durch das Suffix *-ima* (*tāra-ima* „größer“; *nālma-ima* „stärker“). Der Superlativ wird durch nachgestelltes *bāñ* „viel, sehr“ (Miskito *pali*) gebildet.

Adverbia. Sie sind unveränderlich und stehen dem Verbum vor; ihre charakteristische Endung ist *-ka*:

*nās-ka sīk* „komm schnell“ *nās-ka bālīñ* „sprich laut“.

Aus den Adjektiven *kōla* „schlecht“ und *mālīma* „gut, schön“ werden die Adverbia *kōl-ka* und *mālī-ka* gebildet.

Postpositionen. Sie entsprechen den Präpositionen der europäischen Sprachen. Die wichtigsten sind folgende:

<i>-kī</i> (Miskito <i>-ra</i> )	„in, auf“	<i>sī-kī</i>	„im Wasser“
		<i>tīkī-kī</i>	„auf die Erde“
<i>āik</i> (Miskito <i>-ra</i> )	„nach“	<i>nū-āik</i>	„nach Hause“
<i>-su</i> (Miskito <i>-ku, -k</i> )	„zu“	<i>kāt-su</i>	„zu Fuß“
		<i>aras-su</i>	„zu Pferd“
<i>-ū</i> (Miskito <i>-wal</i> )	„mit, mittels“	<i>n-ū</i>	„mit mir“
		<i>kūsīñ-ū</i>	„mit (mittels) der Axt“
<i>kārka</i> (Miskito <i>-wina</i> )	„von, aus, heraus“	<i>Punta Gorda-kārka</i>	
			„von Punta Gorda“

Verben. Die intransitiven Verben werden von den transitiven durch das Präfix *al-* abgeleitet:

<i>mālīñ</i>	töten	<i>āl-mālīñ</i>	sterben
<i>āuk</i>	rösten	<i>āl-āuk</i>	verbrennen

Die Tempora werden durch Suffixe gebildet, die an die Wurzel treten, und die Modi werden durch Hilfsverben umschrieben:

Präsens	<i>-i; nās sīk-i</i>	ich komme
Imperfekt	<i>-ū, -ō; nās sīk-ū, nās sīk-ō</i>	ich kam
Perfekt	<i>-alāñ; nās sīk-alāñ</i>	ich bin gekommen
Futur	<i>-ūt; nās sīk-ūt</i>	ich werde kommen
Imperativ	2. P. Sg. (zeigt die reine Wurzel); <i>sīk</i>	komm!
„	1. P. pl. <i>-bañ; sīk-bañ</i>	laßt uns kommen!
„	2. P. pl. <i>-lūt; sīk-lūt</i>	kommet!

Die Negation wird durch besondere Partikeln ausgedrückt:

Präsens	<i>yāna; nās yāna sīk</i>	} ich komme nicht
	<i>yāna-n sīk</i>	
Imperfekt	<i>tāma; nās sīk tāma</i>	ich kam nicht
Perfekt	<i>tāma; nās sīk tāma</i>	ich bin nicht gekommen
Futur	<i>ārna; nās ārna sīk</i>	ich werde nicht kommen
Imperativ	2. P. sg. <i>ārka-mā; ārka-mā sīk</i>	komm nicht!
„	1. P. pl. <i>ārka-bañ; ārka sīk bañ</i>	laßt uns nicht kommen!
„	2. P. pl. <i>ārka-mā mūt; ārka-mā mūt sīk</i>	kommet nicht!

Von unregelmäßigen Verben finde ich nur *tāk* „gehen“:

Imperativ	2. P. sg. <i>māñ</i> (anstatt <i>tāk</i> )	gehe!
„	2. P. pl. <i>māñ-lūt</i> (anstatt <i>tāk-lūt</i> )	gehet!

Die Negationen und alle anderen Tempora sind jedoch regelmäßig,

Ein Durativ scheint durch partielle oder totale Reduplikation, verbunden mit Anhängung der Suffixe *-bi* oder *-ba*, gebildet zu werden. Vgl. die bei Lehmann vorkommenden Formen *i-kakā-bi* „er ist Mund-Schwätzer“, *kamī-kamī-ba* „er schläft (dauernd) = Dormilona“. Nach Lehmann wird der Durativ jedoch durch Suffigierung von *-bi*, *-kā-bi*, *-ba* gebildet.

Die passiven Partizipien werden durch an die Wurzel gehängtes *-ima* gebildet:

*kanīs-ima* gebraten; *āuk-ima* geröstet

Numeralia. Das Numeralsystem ist ein quinärvigesimal. Da meine Aufnahme in den höheren Zahlen etwas von derjenigen von Lehmann abweicht, lasse ich zur Übersicht hier beide folgen:

Lehmann (1909)

Conzemius (1922)

- |  |  |          |
|--|--|----------|
| 1. <i>sāmin</i>  | <i>sāmin</i>                                   |          |
| 2. <i>püksak</i>   | <i>püksak</i>                                  |          |
| 3. <i>pānsak</i>   | <i>pānsak</i>                                  |          |
| 4. <i>künkunbī</i>   | <i>künkunbī</i>                                |          |
| 5. <i>kūikistār</i>  | <i>kwik-istār</i> ( <i>kwik</i> „Hand“)        |          |
| 6. <i>kūikistār-su-sāmin</i> (5 darüber 1);                                  | <i>kwikistār yūrūksu sāmin</i>                 |          |
| 7. <i>kūikistār-su-püksak</i> (5 darüber 2);                                 | <i>kwikistār yūrūksu püksak</i>                |          |
| 8. <i>kūikistār-su-pānsak</i> (5 darüber 3);                                 | <i>kwikistār yūrūksu pānsak</i>                |          |
| 9. <i>kūikistār-su-künkunbi</i> (5 darüber 4);                               | <i>kwikistār yūrūksu künkunbī</i>              |          |
| 10. <i>mūkūik-püksak-ātkulīn</i>   | <i>kwik püksak ātkulīn</i> (2 Hände zu Ende)   |          |
| 11. <i>mūkūik-püksak-ātkulīn-su-sāmin</i> ; <i>kwik püksak yūrūksu sāmin</i> |  | (10 + 1) |
| 12.  | <i>kwik püksak yūrūksu püksak</i>              | (10 + 2) |
| 13.  | <i>kwik püksak yūrūksu pānsak</i>              | (10 + 3) |
| 14.  | <i>kwik püksak yūrūksu pānsak</i>              | (10 + 4) |
| 15.  | <i>kwik pānsak ātkulīn</i> (3 Hände zu Ende)   |          |
| 16.  | <i>kwik pānsak yūrūksu sāmin</i>               | (15 + 1) |
| 17.  | „ „ „ <i>püksak</i>                            | (15 + 2) |
| 18.  | „ „ „ <i>pānsak</i>                            | (15 + 3) |
| 19.  | „ „ „ <i>künkunbī</i>                          | (15 + 4) |
| 20. <i>mūtkūli-sāmin</i> (eins ganz,   | <i>kwik künkunbī ātkulīn</i> (4 Hände zu Ende) |          |
- d. h. ein ganzer Mensch = Finger und Zehen zusammen)

#### Ordinalien.

Lehmann (1909)

Conzemius (1922)

der erste	<i>pās</i>	<i>pās-ba</i> (aus engl. „first“)
der zweite	<i>tūksa</i>	
der folgende		<i>sāina</i>
der mittlere		<i>kīnākika</i>
der letzte	<i>yātkūlo</i>	<i>ātkulēkika</i>

Andere Ordinalien sind nicht festgestellt worden.

#### Sätze.

Wie ist dein Name? Mein Name *nīku m-āk*. *nās āk* (*n-āk*) Juan.  
 ist Juan. (wie dein Name. Mein Name Juan).  
 Komm mit mir. *nās-ū* (*n-ū*) *sik*.  
 (mir mit komm).

Gib mir ein wenig Wasser.	<i>sī tiskam nā-taṇ.</i> (Wasser wenig mir gib).
Wo bist du?	<i>narāṃki m-ākri.</i> (wo du bist).
Wohin gehst du?	<i>narāṃsu mā tāk-i.</i> (wohin du gehst).
Ich gehe nach Punta Gorda.	<i>Punta Gorda āik nās tāk-i.</i> (Punta Gorda nach ich gehe).
Von wo kommst du?	<i>narāṃki kārka mā sīk-i.</i> (wo von du kommst).
Ich komme von Punta Gorda.	<i>Punta Gorda āik kārka nās sīk-i</i> (Punta Gorda von ich komme).
Wo ist dein Vater?	<i>māiṇ tāta narāṃki ākri</i> (dein Vater wo ist).
Mein Vater ist in Bluefields.	<i>nāiṇ tāta Bluefields-kī ākri</i> (mein Vater Bluefields in ist).
Gib mir eine reife Banane.	<i>sūmū tūktīṇma sāiṃiṇ nā-taṇ</i> (Banane reife eine mir gib).
Sprichst du die Rama-Sprache?	<i>Rāma mūkūp bāl-mā-tiṇ</i> (Rama-Sprache sprichst du).
Diese Männer erlegten heute fünf Hirsche.	<i>nāiṇ nīkīkna lūt nīkim sūla</i> <i>kwīkistār malīṇ-ū.</i> (diese Männer pl. heute Hirsche 5 erlegten).
Dein Bruder schlug mein Kind.	<i>māiṇ tūtun nāiṇ ūsūk kāiṛis-ū</i> (dein Bruder mein Kind schlug).
Mein Bruder schlug dein Kind nicht.	<i>nāiṇ tūtun māiṇ ūsūk kāiṛis-tāma</i> (mein Bruder dein Kind schlug nicht).
Wann wird dein Vater kommen?	<i>pīnsu māiṇ tāta sīk-ūt</i> (wann dein Vater kommen wird).
Ich befinde mich wohl.	<i>mālīka n-ākri</i> (wohl ich bin).
Röste es mir.	<i>nāiṇ-kī āuk</i> (mich für röste).
Nimm deinem Vater diese Zeitung mit.	<i>niṇ tūrkuḷka māiṇ tāta kāma yū-sīk</i> (diese Zeitung dein Vater für nimm mit).
Morgen werde ich dir etwas geben.	<i>nās yāndar mā tān-ūt tamāik</i> (ich etwas dir geben werde morgen).
Diese Frau singt sehr schön.	<i>niṇ kāmā mālīka bāiṇ ākis-i</i> (diese Frau schön sehr singt).
Reibe den Mais auf den Stein.	<i>āiṇ nalīṇ-su amāik</i> (Mais Stein auf reibe).

#### Fremder Einfluß auf Rama.

Als die Herrnhuter die Mission auf Rama-Key gründeten, zogen sie es vor, die Indianer im Englischen in der Religion zu unterrichten, anstatt selbst die Rama-Sprache zu lernen. Die Zahl der Bewohner der genannten Insel wurde damals auf nicht ganz 200 geschätzt; man hielt es deshalb nicht der Mühe wert, sich mit ihrer schweren Sprache abzugeben. Die Männer verstanden damals schon etwas englisch durch Verkehr mit dem etwa 14—15 km nördlich gelegenen Bluefields, der früheren Hauptstadt



der Moskitoreserve und der größten Stadt der atlantischen Küste von Nicaragua<sup>1)</sup>.

Nach wenigen Jahren hatten die Missionare die gesamte Bevölkerung von Rama-Key zum Christentum bekehrt. Durch den ausschließlichen Gebrauch des Englischen in Kirche und Schule bürgerte sich diese Sprache bald in allen Familien der Insel ein.

Auf der südöstlichen Hälfte von Rama-Key schämen sich sogar jetzt die jungen Leute beider Geschlechter ihrer Muttersprache und sprechen nur englisch untereinander; auf dem anderen Teile dieser Doppelinsel ist jedoch noch heute das Rama die gewöhnliche Umgangssprache.

Die Rama-Indianer reden jedoch englisch mit einer gewissen sonderbaren Betonung und Aussprache, die auffallend an Deutsche erinnert, die sich der englischen Sprache bedienen. Dies kann man ohne weiteres dem Umstande zuschreiben, daß die Rama diese Sprache hauptsächlich von deutschen und skandinavischen Missionaren gelernt haben.

Viele Rama sprechen auch etwas spanisch, zumal diejenigen von Punta Gorda, die des Englischen kaum mächtig sind. Manche ältere Leute sind auch vertraut geworden mit dem Miskito durch Verkehr mit Indianern dieses Stammes, welche früher, als der Moskitostaat noch bestand, häufig nach Bluefields kamen. Einige wenige Rama verstehen auch die Sumu- bzw. Ulwa-Sprache.

In letzter Zeit hat das Englische, wie früher das Miskito, sehr zersetzend auf Rama gewirkt. Dies ist zumal der Fall für Rama-Key, wo nur die älteren Leute ihre Muttersprache noch einigermaßen rein sprechen. Es gibt eine große Anzahl von Entlehnungen aus Miskito und englisch, die sich ohne weiteres durch Handelsverkehr erklären lassen. In vielen Fällen ist das ursprüngliche Ramawort vollständig in Vergessenheit geraten.

Die aus dem Miskito entlehnten Worte sind besonders zahlreich und sind leicht erkennbar, da sie mit wenigen Ausnahmen in keinerlei Weise verstümmelt worden sind. Die große Mehrzahl davon sind Tiernamen. Es gibt aber noch eine Anzahl anderer Wörter, von denen ich nur einige wichtige erwähnen möchte:

<i>pyārka</i>	Witwe, Witwer
<i>dāma</i>	Großvater
<i>kūka</i>	Großmutter
<i>māla</i>	Enkel, Enkelin
<i>wāka</i>	Schwager
<i>sīlak</i>	Harpune zum Schildkrötenfang
<i>wāpāsa, wāupāsa</i>	Landwind
<i>pūpu</i>	Plejaden
<i>tāra</i>	groß
<i>ūmpīra</i>	arm

Von den englischen Lehnwörtern sind dies die wichtigsten:

<i>āras</i>	Pferd	engl. „horse“
<i>bīp</i>	Rind	„beef“
<i>prak</i>	Hemd	„frock“
<i>kōpi</i>	Kaffee	„coffee“

<sup>1)</sup> Die Bevölkerung von Bluefields besteht hauptsächlich aus englisch sprechenden „Kreolen“ (Mulatten), deren Vorfahren im Laufe der 18 und 19 Jahrhunderte aus Britisch-West Indien (zumal Jamaika) einwanderten. Die „Ladinos“ oder spanisch sprechenden Nicaraguaner haben sich meistens erst nach Einverleibung der Moskitoreserve (1894) an der Küste angesiedelt und seither ist dort spanisch die offizielle Sprache. Als Verkehrssprache ist jedoch noch heute englisch wichtiger an der ganzen Ostküste von Nicaragua.

<i>kákel</i>	eine Muschelart	engl. „cockle“
<i>árinš</i>	Apfelsine	„ „orange“
<i>lā</i>	Sitte, Gebrauch	„ „law“ (Gesetz)
<i>pāsin</i>	Sitte, Gebrauch	„ „fashion“

Lehmann (3: S. 39; 4: I, S. 451) sagt irrtümlich, daß das Lehnwort *pāsin* im Miskito fehlt; es wird im Gegenteil sehr häufig in dieser Sprache gebraucht neben dem aus engl. law „Gesetz“ entlehnten *lā*.

Von Wörtern, die aus dem Spanischen stammen, habe ich auf Rama-Key nur die drei folgenden aufgezeichnet:

<i>kwērko</i>	Schwein	span. „puerco“
<i>kučára</i>	Rührlöffel	„ „cuchara“
<i>sāmbrūk</i>	Hut	„ „sombbrero“

In Punta Gorda, wo die Rama-Indianer schon vor der Einverleibung der Moskitoreserve mit spanisch sprechenden „Huleros“ oder Kautschuksammlern in Berührung kamen, ist der Einfluß dieser Sprache viel bedeutender.

Es gibt auch einige Sumu-Wörter in der Rama-Sprache: Vgl. *wásak*, *wásbilo* „Chicha aus gekeimtem Mais“. Im Sumu ist *was* ein allgemeiner Begriff für „Wasser, Flüssigkeit“.

Der Einfluß des Rama auf das Kreolische von Bluefields ist jedoch von ganz geringer Bedeutung. Die zahlreichen indianischen Lehnworte, die in dem genannten Lokalenglisch vorkommen, stammen fast alle aus dem Miskito; es gibt nur sehr wenige Sumu- oder Rama-Wörter, was wohl dem Umstande zuzuschreiben ist, daß diese Indianer sehr scheu und zurückgezogen sind und den Umgang mit Fremden meiden. Von den aus dem Rama entlehnten Wörtern habe ich nur folgende im Kreolischen beobachtet:

*werba*, *werbra* (*Theobroma bicolor*) aus Rama *nériba*. Im Bribri (Costa Rica) heißt eine andere Kakaoart (*T. simiarum*) *wirúb*.

<i>apo</i>	eine Palmenart	Rama <i>ápo</i>
<i>kiskis</i>	kleine Palmenart; auch Name eines daraus angefertigten zangenartigen Küchengerätes	„ <i>kískis</i>
<i>moba</i> , <i>moga</i>	Flußfischart	„ <i>nákuna</i>
<i>yoho</i> , <i>yuhu</i>	affenartiger Waldmensch	„ <i>yoho</i> , <i>yuhú</i>
<i>batu</i>	Waschklopper aus Holz	„ <i>bátu</i>

#### Rama-Guatuso Verwandtschaft.

Durch einen Vergleich seines wichtigen Rama-Materials mit dem Guatuso von Costa Rica kam Lehmann (2: S. 711ff.; 4: I, S. 457—461) zur Ansicht, daß beide Sprachen eng verwandt seien und früher eine Einheit gebildet haben. Die Überreste des Stammes der Guatuso, etwa 200—250, leben am Oberlauf des Río Frío, welcher sich bei San Carlos in den Nicaraguasee ergießt. An den Flüssen Zapote, Cucaracha, Guacalito und Estero Boca Negra sollen auch noch einige wenige Guatuso leben. Früher wurden sie ebenfalls am Río San Carlos angetroffen und vielleicht auch noch am Río Sarapiquí. Sogar die Solentiname-Inseln im See von Nicaragua scheinen früher von Guatuso bewohnt gewesen zu sein<sup>1</sup>).

<sup>1</sup>) Die Guatuso sind wahrscheinlich die Nachkommen der von den alten Autoren (Gómara, Herrera, Oviedo usw.) zur Zeit der Conquista erwähnten Corobici (Corovici, Corobeci, Coribici, Caribici) verschmolzen mit anderen Stämmen; wie Voto und Guetar, die sich in ihr Gebiet flüchteten, um der Macht der Spanier zu entgehen. Die Corobici lebten etwa südlich vom Nicaraguasee und erstreckten sich über die Cordillera de Tilarán bis zum Golf von Nicoya, doch lassen sich die West- und Ostgrenze ihres Gebietes nicht mit Bestimmtheit festsetzen wegen der sehr dürftigen Angaben.

Bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts lebten sie in völliger Abgeschlossenheit, durch schwer zugängliche Sümpfe und Gebirge von den Ansiedlungen der Weißen getrennt und haben dadurch bis in unsere Zeit hinein ihre völlige Unabhängigkeit bewahren können. Die sonderbarsten Märchen wurden früher von den Guatuso erzählt, und man nahm an, daß sie Kannibalen seien.

Gegen Mitte des 18. Jahrhunderts machten die Guatuso räuberische Überfälle auf die Haciendas der Ansiedler von Esparta (Esparza), zumal in der Nähe des *Potrero de la Guatusa* und des *Cerro Guatuso*; davon leitet sich wahrscheinlich ihr heutiger Stammesname ab. In Nicaragua und Costa Rica ist jedoch noch heute die Ansicht viel verbreitet, daß sie ihren Namen der angeblichen Ähnlichkeit der Farbe ihres Kopfhaares mit dem Felle des kleinen „*guatuso*“ genannten Säugetieres (*Dasyprocta sp.*), verdanken. Wir wissen aber jetzt ganz bestimmt, daß die Guatuso schwarze Haare haben wie die Indianer der benachbarten Stämme.

Nach den oben erwähnten Überfällen wurde ein Feldzug gegen die Guatuso unternommen und sie wurden wieder zurück nach Norden getrieben, von wo sie gekommen waren. Über die verschiedenen Versuche im Laufe des 18. Jahrhunderts, in ihr Gebiet einzudringen, berichtet León Fernández (*Historia de Costa Rica durante la Dominación Española*, Madrid 1889, S. 622—640). Vokabulare ihrer Sprache sind von Thiél, Sapper, León Fernández und Lehmann veröffentlicht worden, auf Grund deren sich die Verwandtschaft mit den Talamanca-Sprachen herausstellte.

Lehmann faßt die Rama, Voto und Guatuso zusammen, entsprechend ihrer geographischen Lage, als eine besondere sprachliche Provinz, welche den Raum zwischen den Talamanca-Stämmen (zu denen er auch die Suerre und Guetar rechnet) und der Miskito-Sumu-Matagalpa-Gruppe von Nicaragua und Honduras einnimmt. Er fügt hinzu, daß Rama dem Guatuso viel näher stehe als der Dorasque-Changuina-Gruppe, zu welcher Brinton diese Sprache gerechnet hatte. Lehmanns Standpunkt wurde auch von Seler vertreten (Zeitschrift für Ethnologie 1914, S. 544—545). Beide Sprachen (Rama und Guatuso) haben verschiedene grammatische Eigentümlichkeiten gemein, worauf Lehmann aufmerksam machte, z. B. eine eigenartige, mit Tonstufen operierende Phonetik, die aber nicht wie im Bribri eine wortunterscheidende Funktion hat. Er vermutet sogar (4: I, S. 381), daß der Name der Rama (Arama) mit dem Plural-Suffix der Pronomina *maráma* im Guatuso zusammenhängt<sup>1)</sup>.

Lehmann stellte ferner fest, daß die Rama zum Ergreifen der über dem Feuer gerösteten Bananen, Pisang, Maniok u. dgl. sich einer eigentümlichen Zange (*kiskís*) aus gespaltenem Palmenholz bedienen. Ein

Ihr Stammesname leitet sich vom Kaziken *Corevisi* ab, mit dem die Expedition von Gil González Dávila vom Jahre 1522 über die Cereceda berichtet, in Berührung kam. Dieser Name hat sich erhalten in der costarikanischen Provinz Guanacaste in einem kleinen Nebenfluß des Río Tenorio, der noch heute Curubisi, Curibici heißt. Dieser Fluß wird schon erwähnt in einer Urkunde vom Jahre 1688 (León Fernández VIII, S. 496). Noch im Jahre 1562 war der spanische Missionar Fray Martín de Bonilla unter den Corobici tätig. Von Spaniern und Seeräubern belästigt, zogen sich diese Indianer jedoch bald darauf über die andere Seite der Gebirge zurück in das Stromgebiet des Río Frío südöstlich vom Nicaragua-see in fast undurchdringliche Urwälder. Sie gerieten völlig in Vergessenheit bis zum 18. Jahrhundert, als sie, mit Überresten anderer Stämme (zumal Voto und Guetar) gemischt, unter dem Namen Guatuso wieder auftauchten.

<sup>1)</sup> Im Tunebo ist *-rama* ein Suffix, das sich bei den Namen größerer Tiere findet:

*sika-rama*  
*ukua-rama*

Reh  
Schwein

*buka-rama* Aguti



ähnliches Gerät fehlt bei den anderen Stämmen Mittelamerikas, ausgenommen die Guatuso, welche es *kaskas* nennen. Diese Zange wird also von Rama und Guatuso mit einem verwandten Worte bezeichnet, doch kann man das ebenso leicht durch spätere Entlehnung als durch einheitlichen Ursprung beider Stämme erklären.

Auf eine enge Verwandtschaft von Rama und Guatuso haben schon frühere Autoren aufmerksam gemacht. Bell ist jedoch im Irrtum, wenn er beide Stämme als identisch auffaßt. Er sagt z. B. (1: S. 259): „Viele Rama leben im Quellgebiet des Río Frío, welcher sich bei San Carlos in den San Juan ergießt“ und an anderer Stelle (2: S. 3): „Die Rama sind noch zahlreich in den Bergen von Costa Rica, wo sie sehr feindselig gesinnt sind.“ Hiermit können nur Guatuso gemeint sein, denn eigentliche Rama lebten keine mehr in Costa Rica, als Bell die Moskitoküste bewohnte (um 1850—1862). Die Guatuso sind jedoch Bell nicht näher bekannt gewesen, und er kannte sie nur vom Hörensagen; damals herrschten überhaupt noch die sonderbarsten Ansichten über diese wilden Indianer. Bells Angabe, daß Rama und Guatuso identisch seien, wurde schon von Thomas und Swanton (S. 80) abgelehnt, und zwar an Hand eines Vergleiches beider Sprachen, wozu ihnen allerdings, was Rama anlangt, nur die von Brinton veröffentlichten 21 Wörter zur Verfügung standen. Auch Collinson (2: S. 150) betrachtet die Rama als identisch mit den am Río Frío lebenden Indianern.

Eine große Ähnlichkeit der Guatuso mit den Rama in bezug auf ihre Körperbeschaffenheit und ihre Lebensweise hatte auch schon von Frantzius (S. 102) beobachtet; er sagt ebenfalls, daß nach Mitteilungen, die er von Kautschuksammlern erhalten habe, die Waffen (Bogen und Pfeile) beider Stämme sich in keiner Weise voneinander unterscheiden.

Selbst unter den heutigen Rama herrscht die Ansicht, daß sie mit den Guatuso eng verwandt sind. Lehmanns Gewährsmann in Bluefields sagte ihm einfach, daß die Guatuso wilde Rama seien. So ungefähr dasselbe bemerkte ein alter Indianer von Monte crique (Punta Gorda) im Januar 1922.

Die sprachliche Verwandtschaft von Rama und Guatuso ist doch von Lehmann etwas zu eng angenommen worden. Viele von den von ihm festgestellten verwandten Bezeichnungen finden sich auch in anderen Sprachen von Costa Rica, Panama, Kolumbien und Ecuador wieder und erklären sich einfach aus der Tatsache, daß beide Idiome zur Chibcha-Familie gehören. Rama und Guatuso besitzen eine große Anzahl von Wörtern die gänzlich voneinander abweichen. Guatuso ist überhaupt viel näher mit den Talamanca-Sprachen verwandt als Rama.

#### Rama-Tunebo Verwandtschaft.

Durch den Vergleich einer Wortliste der Tunebo-Sprache mit dem Rama-Material von Lehmann erkannte Rivet (3: S. 37—38) die nahe Verwandtschaft beider Sprachen. Von allen Chibcha-Sprachen, die Rivet mit dem Tunebo verglich, hat Rama die meisten und sichersten Übereinstimmungen aufzuweisen.

Das Tunebo wird noch heute von kaum 3000 Seelen im östlichen Kolumbien gesprochen, etwa nordöstlich von der Hauptstadt Bogotá und südlich von Pamplona. Die räumliche Entfernung der Siedlungsgebiete der Rama und Tunebo ist also eine ansehnliche; ihre trotzdem so enge Verwandtschaft ist kein vereinzelter Fall in Mittelamerika<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Einige Dialekte der Nahuatl-Sprache von Mexiko reichen südlich bis nach Costa Rica, Chorotega oder Mangue, das früher in einem großen Teile des westlichen Nicaragua sowie im westlichen Honduras und in Nicoya (Costa Rica)

Ich lasse hiermit eine Liste folgen von solchen Wörtern, die in beiden Sprachen fast identisch sind. Diese Übereinstimmungen scheinen sicherer zu sein als die von Lehmann zwischen Rama und Guatuso festgestellten; sie beziehen sich ferner auf wichtigere Begriffe:

	Tunebo	Rama
Mund	<i>kaka, kaxka</i>	<i>kāka</i>
Arm	<i>kuika</i>	<i>kwik</i>
Zunge	<i>kuba</i>	<i>kūp</i>
Blut	<i>aba</i>	<i>ārbī, ārbī</i>
Auge	<i>upa, uba</i>	<i>ūp</i>
Ohr	<i>kuka-xa</i>	<i>kuka-up</i>
Rücken	<i>ika-kurúa</i>	<i>kurús</i> „Brust“
Sohn	<i>ruká</i>	<i>sūk</i>
Aguti	<i>buka-rama</i>	<i>pūk</i>
Schmetterling	<i>kuakuá-sira</i>	<i>kūākak</i>
Fliege	<i>umatá</i>	<i>amut</i> „Wespe“
Nichte	<i>visa-ra</i>	<i>písa</i> „Neffe“
Platanillo	<i>sibara</i>	<i>síbal-bal</i>
Holz	<i>kar-goa</i>	<i>kat</i>
Baum	<i>kar-kua</i>	<i>kat</i>
Asche	<i>oka-bora</i>	<i>plun</i>
Wasser	<i>dia, ria</i>	<i>sī</i>
Stern	<i>upa</i>	<i>pyūp, (pi-ūp)</i>
Poncho	<i>teka-ra</i>	<i>takun, takū-ni</i> „bedecken“
Messer	<i>kusirá</i>	<i>kūsín</i> „Axt“
schneiden	<i>tri-tikai</i>	<i>yan-tiki</i>
begraben	<i>rukuaí, rukua-veče</i>	<i>tekeruk</i> „Grab“
schlafen	<i>kamú-, kama-, kambí</i>	<i>i-kāmi</i>
ergreifen	<i>ingui-gua</i>	<i>ikui</i> „nehmen“
gestern	<i>tino-xua</i>	<i>tiinun</i>
zwei	<i>buk-ay</i>	<i>pūk-sak</i>
drei	<i>bai</i>	<i>pān-sak</i>

An Hand dieser Vergleichen hat Rivet (3: S. 38; 4: S. 682—683) Rama in die Chibcha-Aruak-Gruppe gestellt, anstatt wie Lehmann zusammen mit Guatuso in eine besondere Gruppe. Nach Rivets Klassifizierung besteht die Chibcha-Familie aus folgenden Sprachen:

#### a) Chibcha-Aruak-Gruppe.

1. eigentliche Chibcha (Muisca, Colima, Muzo);
2. Rama (Melchora);
3. Aruak oder Arhuako (Köggaba, Bintucua, Guamaca, Atanquez);
4. Tunebo oder Tame (Guasico, Chita, Morcote, Sinsiga, eigentliche Tunebo, Pedraza).
5. Betoí oder Bitoi.
6. Andaquí.

#### b) Talamanca-Barbacoa-Gruppe.

1. Guatuso.
2. Talamanca (Cabecar, Estrella, Chirripó, Tucurrique, Orosí, Bribri, Térraba, Boruca).

gesprochen wurde, ist aufs engste verwandt mit dem im mexikanischen Staate Chiapas gesprochenen Chiapanekischen; diese Sprache hat ebenfalls enge Beziehungen zu dem Mazatekischen in den Staaten Guerrero, Oaxaca und Tabasco.

Ein noch merkwürdigerer Fall ist die nahe Verwandtschaft des jetzt ausgestorbenen Subtiaba aus der Umgegend von León (pazifische Küste von Nicaragua) mit den Hoka-Sprachen von Kalifornien, Nevada, Sonora und Oaxaca sowie mit den Coahuilteca-Sprachen vom nordöstlichen Mexiko und südlichen Texas.

3. Cuna (eigentliche Cuna, Mandinga, Darien, Bayano, Tule, Yule, San Blas, Cunacuna, Cueva, Chucunaque).
4. Barbacoa (eigentliche Barbacoa, Telémbi, Cuaquer, Cayapa, Colorado, Yumbo, Cara).

**c) Dorasque-Guaymi-Gruppe.**

1. Murire, Bucuela, Sabanero, Muoi, Move (Valientes, Norteños), Muite Penonomeño.
2. Changuina, Dorasque, Chumulu, Gualaca.
3. Chimila.

**d) Paez-Gruppe.**

1. Eigentliche Paez, Paniquita, Quila.
2. Totoró, Moguex, Coconuco, Guanaco.
3. Pixao, Panche, Quimbaya, Chinchiná, Pantágora.

**Verwandtschaft des Rama mit den anderen Sprachen der Moskitoküste.**

Bei den weiter unten aufgeführten Vergleichen des Rama mit Miskito, Sumu, Matagalpa-Cacaopera, Paya springt eine Urverwandtschaft deutlich in die Augen. Die lexikalischen sowie morphologischen Zusammenhänge sind viel zu bedeutend, um sie einfach durch Zufall oder durch spätere Entlehnung zu erklären. Um diese Fragen endgültig zu lösen, bedarf es jedoch noch umfassender Weiterarbeiten, gestützt auf reichhaltige Materialien, die leider noch fehlen.

Für das Miskito, Sumu und Paya sind die unten angegebenen Wörter aus meinen eigenen umfangreichen Vokabularen entnommen. Für die Matagalpa-Cacaopera-Sprache, die früher in sehr eng verwandten Dialekten im östlichen Salvador (in Cacaopera und Lislique bis auf den heutigen Tag), westlichen Honduras (Departamentos El Paraiso und Choluteca) und in den Nicaraguanischen Departamentos Nueva Segovia, Estelí, Jinotega, Matagalpa und nördlichen Chontales gesprochen wurde, habe ich mich auf die von Lehmann (4: II, S. 599—623) veröffentlichten Vokabulare gestützt.

Die enge Verwandtschaft zwischen dem Miskito, Sumu und Matagalpa-Cacaopera wurde zuerst von Lehmann (2: S. 714—722) erkannt. Dieser Sprachforscher hat diese Gruppe ferner in die Chibcha-Familie gestellt, doch scheinen hierzu die angeführten Beweise nicht hinreichend zu sein. Den unten erwähnten Übereinstimmungen steht eine überwiegende Menge von wichtigen Wörtern gegenüber, die in ihren Wurzeln gänzlich vom Rama und den anderen Chibcha-Sprachen abweichen. Eine Anzahl von solchen Wörtern finden sich im Maya oder in anderen Sprachen des nördlichen Mittelamerikas und Mexikos wieder. An Hand dieser Tatsachen ist es noch verfrüht, diese Gruppe den Chibcha-Sprachen anzugliedern; solch eine Klassifizierung ist doch auf eine viel zu eng angenommene Verwandtschaft gestützt, für die wir noch weitere Beweise abwarten müssen.

Lehmann hat auch auf gewisse Beziehungen der isolierten Sprachen, wie Paya, Jicaque (Honduras), Lenca (Honduras und El Salvador), Xinca (Guatemala) mit der Chibcha-Familie hingewiesen. Er betrachtet dieselben als die in einer Kontaktzone entstandenen Mischsprachen, in denen die aus dem Süden stammenden Chibcha-Idiome sich mit mittelamerikanischen Ursprachen mischten. Dasselbe möchte ich ebenfalls von der Miskito-Sumu-Matagalpa-Cacaopera-Gruppe sagen, nur sind bei dieser, gemäß ihrer geographischen Verbreitung, die Zusammenhänge größer mit den südlichen Sprachen und andererseits viel geringer mit denjenigen von Mexiko und dem nördlichen Mittelamerika.





	Rama	Miskito	Sumu (Twabka, Ulwa, Panamaka)	Matagalpa- Cacopera	Payá	Andere Sprachen
16.	Salz, Meer	<i>tááti</i>				{ Xinka: <i>tita</i> , <i>tita</i> „Salz“ Maya: <i>taáb</i> „Salz“
17.	Kap, Spitze	<i>tānk</i>			<i>tāki</i>	
18.	Nordwind	<i>yābra</i>	<i>tāka</i> (Ulwa)			
19.	Asche	<i>plun</i>	<i>yābra</i>		<i>tukú</i>	Jicaque: <i>pubu</i> , <i>pubuh</i>
20.	Nacht	<i>kákit</i> , <i>tík-it</i>	<i>tímya</i> , <i>tíhmya</i>			
21.	Lehm	<i>tíksak</i>		<i>saksak</i> „Kot, Dreck“		
<b>Haus, Gerät:</b>						
22.	Haus	<i>nū</i>	<i>ālla</i>	<i>u</i>	<i>kaó</i>	{ Lenea: <i>tau</i> , <i>tau</i> Xinka: <i>máku</i> Chorotega: <i>nāngú</i>
23.	Hauspfosten	<i>nū kūt</i>			<i>kaó a saksak-ká</i>	
24.	Hängematte	<i>sīt</i>	<i>sítmika</i>		<i>uśnu</i>	Aimará: <i>uta</i>
25.	Korb (Yagual)	<i>uśnan</i>	<i>uśnuñ</i>			{ Vgl. Karib.-Arawak Dialekte <i>ulu</i> , <i>úru</i> , <i>la-ru</i>
26.	Messer	<i>síro</i>	<i>skíro</i> , <i>kísuro</i>			
27.	Vogelpfeil	<i>áru</i>	<i>áru</i>	<i>ubo</i> , <i>ubur</i>		
28.	Nagel	<i>sílak</i>	<i>sílak</i>	<i>sílak</i>	<i>parāñ</i>	
29.	Böttcher-, Hohlbeil (zum Aushöhlen der Einbäume)	<i>prāñ</i>		<i>parñ</i>		
30.	Ruder (Paddle, Canalete)	<i>kwáñup</i>	<i>kwáñi</i>	<i>kaváñ</i> , <i>wáñna</i>		
31.	Stuhl, Schemel	<i>káñpan</i>	<i>panba</i>			

## Säugetiere:

32.	Reh, Hirsch	<i>sāla</i> <i>sālīn</i> „Horn, Geweih“, <i>sālī</i> „Tier“ <i>āma</i> <i>sāksūk</i>	<i>sāla</i> „Weißreh“ <i>sāksūk</i>	<i>sana</i>	{ Karib. Spr.: <i>usali</i> , <i>usuri</i> { Quichua: <i>taruga</i>
33.	Jaguar, Puma	<i>māksa</i>	<i>bāksa</i>	<i>nawā</i> <i>sāksūk</i>	Jicaque: <i>bua</i> , <i>pua</i>
34.	Washbär ( <i>Procyon lotor</i> )	<i>krābu</i>	<i>krābu</i> , <i>bā-</i> <i>hauu</i>	<i>ū</i>	
35.	Wildschwein ( <i>Didactyles tajacu</i> )	<i>tāsun</i>	<i>kūnkūn</i>	<i>ū būrū</i>	{ Garif: <i>ānāli</i> { Quechua: <i>açu</i> , <i>asku</i>
36.	Ocelote	<i>ūlīnūlīn</i>	<i>wāklīn</i>	<i>ūk'ki</i>	{ Vgl. „olingo“, Vulgärname { in Honduras
37.	Hund	<i>wāklīn</i>	<i>wāklīn</i>	<i>waya-hā</i>	{ Jicaque: <i>markan</i> { Garif: <i>aravada</i>
38.	Brüllaffe ( <i>Myrcetes</i> sp.)	<i>wīnku tāra</i>	<i>wīnku tāra</i>		
39.	Affenart ( <i>Cebus</i> sp.)	<i>pālpa</i> <i>kirkī</i>	<i>pālpa</i>		
40.	Ameisenbär ( <i>Myrmecophaga</i> )			<i>kisū</i>	
41.	Seekuh, Manati				
42.	Gürteltier, Armadillo				
43.	Truthuhn	<i>pēpi</i>	<i>pēpi</i>	<i>pēpi</i>	<i>chumpipe</i> , Vulgärname in Nicaragua
44.	Vogelart	<i>pākuwa</i>	<i>pākuwa</i>		
45.	Tukan, Pfefferfresser ( <i>Rhamphastus</i> sp.)	<i>pātsipīlās</i>	<i>pās</i>		
46.	Enle	<i>mākmāk</i>	<i>mākmāk</i>	<i>mākmāk</i>	

## Vögel:



	Rama	Miskito	Sumu (Twahka, Ulwa, Panamaka)	Matagalpa- Cacaopera	Paya	Andere Sprachen
47.	Chocoyo, Periquito, (kleine Papageienart)	<i>rīs</i>	<i>irīs, irik</i>		<i>wirs-ká</i>	{ Jicaque: <i>meréts, melées</i> Lenca: <i>kúti, wiri</i>
48.	Garza, Reiher	<i>sáura</i>	<i>sáw, sáuhka</i>		<i>pāubuhá</i>	
49.	Oropéndula, Webervogel	<i>tut</i>	<i>uli</i>			
50.	Taube	<i>bátku</i>	<i>butáku</i>	<i>útaqu</i>	<i>bura-há, buru-há</i>	{ Lenca: <i>turup</i> Subtiaba: <i>kukú</i>
51.	Ziegenmelker ( <i>Caprimulgus</i> )	<i>kábýāuk</i>	<i>kubayqu</i>			{ Kreol. Vulgärname: <i>who you</i> Span. Vulgärname: <i>pucayo</i>
52.	Waldhuhnart,	<i>pāti</i>	<i>ūlul, suhi</i>		<i>pusaru-há</i>	
53.	Gongolona Waldhuhnart,	<i>kūplānkūplān</i>	<i>kobar</i>		<i>kobar</i>	
54.	Molendera Zopilote ( <i>Cathartes sp.</i> )	<i>kūsmuláto</i>	<i>kusma</i>	<i>kúsmu</i>	<i>cu</i>	{ Lenca: <i>kus, kaskus</i> Xinca: <i>kúti</i> Subtiaba: <i>tosma</i> Vgl. auch Maya-Dialekte

## Fische:

55.	Raya, Stachelroche	<i>kíswa</i>	<i>kíswa</i>	
56.	Porpoise	<i>bátlam</i>	<i>walam</i>	
57.	Sägefisch	<i>tubána</i>	<i>tubána,</i> <i>tubóna</i>	
58.	Robalo, Snook	<i>mópi</i>	<i>mópi</i>	
59.	" "	<i>kalwa</i>	<i>kalwa</i>	
60.	" "	<i>píspis,</i> <i>písyá</i>	<i>píspis,</i> <i>píspisá</i>	

(kleine Art)

	Tarpon, Pez-plata	tāpam	tāhpam	tapam	tā'pam	{ Vgl. span. Vulgärname „sábalo“ }
61.	Jurel, Jack-fish	kráwini	kráwini	kráwini	māsmās-ká	
62.	Podrido, Guapote	māsmās	māsmās	māsmās	tukutukú	
63.	Mojarra, Machaca	tūwá	tūba	susum		
64.	Bagre, Barbudo,	mukui				
65.	Catfish	sirík, sirik	sirík	sirík		
66.	Sabaleta (Fluß- fisch)					
<b>Reptilien, Niedere Tiere:</b>						
67.	Meerschildkröte (grüne)	ūli	wā, li, wāh	wāh	wel-há	
68.	Krokodil	tōlora	tōra	tōra	bova	
69.	Leguan ( <i>Iguana</i> sp.)	sālyuk	kākamuk	kāma, kāma	sāhi	
70.	Kröte (vgl. Frosch)	sūklin, kapápū	sūklin	muku	puk-úpukú	{ Garif: huwa; Xinca: kopópo Chorotega: matakopo Lenca: (Chilanga): kobobo Vgl. Maya-Dialekte }
71.	Frosch (vgl. Kröte)	sākmū'uk	búrka	búrka, búrki	muhá	{ Garif: huwa; Xinca: hūglu Chorotega: matakopo Jicaque: čuk }
72.	Krabbe	krāws	kāwsni			
73.	Krebsart	takāyak	lāban			
74.	Blattschneider- ameise	tātkik	wāwā	islani	tištiš-ká	{ Lenca: sisi, itsi Vgl. auch Maya-Dialekte }
75.	Honig	nalāli	nāma	amake	asé	{ Jicaque: tsas, čas Garif: mába }
76.	Wurm	bíro	biro	biro		
77.	Laus	kūn	kūa	ubak		{ Jicaque: tut; Xinca: túma Lenca: tutu „Floh“ Vgl. auch Maya-Dialekte }

	Rama	Miskito	Sumu (Twahka, Ulwa, Panamaka)	Matagalpa- Cacaopera	Payá	Andere Sprachen
<b>Pflanzen:</b>						
78. Blatt	<i>ka</i>	<i>wáha</i>	<i>bas</i>		<i>ahá</i>	Lenca: <i>wala</i> ; Maya-Dial.: <i>sak</i>
79. Stachel, Dorn	<i>sáluk</i>				<i>suká</i> „Puerco espin“(Stachel- tier)	
80. Baum	<i>kat, kar</i>		<i>pan</i>	<i>man</i>	<i>pis-ká</i>	Tupi: <i>gorá</i>
81. Wurzel	<i>ális</i>					
82. Banane ( <i>Musa</i> sp.)	<i>sümü</i>					
83. Mais	<i>ái</i>	<i>áya</i>	<i>am, ama</i>	<i>áma</i>	<i>ai, auñ</i>	Karibische Dialekte: <i>simu</i> (Lenca: <i>eima</i> (ei „Tortilla“) { Xineca: <i>aima</i> ; Garif: <i>awási</i> Tupi: <i>abati</i>
84. Atol (Getränk aus Mais)	<i>ávi</i>			<i>álí</i>		
85. Camote, Batate	<i>pāik</i>					
86. Achote ( <i>Bixa orellana</i> )	<i>alyip</i>	<i>áulala</i>	<i>pāi awal</i>		<i>ā</i>	
87. Tabak	<i>tū</i>				<i>wiru</i>	Lenca: <i>hawa</i>
88. Kiefer ( <i>Pinus</i> sp.)	<i>áuas</i> (Lehn- wort)	<i>áuas</i>	<i>áuas</i>		<i>áro</i>	
89. Ölpalme	<i>okanáp</i>	<i>ohun</i>	<i>uhkan</i>		<i>supá</i>	
90. Pejivalle-Palme ( <i>Guilielma</i> sp.)	<i>sápa</i>	<i>sápa</i>	<i>sápa</i>			
91. Bambus	<i>káuro</i>	<i>káhuo</i>			<i>káuro-há</i> „Caña brava“	
92. Cortés, Lignum vitae	<i>áuka</i>	<i>áuka</i>	<i>áuka</i>			
93. Guarumo ( <i>Cecropia</i> sp.)	<i>prūñ</i>	<i>plām</i>	<i>plām</i>			



94.	Cachito ( <i>Tabernaemontana</i> <i>Donnell Smithii</i> )	sālī		tušī
95.	Ceiba ( <i>Bombax</i> <i>ceiba</i> )	pālāk	panya, panīki	pukur-ká
96.	Zeder ( <i>Cedrela</i> sp.)	ūt	wínkur, suhum	kuranti
97.	Mahagoni ( <i>Swietenia</i> sp.)	ūsaba	yūlu	punsun
98.	Bastard-cedar, Cedro macho ( <i>Guarea</i> sp.)	sān	sābā	sinak-ká
99.	Polewood, Magalete	sākit	sina	
100.	Guanacaste ( <i>Enterolobium</i> )	tāburus	tūbūrus	
101.	Baumart	skwālp	sūlakra	
102.	Kautschuk	{ ūpāika, ūblā { ūpāika, ūblā		Subtiaba: uplā
103.	Ananas ( <i>Ananassa</i> sp.)	sūrak		Garif: guráwa „Pita“ ( <i>Bromelia</i> sp.)

## Verschiedenes:

104.	Mutter	māma	nana, nanan, mamak;	
105.	Arznei, Heilmittel	sāka		
106.	Dämon, böser Geist	wālsa, alāba	walasa, nanal	amārsarā
107.	Schamane, Zauber- priester	sūkya	sūkya	
108.	rot	sāla	a „Blut“, lalā „gelb“	lāla

	Rama	Miskito	Sumu (Twahka, Ulwa, Panamaka)	Matagalpa- Cacaoopera	Payá	Andere Sprachen
109.	schwarz	<i>táma</i> , Nacht	<i>baras</i>			
110.	hart, stark	<i>kárna</i>	<i>tapal-ni</i> ,	<i>sapáktata</i>	<i>akumáwá</i>	
111.	bitter	<i>táhpia</i>	<i>tapal-ka</i>			Maya-Dialekte: <i>ka</i>
112.	kalt		<i>san-ni</i>		<i>sáñwa</i>	{ Lenea (Chilanga): <i>ts'ang</i> Xinea: <i>tsacará</i>
113.	alt		<i>pali</i>	<i>uskám</i>	<i>šúá</i> , <i>čúá</i>	Pipil (Salvador): <i>šúret</i>
114.	gut, echt, wahr	<i>áñwa</i>	<i>a'a</i> , <i>ka</i> , <i>awe</i>	<i>ya</i>	<i>tañ-há</i>	Xinea: <i>jaa</i>
115.	ja	<i>āō</i>				
116.	geben	<i>ták-aya</i>	<i>ták-nin</i> ,			
117.	herauskommen		<i>ták-nini</i>			
118.	eins		<i>as</i> , <i>asla</i>	<i>bas</i> , <i>tibas</i>	<i>as</i> , <i>asi</i>	
119.	zwei		<i>bo</i> , <i>bu</i>	<i>buro</i> , <i>buyo</i> , <i>burzeru</i>	<i>pök</i> , <i>pöki</i>	{ Subtiaba: <i>apu</i> Vgl. Karib. Dialekte
120.	drei		<i>bas</i>	<i>guatba</i>		
121.	vier		<i>arunka</i>			
122.	du, dein	<i>man</i>	<i>man</i>	<i>maníhi</i>		

## Nachträge zum Vokabular von Dr. Lehmann.

Ich lasse hier diejenigen Wörter meines Vokabulars folgen, die ich nicht in Lehmanns Arbeit finde, oder die von seiner Aufnahme bedeutend abweichen. Daneben gibt es noch eine große Anzahl von Wörtern, die sich nur durch Vokallänge, Verwechslung von *n* mit *n* und *m*, oder *k* mit *p* in beiden Aufnahmen voneinander unterscheiden. Einige Wörter der Wortliste von Lehmann sind vom Pronomen Possessivum der 3. P. präfigiert; *i-pāsīn* „Sitte, Gebrauch“, *i-sūlīn* „Geweiht, Hörner“, *i-nūstī* „Urin“.

E. Conzemius (1922).

W. Lehmann (1909)

## Körperteile:

Gesicht	<i>nūnūt</i>	<i>nūt</i>
Kehle	<i>nūnkit, pūlūp</i>	<i>pūlū-ūp, pūlūp</i>
Kinn (Unterkiefer)	<i>niskat</i>	
Träne	<i>ūp-sīri</i>	<i>ūb-li</i>
Sprache	<i>mūkūp</i>	<i>kūūp</i>
Niere	<i>kālmūp</i>	<i>nalīn kālūp</i>
Bein	<i>tūkwā</i>	<i>ikālkūt</i>
Fußzehe	<i>kāt ūp</i>	<i>kāl ūp</i>

## Natur, Elemente:

Kap, Spitze	<i>tārk</i>	
Plejaden	<i>pūpu</i> (Miskito-Lehnwort)	
Blitz	<i>dāma nērķiri</i>	<i>dāma ārkala</i>
Donner	<i>dāma bāltīni</i>	<i>dāma trāki</i>
Rauch	<i>sūa</i>	<i>sāua</i>
Jahr	<i>nūnik tāra</i>	<i>nūnik tārk</i>
Trockenzeit (Sommer)	<i>nūnik tāra, ūli māni</i>	<i>nūnik tārk</i>
Regenzeit (Winter)	<i>pūpu tāri</i>	<i>sī ūlini tārk</i>
Regenwasser	<i>kūyūkba sī</i> (Wasser von oben)	
Regenbogen	<i>sīrkīn nūnkit</i> (Kehle der Boa)	
Sumpf	<i>irī (-rī „Flüssigkeit“)</i>	
Luft	<i>pūlkāt</i>	
Südwind	<i>wōpāsa, wāupāsa</i> (Miskito)	<i>ūapāsa, ūpāsa</i>

## Haus, Gerät:

Hohlbeil, Böttcherbeil (zum Aushöhlen der Einbäume)	<i>prān</i>	
Axtstiel	<i>kūsīn kāt</i>	
Beil	<i>kūsīn sūksūk</i>	
Feuerfächer	<i>kūnkūn ūk</i>	<i>kānkān ūp</i>
Harpune (für Schild- kröten)	<i>sīlak</i>	
Harpunenspitze	<i>sīlak ūp</i>	
Korb	<i>mōkal</i>	<i>tūlāuk</i>
Metate, Maisreibstein	<i>nalīn yārun</i>	<i>nalīn kāt</i>
Handwalze des Metate	<i>nalīn ūp</i>	<i>yūūp, nalīn-kat ūp</i>
Mosquitonetz	<i>kālmātūp</i>	
Nagel	<i>sīlak</i> (Miskito)	
Papier	<i>tūrkūrūkā, tūrkūlkā</i>	
Pfeil (allgemeiner Name)	<i>krīri</i>	<i>krīri „Jagdpfeil“</i>



	Conzemius (1922)	Lehmann (1909)
Pfeil für Großwild (mit Eisenspitze)	<i>kār-sik</i>	<i>krīrī</i>
Pfeil (Haifischzahnspitze)	<i>kanik-sik</i>	
Pfeil (Spitze von Apopalme)	<i>mantāk</i>	
Rührlöffel	<i>kučāra</i> (span.)	<i>sulīnūp</i>
Baumrindenbast	<i>sīrpān</i>	<i>sārpan</i>
Baumrindenbaststoff	<i>tānu</i>	<i>ūpkika</i>
Schleifstein	<i>sīnpān</i>	<i>sīn apikama</i>
Steinaxt	<i>dāma ūp</i>	<i>nalīn sākā</i>
Tabakspfeife	<i>tū kāt</i>	
Licht, Kerze (Kautschuk)	<i>ūpdika</i>	<i>ūpkika</i>

### Mensch, Verwandtschaft:

Weißer, Fremder	<i>āuma</i> (auch „Puma, Jaguar“)	
Spanier (Ladino)	<i>pānis</i> engl. „Spanish“)	
Neger (Kreole)	<i>nīkro</i> (engl., span.)	
Sumu- (Ulwa) Indianer	<i>wāhai, líbra</i>	<i>ūāxái</i>
Garif (schwarze Karaiben)	<i>kīrībs</i> (engl. „Caribs“)	
Bribri-Indianer	<i>blānko</i> (span. „blanco“)	
Guaymí-Indianer	<i>bālyéntē</i> (span. „valiente“)	
Tirbi-Indianer	<i>tīrbī, tīribī</i>	
Mädchen, Jungfrau	<i>kūmā kārīma</i>	<i>kūmā imā, kārīma</i>
Jüngling	<i>nīkīkna kārīma</i>	<i>kārīma</i>
Kind	<i>ūsūk</i>	<i>tīskama</i>
Freund	<i>kwīma</i>	<i>marái, nāmarái</i>
Feind	<i>wāila, lāma</i> (Miskito)	<i>lāma</i>
Gattin, Weib	<i>kūmā</i>	<i>nīkulīn</i>
Enkel	<i>māla</i> (Miskito)	<i>māla</i>
Großvater	<i>dāma</i> (Miskito)	<i>itūūn yūūa</i>
Großmutter	<i>kūka</i> (Miskito)	<i>nārūrūn yūūa</i>
Onkel, Vaters Bruder, wenn der Neffe spricht	<i>tūnsūk</i>	
Schwager	<i>wāika</i> (Miskito)	
Schwägerin	<i>wāika kūmā</i>	<i>nasāsūk imā</i>
Witwe	<i>pyārka</i> (Miskito)	<i>kūmā pāin itīnu</i>
Witwer	<i>pyārka</i> (Miskito)	<i>nakīkna pāin itīnu</i>
Mann, Gatte	<i>nīkīkna</i>	<i>nakīkna</i>

### Heilkunst, Religion, Aberglauben:

Heilmittel	<i>sīka</i> (Miskito? Vgl. jedoch im Bribri <i>siā</i> „Zauberstein“.	
Schamane, Zauberpriester	<i>sūkya</i> <sup>1)</sup>	<i>tūrmāla</i>
Kirche	<i>matūn ān nū</i> „Gott sein Haus“	

<sup>1)</sup> *sūkya* bedeutet ebenfalls „mager“ im Rama; um sich auf ihr hohes Amt vorzubereiten, müssen die Schamanen während längerer Zeit fasten, so daß sie ganz mager werden.

## Conzemius (1922)      Lehmann (1909)

hölzernes Idol	<i>antūñ</i>	<i>adām</i>
Dämon, Teufel, böser Geist	<i>alība, wālsa</i>	
Čadejo (Geist in Tiergestalt)	<i>wāiwan</i> (Miskito), <i>kālpañ kāt</i>	<i>uáruān</i> „großer Ameisenbär“
Sirene (Fisch mit Oberkörper wie eine Frau)	<i>siksākan, sipsikāñis</i>	
sonderbares Ereignis	<i>kīñ kokōba</i>	
( <i>yulswin</i> im Miskito)		

## Kleidung, Schmuck:

Hose (Männer)	<i>trāus</i> (engl. „trousers“)	<i>trāudīs, trāudīs</i>
Hut	<i>sāmbrūk</i> (span. „sombrero“)	<i>sōmbrók</i>
Haarkamm	<i>kūñsuñ up</i>	
Fingerring	<i>kwik kūp tika</i>	
Ohrerring	<i>kūkwa kika</i>	

## Tiere, Säuger:

Ameisenbär ( <i>Tamandua sp.</i> )	<i>sūlkikrūk</i>	
Ameisenbär, ganz kleine Art ( <i>Cyclethurus sp.</i> )	<i>rāñrāñ</i>	<i>arāñ-arāñ</i> „Opossum-artiges kleines graues Tier“
Ocelote	<i>krābu</i>	
Puma ( <i>Felis concolor</i> )	<i>āuma sāla</i>	<i>āuma nūknūgna</i>
Brüllaffe ( <i>Myrcetes sp.</i> )	<i>ūlīñūlīñ</i>	<i>ūlīñūlūñ</i> (= Stachelschwein nach E. C.)
Pferd	<i>aras</i> (engl. „horse“)	
Kuh, Rind	<i>bīp</i> (engl. „beef“)	
Schwein	<i>kwērko</i> (span. „puerco“)	
Ferkel	<i>pīkpīk</i>	
Wildschwein (ganz kleine Art, <i>wāri pāñi</i> im Miskito)	<i>nūlkañ sāla</i>	
Puerco espín (Stachelschwein)	<i>ulūñulūñ</i>	
Zorro hediondo (Stinktier)	<i>samārsa</i>	<i>tāmārsa</i>
Hase (Conejo)	<i>tūkústūkús</i>	
Maus, Ratte	<i>sūk</i>	<i>ākāirūñ, sūk nrēmri</i>
Fledermaus (kleine Art)	<i>sinīrin</i>	<i>snāerīñ</i>

## V ö g e l:

Truthuhn	<i>pīpi</i>	
Küchen	<i>ūsru ūsūk</i>	<i>usūrū siksík</i>
Feliz (Tukanart)	<i>pīlīspīlīs</i>	<i>dāñdi pīlīs</i>
Guacamayo, Lapa colorada ( <i>Ara sp.</i> )	<i>narāk</i>	<i>kūnik narāk sāla</i>
Guacamayo, Lapa verde ( <i>Ara sp.</i> )	<i>kūnik</i>	<i>kūrik narāk narīñri</i>
Chocoyo (kleine Papageienart)	<i>rīs</i>	<i>arīs</i>

	Conzemius (1922)	Lehmann (1909)
Carpintero, Woodpecker (Spechtart)	<i>kúskrûn</i>	
große Vogelart	<i>píkwa</i> (Miskito)	
Kolibri	<i>wistártár</i>	<i>títinma</i>
Ziegenmelker ( <i>Caprimulgus</i> )	<i>kábyáuk</i>	
Aasgeier (Zopilote, Zonchiche)	<i>kúsmuláto</i>	<i>kúsmälátu</i>
Waldhuhnart (Topknot chick, Cocoleca, Po- poné)	<i>úkútínkútín</i>	

## Reptilien:

Toboba, Tomagoff (giftige Schlange)	<i>álbút bân</i>	<i>álbút yíbin bân</i>
Boa, große ( <i>waula tara</i> der Miskito)	<i>sírkin tára</i>	
Sumpfschildkröte	<i>síbiri</i>	<i>sábírú</i>
Bocatora, Tortuga ama- rilla (Flußschildkröte)	<i>páruk</i>	
Meerschildkröte Caguama, Loggerhead	<i>āwār</i>	
Meerschildkröte Pejibaul, black Turtle	<i>āwār tára</i>	
grüner Leguan ( <i>Iguana</i> <i>sp.</i> )	<i>sályuk</i>	<i>ĩsáli</i>
Kröte	<i>súklin</i> (Miskito)	<i>kapúpū</i>
Krebsart (Miskito <i>libân</i> )	<i>takāyak</i>	
„ (Crawfish, Camarón)	<i>wāiro</i> (Miskito) <i>kābis</i>	

## Fische:

Sägefisch	<i>tūbáina</i>	<i>tābáina</i>
Róbalo (Flußfisch)	<i>mōpi</i>	<i>māfi</i>
Bagre (Flußfisch)	<i>uláha</i>	<i>uála</i>
Guapote ( <i>Cyprinus sp.</i> )	<i>tánski</i>	<i>tánsiki, tákski</i>
Porpoise, Tonina	<i>bulám</i>	
Tuba (Flußfisch)	<i>túá</i>	<i>sálpáká-ūp</i>
Moga, Moba (Flußfisch)	<i>núkuna</i>	
Raya, Sting-ray (See- fisch)	<i>kíswa</i> (Miskito)	
Barbudo, Catfish (See)	<i>tónki</i>	
Bobo, Mountain mullet (Fluß)	<i>sálin</i>	
Roncador, Blanco, Drummerfish	<i>rāukrāuk</i>	
Rucruc (kleiner Seefisch)	<i>rūkrūk</i> (Miskito)	
Dorado, Pispis	<i>pīspīs</i> (Miskito)	

## Niedere Tiere:

Ameise (rote Guerreadora- Art)	<i>syut</i>	
Skorpion	<i>tálmūkās</i>	<i>tálmakas</i>



## Conzemius (1922)      Lehmann (1909)

Schnake (Zancudo)	mūyūk	
Jejen (kleine Schnaken-art)	sīrsīrī	sārsari
Wurm (zum Fischen, sika im Miskito)	bīro	
Muschelart (āhi im Miskito)	sruñ	
Muschelart (Cockle)	kākel (engl. „cockle“)	

## Pflanzen:

Ast (eines Baumes)	mākās	kakāt
Wurzel	ūlis	ikīt
Wurzel (über dem Boden), Spur, Gamba	kīt	
Samen	ūp	yāāt arīra
Kaffee	kōpi (engl. „coffee“)	
Chicha (aus gekeimtem Mais)	wāsak, wāsbīlo	
Atol (Maisbrei)	āri (āi „Mais“)	āri („Suppe“)
Name, Yam ( <i>Dioscorea</i> sp.)	tūkūāp	
Baumwolle	sūsānās	
Bohne	nuskūp	
Gramalote (Grasart)	krīk	
Caña de suite ( <i>Geonoma</i> )	pūkūm	sālīñ ūrmūt
Chilamate, Matapalo ( <i>Ficus</i> sp.)	tūt	klīs, klīs tatāra
Sulakra	skwālup (auch Name einer kleinen Insel in der Bluefields-Lagune, nicht weit von Rama-Key).	
San Juan, Yemery	kūtklū	
Guanacaste ( <i>Enterolobium</i> sp.)	tūburus (Miskito)	
Guayabillo, Mountain Guava	pūān	
Jobo, Hogplum ( <i>Spondias lutea</i> )	pāsmuk	
Samwood, Laurel ( <i>Cordia</i> sp.)	mūlka	
Achote, Arnotto ( <i>Bixa orellana</i> )	alyūp	
Cedro macho ( <i>Guarea</i> sp.)	sān	sāba
Cortés, Lignum vitae	āka	
Dogbutter tree	swīnīñ	
Ritenleaf (Palmenart)	plānka	

## Adjektiva:

arm	ūmpīra (Miskito)	
barmherzig, freigebig	kyup plūma „weißes Herz“	
billig	tāna-tāma	
breit	psūt tāra	
fern	rañāñk	nāerbik
feige	kānsat	
fett	yūpsī-kalba	

	Conzemius (1922)	Lehmann (1909)
geizig	<i>kyup párna</i> „schwarzes Herz“	<i>Herz</i>
groß	<i>tāra</i>	<i>tatāra</i> (= Pluralform)
grün	<i>tūkba</i>	<i>nrinrinma</i>
häßlich	<i>kōima</i>	
kurz	<i>tūkukama</i>	
niedrig, seicht (Wasser)	<i>tīsaṇa</i>	<i>sī ālsaki</i>
scharf, spitz	<i>sīkalba</i>	<i>sīk-ubiṇ, sīk-ūa</i>
salzig, gesalzt	<i>tāuli</i>	
schmal	<i>psūt tiskama</i>	
schwach	<i>sisirka, sisirkaba</i>	
stark, kräftig	<i>ñālma</i>	<i>krūk, k-rūk</i>
tapfer	<i>kyup ñālma</i> „starkes Herz“	

## Verben, Adverbia, usw.:

drüben	<i>ñikšba</i>	
Fieber haben	<i>sāñkuṇ</i>	
jener	<i>nāñ</i>	
jemand	<i>kāulin</i>	
niemand	<i>kāulin-ma, mahalīn</i>	<i>ār ūmālīn</i>
niemand kommt	<i>kāulin yāna sīk</i>	
was?	<i>nā, nīsañ</i>	<i>yākāla, yākāl</i>
welcher?	<i>narāma</i>	<i>kāñ</i>
wer?	<i>tā-kal</i>	
wer kommt?	<i>tā sīki</i>	
braten	<i>kanīsi</i>	
heute	<i>ñikim</i>	<i>nākim</i>
krank sein	<i>nās āpsin kwākri</i>	<i>ālmālīni</i>
	„ich bin krank“	
losmachen, befreien	<i>āpis</i>	
schreien, weinen	<i>pāūni, ipāūni</i>	
waschen (Kleider), spülen	<i>sūki</i>	
schlagen, klopfen	<i>kāirisi</i>	<i>inrīni</i>

## Literatur-Verzeichnis.

Die Literatur über die Rama ist äußerst dürftig; die große Mehrzahl der unten erwähnten Autoren beschränken sich auf ganz kurze Bemerkungen. Eine Ausnahme bildet jedoch Lehmann, der sich hauptsächlich mit der Sprache der Rama beschäftigt, daneben aber auch wertvolle historische und ethnographische Einzelheiten mitteilt. Von den anderen Autoren, die uns wertvolle, wenn auch kurze, originelle Angaben hinterlassen haben, sind vor allem Bell, Berendt, Bovallius, Collinson, Heath, Jürgensen, Roberts, Siebörger (Brinton), Schultz und Wickham zu nennen. Besonders erwähnt werden müssen ebenfalls Bancroft, Brinton, Joyce, Rivet, Sapper, Schneider, Squier, Thomas und Swanton, die wohl die Rama nicht aus eigener Anschauung kannten, sondern sich ausschließlich auf das bereits veröffentlichte Material stützen konnten. Folgendes ist ein Versuch, eine vollständige Bibliographie der Rama-Indianer anzulegen.

- Bancroft, Hubert Howe, *The Native Races of the Pacific States of North America*. New York und London 1875. (Kurze Angaben in Bd. I, S. 713—714, 746, 793—795; Bd. III, S. 783; Karte I, S. 684—685.)
- Bard, Samuel A. (Pseudonym von E. G. Squier), *Waikna or Adventures on the Mosquito Shore*. New York und London 1855 (S. 76—77 ohne Wert).
- Barnett, Capt. E., *The West India Pilot*. vol. I, London 1861.  
(S. 252 einige Angaben, die Roberts entnommen sind. Dasselbe wird auch in späteren Ausgaben dieses Werkes wiederholt. Vgl. VIII. Ausgabe, London, vol. I, 1920, S. 226.)
- Barrueta, Fray Manuel de, *Relacion sobre las Misiones en Mosquitia* (ap. García Peláez, „*Memorias para la Historia del antiguo Reino de Guatemala*“. Guatemala 1851—1852).  
(Vol. III, S. 154 kurze Erwähnung der Rama von Monkey Point.)
- Bell, Charles Napier (1), *Remarks on the Mosquito Territory; its Climate, People, Productions* usw. Journal of the Royal Geographical Society. London, vol. XXXII, 1862.  
(S. 242, 259.)
- (2), *Tangweera: Life and Adventures among Gentle Savages*. London 1899.  
(S. 3, 18, 72.)
- Berendt, Carl Hermann (1), *Zur Ethnologie von Nicaragua*. Correspondenz-Blatt d. deutsch. Ges. f. Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Heidelberg, Nr. 9, Sept. 1874.  
(S. 72, 1. Vgl. auch „*Dr. Berendts linguistische Forschungen in Central-Amerika*“. Ausland. Stuttgart 1874, Bd. 47, Nr. 45, S. 885, 1.)
- (2), *Zur Ethnologie von Nicaragua*. Ibid. 1875, Nr. 6.  
(S. 46—47. Vgl. „*Zur Ethnologie Nicaraguas*“. Ausland. Stuttgart, Bd. 48, Nr. 36, 1875, S. 722—723.)
- Beuchat, H. und Rivet, P., *Affinités des Langues du Sud de la Colombie et du Nord de l'Equateur*. Le Muséon. Louvain, Vol. XI, N. S., 1910.  
(S. 148 und 198 ganz kurz über die linguistische Stellung der Rama.)
- Bovallius, Carl (1), *Nicaraguan Antiquities*. Stockholm 1886.  
(S. 3 Rama und Melchora kurz erwähnt.)
- (2), *Resa i Central-Amerika (1881—1883)*. Upsala 1887.  
(Rama II, S. 306; Melchora II, S. 311.)
- Boyle, Frederick, *A Ride across a Continent*. London 1868.  
(I, S. 287, 297, ohne Wert.)
- Brindeau, Auguste, *Histoire de la Mission Morave à la Côte des Mosquitos (Nicaragua) de 1849 à 1921*. Straßburg 1922.  
(S. 48—53 über die Herrnhuter Mission auf Rama-Key.)
- Brinton, Daniel G. (1), *Vocabularies from the Musquito Coast*. Proceedings Amer. Philos. Soc. Philadelphia, vol. XXIX, No. 135, 1891.  
(S. 1—3 kurzes Rama Vokabular von Siebörger aufgenommen.)
- (2), *The American Race*. New York 1891. II. Ausgabe: New York 1901.  
(S. 163, 366—368 wie oben.)
- Byam, George, *Wild Life in the Interior of Central America*. London 1849.  
(S. 247—250 einige irreführende Angaben über die Rama oder Melchora vom Rio San Juan.)
- Cohen, Marcel (s. P. Rivet).
- Collinson, John (1), *Explorations in Central America, accompanied by Surveys and Levels from Lake Nicaragua to the Atlantic Ocean*. Proc. Royal Geogr. Soc. London, vol. XII, 1868.  
(Kurze Angaben S. 38—41.)
- (2), *The Indians of the Mosquito Territory*. Memoirs of the Anthropological Society of London. London, vol. III, 1870.  
(S. 150—151.)
- Cooper, Enrique, *Informe sobre el camino a Matina y la Costa del Norte (1838)*. San José de Costa Rica. 2. Ausgabe, 1896.  
(S. 9 über Rama-Indianer in Costa Rica.)
- Cuervo, A. B. (s. Vargas).
- Deniker, J., *Les Races et les Peuples de la Terre*. II. Auflage. Paris, 1926.  
(S. 661 ganz kurz nach Lehmann.)
- Fernández, León, *Colección de Documentos para la Historia de Costa Rica*. 10 Bände. San José de Costa Rica, später Paris, dann Barcelona, 1881—1907.  
(Enthält einige Berichte aus der Kolonialzeit über das Gebiet der Rama.)
- Fernández y González, Francisco, *Los Lenguajes hablados por los Indígenas del Norte y Centro de América*. Ateneo de Madrid. Madrid 1893.  
(S. 95—96 kurze Bemerkungen und Proben ohne Wert.)
- Frantzius, Dr. Alexander von, *Über die Eingeborenen Costaricas*. Archiv für Anthropologie. Braunschweig, Bd. IV, 1870.



- (S. 102, 106 über Ähnlichkeit der Rama mit den Stämmen von Costa Rica, zumal den Guatuso.)
- Friederichsen, Luis, *Carta Geográfica de la República de Costa Rica (Centro América)*. Hamburg 1876. 1 : 500 000.
- (Verzeichnet Rama-Indianer am Mittellauf des Rio Sarapiquí, etwas oberhalb der Mündung des Toro Amarillo.)
- García Peláez (s. Barrueta).
- Gatschet, Albert Samuel, *Central-Amerikas Sprachstämme und Dialekte*. Globus. Braunschweig, Bd. 77, 1900.
- (S. 88, 90.)
- Harrower, David F., *Rama, Mosquito and Sumu, of Nicaragua*. Indian Notes. Vol. II, No. 1, Januar 1925. Museum of the American Indian, Heye Foundation. New York.
- (S. 44–45 über die Bewohner von Rama-Key.)
- Heath, G. R., *Notes on Miskito Grammar and on other Indian Languages of Eastern Nicaragua*. American Anthropologist. Lancaster, Pa., vol. XV, 1913.
- (S. 49, 50, 53–57.)
- Horsford, Eben Norton, *Origin of the name America*. IX. Congreso Internacional de Americanistas, Huelva (1892). Madrid 1894.
- (S. 159 erwähnt ganz kurz die Melchora am Rio San Juan.)
- Joyce, Thomas, A., *Central American and West Indian Archaeology*. New York 1916.
- (S. 8, 17, 28, 29, 34, 36, 41, 48, 49, 71, 94, 127, 259 hauptsächlich über die von Kolumbus erwähnte Ortschaft Cariay, deren Bewohner zu den Rama gerechnet werden.)
- Jürgensen, Jens Paul, und Schneider, H. G., *Rama Key. Aufzeichnungen des Missionars J. P. Jürgensen, überarbeitet von H. G. Schneider*. Herrnhut 1884. 8°. 62 pp. II. Auflage, Niesky 1891. III. Auflage, Niesky 1896. Französische Übersetzung von Pfarrer H. Reichel, „Souvenir de J. P. Jürgensen, missionnaire de l'Eglise des Frères dans l'île de Rama“. Journal de l'Unité des Frères. Neuchâtel 1887, S. 299–312, 339–351, 363–378; 1888, S. 18–26.
- (Jürgensen, ein Däne, ist während der Jahre 1853–1878 an der Moskitoküste und speziell auf Rama-Key tätig gewesen; in diesem Werke berichtet er über seine dortige Tätigkeit.)
- Lehmann, Dr. Walter (1), *Reiseberichte aus Managua*. Zeitschrift für Ethnologie. Berlin, 41. Jahrgang, 1909.
- (S. 536.)
- (2), *Ergebnisse einer Forschungsreise in Mittelamerika und Mexiko*. Zeitschrift für Ethnologie. Berlin, 42. Jahrgang, 1910.
- (S. 710–713.)
- (3), *Vokabular der Rama-Sprache nebst grammatischem Abriß*. Abhandlungen der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-philologische und historische Klasse. XXVIII. Band, 2. Abhandlung. München 1914. 4°. 124 S.
- (Einleitung, Geschichtliches, Bibliographie S. 1–10, Phonetik S. 10–12, Grammatik S. 12–19, Vokabular Rama-Deutsch S. 20–103, Index zu diesem Vokabular S. 103–124. Vgl. auch Eduard Seler in Zeitschrift für Ethnologie. Berlin 1914, S. 544–545.)
- (4), *Zentral-Amerika. Teil I. Die Sprachen Zentral-Amerikas in ihren Beziehungen zueinander sowie zu Süd-Amerika und Mexiko*. Berlin, Band I, 1920
- (S. 416–461. Geschichtliches S. 416–420, Phonetik und Grammatik S. 420–426, Vokabular Deutsch-Rama S. 426–457, Verwandtschaft des Rama mit dem Guatuso S. 457–461.)
- Levy, Paul (1), *Notes ethnologiques et anthropologiques sur le Nicaragua*. Bulletin de la Société de Géographie de Paris. Paris, Juli 1871. Also Separat. 48 S.
- (S. 36, 38 einige kurze Angaben.)
- (2), *Notas geográficas y económicas sobre la República de Nicaragua*. Paris 1871.
- (S. 117, 255–256 ganz kurz.)
- Long, Edward, *The History of Jamaica or General Survey of the Antient (sic) and modern state of that island*. London 1774.
- (Vol. I, S. 320, 322–323 über Raubzüge der Miskito in das Rama-Gebiet von Punta Gorda.)
- Lothrop, Samuel Kirkland, *Pottery of Costa Rica and Nicaragua*. Vol. VIII. Contributions from the Museum of the American Indian, Heye Foundation. New York 1926.
- (Vol. I, S. 17.)
- Meillet, A. (s. P. Rivet).
- S. P. O. [Oliver, S. Parfield], *Rambles of a Gunner. Through Nicaragua. January to June, 1867*. London 1879.

- (S. 49–50, 52 genau wie bei Collinson in „Proc. Royal Geogr. Soc. London“.)
- Pector, Désiré (1), *Indication approximative de vestiges laissés par les populations précolombiennes du Nicaragua*. Archives de la Société Américaine de France. Paris, Sept. 1888, vol. VI, partie 4.  
(S. 108 ganz kurz.)
- (2), *Etude économique sur la République du Nicaragua*. Bulletin de la Société de Géographie Neuchâteloise. Neuchâtel 1893.  
(S. 111–112.)
- (3), *Notes sur l'Américanisme et quelques unes de ses Lacunes*. Paris 1900.  
(S. 80 ohne Wert.)
- Peralta, Manuel de (1), *Costa Rica, Nicaragua y Panama en el siglo XVI (1552–1610)*. Madrid und Paris 1883.
- (2), *Costa Rica y Costa de Mosquitos*. Madrid und Paris 1898.  
(Beide Werke enthalten einige spärliche Berichte über das Gebiet der Rama aus der Kolonialzeit.)
- Pim, Captain Bedford (1), *The Gate of the Pacific*. London 1863.  
(S. 79, 80, 264, 305, 328–329, 348.)
- (2), *Dottings on the roadside in Panama, Nicaragua and Mosquito*. London 1869.  
(S. 305, 278–280 hauptsächlich über die Herrnhuter Mission auf Rama-Key.)
- Pinart, Alphonse L., *Notes sur les tribus indiennes de famille Guarano-Guaymies de l'isthme de Panama et de du Centre-Amérique*. Chartres 1900.  
(S. 7, 18 ohne Wert.)
- Pittier, H., *Numeral Systems of the Costa Rican Indians*. American Anthropologist. Columbus, Ohio, vol. VI, 1904.  
(S. 455–457 über Verwandtschaft von Rama mit den Sprachen von Costa Rica.)
- Reclus, Elisée, *Nouvelle Géographie Universelle*. Band XVII. Paris 1891.  
(S. 511 erwähnt die Rama am Rio Mico, die angeblich sehr wild sind, ferner die Laman und Melchora. Auf seiner Karte verzeichnet Reclus die Laman jedoch im Quellgebiet des Rio Prinzapolca.)
- Reichel, H. (s. Jürgensen.)
- Rivet, P. (1) s. Beuchat.
- (2), *Les familles linguistiques du nord-ouest de l'Amérique du Sud*. L'année Linguistique. Paris, Band IV, (1908–1910), 1911.  
(S. 120, 123 Rama ganz kurz erwähnt.)
- (3), *La Langue Tunebo*, Journal de la Société des Américanistes de Paris. Paris, vol. XVI, N. S., 1924.  
(S. 25–56 über Verwandtschaft von Tunebo mit Rama, zumal S. 38.)
- (4), *Langues Américaines*. Les Langues du Monde par un groupe de Linguistes sous la direction de A. Meillet et Marcel Cohen. Paris 1924.  
(S. 682–683 wird Rama mit Melchora zur Chibcha-Aruak-Gruppe der Chibcha-Sprachfamilie gerechnet, wie in „La Langue Tunebo“.)
- Roberts, Orlando W., *Narrative of Voyages and Excursions on the East Coast and in the Interior of Central America*. Edinburgh 1827.  
(53, 71, 98, 100, 103.)
- Sapper, Dr. Karl (1), *Beiträge zur Ethnographie des südlichen Mittelamerika*. Petermanns Mitteilungen. Gotha, Band 47, 1901.  
(S. 32r.)
- (2), *Der gegenwärtige Stand der ethnographischen Kenntnis von Mittelamerika*. Archiv für Anthropologie. Braunschweig, XXXI, N. F. Bd. III, 1904.  
(S. 6r.)
- Schmidt S. V. D., P. W. (1), *Die Stellung des Genitivs in den südamerikanischen Sprachen und ihre Bedeutung für den Sprachaufbau*. Congrès International des Américanistes. 21. Tagung. 2. Teil. (Göteborg 1924.) Göteborg 1925.  
(Über Rama-Sprache S. 334–335, 340, 342.)
- (2), *Die Sprachfamilien und Sprachenkreise der Erde*. Mit einem Atlas von 14 Karten in Lithographie. Heidelberg 1926.  
(Über die Rama-Sprache nach Lehmann S. 211, 212, 213, 293, 305, 368, 408, 409, 448, 452.)
- Schneider, H. G. (1) s. Jürgensen.
- (2), *Moskito. Zur Erinnerung an die Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Mission der Brüdergemeine in Mittel-Amerika*. Herrnhut 1899.  
(1. Teil, S. 5, 30, 82–85, 102 über die Mission auf Rama-Key.)
- Schuller, Rudolf, *Las Lenguas indígenas de Centro América con especial referencia a los idiomas aborígenes de Costa Rica*. San José de Costa Rica, 1928.  
(Auf S. 35–40 verzeichnet Schuller eine lange Wortliste nach Lehmanns Aufnahme, bei welcher er angeblich enge Beziehungen zu den Maya-Quiché und Karib-Arawak Sprachfamilien festgestellt hat.)

- Schultz, Adolphe H., *Anthropological Studies on Nicaraguan Indians*. American Journal of Physical Anthropology. Geneva, N. Y., vol. IX, No. 1, 1926. (S. 65—80.)
- Senft, E. A., *Les Missions Moraves actuellement existantes chez les Peuples Païens*. Neuchâtel 1890. (S. 281—283, 290, 295 über Herrnhuter Mission auf Rama-Key.)
- Siebörger, Wilhelm s. D. G. Brinton.
- Sonnenstern, Maximiliano de, *Mapa de la República de Nicaragua*. Levantado por orden de su Ex<sup>a</sup> el Presidente Cap<sup>n</sup> General Martínez 1863. (Verzeichnet Rama-Indianer am Oberlauf eines unbenannten nördlichen Nebenflusses des unteren Rio Punta Gorda oder Rio Rama.)
- Squier, Ephraim George (1), *Nicaragua: Its People, Scenery usw.* New York und London 1852. (Vol. I, S. 105—106; vol. II, S. 308, 312.)
- (2), *Notes on Central America; particularly the States of Honduras and San Salvador*. New York 1855. (Rama: S. 214, 366; Melchora: S. 366—367 nach Byam.)
- (3), *The States of Central America*. New York 1858. (S. 53, 655, 659 über Rama; S. 659 über Melchora. Vgl. auch Deutsche Auflage „Die Staaten von Central-Amerika“. Leipzig 1865, S. 230.)
- (4), *Honduras. Descriptive, Historical and Statistical*. London 1870. (Wie in „Notes on Central America“. Vgl. auch Spanische Auflage „Honduras. Descripción histórica, geográfica y estadística de esta República de la América Central“. Edición corregida y anotada por J. M. C. [Juan María Cuéllar] Tegucigalpa 1908, S. 399—400.)
- Stout, Peter F., *Nicaragua, Past, Present and Future*. Philadelphia 1859. (S. 113 Melchora kurz erwähnt.)
- Strangeways, Thomas, *Sketch of the Mosquito Shore, including the Territory of Poyais*. Edinburgh 1822. (S. 30—31 ganz kurz.)
- Swanton, John R. s. Cyrus Thomas.
- Thomas, Cyrus, und Swanton, John R., *Indian Languages of Mexico and Central America and their geographical Distribution*. Bulletin 44 of the Bureau of American Ethnology. Smithsonian Institution. Washington 1911. (S. 80, 87, 96.)
- Thomas, Cyrus, *Natural Systems of Mexico and Central America*. 19th Annual Report of the Bureau of American Ethnology (1897—1898). Washington, Teil II, 1900. (S. 918 erwähnt nur die Numeralien von 1—5 nach Brinton.)
- Vargas, Francisco Javier de, *Reconocimiento de la Costa de Mosquitos y Establecimientos Ingleses en ella*. Manuskript datiert Cartagena (Kolumbien) 10. 5. 1777 (ap. A. B. Cuervo, „Colección de Documentos inéditos sobre la Geografía y la Historia de Colombia“. Bogotá, vol. I, 1891). (S. 439 erwähnt die „Aramas“-Indianer.)
- Waitz, Dr. Theodor, *Anthropologie der Naturvölker*. Leipzig, 1862. (Bd. I, S. 289 ganz kurz.)
- Wickham, Henry Alexander, *Rough Notes of a Journey through the Wilderness. Part. II: A Journey among the Woolwa or Soumoo and Mosquito Indians of Central America*. London 1872. (S. 280—281 über Rama-Key.)

## Anfänge und Unterschiede des Flechtens und Webens und Besprechung einiger alter Webstühle.

Von

Augustin Krämer.

Das Flechten muß bei den Naturvölkern in den Tropen schon sehr früh geübt worden sein, weil das Material dazu augenfällig und handgreiflich vorhanden war, nämlich die Blätter des *Pandanus*<sup>1)</sup> und die Wedel der *Kokospalme*; dies gilt vornehmlich für das indo-malaiische Gebiet,

<sup>1)</sup> Wichtigstes Flechtblatt im indo-malaiischen Gebiet, nicht erwähnt bei Flechtstoffen in Leunis Synopsis d. Pflanzenkunde 1883, Bd. I S. 857. In Afrika sind es nur Palmen: *Raphia*, Fächer- und *Dur-Hyphaenapalme*, in Amerika *Attalea-Pissava* u.w., s. Ankermann Z. f. E. Bd. 37, 1905, S. 62.



das man als das frühbevölkertste auf der Erde annehmen darf. Der Drang nach rollbaren Flächen zum Liegen (Schlafmatten), zur Einhüllung, zum Einpacken, Abschotten, Tragen usw. setzte die Ausübung des Flechtens durch. Aber auch das Einflechten zerbrechlicher Gegenstände, besonders mit Rotang und Bambus, die Herstellung von Behältern wurde als vorteilhaft erkannt. In den hohen Breiten war diese Erfüllung nicht möglich, weil es an Stoff zum Flechten fehlte; eigentlich nur die Linden<sup>1)</sup>, Ulmen<sup>2)</sup> und Weiden lieferten in Europa einen flächenhaften Bast, der aber erst mühsam hergestellt werden mußte. Eiche, Birke, Erle, Pappel usw. liefern ferner Bast, aber doch recht mangelhaften. Auch Stroh, Binsen und zuletzt Flachs gaben schlechte Matten. Gute Schutzkleidung gewährten dagegen die Felle der Jagdtiere, die denn auch in der gemäßigten und kalten Zone zweifellos als Kleider und zum Lager, für Taschen usw. vorzüglich geeignet waren; aber gebraucht wurden sie nur, wo Ersatzstoffe fehlten. Das Leder ist kein angenehmer Kleidungsstoff und wird besonders in den Tropen auch da fast allenthalben wegen des Geruches und der Sprödigkeit abgelehnt, wo jagdbares Wild reichlich vorhanden ist; wo an Wild ein Mangel ist, wie auf den Inselgebieten, muß zum Schutze des Körpers sowieso ein Ersatz gesucht werden, den eben in den Tropen die Pflanzentstoffe liefern. Hier kann also die Fellkleidung nicht die ältere sein, wie L. Frobenius es für die Neger in Anspruch nimmt<sup>3)</sup>, bei denen mir aber auch diese Annahme bedenklich erscheint.

Wie man auf das Flechten kam, dafür gibt es viele Erklärungen, z. B. wenn man die Hände kreuzt, oder wenn man einen Menschen sich vorstellt, der bei Regen und Wind und der damit verbundenen Abkühlung sich mit langen und schmalen Blättern oder Zweigen behängt, die er bei andauerndem ungünstigen Witterungseinfluß instinktiv zu verflechten versuchen wird. Außerdem verweise ich auf die von den meisten Tropenreisenden gemachte Erfahrung, daß wenn man zwei fischgrätenähnlich gestaltete Kokoswedel gegenteilig aufeinanderlegt, so daß die Fiederblätter sich kreuzen, daß dann beinahe von selbst ein Geflecht entsteht oder wenigstens die Verlockung, ein solches zu machen. Besonders eindringlich zeigt sich dies, wenn man einen Wedelstiel in zwei Hälften teilt und dann die eine verkehrt auf die andere legt (Blattansatz auf Spitze usw.); so werden in der Tat von den Eingeborenen schnellstens Tragkörbe für Essen, Früchte usw. hergestellt.

Ein Geflecht, das zur Weberei überleitet, wie die Korbflechterei (Lippert), entsteht bekanntermaßen primär dadurch, daß man Pfosten in einer Reihe dicht nebeneinander in den Boden versenkt, um eine Schutzwand, einen Zaun, herzustellen. Die Ausfüllung der Zwischenräume geschieht wie von selbst durch quer hindurchgebogene, wellernde Reiser, das erste unten von vorn, das zweite von hinten sich durchwindend oder: man will nebeneinanderliegende Stäbe in ihrer Lage und Richtung erhalten wie bei den Rolladen, was am einfachsten schon durch wenige (ca. 3) einmalige Doppelfäden oder Doppelwellerungen, genauer ausgedrückt durch zwei kardeelig gezwirnte Stränge erreicht wird (Mason: twined work). So sind die Siebmatten der Bakairi und die Hängematten der Auetö hergestellt<sup>4)</sup>, die Matten der Andamanesen usw.

<sup>1)</sup> L. Pfeiffer berichtet in seinem Buch „Die steinzeitliche Technik“ (Jena 1912 S. 245), daß um 1900 in Nishni-Nowgorod 10 Millionen Bastmatten aus 1 Million Linden hergestellt wurden. Der Bast besteht aus 12 Schichten.

<sup>2)</sup> Die Verwendung des Bastes von *Ulmus montana* und *campestris* bei den Ainu-Japan schildert H. Ling Roth, *Studies in primitive looms* 1918 S. 9.

<sup>3)</sup> S. Int. Arch. Eg. Bd. 7 S. 17.

<sup>4)</sup> Max Schmidt, *Indianerstudien in Zentral-Brasilien* 1905, S. 228, 230, 366, 368, 369.

Die südafrikanischen Worfel- oder Schaufelmatten sind in dieser Zweckrichtung geflochten: an zwei gegenüberliegenden Seiten der viereckigen Fläche sind hier zwei Stäbe angebracht, zur Versteifung und für die beiden Hände, wie wenn ein Taschentuch zwischen zwei parallele Stäbe gespannt ist (wie Tragbahre usw.). Dies trifft um so mehr bei vierseitigem Rahmen zu, obwohl das Flechtwerk in diesen auch diagonal sein kann (Z. f. E. 1904 XXXVI S. 501 und 502). Gehören solche Erzeugnisse noch zur Flechtereie oder schon zur Weberei? Um in der Unterscheidung von Flechtereien und Webereien klar zu sehen, ist es nötig, die Unterschiede zwischen beiden darzulegen<sup>1)</sup>.

Was bislang hierüber veröffentlicht ist, erscheint durchaus ungenügend, da meist nur vereinzelte Unterschiede angegeben werden; auch sind einige Auffassungen irrig. Eine der bekanntesten Veröffentlichungen, von Dr. Hugo Ephraim, Über die Entwicklung der Webetechnik und ihre Verbreitung außerhalb Europas<sup>2)</sup> verkündet im Anschluß an Jannasch<sup>3)</sup>: „Die mechanische Fachbildung ist das Charakteristikum der Weberei gegenüber der Flechtereie.“ Dies ist richtig, aber es sollte statt das ein Charakteristikum heißen. Überdies entstehen viele einfache Gewebe so, daß mit der Hand oder mit einer Nadel, wie beim Flechten, der Faden eingezogen wird; v. Kimakowicz-Winnicki<sup>4)</sup> sagt, daß dieser Ephraimsche Satz keine Berechtigung hat, da damit ein Teil typischer Gewebe aus der Webetechnik ausscheidet. Es wird sich unten zeigen, daß er hierin Unrecht hat. Ähnlich sagt J. Lehmann in der kleinen Abhandlung „Ein seltenes Gewebe aus Alt-Peru, zugleich eine Einführung in die Technik des Webens“<sup>5)</sup>: „Die Weberei beginnt also mit der doppelten Fachbildung.“

Dabei ist das richtige gemeint, aber nicht genau genug bestimmt, da auch beim Flechten die zwei Fächer vorhanden sind.

J. A. Loeber jr. hat in seiner Arbeit „Het Weven in Nederlandsch-Indie“<sup>6)</sup> S. 5 ausgeführt: Beim Flechten fügt man als Einschlag stets neue Streifen ein, beim Weben ist ein durchlaufendes Garn nötig. — Auch das ist ein Charakteristikum.

v. Kimakowicz meint, beim Flechten komme nur eine Gruppe von Fäden(!) — die Kette — in Verwendung, beim Weben zwei Gruppen von Stoffeinheiten, die Kette und der Einschlag. Es ist hier das richtige gemeint, aber beim Flechten von Fäden und Kette zu sprechen, ist ganz irreführend.

Tylor hat den Unterschied zwischen geflochtenem und gewebtem Zeug darin gesehen, daß beim Weben keine Streifen, sondern Fäden verwendet werden.

Auch dies ist eines der Kennzeichen, dem noch hinzuzufügen ist, daß die Streifen in der Regel diagonal, die Fäden gerade liegen.

Aus den Äußerungen geht hervor, daß die erwähnten Autoren meist nur einen, höchstens aber zwei Unterschiede zwischen Flechten (F) und

<sup>1)</sup> Heierli sagt in seiner Arbeit über die Anfänge der Weberei (Anzeiger der Schweiz. Altertumskunde 1887, 20. Jahrgang S. 425): „Geflechte und Gewebe können einander so gleichen, daß es schwer hält, oder unmöglich ist, das eine vom andern zu unterscheiden!“

<sup>2)</sup> Leipzig Mitt. Mus. Völk. Bd. I, 1, 1905.

<sup>3)</sup> Z. f. E. Bd. 20, 1888 Verh. S. 91: „durch eine mechanische Vorrichtung wird eine größere Zahl von Kettenfäden behufs einer Fachbildung in Bewegung gesetzt.“

<sup>4)</sup> Spinn- und Webewerkzeuge, Entwicklung und Anwendung in vorgeschichtlicher Zeit Europas, Mannus-Bibliothek Nr. 2, 1911, S. 33.

<sup>5)</sup> Städt. Völkermus., Frankfurt am Main, Erläuterungsheft zu den Sammlungen 3, 1920.

<sup>6)</sup> Bulletin v. h. Kolonial Museum te Haarlem Nr. 29, 1903.



Weben (W) erwähnt haben; und doch sind es fünf, die ich feststellen möchte:

1. F. Streifen, platt und kurz; W. Faden, rund und sehr lang (endlos).

Der Streifen ist bandartig, aus dem meist schwertförmigen Blatt abgespalten (Pandanus, Palmblätter usw.). Er kann beliebig breit oder schmal sein, muß aber immer noch ein Band sein, nicht rund wie das Garn. Die feinen Arbeiten von Madagaskar, Indonesien, von den Kisiba und Bukoba in Ostafrika<sup>1)</sup> usw. sind deshalb immer noch Geflechte. Mit Streifen kann man flechten, wenn sie fein sind, auch weben (z. B. Trukmatten), aber mit Fäden kann man nicht flechten, man müßte sie schon steif machen. Wenn in dem Büchlein Korb-Flechten von J. Blas und R. Hotz<sup>2)</sup> stets von Fäden und Staken (= Schuß und Kette) die Rede ist, so geschieht es offenbar, weil in der Hauptsache das oft fadenartig dünne Peddigrohr (aus Rotang abgespalten) als Schuß zur Verwendung kommt; es wäre richtiger gewesen, hier statt Faden ein anderes Wort (Gerte, Rute, Strang, Schnur) zu wählen.

J. Lehmann spricht in der Arbeit „Flechtwerk aus dem Malayischen Archipel“ (Frankfurt-Main 1912) bei Schnüren, Bändern usw. von Geflechtsträngen, z. B. achtsträngige Rundschnur; sonst „Streifen“. Was die Länge betrifft, so sind die Streifen naturgemäß immer begrenzt, die gedrehten Fäden sind aber theoretisch endlos; in gleichmäßigem beiderseitigem Umschlag um die Seiten bildet der Schußfaden die Webekante oder Salkante, Salleiste (Johl<sup>3)</sup> S. 7), die beiderseits eine Art Ersatz für die fehlenden Seitenrahmenleisten bildet.

2. F. Die Streifen eines Geflechtes sind immer gleich; W. die Fäden sind nicht immer gleich stark.

Für eine gute Flechtarbeit ist Gleichartigkeit die Voraussetzung, wie ja die Kokosfiedern alle untereinander gleich sind.

Beim W. bedingt die häufigste und einfachste Leinenbindung auch gleiche Fäden; aber die Wirkung all der verschiedenen Stoffe wird zum Teil durch verschiedene Dicke von Schuß und Kette bewirkt, wie z. B. beim Rips, der ja deshalb einen so schönen Faltenwurf geben kann.

3. F. Streifen diagonal, schräg zum Rande, W.: Fäden gerade, senkrecht zum Rande liegend.

Der Kokoswedel hat schon gezeigt, daß das Flechten in der Diagonale am handlichsten ist; so ist es leichte Arbeit. Es gibt aber auch Geflechte mit senkrecht liegenden Streifen, von denen einige oben schon erwähnt wurden. Ein besonders schönes Gegenbeispiel sind die Kleidmatten der Ralik-Rataker; daß deren senkrechte Flechtung durch die Webmatten von Kusae veranlaßt sind, vornehmlich wegen Anlage der Schmuckbänder, habe ich in Sarferts Kusae-Monographie, Bd. I, S. 194, schon ausgeführt. Bezeichnend ist, was ich hier hinzufüge, daß der Rand dieser Marshall-Matten nicht frei, sondern mit einer Borte benäht ist, um ihr Halt zu geben; bleibt sie einmal frei, wovon in der Tübinger Sammlung ein Beispiel vorhanden ist, so ist der Rand schwach und franst leicht aus. Beim W. wird durch den endlosen Faden ein fester Weberand gebildet. Der Diagonalstreifen wird am Rande um gelegt (A. Krämer. Palau, Tlbd. 3, S. 154 Abb. 153 c u. e), verläuft dann nach der entgegengesetzten Richtung, wechselt also gewissermaßen vom Schuß zur Kette.

4. F.: Arbeit aus freier Hand, W.: Ramenspannung.

<sup>1)</sup> Ipek 1925 S. 34.

<sup>2)</sup> Verlag Otto Maier, Ravensburg.

<sup>3)</sup> s. nächste Anm.



Beim Schrägflechten gibt es keine Hilfsmittel, nämlich Latten und Stäbe für die Befestigung des Geflechtes; nur gelegentlich verwendet man eine Nadel zum Durchholen von Zierstreifen usw. Da mit Fäden sehr schwierig zu flechten ist (s. 1), befestigt man sie; man spannt die Kette, die Längsfäden, zwischen zwei Bäumen auf, die festgemacht oder durch Zug gespannt werden. Bei den primitiven Formen des stehenden bzw. hängenden Webstuhles ersetzen beim Fehlen eines unteren Baumes die Gewichte diesen. Es sind also hierbei nur 1 bis 2 Ramenstäbe nötig, während beim Sticken usw. ein vierstäbiger Ramen gebraucht wird; die Längsstäbe vollziehen hier die Spannung.

5. F.: Einzelne Hebung der Fachbildner, W: Summarische Hebung und Senkung durch Litzen- und Trennstab.

Beim F. hebt man mit einer Hand zuerst die ungeraden (1, 3, 5, 7 usw.) Streifen, einen nach dem andern, und legt während des Aufhebens einen Querstreifen hinein; dann macht man es mit den geraden (2, 4, 6) ebenso und zwar hebt man den ersten zuerst, dann den dritten, so daß also die ungeraden nach oben kommen, wie es die Eingeborenen beim Korb- oder

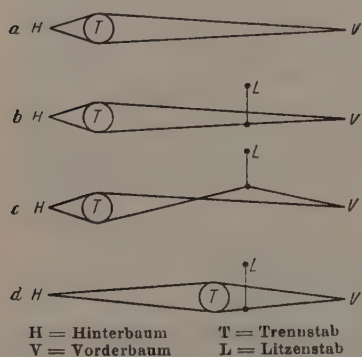


Abb. 1. Lage des Trennstabes.

zwei Fächer immer vorhanden; sie heißen beim Weben das Trenn- und das Litzenfach, und hier ist es schon nötig zu betonen, daß das Vorhandensein des Trennstabes von elementarer Wichtigkeit für W. ist.

Um nun ganz klar sein zu können, muß ich bekanntes einen kleinen Weg hin wiederholen. Denn ich muß jetzt feststellen, wie das Trennfach entsteht!

Wenn man beliebig viel, sagen wir der Übersichtlichkeit halber 20 Fäden zwischen zwei Bäumen, dem vorderen (V) Baum und dem hinteren (H) Baum<sup>2)</sup> ausgespannt sich denkt, und man hebt die ungeraden (1—19) in die Höhe, wobei ein Baum — meist der vordere — etwas nachgeben muß, so entsteht ein Fach, das sog. Trennfach, wie Ephraim es schon nannte; in dieses legt man, möglichst nahe bei H (Abb. 1a), einen meist runden Stab, den Trennstab (T). Will man das zweite Fach machen, dann schlingt man die unteren geraden Fäden 2—20 mit einer Litze<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Mitteilungen der antiquar. Ges. Zürich Bd. XIV 1861—63 S. 22.

<sup>2)</sup> Ephraim S. 5 sagt Brustbaum und Kettbaum, aber letztere Bezeichnung gilt nur für die Parallelleiste (s. u.); Brustbaum ist aber beim stehenden Webstuhl nicht zutreffend; daher habe ich längst Vorder- und Hinterbaum gewählt, wie auch C. H. Johl 1924 in Altägyptische Webstühle usw. S. 2 in Band 8 der Untersuchungen zur Geschichte und Altertumskunde Ägyptens.

<sup>3)</sup> **Terminologisch** sollte man an dem Wort Litze (engl. leash, Litzenstab heddle-rod) festhalten, da es vom lateinischen *licia* stammt (s. v. Cohausen Annal. Ver. Nassau. Altertumskd. XV, 1879). Heierli S. 427 nennt das Litzen-

an, jede von oben, zwischen 1 und 3, 3 und 5, 5 und 7 usw. hindurchfahrend (Abb. 1b). Durch die oberen Ösen der Litzenschlingungen steckt man dann zur Sicherung einen Stab, den Litzenstab, mit dem man auch die Litzen und mit ihnen die unteren geraden Fäden über die oberen ungeraden emporhebt, um das zweite „künstliche“ Litzenfach zu bilden (Abb. 1c). Durch dieses kommt kein Stab, der liegen bleibt; nur das Schwert (s. unten) wird beim Weben eingeführt und aufrecht gestellt<sup>1)</sup>, damit der Schützen leicht durchgeschossen werden kann; dann schlägt man den Faden mit demselben Schwert an; darauf wird es wieder entfernt. Nun kommt, wenn man weiterweben will, der wichtigste Handgriff, der für das Verständnis der primitiven Leinenbindung, also des Webens mit den zwei Fächern, von ausschlaggebender Bedeutung ist, die Heranführung des Trennstabs<sup>2)</sup>.

Bringt man ihn von H hinweg an die Litzen heran, so werden diese mit ihren geraden Fäden wieder nach unten gezogen, so daß das Trennfach wiederhergestellt ist (Abb. 1d). Diese Lagen des Trennstabes wurden bei Einrichtung bzw. Aufstellung der Webstühle meist übersehen, so daß die Unstimmigkeiten, wie unten zu sehen, meist darauf zurückzuführen sind. Johl kommt seiner Erfassung am nächsten, aber in seinen Diagrammen S. 4, Abb. 3 und 5. bleibt der Trennstab zu weit ab, obwohl er S. 4 unten sagt, daß man bei Bildung des Litzenfaches wegen der Litzen durch Heranschieben und Herunterdrücken des Trennstabes nachhelfen muß (s. unten).

geschirr Flügel oder Schaft; aber das letztere Wort ist nur für die Pendelwebstühle in Gebrauch (s. unt.), und Flügel ist wohl ein schweizerischer Lokalismus, in jedem Falle ein zuviel gebrauchtes Wort. Ephraim S. 15 sagt Schlingenstein, it. Johl, M. Schmidt. Schaft engl. shaft ist ein Rahmen mit eingespannten Litzenschnüren (Johl: Geschirrahmen S. 5, Abb. 7). v. Co hausen erwähnt auch, daß der „Schützen“ bei den Römern *radius* hieß, gibt aber keine Erklärung dazu. Radius bedeutet ein Stäbchen oder Stäbchen, und das war wohl der ursprüngliche Schützen auch, wie H. Ling Roth S. 5 gezeigt hat, ebenso wie der menschliche Unterarmknochen. Man könnte auch annehmen, daß der menschliche *radius* annähernd einer Filetnadel gleicht und daß davon der Schützen seinen Namen *radius* bekam; das ist aber weniger wahrscheinlich. Jedenfalls sollte man den Schützen nur „Schiffchen“ nennen, wenn er (Ling Roth S. 6) kahnförmige Gestalt hat; Schützen und Schuß (für Einschlag, engl. shot, weft) passen ja vortrefflich zusammen. Kette (engl. warp) ist statt Zettel Werft, Schweiß usw. fast allgemein aufgenommen und verständlich. Ganz besonders möchte ich nach Ephraim S. 15 für das Wort Trennstab eintreten, bei Ling Roth shed-stick (shed = Fach), den die Holländer roller nennen (s. J. E. Jasper en Mas Pirngade Weefkunst Haag 1912); aber es wird nicht gerollt, sondern geschoben. Das zeigt sich besonders klar bei den vielgestaltigen Trenngestellen der Ainu (H. Ling Roth S. 12); in Madagaskar sah ich z. B. auch einen vier-eckigen Trennstab. Die neueren Autoren, so Johl, Max Schmidt u. a. haben das Wort Trennstab aufgenommen (s. auch E. Krämer in „Kusae“). Das Schwert vom lat. *spatha* sollte schon seiner Gestalt halber beibehalten werden. Das Gatter zum Anschlagen heißt Riet, besser nicht Rietkamm (Johl) oder Kamm (s. Ephraim S. 2); denn mit dem Kamm, der wirklich wie ein Kamm aussieht (s. z. B. Ling Roth S. 134 und Johl Taf. IV Abb. 52), schlägt man z. B. am besten die Knüpf-schnüre bei der Teppichweberei an, worauf dann ein Breitschuß aufgesetzt wird. Sitzt das Riet in einem Schwunggestell (Gestell ist gleich Lade), so sagt man Lade für beide (Schlaglade Johl). Endlich das Kreuz und die Kreuzstäbe, die einfach (Spiralkette) oder doppelt (Johl S. 4 BB) vorhanden sein können, daneben der Breithalter (Johl S. 6 Sperrute), der gut beim Olavius-Webstuhl (s. unten) zu sehen ist, ein doppelt gespitzter Stab.

<sup>1)</sup> Bei Johl S. 13 nicht erwähnt.

<sup>2)</sup> Johl S. 4 sagt nach Anhebung des Litzenstabes: „Dieses Fach wird das künstliche Fach genannt. Ließ man den Schlingenstein herab- bzw. zurücksinken, so zeigte sich wieder das natürliche Fach.“ Ja, muß ich hinzufügen, wenn man den Trennstab herangeholt hat. Richtig ist der Webstuhl von Pachacamac bei Max Schmidt, Z. f. E. Bd. 42, 1910 S. 156. Die nötige Entfernung des Trennstabes wird aber S. 157 nicht erwähnt.



Das Liegenlassen des Trennstabes und seine Verschiebung im natürlichen Fach, und die Anbringung des Litzenstabes außerhalb des künstlichen Faches, wie die Litzenschnüre überhaupt, sind die hervorragendsten Anzeichen der Weberei, und gegenüber den vier übrigen Unterschieden zwischen Flechten und Weben so sehr wichtig, daß man alle ohne sie hergestellten Gebilde ohne weiteres zu den Flechtereien verweisen kann. Vor allem ist es das Fehlen des Trennstabes, der nie fehlen darf<sup>1)</sup>, während Litzenstab und Litze fehlen können, wie z. B. bei der Bandweberei, bei der die geraden unteren Kettfäden einzeln mit einer Nadel emporgehoben werden müssen, wie es Danneil<sup>2)</sup> beschrieben hat. Der Trennstab also ist es, der unbedingt den Ausschlag gibt. Aber der Trennstab muß doch mit dem Litzenstab vereint gehen, wenn man von einer echten Weberei spricht. Das Fehlen beider entscheidet. Trotzdem sollte man an den erwähnten vier Unterschieden nicht achtlos vorübergehen und nur das als reine Flechtereien bezeichnen, was die fünf Kennzeichen trägt: 1. platte Streifen, 2. Gleichheit dieser, 3. diagonal zum Rand, 4. freie Handarbeit, 5. einzelne Hebung der Streifen. Dasselbe gilt für echte Webeerzeugnisse.

Wie aber die Kennzeichen bald zur einen, bald zur anderen Seite gehören können, zeigt z. B. das Korbgeflecht, der Strahlenkorb<sup>3)</sup> aus Weidenruten. Hier sind die Kennzeichen folgende:

1. Keine Streifen, sondern runde Stränge (W).
2. Die senkrechten Stäbe (Kette) dicker als die wagerechten (Sch u (W)).
3. Gerten gerade zum Rand (W).
4. Arbeit aus freier Hand F.
5. Einzelne Hebung F.

Es stehen also die drei Kennzeichen W. gegen zwei von F., so daß als unser runder Strahlenkorb bei Mehrheitsabstimmung eine Weberei wäre; v. Kimakowicz hat also nicht Unrecht, von Korbweberei zu sprechen; aber das Fehlen von Webegeschirr, insbesondere von Trenn- und Litzenstab gibt den Ausschlag, so daß die Körbe also zu den Flechtereien zu verweisen sind. Jedenfalls gibt es, m. W., keinen richtig gewebten Korb! Ähnlich steht es mit anderen Flechterzeugnissen, auch denen des Knüpfens. Wirkens, Häkelns, Strickens usw., insbesondere auch denen der Band- und Brettchenweberei.

<sup>1)</sup> Im Museumsführer von Lübeck S. 31 sagt Karutz von den berberischen Webstühlen in Tunis: „Webstuhl, horizontal gelagert, für die Stoffbahnen, aus denen die Ziegenhaarzelte zusammengenäht werden; bei ihm ist die Hälfte der Fäden durch Schlingen (Litzen Kr.) mit einem Stab verbunden und wird durch diesen gleichzeitig gehoben. Für das zweite Fach (Trennfach Kr.) werden die Fäden einzeln mit dem Finger gehoben, wobei die linke Hand zum besseren Fassen der Fäden die Kette nach unten drückt, derselbe Webstuhl wird auch senkrecht gebraucht (vgl. Photos), für Kleider, Teppiche, Halfamatten; das Suchen der Fäden wird dann durch Hoch- und Niedrigstellen eines Rohrstabes (Trennstab Kr.), der oberhalb des Kreuzes die Fäden auseinanderhält, erleichtert.“ Danach käme die natürliche Fachbildung ohne Trennstab, neben vorhandenem Litzengeschirr vor. Ich bin aber im Zweifel, ob hier nicht ein Irrtum oder ein Fall wie bei Paur vorliegt, wovon unten noch die Rede ist.

<sup>2)</sup> Curt Danneil, Der Übergang vom Flechten zum Weben usw. — Int. Arch. Ethnogr. Bd. XIV 1901 S. 232; ein Stäbchen wird während des Aufhebens ins künstliche Fach eingeschoben, aufgerichtet wie das Schwert und nach dem Schuß wieder entfernt.

<sup>3)</sup> v. Kimakowicz a. a. O. S. 31 will für „Korbgewebe“ oder gar Korbflechtereien das Wort „Strahlenweberei“ eingeführt sehen; dies ist aber nicht passend, weil die meisten Körbe keine Strahlen haben, z. B. fast alle Körbe der Naturvölker. Dies gilt nur für unsere Weidenrutenkörbe, indonesische (Lehmann Abb. 2, Taf. 5) usw.



Deshalb schlage ich vor, alle Flechtereien, die nicht alle fünf Kennzeichen des Flechtens aufweisen können, ebenso die Gewebe, die nicht alle fünf Kennzeichen des Webens besitzen, als Zwischenstufen zu betrachten und als **Flechtwebereien** zusammenzufassen.

Eventuell kann man die Zwischenstufen graduieren; dann ergäbe sich folgendes Schema:

	reine Flechtereie	5 F. —	Schlafmatten, Körbe <sup>1)</sup> .
Flechtweberei	{	Zwischenstufe a)	4 F. u. 1 W. z. B. viereckiger Streifenkorb: Samoa <sup>2)</sup> , Nauru <sup>3)</sup> .
		b)	3 F. u. 2 W. z. B. südafrikan. Worfelmatte usw., Basuto M. f. V. Berlin.
		c)	2 F. u. 3 W. z. B. Strahlenkörbe
		d)	1 F. u. 4 W. z. B. Bänder
		echte Gewebe —	5 W. Tücher, Matten, Teppiche usw.; keine Körbe.

Unberührt bleibt von dieser Einteilung die Verzierung, wenn z. B. während des Webens ein farbiger Faden mit der Nadel eingezogen wird, sog. Stickweberei, und dann das Sticken überhaupt. Diese Ornamentik berührt das Thema dieser Arbeit nur sehr wenig, und es ist besser, deshalb völlig von ihr abzusehen.

Die Kette, von der die Rede war, ist eine Parallelkette, wo also jeder Faden einzeln, einer neben dem anderen, parallel läuft. Diese Kette stellt man bei unseren modernen Webstühlen her, weil man die Gewebe oft recht lang machen will; man wickelt jeden einzelnen Faden um einen Baum, den Kettbaum, und kann durch Drehung dieses Baumes die Kette sozusagen beliebig lang machen. Das gewebte Zeug aber wickelt man um den Tuchbaum, der gleichfalls „beliebig viel“ durch Drehen aufnehmen kann.

Parallelkette ist also notwendig mit Kett- und Tuchbaum verbunden. Ich habe sie oben hinterer (H) und vorderer (V) Baum genannt, weil dies für alle Fälle paßt; denn der vordere Baum ist eben nur der, an dem der Weber arbeitet, der Brustbaum. Man muß sie aber so bei der Spiralkette nennen, die heute noch, wie in alter Zeit, weit verbreitet über die Erde, im besonderen im asiatisch-ozeanischen Gebiet, hergestellt wird. Dabei läuft der Faden endlos um den V und H-Baum (richtiger eigentlich Brett statt Baum), so daß ein zylindrisches Rohr entsteht, als welches der malaiische Sarong ja bekannt ist. Schneidet man nach Fertigstellung des Gewebes dieses Rohr an der unvollendeten Stelle durch, so hat man eine Matte mit Fransen, die eben nicht länger zu sein braucht, als ihr Zweck es erfordert, als Kleid zu dienen. Während der Sarong deutlich noch die Spiralkette zeigt (vorausgesetzt daß das Rohr nicht durch Zusammennähen entstanden ist), so ist die aus der Spiralkette entstandene Matte nach ihrer Durchschneidung parallelfädig geworden. Sie steht also dann den Erzeugnissen aus den vorgeschrittenen parallelkettigen Webstühlen gleich, technisch wenigstens. Aber das Scheren der Kette ist unter gegebenen Anforderungen bei der Spiralkette doch viel einfacher, weshalb diese bei den Naturvölkern, die mit einer einfachen Lendenkleidung sich begnügen, bis heute unverrückbar sich erhalten hat.

<sup>1)</sup> S. z. B. den viereckigen Diagonalflechtereikorb bei Max Schmidt a. a. O. S. 360.

<sup>2)</sup> A. Krämer, Die Samoainseln Bd. 2, S. 284 r. unten.

<sup>3)</sup> P. Hambruch, Nauru 2. Hlbd. S. 22.

Leider liegen über das Kettescheren wenig Beobachtungen vor<sup>1)</sup>, und doch ist es gerade die genaue Kenntniss dieser Vorarbeit, die vor Irrtümern bewahrt und allein ein genaues Verständnis des Webeprozesses ermöglicht.

Wer das Scheren einer Kette nicht kennt und deshalb die Erfahrung von Jahrhunderten sich nicht zunutze machen kann, wird beim Versuch der Herstellung einer Kette rein mechanisch folgende Reihenfolge einhalten:

Erst Spannen der Kette zwischen H. und V-Baum. Wenn er nun die Fächer bilden will, wird er bald sehen, daß die Fäden durcheinander kommen, wenn er nicht jeden einzelnen in seiner Lage festmacht. Er muß also jeden neben dem anderen an einem Stab befestigen, am besten, wie gleich gezeigt werden soll, durch einmalige Umschlingung des Stäbchens.

Dieser Stab heißt der Kreuzstab, kurzerhand das Kreuz. Ist diese Sicherung ausgeführt, dann kann die Fachbildung beginnen.

Erst also die ungeraden Fäden heben, einen nach dem anderen, und den Trennstab einschieben; dann, wie schon angedeutet, die geraden an Litzen schlingen, und diese an den Litzenstab aufhängen. Dann müßte man beim Beginn des Webens zuerst drei dicke Schußstränge einlegen, als Breithalter, um auch an der Seite des V-Baumes eine Sicherung zu haben.

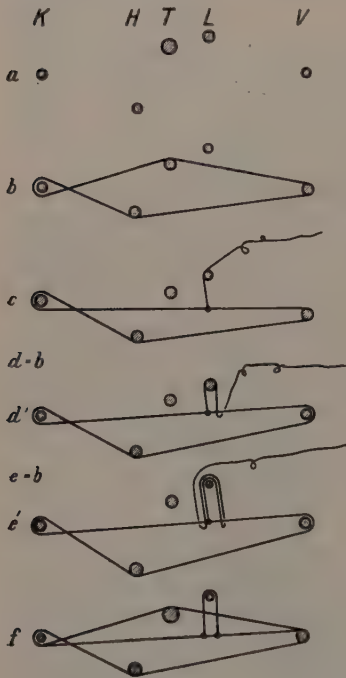
Dies alles, das Kettespannen, das Kreuz einlegen und die beiden Fachbildungen, würde viel Arbeit machen und in den meist en Fällen gar nicht gelingen, höchstens bei größter Anspannung und Sorgsamkeit. So würde Geduld und Mühe des Versuchenden auf eine harte Probe gestellt werden. In Wirklichkeit ist in der Praxis die Herstellung der Spiralkette sehr einfach. Man erinnere sich, daß fünf Hölzer genannt wurden:

- der Vorder-Baum V,
- der Hinter-Baum H,
- der Trennstab T,
- der Litzenstab L,
- und der Kreuzstab K.

Diese Stäbe steckt man nun in die Erde, oder befestigt sie auf einem Brett,

in der Anordnung von Abb. 2a. Mit einem endlosen Faden werden nun folgend zwei Kreisläufe ausgeführt, immer abwechselnd über oder unter (außen oder innen) vom Trennstab, bei der letzteren Tour (2 c) den Faden immer anschlingend. Alles geht aus der Abb. 2 b, c, d, e usw. hervor. Der Gang des Scherens und darauf des Webens ist übrigens von E. Krämer im II. Bd. S. 167 von Sarferts Kusae genau beschrieben, so daß von einer weiteren Erklärung hier Abstand genommen werden kann.

<sup>1)</sup> Soweit mir bekannt, ist es nur das schon erwähnte Buch von Jasper u. Pirngade, das freilich nicht sehr übersichtlich das malaiische Kettescheren beschreibt. H. Ling Roth hat in seinem Buche „Studies in Primitive Looms“ 1918 S. 1 einige Diagramme gebracht, in denen er aber dem Shed-Stick = Trennstab eine falsche Lage gegeben hat; nur beim Madagassischen Webstuhl im Anhang S. 151 steht er richtig. Johls Diagramme S. 4 wurden schon erwähnt. So glaube ich nicht, daß sie das Kettescheren bei den Eingeborenen studiert haben.



H. T. L. V. siehe Abb. 1, K = Kreuz  
a Anordnung der 5 Stäbe (von oben).  
b Erster Gang. c Zweiter Gang mit  
Litzenschnur und so weiter.

Abb. 2. Diagramme des Scherens  
der Spiralkette.

Da das Scheren der Kette also somit von den Ethnographen wenig studiert und infolgedessen die Wichtigkeit des Trennstabes nicht genügend erkannt wurde, so ist es kaum verwunderlich, daß die Prähistoriker und Archäologen beim Aufbau der von ihnen vorgefundenen Webstuhlreste mancherlei Irrtümern verfallen sind.

Nur Heierli hat in seiner bekannten Arbeit Taf. XXIX 2 wohl im Gefolge der Verkrispung Paur<sup>1)</sup>, über dessen Webstuhl noch unten etwas zu sagen ist, etwas einem Kettenbock ähnliches gebracht, vier Stäbe in einer Reihe mit Spiraltouren, die sich zwischen den beiden mittleren kreuzen; dies gibt also nur eine Spiralkette mit Vorder- und Hinterbaum und ein bis zweistäbiges Kreuz, aber keine Fachbildung.

Noch weniger kommt natürlich bei der „Drei-Pflock-Aufschervorrichtung“ bei Johl S. 15 heraus, bei der ein Pflock, der innerste im Hufeisen, sogar außerhalb der Fäden liegt; führt man ihn in die obere Schlinge (bei der unteren kreuzen sich die Fäden), so hat man V und H und ein einstäbiges Kreuz. Von Fach auch hier keine Spur. Dagegen scheint mir der Vier-Pflock-Kettenbock bei Johl S. 55 vom Grabe des Neferonpet in Theben dem karolinischen (Abb. 2) ähnlicher zu sein, nur daß der Litzenpflock fehlt und der H-Baum in eine Reihe mit K, T und V (von links nach rechts) gerückt ist. Es würde also der indo-malaische Kettenbock auch in Ägypten vorhanden gewesen sein.

Heierli bildet dann auch einige Webstühle ab, zuerst einen aufrechten (Taf. XXVII 7), zwei Gabelpfosten, auf denen eine Querstange ruht; von dieser hängen fünfmal vier Fäden herab, je vier immer zusammen durch eine Kugel beschwert; über den Kugeln ist ein Querband<sup>2)</sup> als Breithalter, bei Heierli richtig an beiden Pfosten befestigt, bei Ephraim lose schwebend. Oben sind bei beiden Autoren acht Fadenturen eingeschossen, darunter steckt ein Stängchen, auf dem einseitig der Schußfaden aufgewickelt ist. Es ist der Schützen, der zugleich zum Anschlagen des Fadens dienen soll, was kaum möglich erscheint. In Japan, wo auch die Spiralkette vorkommt, und wie in Indonesien das Riet, hat das Schwert (die Lade) an der breiten Rückenseite eine Spule eingelassen, so daß also die Lade ein großes Schiffchen ist; aber hier ist der Schützen eben schwertförmig.

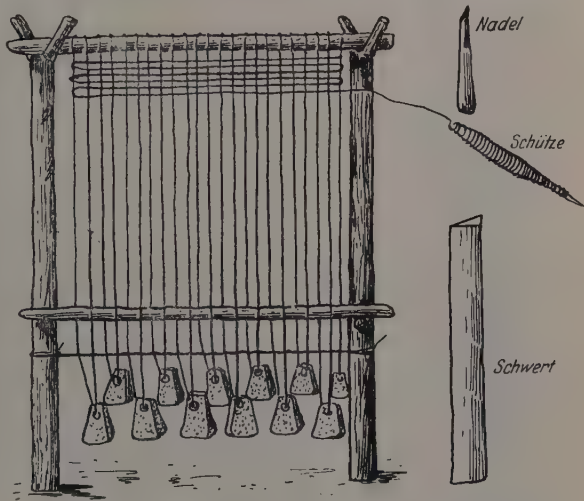


Abb. 3. Prähistorischer Webstuhl nach eigenem Entwurf mit 24 Fäden und 12 Gewichten.

<sup>1)</sup> I. e. wird ein Garn um einen viereckigen Balken geschlungen, stets in den Diagonalen (wie ein Briefumschlag) sich kreuzend; oben und unten wird ein Faden eingelegt (ähnlich wie bei den doppelten Kreuzstäben). Zum Schluß hängt man die Kette am Quorbalken an einer Schleife auf und die beiden Fäden werden wieder entfernt.

<sup>2)</sup> S. 425 heißt es: „Damit die Fäden einander parallel bleiben, das Geflecht also gleichmäßig wird, schlingt man unten, über den Zettelstreckern, Schnüre und Bänder hindurch, durch deren Reibung die Kettfäden verhindert werden, die parallele Lage zu verlassen.“



Ein Trennstab fehlt bei Heierli und so auch bei Ephraim (Abb. 13)<sup>1)</sup>; danach müßten die Weber sowohl die geraden, wie auch die ungeraden Kettfäden jedesmal einen nach dem anderen mit dem Schützen hochgehoben haben, was auch Heierli so angibt, denn S. 427 vertritt er merkwürdigerweise die Ansicht, daß bei hängender Kette, bei der nach unten gewoben wird, ein natürliches Fach sich nicht bilden könne. Wenn ein Trennstab vorhanden ist, kann es sich immer bilden, und so stelle ich neben Heierli's Rekonstruktion einen neuen Webstuhl (Abb. 3), der m. E. mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat. Ich erwähne hier nur, daß Johl S. 2 den Webstuhl mit Gewichten Gewichtsstuhl,

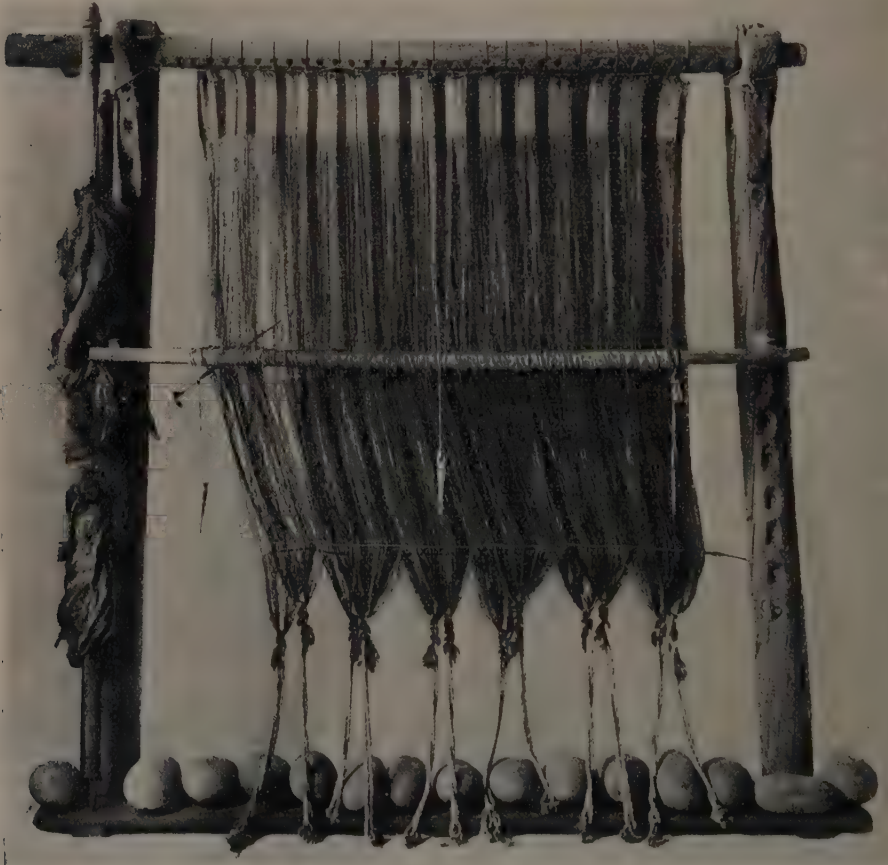


Abb. 4. Der jetzige Zustand des Farøer-Webstuhles in Kopenhagen.

den mit Unterbaum Gobelinstuhl nennt. Bei 20 Kettfäden ist die Bildung beider Fächer mit der Nadel ja noch möglich; aber das ist eben auch kein Tuch, höchstens ein sehr weikkettiges loses, oder richtiger — ein Band.

Auch der Rahmen mit dem Spiralkettenband bei Heierli Taf. XXVII 9 hat keinen Trennstab, obwohl hier sogar ein Litzenstab mit Litze vorhanden ist, und ein aufgerichtetes Schwert, ohne Trennstab, wie oben ausgeführt, eine unmögliche Einrichtung.

<sup>1)</sup> Bei Buschan fehlt auch Schußfaden und Schützen.

Heierli bildet dann noch auf gleicher Tafel XXVII 10 den umstrittenen und vielabgebildeten<sup>1)</sup> Faröer-Webstuhl von Worsaae ab. Umstritten ist er, weil v. Kimakowicz S. 36 schreibt, daß er für den Fachkundigen ein sinnloses Phantasiegebilde darstelle. Das erklärt sich vielleicht daraus, daß seine Zeichnung nicht ganz richtig ist, denn der untere Stab über dem Querband liegt bei ihm ganz frei, außerhalb des Faches dem Beschauer zu. Er sah also nicht, daß dies der Trennstab ist, der innerhalb des Faches (des natürlichen!) liegen muß. Bei Ephraim S. 16 ist er ein wenig mehr mit Querstrichen versehen, die darüber laufende Kettfäden anzeigen sollen. Einwandsfrei in dieser Hinsicht ist aber die erste Abbildung von Worsaae selbst in Nordiske oldsager i det kongelige Museum i Kjöbenhavn 1859 Abb. 558, wo jeder Zweifel schwindet, daß der Stab ein Trennstab war. Um noch größere Klarheit zu gewinnen, schrieb ich nach Kopenhagen, man solle mir ein Lichtbild des Webstuhls anfertigen, das ich auch bekam. Abb. 4 zeigt aber nur noch eine Ruine; man sieht, daß der Trennstab ganz verschwunden, was bei den Museums-Webstühlen häufig zu geschehen pflegt; nur der Litzenstab ist noch vorhanden. Auch die früheren Gewichte sind weg und lose Steine finden sich dafür unten hingelegt. Auch die doppelt verlaufende (hinten und vorn) Breithalteschnur ist nur noch unvollständig vorhanden (links lose). Man könnte zweifeln, ob es der gleiche Webstuhl ist, wenn nicht die Einzelheiten des Galgens für die Gleichheit sprächen.

Heierli kann dies auch nicht erkannt haben, obwohl er sagt, daß der Webstuhl ein natürliches und künstliches Fach habe, was ganz richtig ist<sup>2)</sup>: das untere ist das natürliche Fach, das obere das Litzenfach; schiebt man den Trennstab nach oben, so wird das obere Fach geschlossen. Es ist also dieser Webstuhl völlig richtig.

Nun muß ich hier noch auf die Gewichte (lat. pondera) eingehen; v. Kimakowicz S. 8—9 lehnt ja auch ab, daß die Tonkegel zur Streckung der Kette gedient haben; er meint, die Löcher seien viel zu eng gewesen, so daß ein schlaffer Faden kaum hindurchging, und daß Reibungsspuren seitens der bewegten Fäden fehlten. Im Gegenteil hätten die Kegellöcher unten eine Ausreibung. „Hiernach steht es außer allem Zweifel, daß in der Bohrung der Tonkegel einstens eine horizontal liegende Welle rotierte.“ Es seien Spindelwinden zum Abwickeln des gesponnenen Garnes gewesen, eine zwischen zwei Kegeln. Es sind also wieder die Spinnwirtel, die spuken, genau so wie sie schon bei Eduard Hahn und anderen erhalten mußten, die Erfindung des Wagens zu erklären. So genial die Erfindung des Spinnens mit dem Spinnwirtel ist, so betrachte ich die Aufbüdung dieser beiden neuen Aufgaben für ihn zu ehrenvoll.

Gewiß, die Verwendung eines durchlochten Stehkegels als Ständer für eine Welle ist möglich, wie ja auch seine Abb. 71 auf S. 46 zeigt, aber es ist doch ein wackliges Gestell, das freistehend bei der geringsten Laufhemmung zusammenstürzt. Ich habe es im Stuttgarter Altertumsmuseum ausprobiert, wo sich 62 Tonkegel des Fundes von Hunderingen befinden, die schon in der Beschreibung des Oberamtes Riedlingen 2. Auflage 1923 S. 211, von P. Gößler erwähnt und abgebildet sind<sup>3)</sup>. Diese

<sup>1)</sup> Ephraim S. 16, v. Kimakowicz S. 37 u. a.

<sup>2)</sup> Heierlis Diagramme des natürlichen und künstlichen Faches beim stehenden Webstuhl Taf. XXVII 11 u. 12 zeigen, daß seine Auffassung von der Fachbildung richtig ist, nur hätte sollen der Trennstab bei beiden in gleicher Höhe sein; dies deutet an, daß seine Anwendung nicht erfaßt wurde; bei Buschan ist Fig. 12 falsch abgebildet.

<sup>3)</sup> Es wurden wahrscheinlich sogar mehr, gegen 100, in einem Grab gefunden, annähernd kreisförmig um die Leiche. Wegen einer Feuerstelle in der Mitte besteht die Annahme, daß die Totenbretter auf ihnen bei der Verbrennung geruht haben.



Kegel sind viereckig, und haben ca. 10 cm im Quadrat auf der Stehfläche (Abb. 5); oben sind sie stumpf gespitzt; die Höhe schwankt meist um 15 cm. Das Loch bei jedem ist ungefähr in der Mitte des Kegels, in halber Höhe, und für den Kleinfinger durchgängig; es ist auf einer Seite scharf abgesetzt, auf der andern bei fast allen trichterförmig, hauptsächlich oben; der Durchschnitt des Loches ist häufig gebogen, so daß also die oberen Eingangsänder höher liegen als die innere obere Wand des Loches. Zwei von den größten wogen 550 und 575 g. Die Kegel sind schlecht gebrannt und roh angefertigt, mit holperigen Linien, und einige kleinere und schlecht geformte als Ständer ganz ungeeignet. Ihre Verwendung als hängende Gewichte scheint mir unzweifelhaft, aber ob an einer Webstuhlkette, bleibt unsicher:

1. weil sie als Beigabe in großer Zahl in einem Fürstengrab gefunden wurden, und weil bei der Ausgrabung vor 50 Jahren keine sonstigen Merkmale für Weberei festgestellt worden sind;

2. weil die Gewichte so massig sind, daß sie für einen Tuchwebstuhl gewöhnlicher Art zu groß wären und sich drängen würden, jedenfalls nicht nebeneinander in einer Reihe hängen könnten. Es muß angegeben werden, daß die Aufhängung in zwei Reihen übereinander (für Trenn- und Litzenfäden?) vorkommt, so z. B. auf dem angeblichen Webstuhl der Penelope (nach Blümner I S. 537, bei v. Kimakowicz S. 39) und bei der thebanischen Cotyle (Johl S. 2).



Abb. 5. Kettengewicht von Hundersingen

Die Verwendung der 62 Tonkegel könnte ich mir nur so denken, entweder, daß über dem hoch aufgebahrten Leichnam ein Tuch ausgebreitet lag, das im Winde durch die zahlreichen Gewichte in seiner Lage gesichert wurde; durch den Anprall des Windes auf das freihängende Tuch wurden die Gewichte in eine Bewegung nach außen gesetzt; und bei der Verbrennung blieben sie rings um die Brandstelle liegen; — oder — der (sehr) große Webstuhl hatte dicke Kettfäden für ein netzartiges Gewebe; jedes Gewicht hing an einer Schnur, wie eben als vorkommend festgestellt. Es ist eine leicht auszuprobierende Tatsache, daß, wenn man einen durchlochten Stab an eine Schnur hängt und man holt diese rasch zu sich her, dann schlägt der Stab unten nach der Gegenseite aus, so sehr, je näher am Gewicht man die Schnur anfaßt. Nun denke man sich das natürliche Fach gebildet und ein Trennstab darin, so wird man diesen, beim Weben nach oben, zur Durchsendung des Schützen unter Anzug zu sich her nach oben schieben; dann wird er nach Anschlag des Fadens wieder nach unten auf sein Lager an den beiden Pfosten gebracht. Dann holt man mit der Nadel jeden einzelnen hinten liegenden (geraden) Faden zu sich her, um das Litzenfach zu bilden und zu beschicken. Bei beiden Fachbildungen bewirkt der Zug zum Weber hin einen gegenteiligen Ausschlag des Gewichtes, wodurch die einseitige Lochabschürfung der Hundersinger Tonkegel genügend erklärt ist.

v. Kimakowicz hat meines Erachtens Unrecht, die Verwendung von Gewichten beim stehenden Webstuhl zu leugnen<sup>1)</sup>, denn, ganz abgesehen

Dies ist aber der Niedrigkeit halber wenig wahrscheinlich. Zeit ca. 600 v. Chr. Geburt, Hallstattzeit. Fund weiterer Tonkegel in der Nähe auf der Heuneburg und Gießhübel, Fundberichte aus Schwaben N. F. 1, S. 46.

<sup>1)</sup> Er glaubt auch, daß Worsaae durch den Webstuhl von Olavius (Ökonomische Reise durch Island 1787, S. 439 u. Taf. XII) verleitet worden sei, unten auf Knäuel gewickelte Kettfäden abzubilden; aber ich betrachte dieses Kettenknäuel als Vorgänger des Kettbaumes, und also nur als einen weiteren Vorteil. Der Webstuhl zeigt übrigens oben einen Breithalterstab Spialk (q), darunter eine halbmondförmige



vom Hundersinger Fall, der ja nicht eindeutig ist, sind Kettengewichte am stehenden Webstuhl etwas ungemein praktisches, weil sie wie eine Feder bei jedem Fachzug nachgeben, beim stehenden und liegenden Webstuhl<sup>1)</sup>. Dieses Nachgeben wird ja bei der Spiralkette von der Weberin (bzw. dem Weber in Kapingamarangi, Melanesien, Afrika, Altägypten usw.) besorgt, die den Vorderen Baum (V) an einer Schlinge um den Leib zu sich herzieht, so daß sie nach Belieben bei der Fachbildung entgegenkommen kann, ganz wie es v. Kimakowicz S. 30 von den bandwebenden Frauen Siebenbürgens schildert.

Auch Johl stellt S. 36 seines Buches Schnurmarken an einem ägyptischen Stein fest und verweist auf diesbezügliche Literatur.

Durch die Ablehnung der Tonkegel als Gewichte kommt v. Kimakowicz S. 50 endlich zu dem eigenen falsch konstruierten Webstuhl, der kein primitiver Webstuhl mehr ist, weil er keinen Trenn- und Litzenstab mehr hat, zum Pendelwebstuhl. Diesen schuf er durch das Litzengatter<sup>2)</sup>, wie er selbst es S. 29 und Ephraim S. 9 abbildet. Ersterer sagt dazu S. 30, daß es bei den deutschen Landleuten Siebenbürgens heute noch vorkommt, und v. d. Schulenburg und Treichel<sup>3)</sup> schildern ja die Arbeit damit in der Lausitz usw.

Das Litzengatter ist somit von Deutschland belegt; ebenso von Nord-europa durch H. Ling Roth S. 117, der es free rigid heddle nennt, „freie starre Litze“; aber ob es in der Vorzeit schon vorhanden war, darüber habe ich nichts finden können.

Ephraim S. 9 bildet das „Webegatter“ von den Tsimschian ab, nach dem Original im Berliner Museum für Völkerkunde, O. T. Mason (s. Roth S. 116) von den Pueblo und anderen Amerikanern, von den Lappen; hier sind die Gatterstäbchen angeheftet, nicht aus dem Vollen geschnitzt wie in Europa und Indonesien. Aber es ist kaum anzunehmen, daß es in Amerika schon vor der Entdeckung vorhanden war, zumal es bei den weißen Amerikanern in europäischer Form auch vorhanden ist. Die N. W.-Völker hatten jedenfalls ehemals Kleidung aus Pelzwerk, überdies ist ja das Litzengatter aus Holz und Bein (Lappen) nur zur Herstellung von Bändern geeignet, wie besonders Treichel es von der Lausitz bestätigt.

Somit ist der prähistorische Webstuhl (und auch der ägyptische S. 53) mit dem Litzengatter bewaffnet ein Unding:

1. weil das Vorkommen des Litzengatters in vorgeschichtlicher Zeit nicht erwiesen ist,

und 2., weil man damit nur Bänder weben kann, oder jedenfalls keine dichten Tücher. S. z. B. die Stoffreste vom Mondsee Taf. XXXVII in Material z. Urg. Oesterreichs 3. Heft 1297. (Franz u. Weninger.)

Ein solches Litzengatter schuf die neuere Metallzeit erst mit der Stahldrahtlitze, die in zwei Schäften im Contermarsch maschinengemäß unsere Leinwand herstellt. Alle die Pendelwebstühle haben natürlich,

Nadel (g) zur Hebung einzelner Kettfäden zwecks Ornamentierung, dann kommen drei Litzenstäbe (k), dann im hinteren Fach der Trennstab (Skiskaft = Scheidschaft n), der eigentlich unten liegen sollte bei p, dann in einem Litzenfach das Schwert (Skilfiel = Scheidebrett o), und ganz unten das Breithalterband (p). Die unteren Knäuel werden Kliasteine genannt. Ein besonders ruderförmiges Schwert (m) lehnt an der Seite.

<sup>1)</sup> S. Johl S. 7 u. Taf. V Abb. 57, H. Ling Roth S. 123.

<sup>2)</sup> Ich wähle diesen Ausdruck, weil durch dieses Gatter ein Litzenfach ohne Litzen gebildet wird, und ebenso natürlich ein Trennfach. Ephraim sagt Webegatter, v. K. Webegitter, Buschan Webebrettchen, Treichel Webekamm usw., Verwechslungen mit dem Riet, Kamm, der Brettchenweberei usw. sind aber dadurch möglich.

<sup>3)</sup> Z. f. E. 1881 Bd. 13 S. 37 u. 1882 Bd. 14 S. 37 u. 180.

wie erwähnt, keine Trenn- und Litzenstäbe mehr, ohne die aber die Grundlagen der Weberei nicht zu verstehen sind. Alle Rekonstruktionen von primitiven Webstühlen scheitern an dieser Unkenntnis. Dies gilt nicht nur für die Gelehrten und Forscher, sondern besonders auch für die Webereifachleute. Als Heierli den Webfachmann Paur in Zürich veranlaßte, ihm einen prähistorischen Webstuhl zu konstruieren, schuf dieser den stehenden Webstuhl bekannter Form<sup>1)</sup>, mit 40 Kettfäden; von diesen fing er erst jeden vierten, dann jeden dritten, dann jeden zweiten und endlich jeden ersten durch „Schleifen“ ein, reihte die verschiedenen Schleifen an vier Litzenstäben auf, und — das Weben konnte beginnen; mit diesem Webstuhl stellte er zwölf verschiedene Gewebe her, die auf seiner Taf. 4 (s. Anm.) abgebildet sind. Darauf baute Heierli seine Untersuchungen auf und andere folgten.

Ich bezweifle aber sehr, ob die Menschen der Bronze- und Hallstattzeit auch nur einen Litzenstab gehabt haben, geschweige denn mehrere. Unsere Webereifachleute kennen ja den Trennstab als überflüssig nicht mehr, und betrachten die Weberei ganz auf den Litzen beruhend. Dies erfuhr ich auch, als ich das Deutsche Museum in München besuchte und mich dort belehren wollte. Ich gewahrte aber, daß die Beispiele von primitiven Webstühlen mit den üblichen Fehlern behaftet waren, und so war es schließlich der Ethnograph, der für die dortige Webereiabteilung einen Kettenbock und einen Webstuhl mit Spiralkette einrichtete. Dies ist ganz natürlich; denn wenn man über Jahre hin die Weberei bei den Eingeborenen studiert hat, unterstützt von einer spezialistisch ausgebildeten Frau, wenn man seine Studien darüber niederlegte und ein Jahrzehnt, einmal im Jahr mindestens, den Studierenden über diese Primitivtätigkeit vortrug, so wird man mit dem Stoffe vertraut. So mögen es mir die im gleichen Felde arbeitenden Forscher zubilligen, daß ich Kritik an ihre Arbeiten gelegt habe.

Bei weiteren Ausgrabungen und Funden von Tonkegeln oder durchlochten Steinen wäre den Holzresten die genaueste Aufmerksamkeit zu widmen. Wie wenig auch über die Weberei des Altertums bekannt ist, haben ja obige Ausführungen gezeigt, und ich brauche über die Weberei der Griechen und Römer auch nichts zu sagen, da ja, was darüber bekannt ist, von H. Ling Roth, C. H. Johl u. a. beschrieben worden ist. Ich möchte nur darauf hinweisen, daß noch nicht einmal bekannt ist, wann unsere Vorfahren vom stehenden zum liegenden Webstuhl übergegangen sind, obwohl die Ägypter sicher schon zur Zeit der 11. Dynastie, also um 2500 a. Chr., den liegenden Webstuhl gehabt haben<sup>2)</sup>.

Über all die archäologischen Webstühle hier eine Untersuchung anzustellen, würde zu weit führen; vielleicht habe ich noch einmal Gelegenheit, auf diese zurückzukommen, wenn neues Material gefunden wird; dann kann ich auch zugleich meine Beobachtungen und Zeichnungen von den Webstühlen in Madagaskar, Suvadiva, von den Kinërëa im Inneren von Ceylon, dann von einigen Plätzen Indonesiens mit veröffentlichen, die seit 1906 ruhen.

Zum Schluß möchte ich noch eine Neueinteilung der Weberei versuchen, wie sie durch obige Studien veranlaßt ist.

Ephraim scheidet:  
(in Flechten)

<sup>1)</sup> S. Mitteil. d. antiquar. Ges. von Zürich Bd. XIV 1861—1863 S. 22 (s. oben). Nachbildung bei W. Baer und F. v. Hellwald, Der vorgeschichtliche Mensch S. 232; Ephraim S. 19.

<sup>2)</sup> S. Johl S. 10ff. u. Taf. II Abb. 45.

Halbweberei: gemeinsames Heben oder Senken einer größeren Anzahl von Kettfäden mittels einer Vorrichtung durch die Hand;

Trittweberei: Bewegung durch Tritt, nur bei wagerechtem Webstuhl; Schäfte;

Zugweberei: ein oder mehrere Kettfäden hängen an einer Litze, jede Litze an einer Schnur, alle Schnüre der gleichbindenden Kettfäden an einer stärkeren Korde, deren jede gleich einem Schaft ist. Für die Korden ein Lochbrett.

Mir scheint es gleichgültig, ob durch Hand oder Fuß die Litzen bewegt werden, oder durch Zugleinen; vielmehr wird die primitive Weberei durch das Vorhandensein des Trennstabes gekennzeichnet, später werden die Litzen herrschend.

Es scheint mir also folgende Einteilung richtiger:

A. Trennstabweberei, mit Trennstab, Spiral- oder Parallelkette, ohne oder mit Litzen, Kette stehend oder liegend.

B. Brettchenweberei und ähnliche Einrichtungen ohne Trennstab.

C. Litzenweberei, ohne Trennstab, nur mit Litzen, Parallelkette, Pendelweberei, Kette meist liegend,

a) einschäftig: Litzengatter,

b) zweischäftig: Litzen in zwei Schäften,

c) vielschäftig: viele Litzenstäbe, oder Schäfte, oder Zugweberei.

Die Zwischenstufen ergeben sich aus der obigen Einteilung der Übergänge vom Flechten zum Weben, der Flechtwebereien.

## Erklärung der Bilder zu dem Vortrag von H. Dengler über die Kawahibindianer (Heft 1/2 S. 112)<sup>1)</sup>.

Vorbemerkung. Für die Überlassung von Bildern zur Vorführung und Publikation bin ich zu Dank verpflichtet:

Herrn Dr. Arthur Bandeira, Inspektor im Bureau des Indianerschutzdienstes in Manáos.

Herrn Manoël de Souza Lobo, Tres Casas. Einer Gesellschaft amerikanischer Touristen, die kurz nach der Befriedung einen Ausflug nach dem Posten am Maicy-Mirim machten (Juli 1924).

Dem Inhaber des Bazar Alemão, Manáos, der einige Kawahib photographierte, als sie 1924 von José Garcia de Freitas, dem Adjutanten Nimuendajús, nach der Inspektoria des Indianerschutzdienstes in Manáos gebracht worden waren. Ich traf dieselben Indianer dann im Januar 1925 bei Nova Olinda am Rio Madeira.

### Tafel 2.

Karte des Gebietes der Kawahib.

### Tafel 3.

Abb. 1. Kaiaruaré Kawahibkrieger, etwa 25 Jahre alt, sehr zutraulich, ehrlich.

Phot. A. Bandeira.

Abb. 2. Amburú, Kawahibkrieger, 30–35 Jahre alt, taubstumm, intelligent, als Krieger sehr geachtet. Federdiadem und Armbänder aus Palmblattstreifen. (Zu S. 118, 119, 121.)

Phot. H. D.

Abb. 3. Diataj, Kawahibfrau, mit Gesichtstätowierung. (Zu S. 118.)

Phot. A. Bandeira.

Abb. 4. Ikobaiué, Kawahibknabe, 12 Jahre, freundlich, lebhaft, zu losen Streichen geneigt. (Zu S. 123.)

H. D.

<sup>1)</sup> Da die Vorlagen zu den Abbildungen bei der Drucklegung von Heft 1/2 nicht zur Stelle waren, werden sie hier auf Tafeln nachgeliefert.

(Die Redaktion.)



## Abb. 5. Ältere Kawahibfrau mit Kind.

H. D.

Abb. 6. Diataj, Kawahibfrau (links) etwa 26 Jahre alt, freundlich, heiter, intelligent wie ihre junge Freundin Amandai (rechts). Beide tragen stark einschneidende Baumwollschnüre an den Beinen. (Zu S. 118.) Phot. A. Bandeira.

Abb. 7. Arugá, Kawahibkrieger, 30—35 Jahre, etwas hochfahrend, aber sonst liebenswürdig und gefällig Typische Haartracht, Armbänder aus Palmblattstreifen, Bemalung mit Genipapo. (Zu S. 118, 119, 125.) H. D.

Abb. 8. Ídyet (links) und Kaiaruaré (rechts), etwa 30 und 25 Jahre beide gutmütig, intelligent. (Zu S. 118.) Phot. Bazar Alemos.

## Tafel 4.

Abb. 1. Diej. Kawahibkrieger in vollem Schmuck (Armbänder aus Vogelknochen, die gewöhnlichen Armbänder bestehen aus Palmblattstreifen). Bruder des Pirá, etwa 37 alt. Riesenkräftiger Mann, etwas jähzornig und rauflustig, sonst freundlich und verständig. (Zu S. 119.) Phot. Dengler.

Abb. 2. Junge Kawahibfrau, etwa 20 Jahre alt. Name nicht ermittelt. Etwas eitel und nicht übermäßig intelligent. (Zu S. 118.)

## Tafel 5.

Abb. 1. Drei ältere Kawahibkrieger. Tauari (links) und der mittlere Mann mit der Glatze tragen Gürtel aus schmalen Rindenstreifen; Ikiái (rechts) einen solchen aus einem schmalen Tuchstreifen. (Zu S. 118, 119.) Phot. Comm. Americana.

Abb. 2. Drei jüngere Krieger in vollem Schmuck, 17—19 Jahre alt. Links Yiuaká; Mitte Diré. (Zu S. 119.) Phot. M. Lobo.

## Tafel 6.

Abb. 1. Horacio Mangorý, ein Kawahib von der südlichen Horde am Alto Riosinho, Nebenfluß des alto Machado. Bezeichnete sich selbst als Tapêi (Tupi). Skizz. H. D.

Abb. 2. Tätowierungen der Kawahib. a und b: Frau mit voller Gesichtstätowierung. c: Mann mit Schmetterlingstätowierung. d: Mann mit Stirntätowierung. e und f: Alter Mann mit voller Gesichts-, Brust- und Rückentätowierung und „Jaguar“ am linken Unterarm. g und h: Alter Mann mit Gesichts-, Brust- und Rückentätowierung und „Jaguar“tätowierungen an beiden Armen. (Zu S. 118.) Nach Skizzen H. D.

## Tafel 7.

Abb. 1. Junger Kawahibkrieger mit vollständiger Federkrone mit Rückengehänge, Pfeil und Bogen. Phot. M. Lobo.

Abb. 2, 3. Amandai. Kawahibmädchen, etwa 17 Jahre alt, freundlich, harmlos, zutraulich. Phot. Bazar Alemos.

## Tafel 8.

Abb. 1. Gruppe von Kawahibkriegern. Das Ruder stammt von Brasilianern.

Phot. M. Lobo.

Abb. 2. Zielende Kawahibkrieger.

Phot. M. Lobo.

Druckfehler-Berichtigungen zu Dengler: Eine Forschungsreise zu den Kawahib-Indianern am Rio Madeira (Zeitschr. f. Ethn. LIX. Heft 1/2).

S. 114 Zeile 16 von oben lies: fragen statt frage,

S. 115 „ 20 „ unten lies: 27 statt 7,

S. 116 „ 15 „ „ eine statt einer,

S. 118 „ 3 „ oben „ 151,5 „ 141,5,

S. 121 „ 1 „ „ „ Crax „ Grax,

S. 119 Zeile 4 von unten ist zwischen Zeile 23 und 24 von unten zu setzen.

S. 124 Zeile 16 von oben ist der Bilderhinweis (Bilder 33—42) zu streichen.

## II. Verhandlungen.

### Ordentliche Sitzung.

Sonnabend, den 15. Oktober 1927.

Vorsitzender: Herr Schuchhardt.

(1) Die Gesellschaft beklagt den Tod eines ihrer ältesten und verehrtesten Mitglieder. Herr Hermann Sökeland, der so viele Jahre unser Schatzmeister gewesen ist, ist im 79. Jahre gestorben. Die Sökelands stammen aus Westfalen. Hermann S. hatte hier in Berlin die Pumpernickelbäckerei seines Vaters übernommen und sie zu großer Blüte gebracht. Aber sein merkwürdiger wissenschaftlicher Sinn zog ihn in seinen Mußestunden nach ganz anderer Seite. Die Archäologie und die deutsche Volkskunde hatten sein lebhaftestes Interesse, und nicht nur ein teilnehmendes, sondern auch ein ausübendes. Er hat umfassende Aufsätze geschrieben über die Wageformen im Altertum, über die Alsengemmen und über die schwarze Madonna. Er machte gern die Kongresse der Anthropologen und Historiker mit und verfolgte lebhaft unsere Ausgrabungen. Auf der Rückfahrt vom Internationalen Historikerkongreß in Rom hat er uns 1912 in Les Eyzies besucht und noch 1921 in Arkona auf Rügen. Dort setzte er sich jeden Abend, wenn die Arbeit geschlossen war, ganz allein auf eine hohe Klippe und träumte hinaus in das Spiel des Lichts und der Wolken und Wellen. Er war ein großer Naturfreund und ist nun auch in seiner geliebten Alpenwelt, in Hohenschwangau gestorben. Das Gedächtnis dieses kernigen Mannes wird besonders lebendig bleiben durch die prächtigen Lebenserinnerungen, die er vor einigen Jahren als Manuskript hat drucken lassen und von denen er unserer Bibliothek ein Exemplar zuwandte.

(2) Verloren haben wir zu unserem großen Leidwesen auch den ausgezeichneten und durch lange Jahre bewährten Verwalter unserer Bibliothek und des Bureaus, Herrn Müller, der den täglichen Dienst in unseren Räumen mit großer Orientiertheit und Umsicht versah. Er ist 57jährig einem Schlaganfall erlegen.

(3) Verstorben ist ferner unser korr. Mitglied (seit 1913) Herr Prof. Dr. Sternberg, Direktor des Ethnographischen Museums in Petersburg.

(4) Soeben erhalten wir die Nachricht, daß in diesen Tagen auch der verdiente Anthropologe Prof. G. Fritsch 89jährig in Lichterfelde gestorben ist. Er hat von den Zeiten Rudolf Virchows an sich immer sehr rege an den Verhandlungen unserer Gesellschaft beteiligt und noch vor wenigen Jahren unsere Photographien-Sammlung durch große Bände mit afrikanischem Material bereichert.

(5) Neuaufgenommene Mitglieder:

- Herr Dr. med. Max Moszkowski, Berlin-Grunewald
- „ Prof. Dr. Walter Jakob, Direktor, Buenos Aires
- „ stud. phil. Georg Müller, Berlin
- „ Dr. Wilhelm Jenny, Berlin
- „ Dr. Heinrich Meinhard, Berlin
- „ Dr. Hans Nevermann, Berlin.

(6) Unser verehrter stellvertretender Vorsitzender Herr H. Virchow hat im September seinen 75. Geburtstag gefeiert. Herr Traeger hat als Vertreter der Gesellschaft ihm damals unsere Glückwünsche überbracht, und ich möchte sie ihm hier noch einmal herzlichst aussprechen.

(7) Am Sonntag den 9. Oktober machte die Gesellschaft einen Ausflug zu den Ausgrabungen des Staatlichen Museums im Ringwall von Lossow bei Frankfurt a. O. Man kam gegen 12 Uhr mit dem Zuge nach der Buschmühle, aß dort zu Mittag und besichtigte dann unter Führung von Herrn Direktor Unverzagt die Ausgrabungen, die die Bauart des großen Walles vollkommen klargelegt und im Innern der Burg viele Haus-spuren und viele weitere „Opfergruben“ gebracht haben. Vor der Rück-fahrt wurde in der Buschmühle noch Kaffee getrunken.

(8) Von Herrn Max Schmidt ist aus Cuyabá in Brasilien der folgende Reisebericht eingegangen:

Sie werden sich wundern, daß ich Ihnen jetzt im Juni von Cuyabá aus schreibe, aber das Klima in Porto Pedro Dantas war ein so schauderhaftes, daß ich zunächst zur Wiederherstellung meiner Gesundheit einige Zeit hier verbringen muß. Vom 20. März bis zum 16. Mai habe ich an jenem vorgeschobenen kleinen Porto zugebracht. Der Aufenthalt gestaltete sich von vornherein äußerst schwierig, da durch die Revolutionäre seit Monaten die Verbindung zwischen Pedro Dantas und Cuyabá vollständig unterbrochen war. Es herrschte dort eine Art Hungersnot unter der von starken Fieberanfällen stark heimgesuchten kleinen Bevölkerung, so daß es am Allernotwendigsten fehlte, und auch Jagd und Fischfang waren zu dieser Zeit fast ergebnislos. Dabei eine solche Unmenge von kleineren und größeren Stechfliegen, wie ich es noch kaum an einem anderen Orte erlebt habe, so daß Hände und Hals bald voller Geschwüre waren. Glücklicherweise hatte ich mehrfach Gelegenheit, an diesem äußerst unangenehmen Orte mit den Kayabi-Indianern zusammenzutreffen, so daß ich während der Zeit meines Aufenthaltes alles, was sich zur Zeit mit diesen äußerst mißtrauischen und noch von großem Haß erfüllten Indianern anstellen ließ, erledigen konnte. Ich habe eine Anzahl guter photographischer Aufnahmen gemacht, eine kleine aber interessante Sammlung angelegt und trotz der Weigerung der Indianer, bei Sprachaufnahmen behilflich zu sein, einwandfrei feststellen können, daß es sich bei ihrer Sprache um einen ausgesprochenen Tupidialekt handelt. Im übrigen war im Verkehr mit den Indianern größte Vorsicht geboten. Mich den Indianern anzuvertrauen und mit ihnen in ihre Aldeira zu gehen, war unter den gegebenen Umständen ganz unmöglich. Bei der abweisenden Haltung der Indianer, die nur zum Porto kamen, um sich dort mit eisernen Geräten zu versehen, wäre das sicherer Untergang gewesen. Während ich mich anfangs gesundheitlich gut hielt, wurde ich vom 6. April ab von sehr heftigen Fieberanfällen befallen, die auch dem Chinin nicht mehr weichen wollten. Im Mai wurde mein Zustand so schlimm, daß einige Male kaum mehr Hoffnung auf Durchhalten vorhanden war. Es war für mich die einzige Rettung, noch rechtzeitig von Pedro Dantas fortzukommen, was bei meinem Fieber und meiner Schwäche insofern nicht ganz einfach war, als der nächste bewohnte Platz am Rio Novo etwa 40 Leguas entfernt war. Am 16. Mai verließ ich mit meiner Tropa, meinem Bakairi-Begleiter und drei Brasilianern den Porto Pedro Dantas und kam nach siebentägigem Ritt durch das menschenleere Gebiet mit letzter Kraft auf der Fazenda des Joaquim Ferro am Rio Novo an. Ich hatte gehofft, mich hier erholen zu können, aber auch hier waren überall Fieberkranke. Auf der Fazenda selbst waren in letzter Zeit nicht weniger als zwölf Menschen am Fieber gestorben, und Joaquim Ferro selbst war noch kränker als ich und ist dann auch



wenige Tage nach meiner Abreise vom Rio Novo gestorben. Meine Fieberanfälle ließen nicht nach, zum Warten war ich zu schwach, und so ließ ich mir denn von Cuyabá ein Auto kommen, das mich in  $2\frac{1}{2}$  Tagen, allerdings auch nicht ohne beträchtliche Schwierigkeiten über Rosario nach Cuyabá brachte, wo ich im Hause des mir von früher her befreundeten deutschen Konsuls Herrn H. gute Aufnahme fand und unter ärztlicher Hilfe bald das Fieber los wurde. Vor etwa drei Wochen kam ich hier an und bin jetzt schon wieder ganz gut hergestellt, so daß ich wieder kleinere Spaziergänge unternehmen kann. Ich hoffe bald wieder losreiten zu können. Ich will zunächst einen Platz zwischen Rosario und dem Rio Noro untersuchen, an welchem sehr viele Urnen vorhanden sein sollen, und von dort will ich zur Barra dos Bugres bei St. Luiz de Caceres, um die bisher ja ziemlich unbekannten, jetzt zugänglichen Barbados zu studieren. Bei St. Luiz de Caceres hoffe ich dann auch noch archäologische Studien machen zu können. Wann ich nach Berlin zurückkehre, hängt von meinem Gesundheitszustand ab.

(9) Dr. Frhr. v. Eickstedt sendet über seine indische Forschungsreise folgende Mitteilung:

Die Ende 1926 auf Veranlassung des Münchener Anthropologen Dr. Frhr. von Eickstedt vom Staatl. Forschungsinstitut für Völkerkunde zu Leipzig ausgesandte Expedition zur Erforschung der indischen Urvölker hat nach Abschluß ihrer Arbeiten auf Ceylon, wo eine vollständige anthropologisch-ethnographische Aufnahme der letzten Reste der Wedda ausgeführt wurde, und nach einem kurzen Studienaufenthalt in Südindien das Bergvolk der Sora aufgesucht. Dieser Stamm lebt in schwer zugänglichen und sehr ungesunden Dschungelgebieten der Ostghats im Distrikt Ganjam (Präsidenschaft Madras) und steht nur in einem lockeren Abhängigkeitsverhältnis zur britischen Regierung, die sich im wesentlichen damit begnügt, Unruhen oder Raubzüge zu unterdrücken. Es wird die Verwaltung durch Feudalherren aus Orissa ermöglicht, die vor etwa 200 Jahren die einzelnen unbotmäßigen Dorfhäuptlinge unterwarfen. Diesen modernen „Markgrafen“ und ihren groben Fronsknechten allein zollen die Sora einen gewissen, in abliegenden Bergdistrikten aber auch nur bedingten Gehorsam. Mit der deutschen Forschungsreise, die überhaupt die erste zur Lösung der noch so ungeklärten indischen Rassenprobleme ausgerüstete Expedition ist, werden auch die Sora zum erstenmal von Wissenschaftlern besucht.

Nach vorläufigen Mitteilungen des Expeditionsleiters Freiherrn von Eickstedt sind die Sora sowohl in Typus als Sitten von den umwohnenden Völkern völlig verschieden. Ihre Sprache ist ein Mundadialekt. Sie haben eigene Priester für ihren von größtem Aberglauben durchsetzten animistischen Ahnenkult, und Dorfhäuptlinge, denen ihr großer Individualismus aber nur einen geringen Einfluß einräumt. Ihre erblichen „Ärzte“ — neben denen auch Hebammen vorkommen — kennen ausgezeichnete Mittel zur Desinfektion von Wunden und gegen Schlangenbiß, halten ihr Wissen aber streng geheim. Außenstehenden, selbst Bewohnern der Nachbardörfer, wird keinerlei Hilfe gegeben. Polygamie ist bei den Wohlhabenderen üblich. Haupt der Familie und Besitzer allen Eigentums ist der Vater, der aber kein Bestimmungsrecht auf die Gattenwahl seiner Söhne und Töchter hat. Die Sora sind höchst geschickte Reis- und Dschungelfeldbauern. Ihre Lieblingswaffen, eine schöngeschweifte Axt und der Bambusbogen, werden bezeichnenderweise in neuerer Zeit durch den europäischen Regenschirm verdrängt. Übrigens fehlen auch bereits in keinem Bergdorf die überall in Indien zu findenden Windlaternen deutscher Herkunft. Die Sora lieben es, sich mit Ketten aus Messing

und roten Glasperlen zu überladen, ihre Frauen tragen dazu brust- und kniefreie Röckchen, oft Bubikopf mit Stirnreif und rauchen lange dicke Zigarren. Die Vorliebe für Tabak und Palmwein jeder Art ist überhaupt allgemein verbreitet, in jedem Dorf sind abends die Männer betrunken, was ihre an sich schon sehr ausgeprägte Tanzlust, Fröhlichkeit und Streitsucht noch erhöht. Während Missionsversuche gänzlich erfolglos blieben, schreitet die von den Indern mit Eifer betriebene Hinduisierung rasch vorwärts.

Die wissenschaftlichen Arbeiten der Expedition konnten bei dem störrischen und mißtrauischen Charakter und der geringen Intelligenz der Sora nur mit großer Geduld und vielen Schwierigkeiten durchgeführt werden. Ihr Ergebnis ist aber für die Anthropologie von großem Interesse: es konnte einwandfrei festgestellt werden, daß das somatische Grundelement der Sora mongolider Rasse ist. Erst die neuere Zeit bringt mit der Hinduisierung auch eine stärkere Zersetzung und Auflockerung der alten rassischen und sprachlichen Verhältnisse mit sich. Es dürften die Sora somit den Rest eines prähistorischen Vorstoßes kriegerischer südasiatischer Völker darstellen, die bei ihren Eroberungszügen bis in das Herz Indiens gelangten oder dorthin abgedrängt wurden. Ihre somatischen Spuren sind bis tief hinein in das Telugugebiet erkennlich. Den großen arischen Einwanderungswellen von Westen stehen kleinere mongolischen Ursprungs von Osten gegenüber. Es ist wahrscheinlich, daß die Sora oder (in Sanskrit) Savara, die heute noch an 3—400 000 Seelen zählen, unter die schon von Plinius und Ptolemäus als Sabarae bezeichneten Völker des inneren Indiens fallen. Die wissenschaftliche Ausbeute eines zweimonatlichen Aufenthaltes der deutschen Expedition unter den Sora beläuft sich auf 1000 photographische Aufnahmen, etwa 250 Proportionsmessungen an Männern und Frauen und über 280 ethnographische Sammlungsgegenstände, sowie auf umfangreiches Beobachtungs- und Erkundungsmaterial. Seine Aufarbeitung dürfte eine weitere Klärung der anthropologischen und historischen Stellung des eigenartigen Volkes bringen.

(10) Herr Leser-Godesberg hält den angekündigten Vortrag:

**Wechselbeziehungen zwischen europäischer, vorder- und ostasiatischer Landwirtschaft.**

## Ordentliche Sitzung.

Sonnabend, den 19. November 1927.

Vorsitzender: Herr Schuchhardt.

(1) Die Gesellschaft hat in Herrn Prof. Ludwig Darmstädter, der am 18. Oktober 81jährig gestorben ist, beklagenswerterweise einen Mäcen ihrer Wissenschaft verloren. Prof. Darmstädter, von Hause aus Chemiker und durch die Fabrikation des Lanolin zu Reichtum gelangt, hatte schon 1912 durch reiche Spenden unsere Forschungsreisen und Untersuchungen an den paläolithischen Fundstellen von Südfrankreich ermöglicht; ebenso dann in den bedrängten letzten Jahren des Krieges die jedesmal mehrmonatigen Grabungen in Rumänien.

(2) Neuaufgenommene Mitglieder:

Herr Lehrer i. R. Hermann Hahn, Museumsverwalter, Luckenwalde

„ Dr. A. E. van Giffen, Groningen.

(3) Frau Marie Andree-Eysn, die bekannte Volkskundlerin und Stifterin einer großen Votivsammlung für unser Volkskundemuseum, hat am 11. November ihren 80. Geburtstag gefeiert, zu dem wir ihr unsere Glückwünsche ausgesprochen haben.



(4) Herr Dr. Findeisen sendet aus Sibirien den folgenden Reisebericht vom 11. September 1927:

Podkamenno-Tunguskoje, den 11. September 1927. Übermorgen werde ich nun wieder von Podkamenno-Tunguskoje aufbrechen, um die Herbstplätze der Jenissejer aufzusuchen, etwa 90 Kilometer stromaufwärts die Steinige Tunguska. Habe mich mit den Tunguskaketo angefreundet und werde in diesem Jahr die ganze Zeit bei ihnen bis zum Dezember bleiben. Im Sommer konnte ich einen Monat mit ihnen zusammen auf einer Insel im Jenissej hausen und habe auch schon allerlei Material zusammengebracht, natürlich kann man aber in einem oder anderthalb Monaten nichts Abschließendes erfahren. Immerhin, habe Texte gesammelt, Märchen auch sogar schon, eine Menge Musikaufzeichnungen machen können und auch schon eine aber natürlich noch nicht vollständige Sammlung für das Berliner Museum zusammengebracht, darunter recht interessante Stücke. — Habe hier auch burjatische Lieder gesammelt, von verschickten Burjaten und hoffe in den nächsten Wochen noch eine weitere Sendung von Arbeiten nach Deutschland schicken zu können. Mit der gleichen Post geht eine Reihe von Aufsätzen ab, die ich hier fertiggestellt habe: einen weiteren Aufsatz über Leningrad, einen über das Leben mit den Jenissejern und einen allgemeinen über „Neue Untersuchungen und Materialien zum Problem der westsibirischen Altasiaten sowie über den Ursprung der Altasiaten überhaupt“, worin ganz neue russische sowie eigene Ergebnisse verwertet sind.

Neben den Sammlungen zur Kenntnis der Jenissejer habe ich natürlich auch eine größere Reihe von Materialien zur russischen Volksliteratur gesammelt, die später auch zur Veröffentlichung gelangen sollen. In Leningrad erhalte ich bei meiner Rückkehr eine große handschriftliche Sammlung von Volksliedern, besonders städtischen, Anekdoten, Rätsel usw., auch hat man mir versprochen, eine Reihe von Aufsätzen zur Leningrader Volkskunde, speziell für mich, fertigzustellen, die recht interessant werden können. Auch alle letzten Erscheinungen des Leningrader Lebens sollen darin eine sachgemäße Behandlung finden. Ich hoffe, daß sich darunter manches finden wird, was wir sonst noch nicht wußten. Ich nenne einige Titel: Leben der Leningrader Droschkenkutscher. — Restaurants und Bierstuben. — Die Essensstuben (Stolowaja). — Die Leningrader Märkte. — Moden seit dem Umsturz. — Leben der Juden und Armenier. — Russisches Kino usw. — Der Helfer, den man mir in Krasnojarsk zu kommandiert hat, hat sich als ein wenig angenehmer Mensch entpuppt, und ich habe ihn mit einer Aufgabe einfach hier in Tunguskoje gelassen.

(5) Herr H. Virchow legt Dörpfelds neues Werk „Alt-Ithaka“ vor. Herr Schuchhardt macht einige Bemerkungen dazu.

(6) Es halten die angekündigten Vorträge:

Herr Lessing: Yung-ho-yung, der große Lamatempel in Peking, seine Kultbilder und Zeremonien.

Herr Kiekebusch: Neue Ausgrabungen des Märkischen Museums.

## Ordentliche Sitzung.

Sonnabend, den 17. Dezember 1927.

Vorsitzender: Herr Schuchhardt.

(1) Wir beklagen den Tod von Prof. Hugo Ludwig, gest. am 10. Dezember 1927 im 86. Lebensjahre. Herr Ludwig war Zeichenlehrer und ist wegen seiner Altertumsinteressen lange Jahre Mitglied der Sachverständigenkommission der vorgeschichtlichen Abteilung gewesen.



## (2) Neu aufgenommen wurden:

Frau Hauptmann Minna Grimm, Berlin

Herr stud. phil. Hermann Lendel, Berlin

„ Hans v. Chorus, Student der Volkskunde, Marburg.

## (3) Der Vorsitzende erstattet den

**Jahresbericht für 1927.**

Die Zahl der Ehrenmitglieder ist unverändert 1 geblieben:

Von den Immerwährenden Mitgliedern sind 2 verstorben:  
 Prof. Dr. Fr. Hirth, früher New York, zuletzt in München und Staatsrat  
 Prof. Dr. Sternberg in St. Petersburg. Es bleiben 89.

Von den Ordentlichen Mitgliedern hat die Gesellschaft 8 (im  
 Vorjahr 13) durch den Tod verloren: Pfarrer Winterstein, Hörsingen;  
 Dr. Alfred Kind, Zossen; Frau Geh. Rat Anna Bartels, Berlin;  
 Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Fritsch, Lichterfelde; H. Sökeland, Berlin;  
 Direktor Prof. Dr. Feyerabend, Görlitz; Prof. Dr. Darmstädter,  
 Berlin; Prof. Ludwig, Berlin.

Ihren Austritt erklärt haben 34 Mitglieder (i. V. 28).

Der Verlust an ordentlichen Mitgliedern beträgt demnach 42 (i. V. 53).

Neu aufgenommen wurden 23, so daß sich die Zahl der ordentlichen Mitglieder um 19 vermindert hat.

Nach fortlaufender Zählung beläuft sich die Gesamtzahl der Mitglieder auf 990.

Über die Bibliothek berichtet Herr Maaß: Zu dem Bücherbestande  
 von 14672 kamen hinzu 114 Stück; zu den 3036 Broschüren kamen 134  
 Stück. Gebunden wurden 64 Bücher, 33 gesammelte Abhandlungen in  
 3 Sammelbänden und 50 Zeitschriften. Verliehen wurden 447 Bände  
 und Zeitschriften.

Über die Photographiensammlung berichtet Herr Langerhans:

Aus dem Nachlasse v. Luschans erhielten wir Negative und Abzüge  
 besonders von Aufnahmen der nordamerikanischen Mischrassen. Ferner  
 Abzüge von Platten aus dem Bartelsschen Nachlasse.

## (4) Herr Braun erstattet den Kassenbericht:

**Rechnungsbericht für das Jahr 1927.****Einnahmen:**

Bestand am 1. Dezember 1926 . . . . .		RM.	766.66
Mitgliedsbeiträge . . . . .	RM. 11 463.87		
Eintrittsgelder . . . . .	200.—		11 663.87
Erlös aus älteren Beständen an Zeit- schriften usw. . . . .			473.75
Zinsen . . . . .			518.35
Verloste Wertpapiere . . . . .			520.25
		RM.	13 942.88

**Ausgaben:**

Zeitschrift für Ethnologie . . . . .	RM. 3 371.05		
Anzahlung für 1927 . . . . .	5 000.—		
	8 371.05		
Anzahlung für 1926 . . . . .	6 554.—		1 817.05
Prähistorische Zeitschrift . . . . .	7 117.26		
Anzahlung für 1927 . . . . .	4 000.—		
	11 117.26		
Anzahlung für 1926 . . . . .	2 000.—		
	9 117.26		

Einahmen . . . . .	2 158.60	6 958.66
Zeitschriftenabonnements und Bücher .		226.40
Porto . . . . .		1 263.76
Bürokosten und -Miete . . . . .		1 427.57
Buchbinder . . . . .		500.50
Verschiedenes . . . . .		241.95
Wertpapiere . . . . .		509.—

Bestand am 30. November 1927.

Bar . . . . .	77.37	
Postscheckkonto . . . . .	5.58	
Bankguthaben . . . . .	915.04	997.99
		<u>RM. 13 942.88</u>

Die Abrechnung ist mit den Büchern verglichen und durch Stichproben mit den Belegen geprüft und richtig befunden.

Berlin, den 5. Dezember 1927.

Langerhans.

Maaß.

### Aufstellung über das Kapitalvermögen.

#### 1. Verfügbarer Bestand:

	Pap.-M.	RM.
a) Deutsche Ablösungsanleihe mit Auslosungsscheinen, eingetragen in das Reichsschuldbuch		150.—
b) Deutsche Ablösungsanleihe mit Auslosungsscheinen . . . . .		525.—
c) $3\frac{1}{2}$ und $4\%$ Neue Berliner Pfandbriefe, ausgestellt bis 31. 12. 1917 . . . . .	31 500.—	

#### 2. Eiserner Bestand:

Gebildet aus den einmaligen Zahlungen seitens 25 Mitglieder, angelegt in: $3\frac{1}{2}\%$ Neue Berliner Pfandbriefe, ausgestellt bis 31. 12. 1917 . . . . .	5 100.—	
Deutsche Ablösungsanleihe mit Auslosungsscheinen . . . . .		187.50

#### 3. William Schönlanck-Stiftung:

Angelegt in: $3\frac{1}{2}\%$ Neue Berliner Pfandbriefe, ausgestellt bis 31. 12. 1917 . . . . .	15 000.—	
---	----------	--

#### 4. Maaß-Stiftung:

Im Jahre 1910 von Herrn Prof. Maaß dargebracht, angelegt in: $3\frac{1}{2}\%$ Neue Berliner Pfandbriefe, ausgestellt bis 31. 12. 1917 . . . . .	8 500.—	
---	---------	--

#### 5. Rudolf Virchow-Plaketten-Stiftung:

Von Herrn Geh.-Rat Minden gegründet. Angelegt in: $3\frac{1}{2}\%$ und $4\%$ Neue Berliner Pfandbriefe, ausgestellt bis 31. 12. 1917 . . . . .	6 400.—	
$3\frac{1}{2}\%$ und $4\%$ Neue Berliner Pfandbriefe, ausgestellt nach 1. 1. 1918 . . . . .	10 000.—	

#### 6. Konto „Generalkatalog“:

Angelegt in: Deutsche Ablösungsanleihe mit Auslosungsscheinen . . . . .		250.—
im ganzen	<u>76 500.—</u>	<u>1 112.50</u>

(5) Herr Virchow berichtet über die Rudolf Virchow-Stiftung:

Die Stiftung hat im vergangenen Jahre die Vita minima weiter geführt, zu welcher sie seit der Inflation und durch diese verurteilt war. Es ist aber doch ein Lichtschimmer in das Dunkel gefallen, indem ihr aus Aufwertung etwas über 1000 M. zugegangen sind. Im vorigen Bericht wurde mitgeteilt, daß die Stiftung aufgefordert worden sei, die 79000 M. Westfälischer Provinzanleihe, welche sich in ihrem Besitze befanden, zur Aufwertung anzumelden. Dies ist geschehen, und es wurden ihr dafür 1975 M. Ablösungsanleihe zugesprochen. Nach dem bei solchen Abfindungen üblichen Verfahren wurden diese gutgeschrieben und sollen allmählich durch Auslosung zur Zahlung gelangen, dann aber mit dem fünf-fachen Betrage und zuzüglich von Zinsen. Gerade gestern erhielt ich die Mitteilung, daß von den 1975 M. 200 M. ausgelost seien, und daß die daraus sich ergebenden 1084 92 M. nach dem 1. Januar ausbezahlt werden sollen.

In der gleichen Weise werden mit fortschreitender Auslosung die ganzen 1975 M. nutzbringend werden, und nach dem gleichen Modus auch die 175 M. Deutscher Kommunal-Sammel-Ablösungs-Anleihe, welche für die früher im Besitz der Stiftung verbliebenen 7000 M. Berliner Stadt-Anleihe zugebilligt worden waren. Auf diese Weise wird die Stiftung wieder zu einem Kapitälchen kommen, welches zwar sehr klein ist, aber hoffentlich als Krystallisationspunkt wirken wird, um Freunde der Stiftung und der Anthropologischen Gesellschaft — denn die Stiftung wirkt ja doch zum großen Teil im Interesse der Gesellschaft — zu veranlassen, zum Wiedererstarken der Stiftung beizutragen.

Von zinstragenden Papieren besitzt die Stiftung nur die schon in den letzten Jahresberichten erwähnten 35 £ 6 %iger Hamburger Staatsanleihe. Durch Zinsen aus dieser hat sich das Barguthaben auf 152 M. erhöht.

(6) Durch Zuruf wird der bisherige Vorstand wiedergewählt, nämlich die Herren:

Schuchhardt, Vorsitzender,	
Ankermann)	
H. Virchow)	stellv. Vorsitzende,
P. Traeger, Geschäftsführender Schriftführer,	
Braun, Kassenführer,	
v. d. Steinen	} Schriftführer.
F. W. K. Müller)	

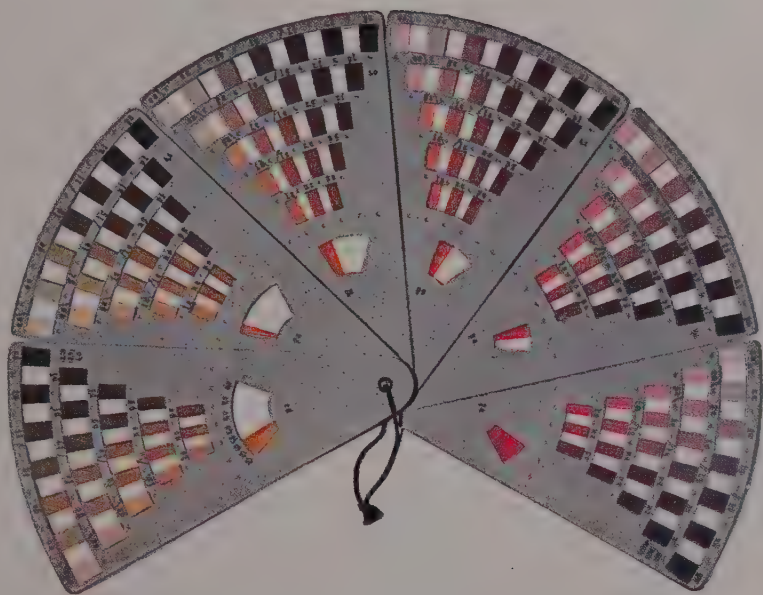
(7) Frl. Dr. Zuelzer sendet einen Ansichtskartengruß aus Weltevreden b. Batavia. Sie ist dort im Auftrage der holländischen Regierung in der Bazillenforschung tätig.

(8) Ihre angekündigten Vorträge halten:

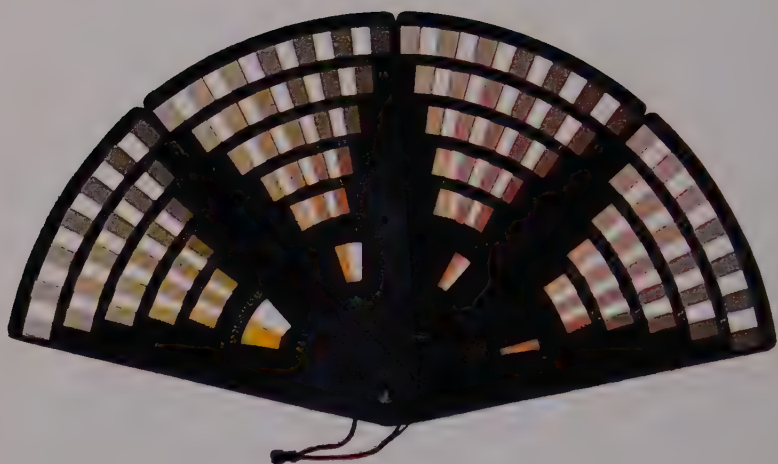
Herr Eugen Fischer: Das neue Anthropologische Institut in Dahlem.

Herr F. W. K. Müller: Vorlagen aus der ostasiatischen Abteilung.





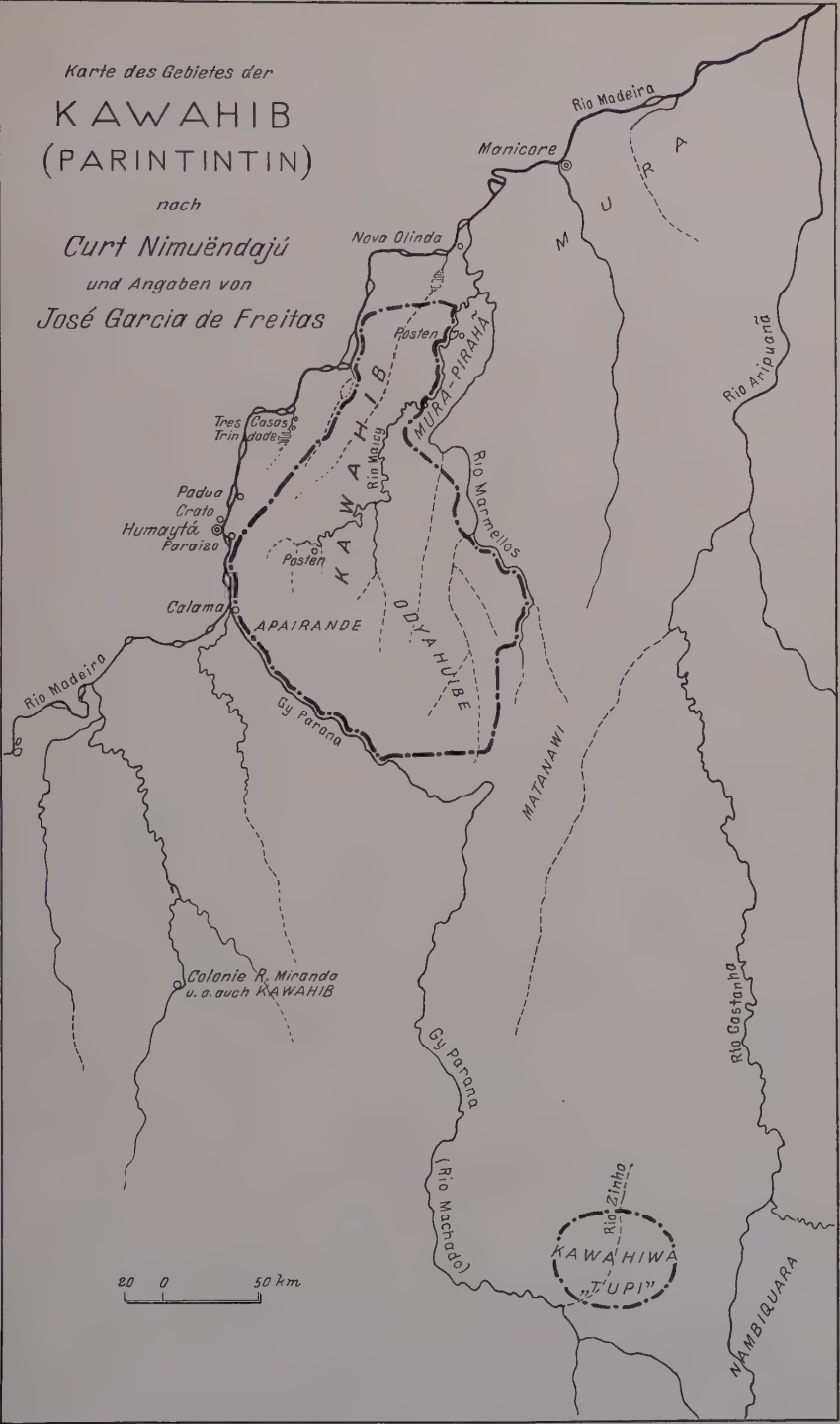
I. Generalfächer.



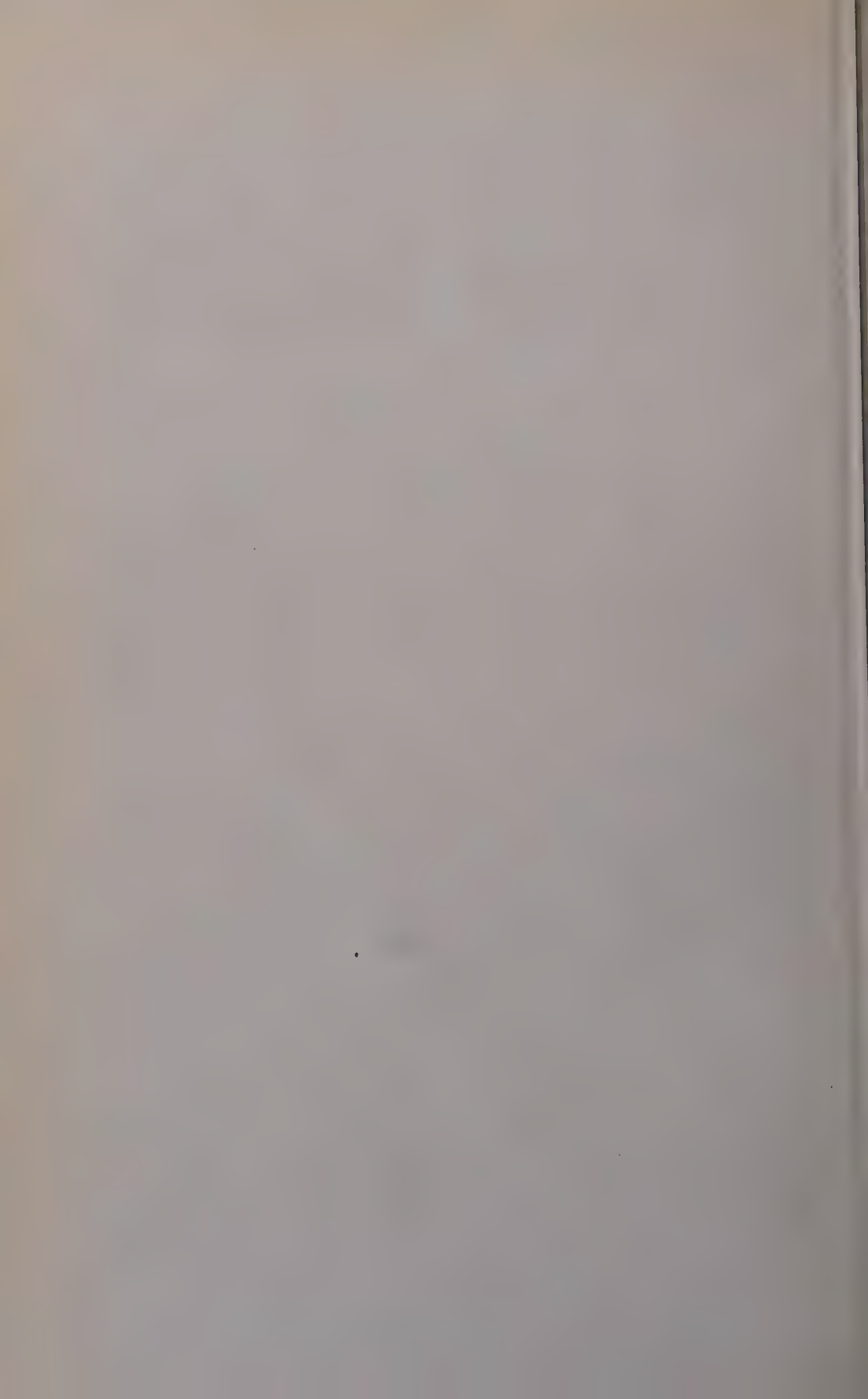
II. Normalfächer.

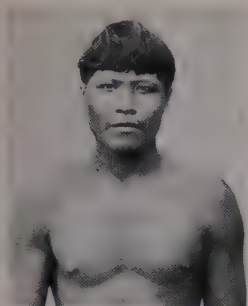


III. Rötungsfächer.







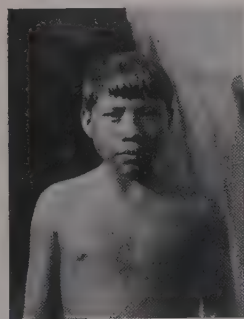


1

2



3



4



6

5



7



8



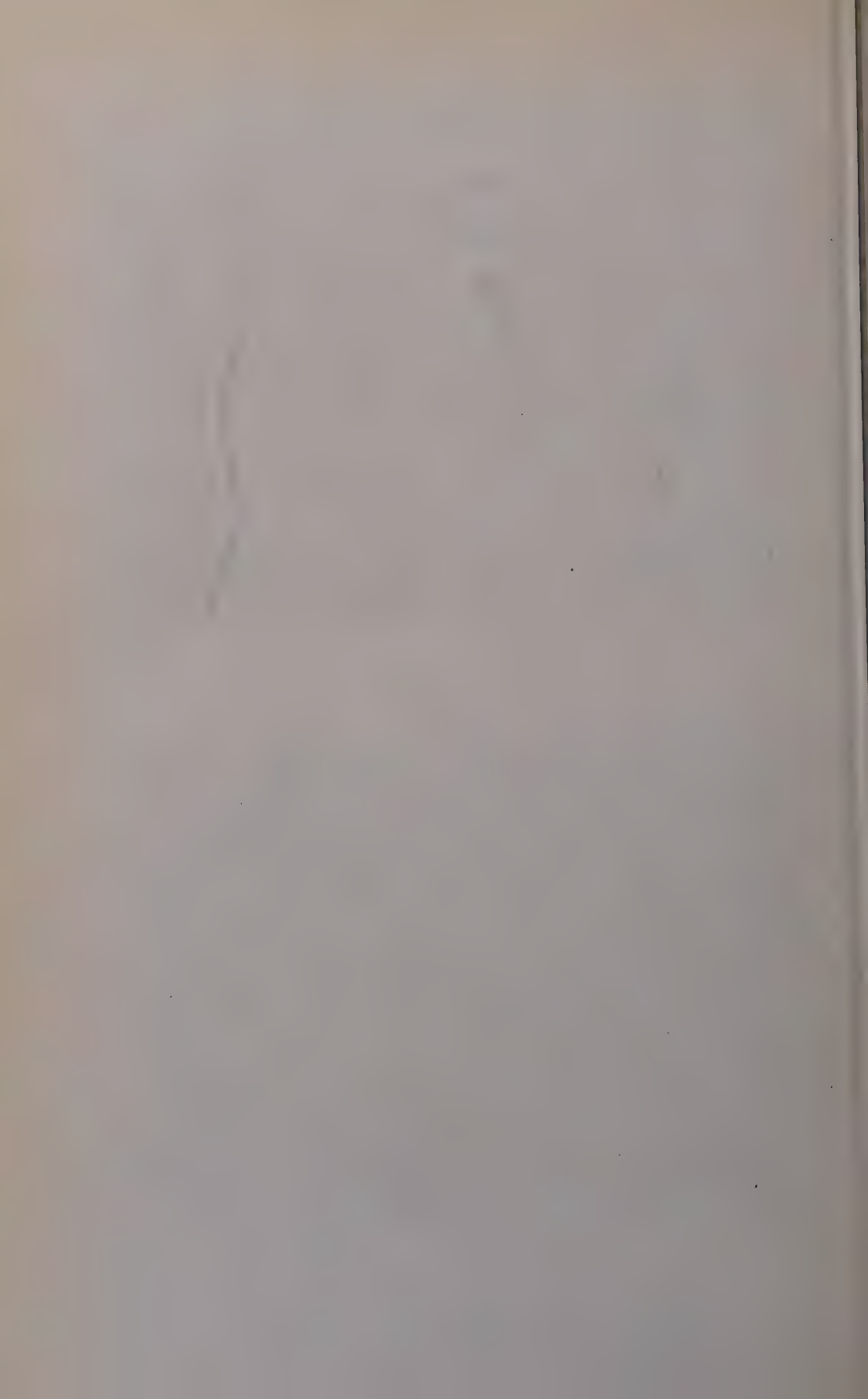




1



2



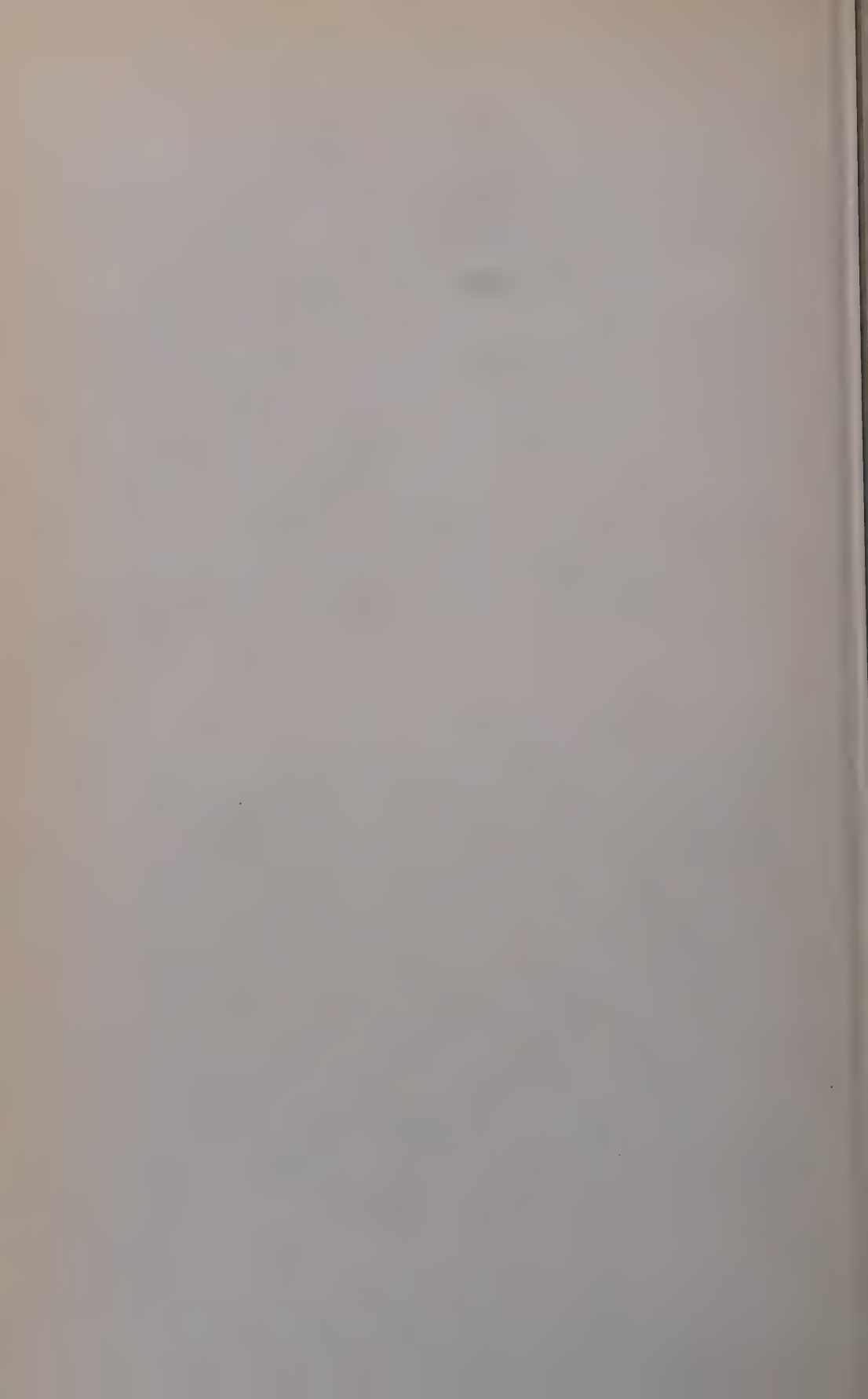


2



1







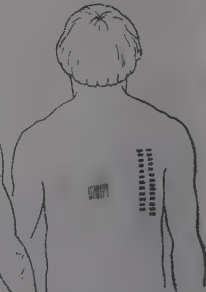
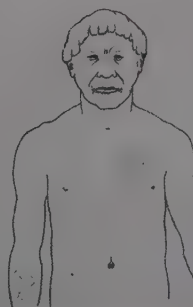
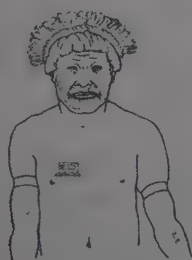
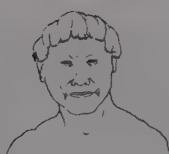
1

a

b

c

d



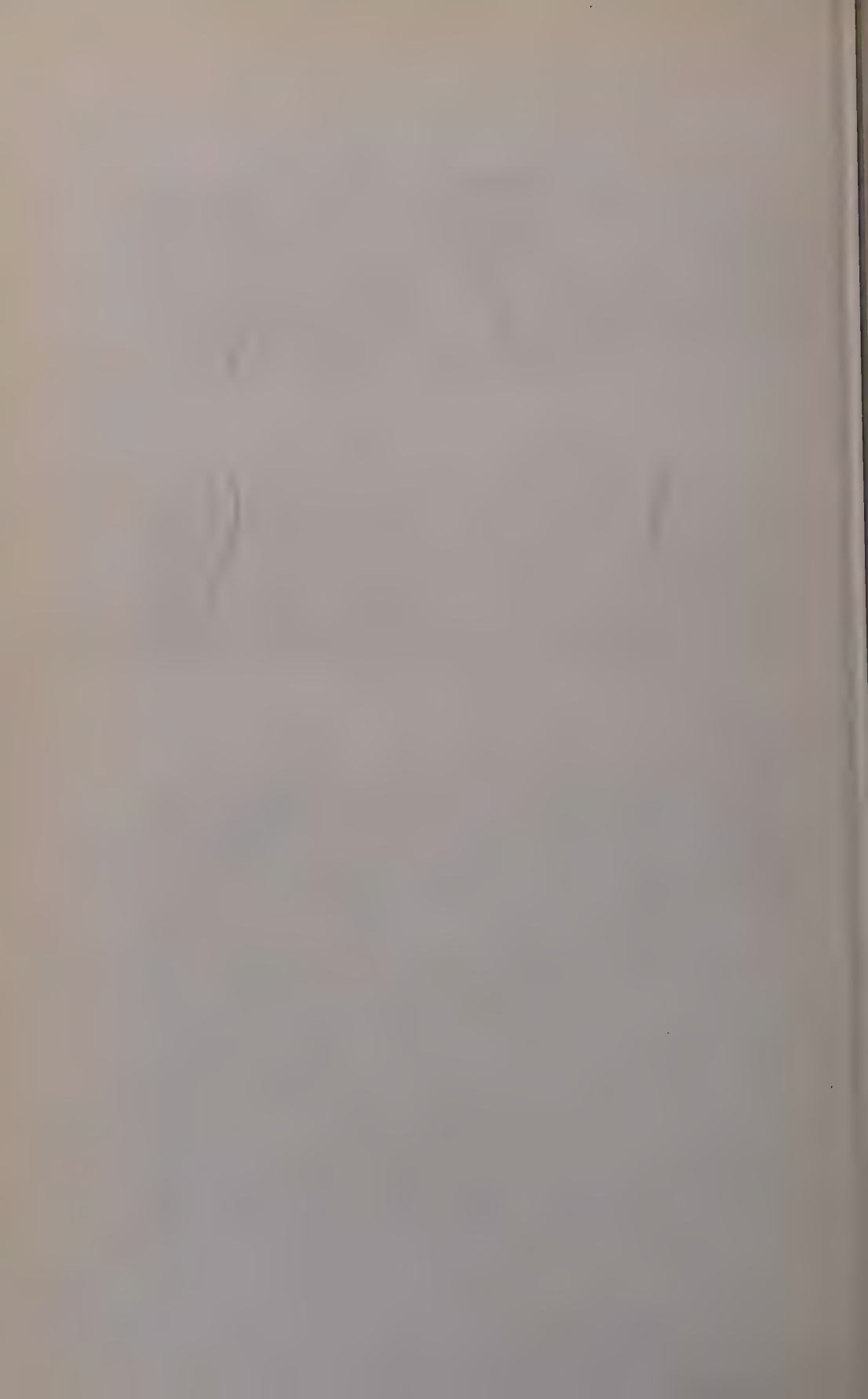
e

f

g

h

2







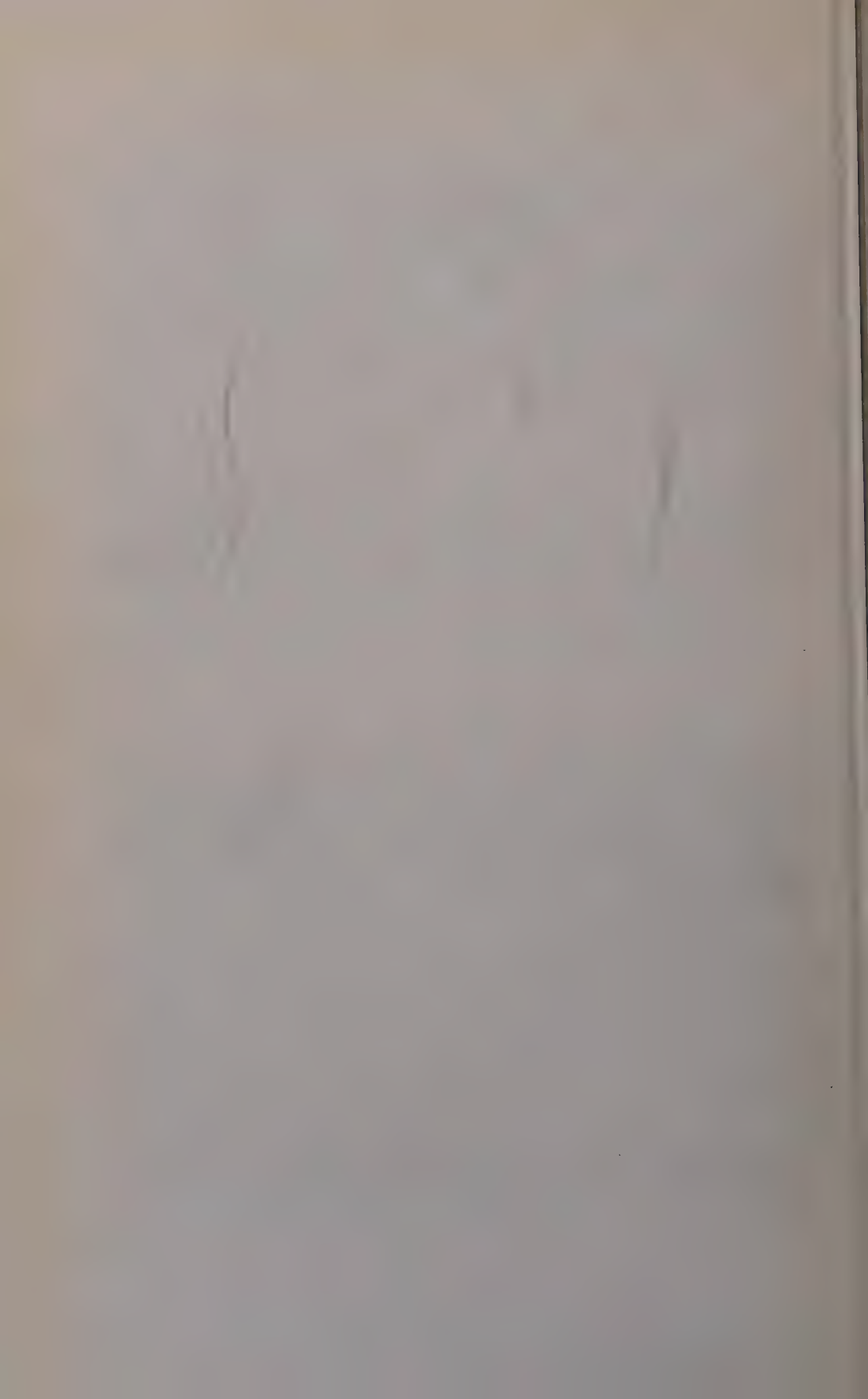
3



2

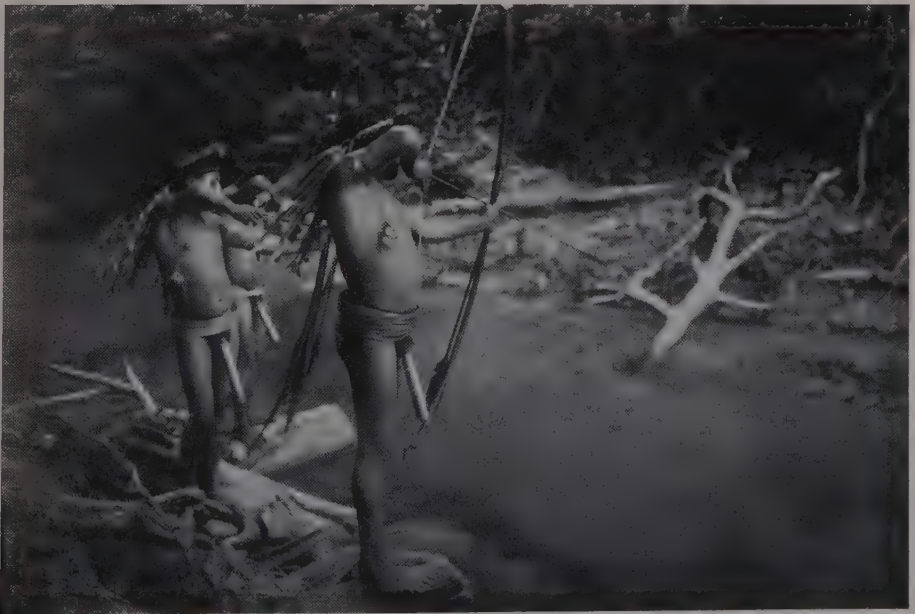


1



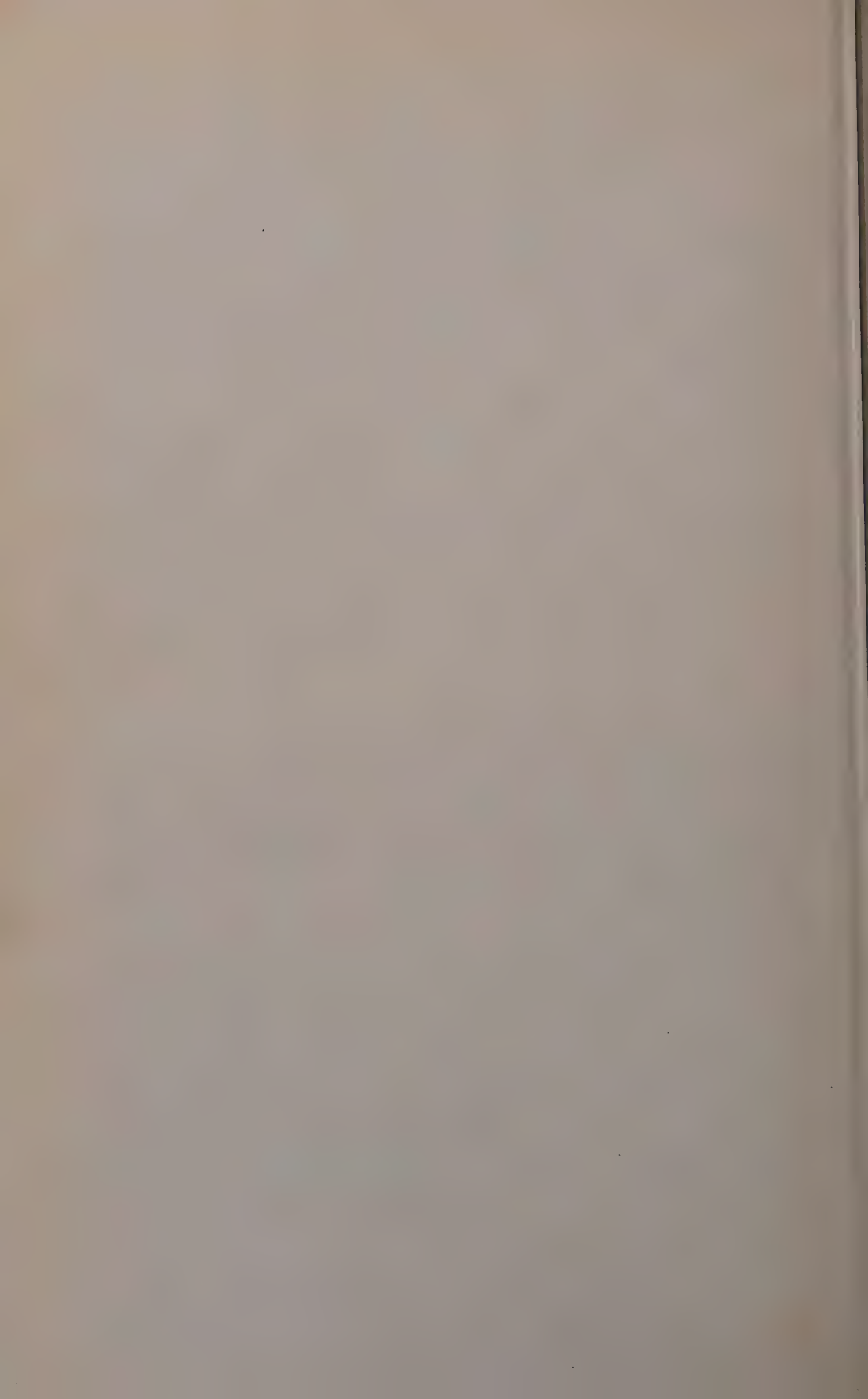


1



2





### III. Literarische Besprechungen.

Fritz Kern, Stammbaum und Artbild der Deutschen und ihrer Verwandten. Ein kultur- und rassengeschichtlicher Versuch. J. F. Lehmanns Verlag, München 1927, VII, 305 Seiten mit 445 Abbildungen, geh. 13 RM., geb. 15 RM.

Angesichts des mannigfachen Mißbrauchs, der in unseren Tagen mit rassenkundlichen Beobachtungen oder solchen, die es sein wollen, außerhalb der anthropologischen Forschung getrieben wird, empfinden wir sehr bald wohlthuend und beruhigend: dieses Buch hat im wirklichen Sinne ein Historiker geschrieben. Daß der Verfasser bei der grundsätzlich möglichen und tatsächlichen Mannigfaltigkeit der Rassenbildungen von seinen Ermittlungen ausdrücklich das Mißverständnis abwehrt, als sei nun „ein dogmatischer Ruhe- und Schlußpunkt erreicht“<sup>1)</sup>, dazu ferner seine treffenden forschungspsychologischen und methodischen Bemerkungen<sup>2)</sup> und gelegentlichen sozialpsychologischen Einwendungen<sup>3)</sup> zeigen: Kern ist weithin — nicht überall — der Gefahr der Überstürzung und Überspitzung, die auf Wegen außerhalb des eigentlichen fachlichen Bereiches stets groß ist, aus dem Weg gegangen.

Das Buch dient in seiner ersten Hälfte der Befestigung einiger wichtiger Beobachtungen, die die europäische Rassenforschung der letzten Jahre beschäftigt haben<sup>4)</sup>: der Fortdauer einer cromagnonähnlichen Menschenform, vorzüglich unter der lebenden nordeuropäischen Bevölkerung, und der Aufstellung eines gereinigten, engeren Begriffes der nordischen Rasse eben durch Herauslösung dieses ihr bisher zugeordneten Cromagnonbestandteils. Das Werk, in dem Paudler nach kürzerer früherer Darlegung<sup>5)</sup> seine, wie man sich zu sagen gewöhnt hat, „Neuentdeckung“ lebender Cromagnonrasse in aller Breite begründet vortrug<sup>6)</sup>, konnte leider infolge der Zeitnöte nur in notdürftigstem Maße mit Abbildungen ausgerüstet werden; so blieb das Verlangen nach Augenschein unbefriedigt, wiewohl Paudlers morphologisches Erfassungs- und Schilderungsvermögen — Goethes gestaltfrohes Auge hätte sich an diesem Buch erfreut — in etwas diesen Mangel lindert. Hier setzt nun Kerns planmäßige Arbeit ein<sup>7)</sup>: sie brachte einen sehr willkommenen Bilderatlas aus den Gebieten deutschen Cromagnonvorkommens zusammen. Durch ihn wird Paudlers Feststellung der besonders gut in Dalarne erhaltenen und daher von ihm Dalrasse genannten Menschenform am Anschauungsstoff noch einmal begründet: die vorgeführten Abbildungen überzeugen, daß es notwendig ist, diesen dalischen Typus aufzustellen und — zunächst — als sechsten den bisher bestimmten fünf europäischen Unterrassen beizugesellen. Von einem Überblick über diese bisherige Einteilung<sup>8)</sup> geht Kern aus, um dann zu einem sorgsamem Nachweis der dalischen Vorkommen fortzuschreiten<sup>9)</sup>; hierbei sind Fischers von Kern zum erstenmal wiedergegebene Aufnahmen der dalischen Guanchen-Typen von besonderer Überzeugungskraft und Wichtigkeit<sup>10)</sup>. Die Klärung, die aus diesem verstärkten Nachweis des dalischen Typus hervorgeht, wird besonders deutlich in den Fällen, wo nunmehr die bisherige sehr unsichere Vermutung ostischer oder mongolider Einwirkungen überflüssig wird durch die vereinfachte Zurückführung solcher Typen auf die Merkmale der dalischen Form<sup>11)</sup>. Im Zusammenhang der weiteren Ausführungen über „Mischformen auf dalischer Grundlage“<sup>12)</sup> wäre ein ausführlicheres Wort begrifflicher Klärung über das grundsätzliche Verhältnis von Rassentypus und Konstitution wichtig gewesen<sup>13)</sup>. Ein kurzer Abschnitt trägt sodann die historisch vorzüglich wichtige psychische Charakteristik des dalischen Typus, ein weiterer, den „Cromagnonteil“ des Buches beschließender, die Herleitung des dalischen Typus aus der Cromagnonrasse vor, ebenfalls durch recht gute Abbildungen unterstützt. Zusammenfassend: Kerns dalische Studien sind ebenso verdienstvoll wie

<sup>1)</sup> S. 78.      <sup>2)</sup> S. 2 unten f.      <sup>3)</sup> S. 59.

<sup>4)</sup> Vgl. zur übersichtlichen Unterrichtung etwa M. W. Hauschild, Zur Anthropologie der Cro-Magnon-Rasse. Zeitschr. f. Ethnologie. 55. Jahrg. (1923), S. 54—59.

<sup>5)</sup> Cro-Magnon-Studien. „Anthropos“ Bd. XII—XIII (1917—1918), S. 641—694.

<sup>6)</sup> Die hellfarbigen Rassen und ihre Sprachstämme, Kulturen und Urheimaten. Heidelberg 1924.

<sup>7)</sup> S. 16 unten f.      <sup>8)</sup> Dazu Abb. 3—7.      <sup>9)</sup> Abb. 8—84.

<sup>10)</sup> Abb. 70f.      <sup>11)</sup> S. 23—27.

<sup>12)</sup> S. 44—56 mit Abb. 85—127.

<sup>13)</sup> Die Bemerkung S. 42 unten f. befriedigt nicht; vgl. auch S. 46 oben.

überzeugend. Der hier Berichtende könnte, wozu vielleicht sich an anderer Stelle Gelegenheit bietet, mit einem Griff aus dem nordfränkischen wie aus dem lebuischen Gebiet mehrere vorzügliche dalische Typen bestätigend vorführen, deren einer auch die Richtigkeit von Kerns Beobachtung belegt, daß unter dem Einfluß des herrschenden Schönheitsbildes dalische Merkmale einer zu Unrecht herabgedrückten Wertschätzung begegnen.

Kern wendet sich dann der Behandlung des eurasischen, das heißt des im engeren Sinn nordischen, den mittelmeeischen und den orientalischen Typus umfassenden, kurz nach Blumenbachs alter, vielfach und mit Recht gern wieder verwendeter Bezeichnung der kaukasischen Rasse zu, abermals im Anschluß an Paudlers Beschreibung und wieder unter Vorlegung eines reichen Abbildungsstoffes<sup>1)</sup>. Der universalhistorisch wichtigsten These dieses Abschnittes, ja fast des ganzen Buches gegenüber lassen sich freilich die erheblichsten Bedenken nicht unterdrücken. Kern springt ohne die seine fundamentierenden Abschnitte so auszeichnende schrittweise Behutsamkeit und ohne jeden ernsthaften Nachweis zu einer in der Forschung völlig neuen Aufstellung über die „Weltbedeutung der eurasischen Rasse“ hinüber. Er läßt, um es kurz zusammenzufassen, europäide Eroberervölker als Herrschichten sich über alle fünf Erdteile lagern<sup>2)</sup>, und sieht in der von ihm wie von der bisherigen Forschung als solche nicht bewiesenen „Tatsache, daß dieser europäide Typus fast überall in einer Herrschicht“ verbreitet war, „in seinem Fortleben in den Adelsrassen von fünf Erdteilen einen Schlüssel-punkt weltgeschichtlichen Verhältnisses“<sup>3)</sup>. Seine Bemerkung über die altperuanische Kultur<sup>4)</sup> läßt keinen Zweifel, wie er das meint: die höchsten Kulturstufen, die innerhalb der einzelnen Erdteile erreicht worden sind, werden in Zusammenhang gebracht mit „weit reichenden Wanderzügen europäider Gruppen“<sup>5)</sup>. Da in den Aufstellungen der Anthropologie diese These einstweilen keinerlei im entferntesten sicheren Rückhalt findet und auch dem Verfasser, Kern, als Historiker, gewiß nicht zugemutet werden kann, selbst die begründenden anthropologischen Nachweise zu führen, ist sein universalhistorisch wichtigster Satz, seine These von der „Weltbedeutung der eurasischen Rassen“ abzulehnen — selbstverständlich nur in dem ihr von Kern gegebenen Sinn; im übrigen ist ja an der menschheitsgeschichtlichen Spitzenstellung der Völker kaukasischer Rasse<sup>6)</sup> kein Zweifel<sup>7)</sup>. — Das zu dieser Ablehnung zwingende Bedenken liegt darin, daß Kern über die einschlägige anthropologische Literatur ohne jede Begründung hinausgeht, ja sie, wie für die indianische Rassenkunde leider festgestellt werden mußte<sup>8)</sup>, überhaupt beiseite läßt<sup>9)</sup>. Bedauern wir an dieser geschichtswissenschaftlich wichtigsten Stelle, daß Kern seine Ausführungen nicht an die einschlägige Fachforschung anschließt, so besteht gegen die Darlegungen über die Herkunft der europäiden Rassengruppe<sup>10)</sup>, über die seßhaften und Bewegungsrassen<sup>11)</sup>, über die Heimat der Indogermanen<sup>12)</sup> ein

<sup>1)</sup> S. 79—111 mit Abb. 163—244.    <sup>2)</sup> S. 107, 119 unten f.    <sup>3)</sup> S. 103.

<sup>4)</sup> S. 93 (Sperrung nicht bei Kern): „Und wieder sehen wir den eurasischen Typus auch mit der höchsten Kultur verknüpft, die sich vor Kolumbus auf dem Boden der Neuen Welt entwickelt hat.“

<sup>5)</sup> S. 119 unten f.

<sup>6)</sup> Ganz im Sinn von Kerns Äußerungen S. 287.

<sup>7)</sup> Drei Vorstellungen brauchen nur aufgerufen zu werden: Hamiten, Semiten, Indogermanen! Vgl. Breysig, Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte. <sup>2</sup>(1927), S. 197.

<sup>8)</sup> Schilling, Die Frage der indianisch-europäischen Rassenverwandtschaft. Zeitschr. f. Ethnologie Jahrg. 60 (1928). — Hier wird ausgeführt, daß Kerns Behauptung über europäide Einschlänge in der amerikanischen Urbewölkerung nicht nur wissenschaftlich unbegründet ist, sondern im Widerspruch steht mit den Erklärungen der rassengeschichtlichen Anthropologie; vgl. Kern S. 92 Abb. 207, 93 und 120.

<sup>9)</sup> Die Berücksichtigung zusammenfassender Ausführungen, wie der hier genannten, hätte vollauf genügt, Kern vor seinem Irrweg zu bewahren: Eugen Fischer in: Anthropologie (Die Kultur der Gegenwart III, 5) 1923, S. 216f. — Gustav Kraitschek, Rassenkunde. (1923) S. 37. — Karl Weule, Leitfaden der Völkerkunde. (1912) 30f. — Walter Krickeberg in: Georg Buschans „Illustrierter Völkerkunde“ I (1922), S. 64—66. — Hans Pohl, Völkerkunde und Paletnologie (1923), S. 294—297.    <sup>10)</sup> S. 112—120.

<sup>11)</sup> S. 149—157. Hier beunruhigt vor allem das einfache Herübernehmen eines völkerkundlichen Schemas der Kulturenfolge (Abb. 339) „als Übersichtsskizze über den Rhythmus der älteren Weltgeschichte“ (S. 154). Nur ein wenn auch noch so gedrängter Durchblick in die empirisch-völkerkundliche Begründung dieses Schemas könnte hier das Gefühl einiger Sicherheit erwecken.

<sup>12)</sup> S. 158—177.



gegenteiliges Bedenken insofern, als Kern sich hier ohne die ihm sonst weithin eigene Kritik und Vorsicht meines Erachtens zu bestimmt und unbedingt sehr differenzierten Aufstellungen der Völkerkunde anschließt. Ein bloßes Aufzeigen der Probleme und künftigen Verknüpfungsmöglichkeiten wäre hier vielleicht fruchtbarer gewesen als eine so positive Selbstauslieferung an eine Nachbarwissenschaft auf einem Gebiet mit vorzüglich historisch-kritischen Beurteilungsmöglichkeiten. Doch soll es bei diesen allgemeinen Bedenken sein Bewenden haben und nur in der Besonderheit der Indogermanenfrage noch auf ganz gleichläufige Schwierigkeiten hingewiesen werden. Daß Kern sich in der Frage nach der Heimat des Indogermanenvolkes der von Matthäus Much begründeten, dann früh von so kritischen Beurteilern wie Reinhold Agahd angenommenen<sup>1)</sup> und zuletzt archäologisch durch Kossinna vertretenen Ansicht<sup>2)</sup> von dem Ostseegebiet als der Heimat der Indogermanen anschließt<sup>3)</sup>, kann gewiß bei dem heutigen Stand der Frage keinerlei Bedenken erregen, zumal der Verfasser dabei ebenso wie Kossinna<sup>4)</sup>, Feist<sup>5)</sup> und Paudler<sup>6)</sup> das Hervorgehen des Germanentums aus der Mischung zweier Völker, einem unindogermanisch-dalischen und einem indogermanisch-nordischen annimmt<sup>7)</sup>. Solange wir über die Fragen des Indogermanentums ein in ganz reiner Luft aufragendes Grundwerk nicht besitzen — man kann nur wünschen, es möchte künftig noch und in einem Geist, wie Agahd ihn vertrat, geschrieben werden, — kann billigerweise nicht verlangt werden, daß sich jeder Forscher mit dem nicht immer ohne Eigenbrötelei vergrößerten Wirrsal der Hypothesen<sup>8)</sup> in aller Breite auseinandersetzt. Wohl aber bestärkt es in dem vorhin gegen das bedingungslose Herübernehmen völkerkundlicher Theorien ausgesprochenen Bedenken, daß Kern in der Kultur der Urindogermanen vorwiegend eine Hirtenkultur sieht<sup>9)</sup>. Eine eingehende Begründung dieser Auffassung wäre schon gegenüber Schrader notwendig gewesen, und auch die mit Schrader in diesem Punkte einstimmige Anschauung eines so geistvollen und zugleich auch vorsichtigen neuesten Forschers wie R. Walter Darré zeigt<sup>10)</sup>, daß es die kulturgeschichtlichen Tatsachen des Altindogermanentums nicht gestatten, gewissermaßen blindlings mit so abweichenden Aufstellungen, die an Theorien aus dem Umkreis einer bestimmten völkerkundlichen Schule anschließen, in einen an älteren Forschungen so reichen Fragenkreis wie den der Indogermanen Heimat hineinzuschneien.

Ganz frei von allen solchen Bedenken läßt uns dagegen ein wieder unmittelbar bei der morphologischen Beobachtung verweilender Abschnitt über „Germanen und nordischen Typus“<sup>11)</sup>; hier wird in behutsamer Analyse die Aufhellung der dem Germanentum zugeordneten verschiedenartigen rassischen Bestandteile fortgesetzt, wobei unter anderem, wie schon gesagt wurde, mit Recht die Auffassung vom Ursprung der Germanen aus der Verschmelzung vor allem zweier Rassenbestandteile, des dalischen und des nordischen, vertreten wird. Die Behandlung dieses Gegenstandes wird dann unter der Antithese „Herren und Bauern“ noch einmal aufgenommen<sup>12)</sup>; dabei verdient hervorgehoben zu werden, daß Kern nicht bei den oben erwähnten Entlehnungen aus der Völkerkunde stehen bleibt, sondern an entscheidenden Stellen positiv über diese hinauszudringen trachtet<sup>13)</sup>. Je mehr unter den wenigen diesen Fragen Nachdenkenden Einstimmigkeit besteht, daß die alt- wie die neuuropäische Geschichte durch Völker nördlicher Rasse auf ihre Höhe hinaufgetrieben worden ist, auf um so festerer Grundlage bewegen sich Kerns

<sup>1)</sup> Die Heimat der Indogermanen. Zeitschr. d. Hist. Vereins f. Niedersachsen. Jahrg. 1906, S. 109—138, besonders 138. — Kleine Schriften (= Frankfurter Abhandlungen zur Geschichte, Heft 3) 1927, S. 64.

<sup>2)</sup> Die Indogermanen I: Das indogermanische Urvolk. 1921 (= Mannusbibl. Nr. 26).

<sup>3)</sup> S. 161, 171 und 202 Anm. 1.

<sup>4)</sup> A. a. O., S. 76 f., Querspalte 3 = Die Herkunft der Germanen. 2. Auflage, 1920, S. 27 Tabelle 2. — Vor allem aber: Höhepunkte nordindogermanischer Kultur. Mannus. Zeitschr. f. Vorgeschichte, Bd. 11/12 (1919/20), S. 274.

<sup>5)</sup> Indogermanen und Germanen. <sup>3</sup>(1924).

<sup>6)</sup> Die hellfarbigen Rassen, 1924, S. 31—106.

<sup>7)</sup> S. 179, 180 und 286.

<sup>8)</sup> Es sei darauf hingewiesen, daß neuerdings auch Schuchhardt seine eigene Lehre in dieser Frage aufgestellt und das steinzeitliche Thüringen für die Heimat der Indogermanen erklärt hat.

<sup>9)</sup> Unbedeutende Einschränkung S. 161.

<sup>10)</sup> Bauer, Krieger und nordische Rasse. „Volk und Rasse“, 3. Jahrg. (1928), S. 173—186.

<sup>11)</sup> S. 121—147.

<sup>12)</sup> S. 196—212 mit Abb. 369—380.

<sup>13)</sup> S. 202 Anm. 1.

Ausführungen über die Wirksamkeit der diesen rassenkundlichen Sachverhalt widerspiegelnden subjektiv-psychologischen Elemente: der in der griechischen, römischen und deutschen Kunst geltenden Rassenwerte und Schönheitsvorstellungen, die auch Günther von Beginn seiner Arbeit an aufmerksam verfolgt hat. Diesem Gegenstand wendet sich der elfte Abschnitt des gegen Ende sich mehr und mehr in Einzelfragenbehandlung auflöckernden Werkes zu<sup>1)</sup>. Noch stärker kommt eine im eigentlichen Sinn kulturhistorische Betrachtungsweise in der Darstellung zur Geltung, die Kern der Stellung des Germanentums zu der dinarischen, vorderasiatischen, mittelländischen und ostischen Menschenform widmet<sup>2)</sup>. In diesem Zusammenhang behandelt Kern auch mit wohlthuendem, sichtbar den echten Historiker verratendem Urteil eine Hauptfrage in der Geschichte der mitteleuropäischen Juden: die Gründe für die Fremdheitsgefühle der Wirtsvölker gegen sie, und kommt dabei zu dem Ergebnis: „Aus der Geschichte des Antisemitismus läßt sich sozusagen experimentell nachweisen, daß es weniger das fremdartige Äußere als die tief verwurzelte andersartige Kulturüberlieferung war, welche die Schärpen des Rasseninstinktes in diesem Fall hervorrief.“ In der Beurteilung des der ostischen Rasse zugeordneten psychischen Typus, insbesondere seiner ungewöhnlich geringen Fähigkeit zu fester Staatenbildung<sup>3)</sup> berührt sich Kern auf nächste ebenso mit Peiskers Forschungen<sup>4)</sup>, wie auch mit Günthers Auffassung. Die letzte Ausweitung bildet ein Abschnitt über geschichtliche und gegenwärtige Rassenpflege, in dem der Verfasser gewisse rassenpolitische Grundlagen des Völkerlebens nach ihrer theoretischen und praktischen Seite hin behandelt<sup>5)</sup>, und das Buch wird beschlossen durch einen kurzen Rückblick auf die Heraufkunft von Indogermanen und Germanen und ihren gewaltigen Anteil an den Hervorbringungen der Menschheitsgeschichte<sup>6)</sup>. Aus zwei Anhangsabschnitten schließlich, die sich lose angliedern, erscheint ein Satz seiner methodologischen Wichtigkeit wegen heraushebenswert: „Fragen, wie die besondere seelische Artung der nordischen Rasse und ihre geschichtliche und kulturelle Bedeutung sind von der Naturwissenschaft und deren Methoden aus überhaupt nicht zu lösen; sie setzen kulturgeschichtliche Kenntnisse und Arbeitsweise voraus“<sup>7)</sup>. Es ist nicht hier der Ort, um noch auszuführen, welche grundlegende Bedeutung dieser Feststellung unter universalhistorischem Gesichtspunkt zukommt und in welcher Hinsicht es wünschenswert war, Kern hätte diesen Forschungsgedanken zum Ausgangspunkt schärferer, eindringlicherer und straffer zusammengefaßter wirklicher Untersuchungen auf vergleichend-geschichtswissenschaftlicher Grundlage gemacht.

Wir stehen am Schluß eines, wie ich glaube, grundsätzlich teilnehmenden und manchem wichtigen Teil von Kerns Werk zustimmenden Überblicks. Die synthetische Kraft oder doch der synthetische Drang einiger Richtungen unserer zeitgenössischen Wissenschaft hat dieses Buch mit seiner weithin gespannten Stoffbewältigung emporgetragen. Die grundsätzliche Bedeutung solcher Versuche der Verbindung benachbarter Tatsachenreihen, wie der kultur- und der rassen-geschichtlichen, ist damit erneut und eindrucksvoll dargetan, sowohl mit dem, was Kern erreichte, als auch mit dem, was er m. E. und wie in der universalhistorischen Sonderbesprechung im einzelnen ausgeführt ist<sup>8)</sup> noch nicht erreichte. Wenn der hier Berichtende sich auch als historisch-kritischer Betrachter außerstande sieht, den Enthusiasmus eines so angesehenen Biologen wie Lenz zu teilen<sup>9)</sup>, so ist er doch von der Fruchtbarkeit einer eingehenden Auseinandersetzung mit Kerns Werk aus eigener Erfahrung überzeugt.

Friedrich Schilling.

Carl Stumpf, *Die Sprachlaute, Experimental-Phonetische Untersuchungen. Nebst einem Anhang über Instrumentalklänge.* Berlin, Julius Springer. 419 Seiten; 28,50. M.

Diese bedeutende Arbeit wendet sich nicht in erster Linie, wie der Titel vermuten lassen könnte, an den Sprachforscher, sondern an den Physiologen und den Psychologen. Es ist die Fortführung der wissenschaftlichen Arbeit, wie sie auf dem Gebiete der Phonetik seit Helmholtz in Deutschland betrieben worden ist. Während des letzten Dezenniums haben sich auch amerikanische

<sup>1)</sup> Die Adelsrasse und ihr Gegensatz [Die ostische Menschenform]. S. 213 bis 247 mit Abb. 381–440.

<sup>2)</sup> S. 248–258. <sup>3)</sup> S. 256 unten f.

<sup>4)</sup> J. Peisker, Die älteren Beziehungen der Slawen zu Turko-Tataren und Germanen und ihre sozialgeschichtliche Bedeutung. 1905 (S. A. aus der Zeitschr. f. Social- und Wirtschaftsgeschichte. Bd. III, 1905).

<sup>5)</sup> S. 259–282. <sup>6)</sup> S. 283–287. <sup>7)</sup> S. 297.

<sup>8)</sup> Schmollers Jahrbuch, Bd. 52 (1928).

<sup>9)</sup> Münchener Medizinische Wochenschrift, Jahrg. 1927.



Physiker und Ingenieure vielfach mit denselben Fragen beschäftigt. Ihre auf gänzlich anderen Wegen durchgeführten Untersuchungen führten in den wichtigsten Punkten zu Ergebnissen, die sich mit denen des Verfassers zu einem widerspruchsfreien Ganzen abrunden, was für die Objektivität der Ergebnisse sicher ein wertvolles Kriterium ist. Der Verfasser weist darauf hin, daß in allem Wesentlichen Helmholtzens vielumstrittene Vokaltheorie sich auch in diesen neuesten gründlichen Forschungen als siegreich erwiesen hat. — Das Interesse des Verfassers war also nicht auf praktische Ziele gerichtet, sondern auf die rein theoretischen Fragen nach der Entstehung der sogenannten Komplexqualitäten und ihrem Zusammenhang mit den Eigenschaften der Elemente. Klangfarben und speziell Vokale liefern dafür die bekanntesten Beispiele und das geeignetste Untersuchungsmaterial.

Phonetik, d. h. die Lehre von den Sprachlauten, kann man von zwei Gesichtspunkten aus betreiben, indem man sich entweder mit der Erzeugungsweise der Laute beschäftigt, oder aber mit den Lauten selber, ihrer akustischen Zusammensetzung. Nur diese letztere Seite wird in dem vorliegenden Buche behandelt, während die Sprachwissenschaft sich bisher vorzugsweise, ja fast ausschließlich, mit der Bildungsweise der Laute, der Tätigkeit der Sprachwerkzeuge beschäftigt hat. Zweifellos kann sie aber auch aus einem genauen Studium des akustischen Charakters der Laute Nutzen ziehen. Heute schon ist es möglich, feine Unterschiede in der Aussprache eines Vokales durch Angabe seines Formantenzentrums genauer als durch bloße Beschreibung der Mundstellung festzulegen. Schon Bremer hat auf diese bisher fast unbeachtet gebliebene Seite der Phonetik hingewiesen mit den Worten: „Die vollkommenste Unterscheidung würde erreicht werden, wenn man statt von einem Vokal A, E, U usw. von einem Vokal  $b^2$  oder einem Vokal  $d^2 g^3$  sprechen dürfte“, und ähnlich betont Trautmann: „Die Hauptsache bleibt immer der Klang: Angabe der Tonhöhe, also Bestimmung des Grundgeräusches, ist das mindeste, was verlangt werden muß, und zugleich das, was geleistet werden kann, und das letzte Ziel der Bestimmung der Konsonanten muß, wie das Ziel der Bestimmung der Vokale, die vollständige Zerlegung ihrer Klänge sein, so daß man von einem gewissen Laut sagen kann, er besteht aus dem Grundgeräusch x und den Nebengeräuschen y, z, w.“

Die Phonetik ist zwar noch weit entfernt davon, sich allgemein gründlich mit diesen „letzten“ Fragen zu beschäftigen, und das aus gutem Grunde. Man darf nie vergessen, daß eine Hauptaufgabe der Phonetik darin besteht, den Menschen für genaues Hören und genaues Aussprechen zu schulen, ihn instand zu setzen, möglichst feine Lautunterschiede hörend aufzufassen und sprechend wiederzugeben, also sein eigenes Instrumentarium möglichst vollkommen zu handhaben. Das wird immer das erste Ziel des phonetischen Unterrichtes sein müssen. Hand in Hand damit muß freilich die im engeren Sinn wissenschaftliche Phonetik arbeiten, die sich aller heutigen technischen Hilfsmittel bedient. Ihr fallen Aufgaben wie die oben erwähnten zu, und ihr bietet das Stumpfsche Werk in seiner Gründlichkeit und Eindringlichkeit und seiner klaren Darstellung eine überaus wertvolle Grundlage. So hat auch die Sprachwissenschaft alle Ursache, dem Verfasser für seine Gabe dankbar zu sein, denn jede ernste Beschäftigung mit den behandelten Problemen wird schließlich auch der eigentlichen sprachlichen Forschung wieder zugute kommen.

D. Westermann.

Schlieben, E., Mutterschaft und Gesellschaft. Beiträge zur Geschichte des Mutter- und Säuglingschutzes. Osterwieck a. Harz: Stande (1927). VII, 284 S. 8°.

Die Arbeit von Frau Schlieben stellt die Geschichte des Mutter- und Säuglingsschutzes bei allen Kulturvölkern der alten Welt zusammen und führt sie von den frühesten historischen Zeiten über das Mittelalter zu der neuesten Entwicklung der Jetztzeit. Das reich mit Illustrationen ausgestattete Werk bietet eine Fülle von Anschauungsmaterial. Es zeigt, wie sehr die Geburt mit ihren Gefahren für Mutter und Kind immer wieder das Denken veranlaßte, Mittel zu ersinnen, die diese Gefahren beseitigen konnten. Da aber die Erkenntnis ihrer wirklichen Ursachen noch fehlte, wurden diese Gefahren wahrscheinlich schon in prähistorischen Zeiten bei allen Völkern dem Einfluß böser Mächte zugeschrieben: Die ersten Kapitel zeigen, auf welche Weise die Kulturvölker der alten Welt diese Mächte fernzuhalten oder zu überwinden suchten, und es wird dabei deutlich, daß diese Abwehrmittel bei allen sehr ähnlich gewesen sind. Sie erhielten sich auch in Zeiten, in denen bedeutende Ärzte, wie Hippokrates und Soranus, für eine vernünftige Behandlung der werdenden Mutter und des Säuglings eintraten. Schlieben zeigt, wie in Zeiten eines sozialen Verfalles die wertvollen Werke dieser Ärzte wieder fast in Vergessenheit gerieten und ihre vernünftigen Verordnungen von den zaub-



rischen Mitteln überwuchert wurden. Der Ursprung dieser sinnlosen abergläubischen Gebräuche war immer eine große Sorge und Liebe für das erwartete Kind. Das Kapitel Aussetzung und Findlinge aber zeigt, wie sehr Zeiten großer sozialer Not diesen natürlichen Muttertrieb verändern und sogar ganz unterdrücken können. Aussetzung und Mord der Neugeborenen waren in ihnen leider gar keine Seltenheit. Die Gegenbewegung der Gesellschaft ging nach Schließen von den religiösen Gemeinschaften aus, die durch Sammeln der Ausgesetzten und Gründung von Findelhäusern der ethischen Verpflichtung gegen diese armen Ausgestoßenen nachzukommen suchten. Dennoch wurde der Verkauf des Kindes bei sozialer Not auch im 15. Jahrhundert noch von Kirche und Gesetz gebilligt.

Im Mittelalter sind die germanischen Gebräuche — deren Darstellung etwa die Hälfte des Buches einnimmt — vielfach Nachahmungen altorientalischer Sitten. Im 17. Jahrhundert aber nimmt die Ausbildung der Geburtshelferinnen zu, tüchtige Ärzte bemühen sich dauernd darum, und wir können die Entwicklung hygienischen Fortschrittes bis zu den neuesten Fürsorgeergebnissen unserer Zeit verfolgen, die ein starkes ethisches Verantwortungsgefühl der Gesellschaft für Mutterschaft und Säuglingsfürsorge erkennen lassen. Aber „Mutterschaft und Gesellschaft“ sind auch für uns noch ein schwer zu lösendes Problem geblieben. Die sozialen Verhältnisse, in denen ein großer Teil des Volkes lebt, sind drückend, die Erwartung eines Kindes ist daher für viele Eltern kein frohes Ereignis, sie wird oft genug als Unglück empfunden. Die Mittel einer früheren Zeit, Aussetzung und Mord, sind für das Empfinden unserer Zeit in allen Schichten des Volkes fast ausnahmslos unmöglich, aber ein in der Wirkung fast gleiches Verfahren, die Verhinderung der Geburt, wird heute in größerem Umfange allgemein geübt; sie ist für viele, besonders bei den unglaublichen Wohnungsverhältnissen der Großstadt, oft eine bittere Notwendigkeit. Einen Hinweis auf dieses wichtige Problem von Mutterschaft und Gesellschaft vermisste ich in dem wertvollen Buch, dessen Lektüre ich allen, die sich mit diesem Problem beschäftigen, empfehlen möchte.

Ida Lublinski.

Klatt, B., Entstehung der Haustierte. Im Handbuch der Vererbungswissenschaft, herausgegeben von E. Baur und M. Hartmann. Lieferung 2 (III, K), 107 Seiten mit 15 Abb. und 1 Zeittafel. Preis 15 RM.

Nachdem in den letzten Jahren verschiedene Bücher über die Abstammung der Haustierte veröffentlicht sind, könnte ein ferneres für überflüssig gelten. Aber die durchaus selbständige Art, wie der Verfasser an seine Aufgabe herantritt, läßt das vorliegende Buch doch als eine wichtige Erscheinung auf dem Gebiete der Haustierliteratur erkennen. Während nämlich die meisten bisherigen Autoren die Frage mehr von der historisch-morphologischen Seite angefaßt haben, treten bei Klatt, wie es ja auch ein Handbuch der Vererbungswissenschaft erfordert, genetisch-hereditäre Fragen in den Vordergrund.

Das Buch zerfällt in drei große Abschnitte. Im ersten: „Haustierwerdung“, wird kurz die Frage behandelt, wie es überhaupt zur Entstehung der Haustierte kam, wobei sich Klatt besonders Hahns Ansicht anschließt. Wichtiger ist der zweite Teil, in dem die Wirkungen der Domestikation besprochen werden. Namentlich werden hier die Folgen der Domestikation in ihrer Wirkung auf die einzelnen Körperteile (Knochen, Muskeln, physiologische Verhalten (Brunst, Fettansatz, innere Sekretion) untersucht. Und es wird dabei im Besonderen geprüft, wieweit es sich um Modifikationen oder Mutationen handelt. Hierbei spielt natürlich die Frage nach der Vererbung erworbener Eigenschaften eine Rolle, welcher der Verf. skeptisch gegenüberzustehen scheint. Merkwürdig ist, daß die Zahl der Veränderungen verhältnismäßig klein und bei allen Haustiergattungen gleichgerichtet ist. Diese Parallelismen stellt Klatt in dankenswerter Weise zusammen und gibt so eine gute Übersicht über die wichtigsten Erscheinungen der Domestikation. Während im allgemeinen Teil dieses Abschnittes diese Fragen mehr allgemein behandelt werden, bespricht der Verfasser im speziellen Teil besondere Fälle, wie Wollbildung, Hornform, Dachsbeinigkeit, Ohrlänge, Verringerung der Körpergröße usw.

Der dritte Abschnitt gibt dann eine Übersicht über die eigentliche „Geschichte der Haustierte“. Hier werden zunächst die Methoden der Haustierforschung besprochen und in einem zweiten Teil die wichtigsten Ansichten über die Herkunft der einzelnen Haustierte, also der Boviden, Ovicapriden, Cameliden, Suiden, Equiden und Caniden kritisch beleuchtet.

Wenn auch der Überblick, der hier gegeben wird, die Literatur nicht vollständig berücksichtigt, so ist doch im ganzen ein ziemlich vollständiger Überblick über das Gebiet gegeben worden, der namentlich, was die theoretische Literatur anbelangt, eine ziemliche Vollständigkeit erreicht. Aber man gewinnt doch den Eindruck, daß dem Verfasser die Fühlung mit der praktischen Tierzucht fehlt.

So wären namentlich im zweiten Abschnitt Hinweise auf gewisse Entartungserscheinungen, die Unmöglichkeit, manche Haustierrassen in anderen Ländern als ihrer Heimat zu züchten, die allmähliche Änderung mancher Rassen, die außerhalb ihrer eigenen Heimat gezüchtet worden sind, und deren schrittweise Angleichung an in der neuen Heimat bestehende Rassen wünschenswert gewesen und hätten wohl auch die Ansichten des Verfassers über Erblichkeit beeinflusst, wenn sie ihm bekannt gewesen wären.

Es kann aber nicht Aufgabe eines Referates sein, zu der Ansicht des Verfassers Stellung zu nehmen oder daran Kritik zu üben, da zu viele Fragen noch strittig sind und sie daher auch anders beantwortet werden könnten. Die Hauptsache scheint mir zu sein, hervorzuheben, daß es dem Verfasser gelungen ist, einen dankenswerten Überblick in knapper Form über das Gebiet zu geben.

Hilzheimer.

**Jacob, Georg Arabische Berichte von Gesandten an germanische Fürstenhöfe aus dem 9. und 10. Jahrhundert (Quellen zur deutschen Volkskunde).** Herausgegeben von V. v. Geramb und L. Mackensen, Heft 1. Verlag Walter de Gruyter & Co. Berlin 1927. 4 RM.

Das Eindringen der Slawen in Deutschland, ihr Verhältnis zu den Resten der zurückgebliebenen Germanen und die wirtschaftlich-siedlerischen Vorgänge während ihres Vordringens nach Westen stellen Fragen, die noch nicht oder nur ungenügend beantwortet sind. Jede urkundliche Nachricht ist daher von größtem Wert, jede muß bei der Vieldeutigkeit vieler alter Schriftsteller besonders kritisch untersucht werden. Eine der wichtigsten Quellen ist der Bericht des Juden Ibrahim Ibn Jaqub, der bisher nur in der Bearbeitung von Wigger (Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte, XLV, 1880) vorlag, dieser aber den in das Russische übersetzten Text nur aus einer holländischen Bearbeitung kannte. Daß unter diesen Umständen Ungenauigkeiten und Mißverständnisse nicht ausgeschlossen waren, liegt auf der Hand. Der auch in der Berl. Gesellsch. f. Anthr. wiederholt angezogene Bericht über den wendischen Burgenbau lautet nach Wigger: „Wenn sie nämlich eine Burg errichten wollen, so suchen sie einen Wiesenboden, der reich an Wasser und Riedgras ist, und stecken da einen runden oder viereckigen Platz ab nach der Form und dem Umfang, welchen sie der Burg geben wollen. Dann graben sie um denselben einen Graben und häufen die ausgegrabene Erde auf. Mit Brettern und Balken wird diese Erde so fest gemacht, bis sie die Härte von gestampftem Lehm (Pisé) erreicht hat. Sobald die Mauer bis zu der beabsichtigten Höhe aufgeführt ist, wird an der Seite, welche man dazu auswählt, ein Tor abgemessen und von diesem aus eine hölzerne Brücke über den Graben gebaut.“ In der neuen authentischen Übersetzung aber lautet diese Stelle (S. 12): „Sie gehen zu Wiesen, reich an Wasser und Gestrüpp, stecken dort einen runden oder viereckigen Platz ab nach Form und Umfang der Burg, wie sie sie beabsichtigen, graben ringsherum und schütten die ausgegrabene Erde auf, wobei sie mit Planken und Pfählen nach Weise der Bastionen (tawâbî) gefestigt wird, bis die Mauer die beabsichtigte Höhe erreicht hat. Auch wird für die Burg ein Tor abgemessen, an welcher Seite man will, und man geht auf einer hölzernen Brücke aus und ein.“ Das sind Unterschiede, die zeigen, daß Wigger das Bild seiner heimatischen Burgwälle vor Augen gehabt hat, und daß dabei ein etwas moderner Zug in die Schilderung geflossen ist.

Wertvoll ist, daß der Übersetzer das Verhältnis zwischen dem Jaqubschen Bericht zu dem eines anderen Zeitgenossen klargestellt hat. Es kommt hier der Araber Ahmed at-Tartuschi in Frage, dessen Schilderung seiner Reise nach Deutschland aus der Schrift von Udhrî in die des Arabers Gazwinnî übergegangen ist und uns bei dem Verlust der anderen Berichte nur in dieser Form überliefert ist. Jacob hat ihn jetzt stil- und geschichtskritisch aus dem Texte dieser herausgeschält. Ibn Jaqub und Tartuschi sind zu gleicher Zeit in Deutschland gewesen und, wie der Herausgeber nachzuweisen versucht, am Hofe Ottos d. Gr. 973 zusammengetroffen. Ist dies richtig, dann haben sie sicher ihre Beobachtungen ausgetauscht. Für die Frühgeschichte Deutschlands haben beide Berichte besonderen Wert, weil sie uns — wenn auch recht knapp — die Anzahl der von ihnen besuchten Städte überliefern. Ahmed at-Tartuschi berührte das von Ptolemäus schon um 150 n. Chr. erwähnte Susudata (Soest), das er Schuschit nennt, Paderborn, Fulda, Schleswig und Mainz, während Jaqub Burg bei Magdeburg, Schwerin, Grad bzw. Mikilenburg (Mecklenburg), Magdeburg, in dem man mit größerer Wahrscheinlichkeit die auch von Tartuschi erwähnte sagenhafte Stadt der Frauen sehen darf als in dem, vom Mittelpunkt Deutschlands entlegenen Frauenburg (Ostpreußen),



Ferner Calbe, Nienburg, Dürrenberg (?), Wurzen, Prag und Jumnia (Jorisburg). freilich wissen sie über die Städte recht wenig zu sagen; nur von Schleswig erwähnt Tartuschi eine christliche Kirche und den häßlichen Gesang der Bewohner. Von Nienburg wird gesagt, daß sie eine Feste aus Steinen und Mörtel sei.

Neben diesen beiden Schriftstellern gibt der Herausgeber noch die Berichte eines 1235 in Cairo gestorbenen Ibn Dihja und eines Byzantiners Laskaris Kananos, der zwischen 1397 und 1448 über Livland, Schweden, Dänemark, Island, England, Flandern reiste und auch die südliche Ostseeküste kennen lernte. Die Herausgeber der Quellensammlung, v. Geramb und Mackensen, haben sich durch diese Veröffentlichung ein großes Verdienst erworben. Ob damit unsere orientalischen Quellen erschöpft sind? Schon der Vorbericht meldet, daß einzelne Handschriften erst in letzter Zeit bekannt geworden sind. Vielleicht ruhen in orientalischen Archiven noch andere, die eines Tages ans Licht kommen. Im Zusammenhang damit sei auch noch auf einen hoch bedeutsamen Bericht über die arktischen (uralischen) Länder aus dem 10. Jahrhundert aufmerksam gemacht, der in einem anderen Werke, des gleichen Verlages, in den Ungarischen Jahrbüchern (Band IV, 1924 Heft 2/3) durch Jos. Markwart veröffentlicht worden ist.

R. Mielke.

Rybitschka, Emil, Im gottgegebenen Afghanistan als Gäste des Emirs. Mit 74 Abbildungen und einer Karte. Leipzig (1927), Verlag von F. A. Brockhaus. 8°.

Durch eine erfolgreiche Schaukelpolitik hat es Afghanistan verstanden, das Schicksal seines südlichen Nachbarstaates zu vermeiden und bis zum heutigen Tage seine politische Unabhängigkeit zu wahren. In das Intriguenspiel am Hofe des Emirs, das besonders während des Weltkrieges seine größten Triumphe feierte, versetzt uns das vorliegende Buch Rybitschkas.

Der Verfasser, ein österreichischer Offizier, geriet beim Falle Przemysls in russische Gefangenschaft und wurde mit einem größeren Transporte nach dem russischen Zentralasien gebracht. Es gelang ihm, mit einigen Kameraden aus Samarkand über den Amu Darja nach Afghanistan zu entkommen, wo noch die deutsche Mission unter dem Legationssekretär von Hentig weilte. Als der deutsche Diplomat in der Erkenntnis der Vergeblichkeit weiterer politischer Schritte das Land verließ, übertrug er den österreichischen Offizieren die Vertretung des Reiches — mit dem Erfolge, daß das Beglaubigungsschreiben vom Emir nicht anerkannt wurde. Das ewige Wechselspiel — allerhöchste Huld und Ungnade, Internierung und Tätigkeit als Instruktionsoffizier — endete erst mit der Ermordung des Emirs Habib Ullah und der Thronbesteigung des neuen, deutschfreundlichen Emirs Aman Ullah. In dem sich bald darauf entspinrenden Kriege mit England siegten anfänglich die Engländer, die sich dann allerdings infolge dauernder schwerer Verluste zum Friedensschlusse und Anerkennung der Selbständigkeit Afghanistans bequemen mußten.

Ganz abgesehen von dem Interesse, das die Schilderung der persönlichen Erlebnisse des Verfassers und seiner Gefährten erweckt, und das den Leser von der ersten bis zur letzten Seite in Spannung hält, hat dieses Buch seinen dauernden Wert in der Klarlegung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse im modernen Afghanistan. Insbesondere diese letzteren Beobachtungen und die hier und da eingestreuten völkerkundlichen Bemerkungen bieten auch dem Ethnographen Material und Anregung, wie denn auch die Mehrzahl der Lichtbilder — 74 Abbildungen (zumeist nach eigenen Aufnahmen des Verfassers und seines Gefährten Klotzner, der Mitglieder der deutschen Afghanistanexpedition und des staatlichen afghanischen Ateliers) hat der Verlag von Brockhaus in Leipzig dem Werke beigefügt — für die Wissenschaft hochwillkommen sind.

Wilhelm Crahmer.

Loos-Haaxman, J. de: Johannes Rach en zijn werk; de topografische beschrijving der teekeningen met medewerking van W. Fruin-Mees door Mr. P. C. Bloys van Treslong Prins. Uitgegeven bij de gelegenheit van het 150-jarig bestaan van het Koninklijk Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen op 24 April 1928. Batavia: G. Kolff & Co. (1928). 144 S. 4°.

Um den Mitgliedern und Freunden der Königlichen Bataviaschen Gesellschaft für Künste und Wissenschaften eine Jubiläumsgabe zu überreichen, hatte sich in dieser Gesellschaft der Gedanke gefestigt, das Werk des Johannes Rach herauszugeben.



Der Leser wird durch ein Prachtwerk überrascht, in dem die Verfasser und die Herausgeberin weder Mühe noch Kosten gespart haben, um Johannes Rachs Werk künstlerisch und wissenschaftlich zu würdigen.

Rach kam in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als einfacher Kanonier, im Dienst der Kompagnie, nach Ostindien. Seine militärische Laufbahn beschloß er 1779 mit dem höchsten Range bei der Artillerie, dem eines Majors. Was uns an Rach in dem oben genannten Werk interessiert, sind seine köstlichen hinterlassenen Federzeichnungen, die uns das alte Batavia und seine Umgebung bis Buitenzorg hin in der Zeit von 1764—1783 schildern. Die Blätter sind kunsthistorisch, ethnographisch und kolonialhistorisch von gleicher Bedeutung. Das pulsierende Leben jener Zeit von einem guten Beobachter in wertvollen Zeichnungen hinterlassen, bildet eine mannigfache Anregung, die auch heute wieder das Entzücken eines jeden sein wird, der sich mit dem, was Rach schuf, vertraut gemacht hat.

In dem vorliegenden Werk ist eine Sammlung von 60 Zeichnungen wiedergegeben worden. Die von Rach nachgelassenen Studien setzen sich aus einer Anzahl von Kollektionen zusammen. Von diesen befinden sich im Besitz der Koninklijk Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen in Weltevreden zunächst die Sammlung Boursse Wils mit 80 Nummern, sowie eine andere Serie, die gleichfalls von Boursse Wils gesammelt wurde, mit 35 Blättern. Hieran schließen sich die Sammlungen van Leeuwen, 35 Stück, und Adèr, 20 Zeichnungen umfassend. Außerdem kommen noch als ursprünglicher Besitz der Bataviaaschen Gesellschaft für Künste und Wissenschaften 18 Studien hinzu. In den Niederlanden, namentlich in Rotterdam und dem Haag, sind noch 11 Blätter Zeichnungen bekannt. Das uns von Rach hinterlassene künstlerische Werk seines Lebens würde also in 199 Studien zum Ausdruck kommen.

Die Verfasser haben es verstanden, die Kunst, welche Rach der Nachwelt hinterließ, dem Leser durch tiefeschürfende Studien näher zu erläutern und dadurch dem Künstler jene Anerkennung gegeben, die seinem Werk gebührt.

Der Koninklijk Genootschap van Kunsten en Wetenschappen aber gebührt der Dank, ein Werk herausgegeben zu haben, das uns Altholland im Spiegel seiner Kolonialtätigkeit zeigt, zu der Zeit, als die Bataviaasche Gesellschaft für Künste und Wissenschaften gerade aus der Taufe gehoben, gegründet wurde. Möge Johannes Rachs Werk der heutigen Generation zeigen, mit welchem Fleiß die Verfahren sich im fernen Osten zu festigen und den Stolz der Nation als Kulturträger und Pioniere dortselbst zur Geltung zu bringen wußten. Alfred Maaß.

**Danzel, Theodor Wilhelm, Handbuch der Präkolumbischen Kulturen in Lateinamerika. Hamburg, Bibliothek der Ibero-Amerikanischen Auslandskunde. Reihe A. 1927.**

Im Verfolg der Bestrebungen, die geistige Verbindung Deutschlands mit den Außengebieten nach der furchterlichen Katastrophe des Weltkrieges wieder herzustellen, hat die junge Universität Hamburg durch das Ibero-Amerikanische Institut eine Serie von Handbüchern begründet, als deren erstes dies Handbuch der Präkolumbischen Kulturen in Lateinamerika von Danzel herausgegeben ist.

Neben zahlreichen Veröffentlichungen, die größere Gebiete der Ethnologie behandeln, hatte sich der Verfasser bisher schon ganz wesentlich auf die amerikanische Völkerwelt eingestellt; und im ganzen wird man ihm doch das Zeugnis ausstellen können, daß er seiner Aufgabe gerecht geworden ist, da hier doch ganz Amerika auf knappstem Raume besprochen werden sollte, vieles also nur kurz und mehr referierend behandelt werden mußte. Namentlich der Hauptaufgabe, den beiden hochgestiegensten Kulturen Mexiko und Peru galt es doch gerecht zu werden. Vielleicht hätte die Wirtschaft, die beide Länder hochgetrieben hatten, während sie wieder als Einzelkulturen doch verhältnismäßig einseitig ausgebildet waren, noch stärker herausgearbeitet werden können. Aber das ist ja ein im allgemeinen bisher selten gut gepflegtes Gebiet, das hier freilich geschichtlich besonders wichtig, ja verhängnisvoll war, denn nur diese große wirtschaftliche Einseitigkeit führte zu der geringen Widerstandsfähigkeit beider Kulturreiche gegen den rohen Ansturm der Spanier, die ja, so besonders noch in Peru, außerordentlich große Kulturwerte sinnlos und verständnislos vernichtet haben, für die der Katholizismus eine bisher, wie es scheint, kaum empfundene, jedenfalls viel zu leicht getragene Mitverantwortung auf sich geladen hat.

Wir können aber jedenfalls im Gesamturteil über das Buch nicht mit dem außerordentlich scharfen Urteil in der deutschen Literaturzeitung, 1927, übereinstimmen, in dem sogar ein bedauerliches Versehen in der Druckerei, bei dem sich die Unterschriften von zwei Bildern verschoben haben, dem Verfasser zur Last gelegt wird. Unser Urteil wird vielmehr dahin lauten können, daß die Aufgabe, wie geboten, in kürzester Form, aber mit recht gutem Erfolg gelöst ist.

Ed. Hahn.

Arriens, C., *Am Herdfeuer der Schwarzen. Erlebtes aus Westafrika.* 156 S. 8°. Mit 20 Originalbildtafeln. Weimar, Verlag für Urgeschichte und Menschforschung G. m. b. H.

Im vorliegenden kleinen Werk bringt Arriens, der bekannte Maler und Illustrator, künstlerischer Begleiter bei L. Frobenius' Niger- und Nordafrikaexpedition, in 18 kleineren und größeren Kapiteln Selbstbeobachtetes und Erlebtes aus Nigrien, und treffliche Tafeln nach Originalskizzen des Verfassers begleiten den Text.

Natürlich kann und will Arriens in dem Büchlein nicht ausführlich über die von ihm durchzogenen Gegenden berichten, auch laufen ihm bei einigen Ausführungen Irrtümer unter, die er bei rechtzeitigen Erkundungen an richtiger Stelle hätte vermeiden können, aber wiederum weckt die Veröffentlichung des mit dem Auge des Künstlers sehenden unbefangeneren Beobachters das Interesse vieler durch seine lebendige, eigenartige Schilderung und dient für einen größeren Laienkreis als gute Einführung in diese Länder. Indessen auch der Fachmann findet verschiedenes für ihn recht Wichtiges. Man vergesse nicht, ging doch die Reise durch Gebiete uralten afrikanischen Volkslebens, die erst vor wenigen Jahrzehnten durch europäische Kultur und die Eisenbahn, letztere allerdings nur für wenige Strecken, stärker berührt wurden. Da ist z. B. die für afrikanische Verhältnisse riesige Stadt Ibadan. Unweit der Küste liegend, sperrte noch vor 40 Jahren ein Krieg mit Abeokuta ein Eindringen in seine Mauern. Das Volk der Yoruba, eines der interessantesten im Golf von Guinea, mit uralten Beziehungen zu einer gewissen höheren Halbkultur, ebenso wie die Nupe und selbst die eingedrungenen Haussa-Fulbe geben neben den Resten der Urbevölkerung noch manches Rätsel zu lösen. Ife, durch Entdeckungen der Engländer bekannter geworden (Altmeister Bastian ahnte schon seine Bedeutung), das dann auch von der Frobeniusschen Expedition als Fundstelle berührt wurde, wird ebenfalls erwähnt, und die Arbeitsstätten verschiedener Industrien in Bida, auf die ich schon lange hingewiesen und aufmerksam gemacht hatte, wurden eingehend besichtigt, und Arriens' Pinsel und Stift legte so manches bildlich fest. Aber von erheblicher Wichtigkeit und großem Interesse sind auch die Ausführungen über die heiligen Krokodile! Wer denkt da nicht an ägyptischen Einfluß! Auch Widder, die am Halsband geführt werden, also ein Analogon zu den angeblich so alten nordafrikanischen Felszeichnungen, beobachtete der Verfasser. Ferner kann man sich gerade durch die guten Abbildungen ein schönes Bild von der Abenteuerlichkeit mancher Maskentänze machen. Das tägliche Leben der Neger, sowie der Mischfulbe und einige ihrer Industrien sind hübsch beschrieben und durch die beigegebenen Tafeln versinnbildlicht.

Die von A. gebrauchten Eingeborenennamen stammen meistens von seinem Haussadolmetscher; wie schon eingangs gesagt worden ist, hätte er sich ja bei manchem noch besser unterrichten müssen.

Aber das Werkchen im ganzen kann als eine gute Bereicherung der Afrikaliteratur für einen weiteren Kreis, der nicht große Bücher lesen kann und will, angesehen werden und bringt auch für den Fachmann so manches Erfreuliche und Neues. Es ist der Beachtung wert.

P. Staudinger.

Bryk, Felix: *Neger-Eros. Ethnologische Studien über das Sexualleben bei Negern.* Mit 85 Abbildungen und 1 Tafel. Berlin 1928. Marcus u. Weber.

Das mit einem Vorwort Albert Molls eingeleitete ausgezeichnete Buch bietet natürlich keine vergleichende Studie über die sexuellen Verhältnisse der Neger überhaupt, sondern nur, was unter den gegebenen Umständen viel wertvoller war, eine ziemlich erschöpfende Behandlung der Vita sexualis einiger Stämme des nördlichen Ostafrika. Es handelt sich vor allem um die Bantustämme der Baganda, Budama, Bagishu, Kitosh-Kavirondo, Kikuyu und die hamitisierten Nandi, Wandorobbo, Sebeyi, Elkoyi und Suk. Bei jeder Einzel Tatsache ist mit rühmenswürdiger Gründlichkeit stets der betreffende Stamm vermerkt. Das Untersuchungsfeld ist sachlich sehr weit gesteckt. Die sexuellen Wirkungen auf das materielle und geistige Kulturleben werden in weitgehendem Maße berücksichtigt; eine genaue Betrachtung von Kleidung und Schmuck bildet die Einleitung. Besonders aufschlußreich sind seine Beobachtungen und Betrachtungen über die Genitaldeformationen, besonders der Vagina hypertelica und die Männerbeschneidung, zu der er eine rein hygienische Erklärung gibt. Die Pubertätsriten, Brautschau, Defloration, Beischlaf, Kinderpflege, Prostitution (auch in den größeren Städten, in Nairobi und an der Küste), Witwenstand, Ehe und Perversitäten werden meist mit ungeschminkter Offenheit behandelt. Die Bebilderung des Buches ist gut und bietet auch in anderer als erotischer Beziehung viel Neues. Durch Bryks Buch werden die Untersuchungen Roscoes, Hollis', Beechs u. a. gut ergänzt.

Herm. Baumann.



## Druckfehlerberichtigung

zu dem Aufsatz von M. Hilzheimer: Naturwissenschaftliches zu Kühns Altersstellung der nordafrikanischen Felskunst. Heft 1/2. S. 89—95.

- S. 90 Abschn. 2 Z. 11 statt falsch „Tierzeichnung“ richtig „Tierzähmung“.  
 S. 91 Abschn. 2 Z. 13 statt falsch „Bon-Alem“ richtig „Bou-Alem“.  
 S. 91 Abschn. 2 Z. 22 statt falsch „noutrus“ richtig „Moutons“.  
 S. 94 Abschn. 1 Z. 3 statt falsch „der“ richtig „die“.  
 S. 94 Abschn. 1 Z. 4 statt falsch „Litorine-Meeres“ richtig „Litorina-Meeres“.  
 S. 94 Abschn. 1 Z. 6 statt falsch „Grenzhorizontales“ richtig „Grenzhorizontes“.  
 S. 94 Abschn. 4 Z. 5 ist hinter nachweisbar das Wort „ist“ zu streichen.  
 S. 94 Abschn. 5 Z. 15 statt falsch „longépes“ richtig „longipes“.  
 S. 94 Abschn. 5 Z. 17 statt falsch „zwar“ richtig „genau“.  
 S. 95 Abschn. 1 Z. 8 statt falsch „Remisenz“ richtig „Konvexität“.  
 S. 95 Abschn. 1 Z. 12 sind die letzten beiden Worte: „eine vor“ zu streichen.  
 S. 95 Abschn. 1 Z. 14 statt falsch „eines Obermaiers“ richtig „und Obermaier“.  
 S. 95 Abschn. 1 Z. 16 statt falsch „Tuarezschafe“ richtig „Tuaregschafe“.  
 S. 95 Abschn. 2 Z. 6 statt falsch „paläographische“ richtig „paläolithische“

## IV. Eingänge für die Bibliothek.

- Adatrechtbundels besorgd door de commissie voor het adatrecht en uitgegeven door het Koninklijk Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië 28, 's Gravenhage: Nijhoff 1927. VIII, 543 S. 8°. 28: Gemengd.
- Ahrens, Rudolf: Wirtschaftsformen und Landschaft ... Hamburg: Friedrichsen 1927. XII, 97 S. 7 Textfig., 19 Ktn. auf 5 Taf. 4°. Hamburgische Universität. Abhandl. a. d. Gebiet d. Auslandskd. Bd. 24. Reihe C. Naturwissensch., Bd. 9.
- Alba, M. M.: Etnologia y poblacion historica de Panama. Panama 1928: Imp. Nac. 22 S. 1 map.
- Andree, Julius: Altsteinzeitliche Funde aus Westfalen. 1—4. Leipzig: Kabitzsch [1925] — 1927. II. Textabbild. 8°. Aus: Mannus, Bd. 17. H. 1—2, Bd. 19. H. 1—2 u. 3—4.
- Andree, Julius: Das Alter der diluvialen Lippe- und Emscherablagerungen u. Nachtrag. Bonn: 1927. 8°. Aus: Sitzungsber. Naturhist. Ver. d. preuß. Rheinlande u. Westfalens.
- Ankermann, Bernhard: Koelles Mbe-Sprache. [Berlin: Gruyter] 1927. 4 S. 8°. Aus: Mitteil. d. Sem. f. orient. Sprach. Jhrg. 30, Abteil. 3.
- Arbman, Ernst: Untersuchungen zur primitiven Seelenvorstellung mit besonderer Rücksicht auf Indien. [Leipzig: Harrassowitz, Paris: Soudier: Uppsala: Lundequistka 1926—1927.] Aus: Monde oriental. Vol. 20—21.
- Arriens, C.: Am Herdfeuer der Schwarzen. Erlebtes aus Westafrika. Weimar, Verlag für Urgeschichte u. Menschenforschung. 156 S. 4 vierfarb. u. 16 schwarze Taf. 8°.
- Arriens, C.: Unter Kabylen und Beduinen. Wanderungen im Atlasgebiet. Berlin: Ullstein (1927). 120 S. 10 Abbild. 1 Karte. 8°. (Wege zum Wissen Bd. 69.)
- Atlas der Völkerkunde: Bd. 1 siehe Karutz, R., Die Völker Nord- u. Mittelasiens ... Bd. 2 siehe Krämer, A., West-Indonesien ...
- Auerbach, Alfred: Das Städtische Museum in Gera in den ersten 50 Jahren seines Bestehens. Gera: Geraer Verlagsanstalt o. J. 44 S. 8°.
- Avalon, Arthur: The serpent power being the Shat-Charka-Nirūpana and Padukā-Panchaka ... London: Luzac 1919. VIII, 183 S. 8 pl. 8°.
- Avé-Lallemant, German: Provincia de Mendoza. Observaciones sobre el mapa del departamento de las Heras. La Plata: Museo, Lóndres: Quaritch, Paris: Leroux 1892. 20 S. 1 map. 2°. (Anal. del Mus. de La Plata sec. geol. y mineral. 1.)
- Backwell, H. F.: The Occupation of Hausaland 1900—1904 ... Lagos 1927: Gov. Pr. 80 S.
- Baldus, Herbert: Os Indios Chamacocos. São Paulo: Diário official 62 S. 8°. Aus: Rev. do Mus. Paulista Tom. 15.
- Banner, Johann: Die in Ungarn gefundenen Hockergräber. Szeged 1927. 66 S. 4°. Aus: „Arbeiten“ H. 3.



- Baschdaroff, G.: Die Makedonische Frage. Deutsch von M. M. Schischmanova. Wien, Paris, Berlin, Sofia: Die Makedon. Studentenver. 1925. 53 S. 1 Kte. 8°.
- Makedon. Bücherei Nr. 2.
- Beth, Karl: Religion und Magie. Ein religionsgeschichtlicher Beitrag zur psychologischen Grundlegung der religiösen Prinzipienlehre. 2. umgearb. Aufl. Leipzig, Berlin: Teubner 1927. XII, 433 S. 8°.
- Beyer, Hermann: Las dos estelas Mayas de Tila, Ghis. Mexico 1927: La Nacion. Aus: Mem. de la Soc. „Antonio Alzate“ Tom. 47.
- Bij, T. S. van der: De vredelievendheid der Australische inboorlingen. Groningen: Noordhoff o. J. 8°. Aus: Mensch en Maatschappij jaarg. 4 Nr. 2.
- Birrfault, Robert: The mothers, A study of the origins of sentiments and institutions. 3 vols. London: Allen & Unwin, New York: Macmillan (1927). 4°.
- Birket-Smith, Kaj: Eskimoerne. Med forord af Knud Rasmussen. København: Nordisk Forlag 1927. 239 S. 8°.
- Birket-Smith, Kaj: 500 Eskimo words . . . Copenhagen: Gyldendalske Boghandel 1928. 64 S. map. 4°. Aus: Rep. of the 5. Thule-exped. 1921—1924. vol. 3, Nr. 3.
- Bishop, Carl Whiting: The historical geography of early Japan. Washington 1926: Gov. Pr. Off. 9 pl. 8°. Aus: Smithsonian. Rep. for. 1925.
- Bishop, C. W.: The ritual bullfight. Washington 1927: Gov. Pr. Off. 1 pl. 8°. Aus: Smiths. Rep. 1926. Publicat. 2902.
- Bishop, C. W.: The bronzes of Hsin-Chêng Hsien. Washington 1927: Gov. Pr. Off. 9 pl. 8°. Aus: Smiths. Rep. 1926. Publicat. 2903.
- Boas, Franz: America and the Old World. Göteborg 1925: Elander. 4°. Aus: 21. Congr. internat. des Amér. sess. 20—26 août 1924.
- Boas, Franz: Romance folk-lore among american Indians. a. O. 1925. 8°. Aus: Romanic Review, vol. 16., Nr. 3 July—September.
- Boas, Franz: Teton Sioux music. o. O. u. J. 8°. Aus: Journ. of Amer. Folk-Lore.
- Boas, Franz: Primitive art. Oslo: Aschehoug, Leipzig: Harrassowitz, London: Williams & Norgate. 376 S. 15 pl. 8°. (Institut. for sammenl. de Kulturforsk. Ser. B. vol. 8.)
- Bollig, Laurentius: Die Bewohner der Truk-Inseln. Religion, Leben und kurze Grammatik eines Mikronesiervolkes. Münster i. W.: Aschendorff 1927. VIII, 302 S. 8°. (Anthrop. ethnol. Bibl. Bd. 3.)
- Boman, Eric: Estudios arqueológicos riojanos. 1. Parte. Buenos Aires: Coni 1927. 79 S. 27 Lam. 8°. Parte 1: Los cementerios de párvulos del Norte de la Rioja.
- Bonnerjea, Biren: L'ethnologie du Bengale. Paris: Geuthner 1927. XX, 169 S. 8°.
- Bradley-Birt, F. B.: Chota Nagpore . . . London: Smith, Elder 1903. XIV, 310 S. 43 illust. 1 Map. 8°.
- Braune, Kurt: Einige Bemerkungen zu den Karten und Verzeichnissen altsteinzeitlicher Artefakt- und Menschfundstellen. Berlin: Stilke o. J. 1 Kte. 8°. Aus: „Hauser, Der Erde Eiszeit und Sintflut.“
- Breysig, Kurt: Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte. 2. Auflage. Stuttgart, Berlin: Cotta 1927 XX, 337 S. 8°.
- Bryk, Felix: Neger-Eros. Ethnologische Studien über das Sexualleben bei Negeren. Berlin u. Köln: Marcus & Weber 1928. VIII, 146 S. 85 Abbild. i. Text u. 1 Taf. 8°.
- Buschan, Georg: Im Anfang war das Weib . . . 3 Bde. Dresden: Reisner 1927 ca. 350 Abbild. 8°.
- Bushnell, David I.: Burials of the Algonquian, Siouan and Caddoan Tribes West of the Mississippi. Washington 1927: Gov. Pr. Off. X, 103 S. 8°. (Smithson Inst. Bur. of Amer. Ethnol. Bull. 83.)
- Caso, Alfonso: El Teocalli de la guerra sagrada. Mexico 1927: Talleres graficos de la Nacion. 66 S. 4°. Public. de la secret. de educ. publ. monograf. del Museo Nac. de arqueol. . .
- Castillo Yurrita, Alberto del: La cultura del vaso campaniforme (su origen y extensión en Europa). Barcelona 1928: Soc. General de Publicaciones. 216 S. 206 Lám. 2 Map. 4°.
- Chatterjee, Anathnath, and Tarakchandra Das: The Hos of Seraikella. Part. 1. Calcutta: University of Calcutta. 1927 VIII, 94 S. 22 plates. 8°.
- Chleborád, Miroslav: (Pol.) Zwei vorgeschichtliche Friedhöfe in Sardičky bei Bučovice in Mähren. V Brne: Pravěku 1927. 4°. (Moravsky archaeol. Klub.)
- Clementz, L. J. Sw.: Ur Meddelanden från stenalders- (och Hembygds-) museet i Wallkärra. Wallkärra 1926: Hembygds-museets tryckeri. 24 S. 2 pl. 8°. (Stenaldern Ser. 1, nr. 1. Jan. 1927.)

- Crawley, Ernest: The mystic rose. A study of primitive marriage and of primitive thought in its bearing on marriage. A new edition, revised and greatly enlarged by Theodore Besterman. 2 vols. London: Methuen (1927). 8°.
- Créqui-Montfort, G. de, et Rivet, P.: La langue Uro ou Pukina. (Paris:) Siège de la Soc. 1925—1927. Aus: Journ. de la Soc. d. Amér. Nouv. sér. t. 17. 1925, t. 18. 1926, t. 19. 1927.
- Crookshank, F. G.: Der Mongole in unserer Mitte. Ein Studium des Menschen und seiner drei Gesichter. Aus dem Englischen übersetzt von Prof. Dr. E. Kurz. München: Drei Masken 1928. 156 S. [30 Taf.] 8°.
- Daly, C. D.: Hindu-Mythologie und Kastrationskomplex . . . Leipzig, Wien, Zürich: Internat. Psychoanalyt. Verl. 1927. 60 S. 4°. Aus: Imago . . . Bd. 13.
- Dangberg, Grace: Washo texts. Berkeley, California 1927: Univ. of California Press. 4°. Aus: Publ. in amer. archaeol. and ethnol. vol. 22, Nr. 3.
- Danzel, Wilhelm: Handbuch der präkolumbischen Kulturen in Lateinamerika. Hamburg u. Berlin: Hanseatische Verlagsanstalt 1927. 136 S. 2 Ktn. 1 Taf. u. 88 Abbild. im Text. 8°.
- Diepgen, P.: Die Volkskunde und ihre Beziehungen zu Recht, Medizin, Vorgeschichte . . . Berlin: Stubenrauch 1928. 64 S. 8°.
- Duncan, Jane E.: A summer ride through Western Tibet. London: Smith, Elder 1906. XVIII, 341 S. 93 illust. 1 map. 8°.
- Dunn, Leslie C.: An anthropometric study of Hawaiians of pure and mixed blood. Cambridge. Massachusetts, U. S. A.: Museum 1928. 8°. Aus: Papers of the Peabody Mus. vol. 11, Nr. 3.
- Ebert, Max: Südrufland im Altertum. Bonn u. Leipzig: Schröder 1921. XIII, 436 S. 145 Abbild. i. Text. 8°. (Bücherei d. Kultur u. Gesch. Bd. 12).
- Eerde, J. C. van: Ethnologie coloniale (l'europeen et l'indigène). Préface de Joseph Chailley. Paris: Monde nouveau 1927. XX, 274 S. 17 pl.
- Eickstedt, Egon von: The races and types of the Western and Central Himalayas. o. O. 1926. 8°. Aus: Man in India, vol. 6, Nr. 4.
- Eickstedt, Egon von: Die Indien-Expedition des Staatlichen Forschungsinstituts für Völkerkunde in Leipzig. [Stuttgart: Schweizerbart] 1927. 1 Taf. 8°. 1. Anthropologischer Bericht (Ceylon). Aus: Anthropol. Anz. Jhrg. 4, H. 3.
- Eickstedt, Egon von: Die Indien-Expedition des Staatlichen Forschungsinstituts für Völkerkunde zu Leipzig. [Stuttgart: Schweizerbart] 1927. 8°. 1. Ethnographischer Bericht (Ceylon). Aus: Ethnol. Anz. Jhrg. 1, H. 4.
- Eickstedt, Egon von: Die Negritos und das Negritoprobem. [Stuttgart: Schweizerbart] 1927. 1 Taf. 8°. Aus: Anthropol. Anz. Jhrg. 4, H. 4.
- Eickstedt, Egon von: Verbreitung, Stellung und Aussehen des Neanderthalers. [Berlin-Lichterfelde: Bermühler 1927.] 12 Abbild. i. Text u. Kunst-drucktafel C. u. D. fehlt. 8°. Aus: Erdball H. 1—4.
- Eickstedt, Egon von: Zur Technik und Bedeutung der Rumpflängenmessung. [Stuttgart: Schweizerbart] 1927. 8°. Aus: Anthropol. Anz. Jhrg. 4, H. 1.
- Etracets from Hadiths and Muslim text books on subject of treatment of animals. Kano (1927); Emirate Print. 8°.
- Festschrift zur Feier des 75jährigen Bestehens des Römisch-Germanischen Central-Museums Mainz. Mainz: Wilkens 1927. 252 S. 20 Taf. 4°.
- Festschrift Meinhof. Hamburg: Friederichsen i. Komm. 1927 XII, 514 S. 4°.
- Festschrift zum 70. Geburtstage 30. Mai 1927 und 40jährigen Dienstjubiläum 31. Mai 1927 des Herrn Professor Dr. H. H. Schauinsland . . . Bremen: Heilig & Bartels 1927, 90 S. 4°.
- Festschrift, Publication d'hommage offerte au P. W. Schmidt . . . Wien 1928: Mechitharisten-Congreg.-Buchdruckerei 1928. XXIX, 977 S. 41 Taf. 158 Textillust. 2 Ktn. 4°.
- Fewkes, J. Walter, The Katsina altars in Hopi worship. Washington 1927: Gov. Pr. Off. 3 pl. 8°. Aus: Smiths. Rep. 1926. Publicat. 2904.
- Feyerabend, Ludwig: Die bemalten Tongefäße der Oberlausitz. o. O. u. J. 19 S. 51 Abb. 8°.
- Feyerabend, Ludwig: Die Urgeschichte der preußischen Oberlausitz. o. O. u. J. 8 S. 8°.
- Feyerabend, Ludwig: Die „Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz“. Berlin-Friedenau: Deutscher Kommunalverlag o. J. 6 S. 8°. Aus: Monograph. Deutsch. Städte. Bd. 13 Görlitz.
- Fielstrup, F. A.: [Russisch] Die ethnische Zusammensetzung der Uralbevölkerung. Leningrad: Akad. d. Wissensch. 1926. 37 S. 1 Kte. 8°. (Arbeiten d. Kommiss. z. Erforsch. d. völk. Zusammensetz. d. U. S. S. R. u. angrenzender Länder 11.)
- Findeisen, Hans: Landkarten der Naturvölker. Die Kartographie bei den amerikanischen und nordasiatischen Polarvölkern. Berlin: 1927. 2°. Aus: „Der Stein der Weisen“ H. 2, 15. Jan.



- Findeisen, Hans: Zur Landeskunde der Mongolei. Berlin: Koloniale Rundschau 1927. 7 S. 8°. Aus: Kol. Rundschau Jhrg. 1927, H. 4 u. 5.
- Findeisen, Hans: R. Karutz, Die Völker Nord- und Mittelasiens. 54 Tafeln mit erläuterndem Text. (Atlas der Völkerkunde, hrsg. von R. Karutz, Bd. 1), Stuttgart, Franckh. 1925. 120 S. [Berlin: Oesterheld 1927.] 4°. Aus: Ostasiat. Ztschr. N. F. 3, H. 3—4.
- Firth, Raymond: Economic Psychology of the Maori. London: Roy. Anthropol. Inst. of Great Britain and Ireland. 1925. 4°. Aus: Journ. of the Roy. Anthropol. Inst. Vol. 55.
- Firth, Raymond, Maori hill-forts. o. O. 1927. 13 S. 4°. Aus: Antiquity, vol. 11 Nr. 1.
- Firth, Raymond: The Maori carver. o. O. u. J. 8°. Aus: Journ. of the Polynesian Soc. vol. 34, Nr. 4.
- Fischer, Eugen: Ein neues Verfahren der Daktyloskopie. [Stuttgart: Schweizerbart] 1928. 1 Taf. 8°. Aus: Anthropol. Anzeiger. Jhrg. 5, H. 1.
- Fischer, Max: Der Entwurf eines Strafvollzugsgesetzes. Halle: Marhold 1928. 9 S. 4°. Aus: Psychiatrisch-Neurolog. Wochenschr. Jhrg. 30, Nr. 6, 7.
- Fischer, Max: Progressive Trinkerbehandlung. Bln.-Charlottenburg: Arbeitsgemeinschaft sozialhyg. Reichsverbände 1928. 4°. Aus: Archiv für Soz. Hyg. u. Demographie Bd. 3, H. 2.
- Franz, Leonhard u. Weninger, Josef: Die Funde aus den prähistorischen Pfahlbauten im Mondsee. Mit je einem Beitrage von Elise Hofmann und Franz Angerer. Wien: Anthropol. Gesellsch. 1927. IX, 111 S. 10 Abbild. im Text u. 376 Abbild. auf 42 Taf. 8°. (Materialien z. Urgesch. Österreichs H. 3.)
- Freundenberg, Wilhelm: Aus der ältesten Vorgeschichte von Weinheim. — Ein fränkischer Grabfund bei Großsachsen. Weinheim: Verlag d. Stadt Weinheim 1926. 8°. Aus: Weinheimer Geschichtsblatt (Jahr 1925) Nr. 15.
- Friedel, Arthur: Anatomie. 1. Knochen und Gelenklehre. Berlin: Weidmann 1927. IX, 205 S. 125 Abbild. Taf. 5—7. (Handbuch der Leibesübungen Bd. 10)
- Friederici, G.: De preutscheid in de ethnografische literatuur. Groningen: Noordhoff o. J. 8°. Aus: Mensch en Maatschappij, jaarg. 3, Nr. 5.
- Friederici, G.: Cappellet, H. van, Mythen en sagen uit West-Indie. Zutphen 1926—Berlin: Weidmann o. J. 8°. Aus: Göttingische gelehrte. Anz.
- Gayton, A. H., and Kroeber, A. L.: The Uhle pottery collections from Nazca. Berkeley, California 1927: Univ. of California Press. 46 S. 21 pl. 12 fig. i. text. 4°. Aus: Publ. in amer. archaeol. and ethnol. vol. 24, Nr. 1.
- Gayton, A. H.: The Uhle collections from Niveveria. Berkeley, California Press. 11 fig. i. Text. 4°. Aus: Publ. in amer. archaeol. and ethnol. vol. 21, Nr. 8.
- Geopolitischer Geschichtsatlas. Herausgegeben u. bearb. von Dr. Franz Braun u. A. Hillen Ziegfeld. 1. Teil. Dresden, Ehlermann, 1927. 1. Das Altertum.
- Gids in het volkenkundig Museum. 1. (Amsterdam 1927: Bussy.) 58 S. quer 8°. 1. De volkenkaart van Ned.-Indie, de ruilmiddelen en de Schatzkamer. o. J. Bussy. 89 S. quer 8°. 2. Bali en Lombok. Bussy. 92 S. 3. Sumatra [1928]: Bussy. 85 S. 4. Het Hindoeïsme.
- Goessler, Peter: Die Ergebnisse der Ausgrabungen auf Leukas und die Einzel-funde der Ausgrabungen. München-Gräfelfing: Uhde 1927. Beilage 27—89. 4°. Aus: Wilhelm Dörpfeld, Alt-Ithaka.
- Goldschmidt, Richard: Neu-Japan. Reisebilder aus Formosa, den Ryukyu-inseln, Bonininseln, Korea u. dem südmanchurischen Pachtgebiet. Berlin: Springer 1927. VI, 303 S. 215 Abbild. u. 6 Ktn. 8°.
- Gruetzner, Gertrud: Körperwachstum und Körperproportionen 15—19jähriger Schweizerinnen. Zürich: 1928. Füssli. 8°. Dissert. Aus: Arch. der Jul. Klaus-Stift. . . . Bd. 3, H. 1—2.
- Gumpert, Carl: Fränkisches Mesolithikum. Die steinzeitliche Besiedlung der fränkischen Rezat und oberen Altmühl im Tardenoisien. Leipzig: Kabitzsch 1927. VI, 12 S. 180 Abbild. i. Text . . . 8°.
- Gompertz, Maurice: Corn from Egypt. The beginning of the agriculture. London: Howe (1927) 88 S. 8°.
- Gusinde, Martin: Wertung und Entwicklung des Kindes bei den Feuerländern. Wien: Selbstverl. d. Anthropol. Gesellsch. (1926—1927). 4°. Aus: Sitzungsber. d. Anthropol. Gesellsch. Bd. 57.
- Gusinde, Martin: Meine vier Reisen durch Feuerland. (La Haye) 1924. 4°. Aus: 21. Congr. internat. d. Amer. Session de la Haye 12—16 août.
- Gusinde, Martin: Unveröffentlichte Dokumente über die Feuerländer. o. O. (1927). 8°. Aus: Ethnol. Anzeig. Jhrg. 1, H. 4.
- Gusinde, Martin: Das Höchste Wesen bei den Selk'nam auf Feuerland. St. Gabriel-Mödling bei Wien [1928]: Mechtharisten-Buchdruckerei. 4°. Aus: Festschr. P. W. Schmidt.



- Gusinde, Martin: Die Stellung der Frau bei den Feuerländern. Leipzig: Kabitzsch 1928. 4°. Aus: Tagungsber. d. Deutsch. Anthrop. Gesellsch. vom 17.—21. Septbr.
- Gusinde, Martin u. Lebzelter, Viktor: Kraniologische Beobachtungen an feuerländischen und australischen Schädeln. St. Gabriel-Mödling: Anthropos. 1927. 4°. Aus: Anthropos Bd. 22.
- Hackmann, Heinrich: Der Zusammenhang zwischen Schrift und Kultur in China. München: Reinhart 1928. 88 S. 8°.
- Haddon, A. C.: Les races humaines et leur répartition géographique . . . trad. par A. van Gennepe. Paris: Alcan o. J. XV, 327 S. 12 pl. 8°.
- Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, herausgegeben . . . von E. Hoffmann-Krayer. Berlin u. Leipzig: Gruyter 1927. 4°.
- Hartmann, Richard: Die Krisis des Islam. Leipzig: Hinrichs 1928. 37 S. 8°.
- (Morgenland H. 15.)
- Heine-Geldern, Robert: Eine Szene aus dem Sutasoma-Jataka auf hinterindischen und indonesischen Schwertgriffen. [Leipzig] Klinkhardt & Biermann 1925. 42 Abbild. i. Text u. auf Taf. 63—75. 4°.
- Heine-Geldern, Robert: Die Steinzeit Südasiens. Wien: Anthrop. Gesellsch. 1926—1927. 4°. Aus: Sitzungsber. d. Anthrop. Gesellsch. [Ber. über d. Tagung in Salzburg 9.—12. Sept. 1926].
- Heine-Geldern, Robert: Die Sammlung aus Hinterindien und Assam im Besitze des Museums für Völkerkunde in München . . . Wien: Anthrop. Gesellsch. 1927. 9 Abbild. i. Text. 4°. Aus: Mitteil. der Anthrop. Gesellsch. Bd. 57.
- Heine-Geldern, Robert: Mutterrecht und Kopfjagd im westlichen Hinterindien. Wien: Anthrop. Gesellsch. 1921. 4°. Aus: Mittl. d. Anthrop. Gesellsch. Bd. 51.
- Heine-Geldern, Robert: Ein Beitrag zur Chronologie des Neolithikums in Südostasien. St. Gabriel-Mödling bei Wien: Anthropos [1928]. 4°. Aus: Festschr. P. W. Schmidt.
- Hell, Martin: Der Georgenberg bei Kuchl in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. [Salzburg 1927.] 20 S. 8°. Aus: Mitteil. d. Gesellsch. f. Salzburg. Landeskunde Bd. 67.
- Henle, Günter: Eine Fahrt nach Patagonien und dem Feuerlande. Würzburg: Stürtz 1928. 90 S. 49 Abbild. 2 Ktn. 8°.
- Hermann, A.: Reigen für das Schulturnen. 7. unveränd. Aufl. Berlin: Weidmann 1925. VIII, 232 S. mit Abbild. 8°.
- Hooke, S. H.: New year's day. The story of the calendar. London: Howe (1927) 89 S. 8°.
- Hörner, Georg: Die Waldvölker. Versuch einer vergleichenden Anthropogeographie. Gotha: Justus Perthes 1927. VI, 80 S. 1 Kte. 4°. (Petermanns Mitteil. Ergheft 192.)
- Hrdlička, Aleš: Catalogue of human crania in the United States National Museum collections. The Algonkin and related Iroquois; Siouan, Caddoan, Salish and Sahaptin, Shosonean, and Californian Indians. Washington 1927. Gov. Pr. Off. 127 S. 8°. Aus: Proceed. of the U. St. Nat. Mus. vol. 69. Nr. 2631.
- Inostrancow, K.: [Russ.] Die Hunnu und die Hunnen. Leningrad: 1926. IV, 152 S. 8°. (Arbeiten des turkolog. Seminars 13.)
- Jacob-Friesen, K. H.: Grundfragen der Urgeschichtsforschung . . . Hannover: Helwing 1928. 240 S. 4°. (Veröff. d. urgesch. Abt. d. Prov.-Mus. Bd. 1.)
- Jahrbuch der Deutschen Museen, herausgegeben von Prof. Dr. Albert Schramm. Wolfenbüttel: Heckner 1927. 259 S. 8°.
- James, E. O.: The stone age. London 1927; Sheldon Pr. New York and Toronto: Macmillan. XV, 201 S. 8°.
- Jahn, Alfredo: Los Aborígenes del Occidente de Venezuela . . . Caracas 1927: Lit. y Typ. del Comercio. VIII, 416 S. 33 pl. y 1 mapa. 8°.
- Jardé, Auguste: Les céréales dans l'antiquité grecque. Paris: Boccard 1925. XVII, 237 S. 8°. 1, La production.
- Kaeselau, Adolf: Die freien Beduinen Nord- und Zentral-Arabiens. Schönberg (Mecklb.): Lehmann & Bernhard 1927. 139 S. 2 Abbild. 8°. Dissert. d. Math.-Naturw. Fak. d. Hamburgischen Univers.
- Karutz, Richard: Negers Sonnensehnsucht. Basel: Birkhäuser 1927. 4°. Aus: „Goetheanum“ Jhrg. 6, Nr. 21 u. 25.
- Karutz, Richard: Mysterienfragmente. Stuttgart 1927. 8°. Aus: „Die Drei.“ Jhrg. 7.
- Karutz, Richard: Afrikanischer Mythos. [Stuttgart] 1927. 8°. Aus: Die Drei. Jhrg. 7, H. 4 u. 6.
- Karutz, Richard: Von Goethe zur Völkerkunde der Zukunft. Stuttgart-Gablenberg: Surkamp. (1927) 169 S. 8°.

- Karutz, Richard: Das Rätsel des Janus. Von Wirklichkeit in Kunst und Mythos. Basel: Geering 1927. 171 S. 41 Abbild. 8°.
- Karutz, Richard: Afrikanische Mysterienfragmente. Die Toten leben. Stuttgart: 1926—27. 8°. Aus: Die Drei. Jhrg. 6. 1926, H. 12 u. Jhrg. 7, H. 4.
- Katalog des Ethnographischen Reichsmuseums Bd. 18. Leiden: Brill 1925. Bd. 18 Juynboll, H. H., Celebes 2. 10 Taf. 4°.
- ten Kate, Hermann: Osservazioni sulle macchie turchine congenite nei ragazzi tunisini ed algerini. Roma 1927: Societa. 16 S. 8°. Aus: Riv. di Antrop. vol. 28.
- Kawaguchi, Ekai: Three years in Tibet. Madras: Adyar, Benares, London: Theosoph. publ. Soc. 1909. XV, 719 S. 8°.
- Kern, Fritz: Stammbaum und Artbild der Deutschen und ihrer Verwandten. München: J. F. Lehmann 1927. VII, 305 S. 445 Abb. 8°.
- Khun de Prorok, Byron: The excavations of the sanctuary of Tanit at Carthage. Washington 1926: Gov. Pr. Off. 4 pl. 8°. Aus: Smithson Rep. for 1925. Nr. 2860.
- Klatt, B.: Entstehung der Haustiere. Berlin: Bornträger 1927. 107 S. 15 Abbild. u. 1 Zeittaf. 8°. (Handl. d. Vererbungswissensch. Bd. 3.)
- Klinghardt, Karl: Türkische Bäder. Stuttgart: Hoffmann (1927) 84 S. 85 Abbild. 1 Kte. 4°.
- Koppers, W.: Die materiell-wirtschaftliche Seite der Kulturentwicklung. Paris: Geuthner 1926. 8°. Aus: Internat. Woche für Religions-Ethnologie 4. Tagung (Mailand 17.—25. Sept. 1925.)
- Koppers, P. W.: Die fünf Dialekte in der Sprache der Yamana auf Feuerland. St. Gabriel-Mödling bei Wien 1927: Mechitharisten-Buchdruckerei. 4°. Aus: Anthropos Bd. 22.
- Kosinski, Karol: La valeur anthropologique des recherches sur l'innervation cutanée des membres in fériéurs. Warszawa 1926: Znicz, 11 S. 4°. Aus: Archiw. nauk Antropologicz. Tom. 2, Nr. 4.
- Kraemer, Augustin: West-Indonesien. Sumatra, Java, Borneo. Stuttgart: Franckh [1927] 104 S. 43 Taf. 4°. (Atlas der Völkerkde. Abt. Austronesien (Mal. Arch. u. Südseeinseln.)
- Kraemer, Augustin: Tätowiren, tatauiren, und die Wasserflasche. [Leiden: Brill 1927.] 4°. Aus: Internat. Arch. f. Ethnogr. Bd. 28, H. 1—2.
- Krämer, Augustin: Literaturabkürzungen. [Gotha: Justus Perthes] 1927. Aus: Petermanns Mitteil., H. 9—10.
- Krämer, Augustin: Der Taro und die Naßkultur. [Gotha: Justus Perthes] 1928 Taf. 14 u. 15. 4°. Aus: Petermanns geogr. Mitteil. H. 5—6.
- Krause, Arthur: Die Astrologie. Entwicklung, Aufbau und Kritik. Leipzig: Weber (1927) VII, 319 S. 50 Abbild. 8°. (Illustr. Handbücher.)
- Krauss, Friedrich S.: Wider die Unzuchtschnüffler der deutschen Justiz. . . . Basel: Reber (1928) 55 S. 8°.
- Krickeberg, W.: Märchen der Azketen und Inkaperuaner, Maya und Muisca. Jena: Diederichs 1928. XV, 405 S. 8°. (Märchen der Weltliteratur.)
- Krickeberg, Walter: Mexikanisch-peruanische Parallelen. St. Gabriel-Mödling bei Wien [1928]: Mechitharisten-Buchdruckerei. 4°. Aus: Festschr. . . . P. W. Schmidt.
- Krieger, Herbert W.: Material culture of the people of Southeastern Panama, based on specimens of the United States National Museum. Washington 1926: Gov. Pr. Off. V, 141 S. 37 pl. 8°. Aus: Smithson. Inst. U. St. Nat. Mus. Bull. 134.
- Kroeber, A. L.: Arrow release distributions. Berkeley, California 1927: Univ. of California Press. 1 map. 4°. Aus: Publ. in amer. archaeol. and ethnol. vol. 23, Nr. 4.
- Kuehn, Herbert: Die Malereien der Valltorta-Schlucht (Provinz Castellón). Leipzig: Klinkhardt & Biermann 1926. Taf. 11—17. 2°. Aus: Ipek Jhrb. f. prähist. & ethnogr. Kunst.
- Kuehn, Herbert: Alter und Bedeutung der nordafrikanischen Felszeichnungen. Leipzig: Klinkhardt & Biermann 1927. 41 Abbild. auf Taf. 4—11. 4°. Aus Ipek.
- Kuehn, Herbert: Symbol in prähistorischer Beleuchtung. Stuttgart: Enke o. J. 8°. Aus: Zeitschr. f. Ästhetik Bd. 21.
- Kuehn, Herbert: Reihung um eine Mitte. Stuttgart: Enke o. J. 8°. Aus: Zeitschr. f. Ästhetik Bd. 21.
- Kuehn, Herbert: Die nordafrikanischen und ägyptischen Felsbilder der Eiszeit. Leipzig: Kabitzsch 1928. 4°. Aus: Tagungsber. d. Dt. Anthrop. Gesellsch. in Köln v. 11.—17. Sept. 1927.
- Kuehn, Herbert: Primitive Kunst. Berlin: de Gruyter o. J. (Taf. 104—111.) 4°. Aus: Reallex. d. Vorgesch.

- Kunst, J.: Hindoe-Javaanische muziek-instrumenten speciaal die van Oost-Java met medewerking van Dr. R. Goris. Weltevreden: Kon. Bat. Genootsch. van K. en W. 1927. VIII, 203 S. 8°. (Studien over Jav. en andere Indon. muziek deel 2.)
- Kupka, Paul L. B.: Späte swëbische Tonware aus der Altmark. Halle 1927: Gebauer-Schwetschke 44 Abbild. i. Text u. Taf. 16 u. 17. 8°. Aus: Jahres-schrift f. d. Vorgesch. der sächs.-thüring. Länder Bd. 15.
- Kynast, Karl: Apollon und Dionysos. Nordisches und Unnordisches innerhalb der Religion der Griechen. Eine rassenkundliche Untersuchung. München: J. F. Lehmann 1927. 117 S. 4 Taf. 8°.
- La Farge, Oliver: Adaptations of christianity among the Jacalteca Indians of Guatemala. New York o. J.: 20 S. 8°. Aus: Thought Dez. [1927].
- La Flesche, Francis: Omaha bow and arrow makers. Washington 1927: Gov. Pr. Off. 4 pl. 8°. Aus: Smiths. 1926. Publicat. 2905.
- Lampe, W.: Ein frühsteinzeitlicher Siedlungsplatz bei Wustrow a. Jeetzel. Hildesheim 1926: Lax. 23 S. 11 Taf. 8°. Aus: „Niedersächs. Jahrb.“ Bd. 3.
- Langdon, Stephan: Ausgrabungen in Babylonien seit 1918. Übersetzt von Prof. Dr. F. H. Weißbach. Leipzig: Hinrichs 1927. 75 S. 27 Abbild. i. Text u. auf 8 Taf. 8°. (Der alte Orient Bd. 26.)
- Laufer, Berthold: Insect-Musicians and cricket champions of China. Chicago: Field Mus. of Nat. History 1927. 27 S. 12 pl. 8°. (Leaflet 22 Anthrop.)
- Lehmann-Nitsche, Robert: El revestimiento con ocre rojo de tumbas prehistóricas y su significado. o.O. 1926. 8°. Aus: Physis (Rev. d. l. Soc. Argent. de Cienc. Natur). t. 8.
- Lehmann-Nitsche, Robert: Südamerikanische Indianer-Rätsel. München 1927. 8°. Aus: Ideal Philologie Jhrb. 2.
- Lehmann-Nitsche, Robert: Estudios antropológicos sobre los Onas (Tierra del Fuego). Buenos Aires 1927: Coni. 2°. Aus: Anal. del. Mus. de la Plata tom. 2, entreg. 2a.
- Lehmann-Nitsche, Robert: Hans Staden, arcabucero alemán de la expedición sanabria al Río de la Plata. Buenos Aires 1927: Imp. de la Universidad 38 S. 8°. Aus: Bol. del. Inst. de invest. hist. . . . t. 5.
- Lehmann-Nitsche, Robert: Das Sternbild des Bohrers. Berlin-Tempelhof: Quellenforsch. zur Gesch. d. Tech. u. Indust. 1927. 8°. Aus: Geschichtsbl. f. Tech., Indust. u. Gewerb. Bd. 11, H. 2.
- Lehmann-Nitsche, Robert: Las aves en el folklore sudamericano, Buenos Aires 1926. 8°. Aus: El Hornero 3.
- Lehmann-Nitsche, Roberto: La caída de ceniza volcánica en la pampa bonaerense un caso observado en 1749 ó 1750. Buenos Aires 1927: Coni. 4°. Aus: Bol. de la Acad. Nac. de Cienc. en Córdoba tom. 30.
- Lehmann-Nitsche, Robert: Las tres aves gritonas . . . Buenos Aires 1928: Universidad. Aus: Rev. de la Univers. de Buenos Aires ser. 2, secc. 6, tom. 3. (Folklore argentino 7.)
- Lehmann-Nitsche, Robert: Coricancha el templo del Sol en el Cuzco y las imágenes de su altar mayor. Buenos Aires [1928]: Coni. 260 S. 4°. Aus: Rev. del. Mus. de la Plata tom. 31.
- Leser, Paul: Fritz Graebner. Köln: Du Mont Schauberg 1927. gr. 2°. Aus: Kölnische Zeitg. Nr. 164a v. 3. März 1927 Literat.- u. Unterhaltungsbl.
- Leser, Paul: Fritz Graebner . . . Köln: Kölner Verlagsanstalt . . . 1927. gr. 2°. Aus: Kölner Tagebl. Morgenausgabe v. 4. März 1927 Nr. 105.
- Leser, Paul: Westöstliche Landwirtschaft. St. Gabriel-Mödling bei Wien: Anthropos [1928]. 4°. Aus: Festschr. P. W. Schmidt.
- Lévy-Bruhl, Lucien: L'âme primitive. Paris: Alcan 451 S. 8°.
- Lindblom, K. G.: The use of stilts, especially in Africa and America. Stockholm 1927: Gernandt. 40 S. 8°. (Riksmusets etnogr. avdel. smärre meddel. Nr. 3)
- Lindblom, K. G.: Fighting-bracelets and kindred weapons in Africa. Stockholm: 1927. Gernandt 32 S. 8°. (Riksmus. etnograf. avdel. smärre meddel. Nr. 4.)
- Lindblom, K. G.: The spiked wheel-trap and its distribution. Stockholm 1928: Lagerström. 30 S. [10 Fig.] 8°. (Riksmus. etnograf. avdel. smär. meddel. Nr. 5.)
- Lindern, Georg von: Familiengeschichtliche Forschung. Anleitung mit praktischen Winken. Leipzig: Hachmeister & Thal (1927). 47 S. 20 Abbild. u. 2 Taf. 8°.
- Locke, L. Leland: A peruvian quipu. New York: Mus. of the Amer. Ind. Heye Found. 1927. 11 S. pl. 63. Aus: Contrib. fr. the Mus. of the Amer. Ind. Heye Found. vol. 7, Nr. 5.
- Luquet, G. H.: L'art néo-calédonien . . . Paris: Inst. d'Ethnologie 1926. 159 S. 20 planch. 4°. (Univers. de Paris Travaux et Mém. de l'Inst. d'Ethnol. 2.)



- Luschan, Felix von: Völker, Rassen, Sprachen. Anthropologische Betrachtungen. Berlin: Deutsche Buch-Gemeinschaft 1927. 383 S. 8°.
- Mackensen, Lutz: Hanseatische Sagen. Leipzig: Eichblatt 1928. XV, 117 S. 5 Bildtaf. 8°. (Eichblatts Deutscher Sagenschatz Bd. 13.)
- Mackenzie, Donald A.: Buddhism in pre-Christian Britain. London, Glasgow: Blackie 1928. XX, 178 S. 12 pl. 8°.
- Die Makedonische Frage, eine Antwort an Hermann Wendel. Wien: Die Makedon. Studentenvereine 1927. 16 S. 8°.
- Masera, Enrico: Nuovi elementi per lo studio delle curvature della colonna vertebrale. Padova 1928: Soc. coop. tipografia. 8 S. 8°. Aus: Atti della Accad. Scient. Veneto-Trentino-Istria (vol. 18. 1927).
- Massingham, H. J.: The golden age, the story of human nature. London: Howe (1927) 88 S. 8°.
- Mathiasen, Therkel: Archaeology of the Central Eskimos. Part. 1—2. Copenhagen: Nordisk Forlag 1927. 4°. 1. Descriptive part. 85 pl. 2 maps. 2. The Thule culture and its position within the Eskimo culture. (Report 5. Thule-Exped. 1921—24 vol. 4.)
- Matsumura, Akira, and Miyauchi, Etsuzo: Notes on Anthropometric Measurements of the Aborigines of Formosa. Tokyo: Anthropol. Inst. Imper. University 1927. 4°. Aus: Proceed. of the Imper. Acad. 3, Nr. 8.
- Maunier, René: La construction collective de la maison en Kabylie . . . Paris: Inst. d'Ethnologie 1926. 78 S. 2 Tab. 3 pl. 4°. (Trav. et Mem. de l'Inst. d'Ethnol. 3.)
- Maurizio, A.: Die Geschichte unserer Pflanzennahrung von den Urzeiten bis zur Gegenwart. Berlin: Parey 1927. XX, 480 S. 90 Textabbild. 1 Taf. 8°.
- Merhart, Gero: Archaeologisches zur Frage der Illyrer in Tirol. Wien 1927: Jasper. 8°. Aus: Prähist. Zeitschr. 14.
- Merrill, George P.: A recently found iron meteorite from Oakley, Idaho. Washington 1927: Gov. Pr. Off. 3 S. 2 pl. 8°. Aus: Proceed. of the U. St. Nat. Mus. Vol. 71 Art. 21.
- Midden-Oost-Borneo expeditie 1925. Uigave van her Indisch Comité voor wetenschappelijke onderzoekingen. Weltevreden 1927: Kolff III, 423 S. 155 illust. 21 pen-teek. en 4 Ktn. 4°.
- Mielke, Robert: Siedlungskunde des deutschen Volkes und ihre Beziehung zu Menschen und Landschaft. München: I. F. Lehmann 1927. VI, 310 S. 73 Abbild. 8°.
- Mielke, Robert: Zur Vorgeschichte des niedersächsischen Bauernhauses. [Bremen: Schünemann 1928] 8°. Aus: Niederdeutsche Zeitschr. f. Volkskde. Bd. 6, H. 1.
- Mileff, Nikola: Das ruhelose Makedonien. Berlin: Makedon. Studentenverein 1926. 32 S. 8°.
- Mitra, Panchanan: Prehistoric India, its place in the world's cultures. 2 edit. Calcutta: Univ. of Calcutta 1927. XXVIII, 512 S. 53 pl. 8°.
- Montandon, George: Craniologie paléosibérienne . . . Paris: Masson (1926). 8°. Aus: L'Anthropologie fasc 5—6.
- Montandon, George: Au Pays des Aïnou. Exploration anthropologique. Paris: Masson (1927). VIII, 240 S. 48 pl. 8°.
- Moszynski, Kazimierz: Polesie wschodnie . . . Warszawa: Mianowskiego 1928. XV, 328 S. [21 Taf.] 8°.
- Mützel, Hans: Vom Lendenschurz zur Modetracht. Berlin: Widder (1925). 331 S. 8 Farb.-Taf. 322 Textabbild. 4°.
- Nachweis für deutsche Bibliotheken erworbener Auslandsliteratur. Berlin o. J.: Hiehold. 8°. Jhrg. 3, 4. (Notgemeinschaft der deutschen Wissensch.)
- Nihlén, John: Gotlands stenåldersboplatser. Stockholm: Akad. Förlag 1927. 233 S. 8°. Akad. Avhandl. den 20 Maj 1927.
- Nordenskjöld, Otto: Südamerika, ein Zukunftsland der Menschheit, Natur, Mensch, Wirtschaft. Stuttgart: Strecker & Schröder (1927) XI, 244 S. 75 Abbild. auf Taf. 2 Textbild. 8 Ktn. 8°.
- Nordische Volkskundeforschung. Herausgegeben von John Meier. Leipzig: Brandstetter 1927. 56 S. 8°.
- Nyëssen, D. J. H.: The Passing of the Frisians anthropography of terpia. The Hague: Nijhoff 1927. 295 S. 49 illust. 8°.
- Oetteking, Bruno: Kraniologie der Nordwestküste Nordamerikas. Wien: Selbstverl. d. Gesellsch. 1926—1927. 4°. Aus: Sitzungsber. d. Anthropol. Gesellsch. Jhrg. 1926—1927. Tagung in Salzburg 9.—12. Sept. 1926.
- Oetteking, Bruno: Anmerkungen zur anthropologischen Methodik und Technik. o. O. 1926. 8°. Aus: Anthropol. Anzeig. Jhrg. 3, H. 4.
- Oetteking, Bruno: Rudolf Martin. [Lankaster, Pa.] 1926. 8°. Aus: Amer. Anthropol. N. S. 28 (2).

- Ohnesorge, Wilhelm: Der Lübecker Os und seine prähistorischen Altertümer ... Lübeck 1928: Schmidt-Römhild 123 S. 24 Abbild. 1 Kte. 8°. Aus: Mitteil. der Geogr. Gesellsch. H. 32.
- Outes, Félix, F.: Lo restos atribuidos al dictador Francia. Buenos Aires: Peuser 1925. 24 S. 8°. Aus: Bol. del Inst. de invest. hist. ... t. 4.
- Outes, Félix, F.: En Torno de una discusión. Buenos Aires: Coni 1925. 17 S. 8°.
- Outes, Félix, F.: Datos sobre la ergología y el idioma de los Yamana de Wulaia (isla Navarino) ... Buenos Aires: Coni 1926. 8°. Aus: Revista. del Mus. de la Plata tom. 30.
- Outes, Félix F.: Noticia sobre los resultados de mis investigaciones antropológicas en la extremidad sudeste de la provincia de Buenos Aires. Buenos Aires: Coni 1926. 6 S. 8°. Aus: Physis (Rev. de la Soc. Argent. de cienc. nat.) tom. 8.
- Outes, Félix, F.: Sobre el idioma de los Yamana de Wulaia (isla Navarín) ... Buenos Aires Coni 1926. 47 S. 4°. Aus: Revista. del Mus. de la Plata tom. 30.
- Outes, Félix F.: Algunos datos sobre la arqueología de la provincia de San Luis. Buenos Aires: Coni 1926. 8°. Aus: Physis (Rev. de la Soc. Argent. de cienc. nat.) tom 8.
- Planert, Wilhelm: Die Schnalzsprachen. Innsbruck: Afrikanisches Institut 1926. 8°. Aus: Bibliotheca Africana vol. 2, H. 2.
- Poeppig, Eduard: Eduard Poeppig: Im Schatten der Cordillera. Reisen in Chile, bearbeitet und eingeleitet von Dr. Wahrhold Drascher. Stuttgart: Strecker & Schröder 1927. XV, 301 S. 17 Abbild. a. Taf. 3 Ktn. 8°. (Klassiker der Erd- u. Völkerkunde.)
- Posnansky, Arthur: Titicaca-Desaguadero-Poopò ... La Paz (Miraflores): Instituto Tihuanacu de Antrop. Etnol. y Prehist. 1927. 19 S. 8°. Aus: „Del Titicaca al Poopò, navegando el Desaguadero.“
- Pošpišil, Frantisek: Die volkskundliche Abteilung des Mährischen Landesmuseums in Brünn. Brünn, Mähren 1928. (Moravia, Czechoslovakia-Abt-publ. 15.)
- Pospíšil, François: Vieilles danses guerrières des peuples européens et spécialement chez les Basques des Pyrénées. Amsterdam 1927. Aus: 3. Congr. van het „Institut internat. d'Antrop.-Paris“ Amsterdam 20.—29. Sept.
- Pospíšil, Franciszek: Taniec zbójnicki na Podhalu (w Zakopanem) i jego miejsce między oreznymi tancami u Słowian ogólnie i między Baskami w Pyenejach. o. O. 1927. 8°. Aus: 2. Congr. de géograph. et ethnogr. slav. en Pologne.
- Ragozin, Zénaïde A.: Vedic India as embodied principally in the Rig-Veda. 2. edit. London: Fisher Unwin, New York: Putnam 1899. XII, 457 S. 1 pl. 1 map. 8°.
- Ramström, Martin: Über die älteste Steinzeitkultur in Asien und Afrika. Die Galiläa-, Rhodesia- und Bañolasfunde. Uppsala 1927: Almquist & Wiksells. 27 S. 4°. Aus: Nova acta regial soc. scient. upsaliens. vol. extra ord.
- Rawling, C. G.: The great plateau, being an account of exploration in Central Tibet, 1903 and of the Gartok expedition 1904—1905. London: Arnold 1905. XII, 319 S. 2 maps. 8°.
- Renard, G.: Le travail dans la préhistoire. Paris: Alcan 1927. 278 S. 24 grav. dans le texte. 8°.
- Richtlinien für die praktische Schreibung afrikanischer Sprachen. London: Internat. Inst. f. afrik. Sprach. u. Kulturen 1927. 16 S. 8°. (Internat. Institut für afr. Spr. u. Kult.)
- Rivet, Paul: Le groupe océanien. Paris: Champion 1927. 8°. Aus: Bull. de la Soc. de Linguist. Tom. 27, Fasc. 3 Nr. 83.
- Rivet, Paul: La famille linguistique Timote (Venezuela). New York: Stechert 1927. 4°. Aus: Internat. Jour. of Amer. Linguist. Vol. 4 Nr. 2—4.
- Rodenwaldt, Ernst: Die Mestizen auf Kisar. Mit einem Beitrage von Dr. K. Saller über „mikroskopische Beobachtungen an den Haaren der Kisaresen und Kisarbastarde“ 2 Bde. Batavia [1927: Kolff.] 4°.
- Roeder, Fritz: Die sächsische Schalenfibel der Völkerwanderungszeit ... Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1927. 52 S. 7 Abbild. i. Text u. 6 Taf. 8°.
- Róheim, Géza: Mondmythologie und Mondreligion ... Leipzig, Wien, Zürich: Internat. Psychoanalyt. Verl. 1927. 104 S. 4°. Aus: Imago ... Bd. 13.
- Roth, Karl H.: Ergebnisse von Körpermessungen an Pfälzern auf der „Ausstellung für Gesundheitspflege“ ... in Kaiserslautern. [Kaiserslautern] (1927) 4°. Aus: Pfälz. Heimatkunde Jhrg. 1927. H. 1—2.
- Roth, Karl H.: Körperform, Beruf und Stand. Frankfurt a. M.: Die Umschau 1927. 4°. Aus: Die Umschau Jhrg. 31, H. 23. 4. Juni.
- Roth, Karl H.: Denkschrift über die Schaffung eines Anthropologischen Laboratoriums der Pfalz. o. O. 1927. 4°. Aus: Nachr. der Deutsch. Anthropol. Gesellsch. Jhrg. 2.



- Roth, Karl H.: Ist der soziale Aufstieg mit anthropologischer Auslese verbunden?  
... Charlottenburg: Arbeitsgem. sozialhyg. Reichsfachverbände 1927. 4<sup>o</sup>.  
Aus Arch. f. Soziale Hyg. u. Demographie Bd. 2, H. 5.
- Roth, Karl H.: Soziale Körperbauformen in der Pfalz und ihre Entsprechungen.  
o. O. 1927. 4<sup>o</sup>. Aus: Bei uns daheim ... Heimatsbeilage der „Pfälz. Post“  
Jhrg. 3, Blatt 17 v. 14. Septbr.
- Roth-Lutra, Karl H.: Zur Frage der Schaffung eines Rheinpfälzischen Laboratoriums für Körpermessung und Körperkultur. München 1927: Mühlthaler.  
3 S. 8<sup>o</sup>. Aus: Münch. med. Wochenschr. Nr. 38.
- Roth-Lutra, Karl H.: Erbbiologie. o. O. 1928. 4<sup>o</sup>. Aus: Arch. f. Soz. Hygiene  
u. Demographie Bd. 3, H. 1.
- Roth, Karl H.: Rassenzugehörigkeit und Sozialtypen des Pfälzer Volkes.  
[Tübingen: Selbstverl. d. Gesellsch.] 1927. 4<sup>o</sup>. Aus: Nachr. d. Dt. Anthrop.  
Gesellsch. Jhrg. 2 H. 3.
- Roth, Karl Heinrich: Beiträge zur Anthropologie der Pfalz ... Kaiserslautern  
1928: Kayser 90 S. 8<sup>o</sup>. Aus: Mitteil. d. Pfälz. Ver. f. Nat. Pollichia N. F. Bd. 3.
- Roth-Lutra, Karl H.: Körperbaustudien an Amateurradrennfahrern. München  
Bergmann, Berlin: Springer 1928. 11 Textabbild. 8<sup>o</sup>. Aus: Zeitschr. f. Konstitutionslehre Bd. 13, H. 6.
- Roth, Walter Edmund: An introductory study of the arts, crafts, and customs  
of the Guiana indians. Washington 1924: Gov. Pr. Off. 183 pl. 4<sup>o</sup>. (38. Annual.  
Rep. of the Amer. Ethnol. ... Smithsonian Inst. 1916—1917.)
- Rybitchka, Emil: Im gottgegebenen Afghanistan als Gäste des Emirs. Leipzig:  
Brockhaus 1927. XI, 295 S. 74 Abbild. 8<sup>o</sup>.
- Safford, W. E.: Our heritage from the american Indians. Washington 1927:  
Gov. Pr. Off. 12 pl. 8<sup>o</sup>. Aus: Smiths. Rep. 1926. Publicat. 2899.
- (Serbisch) Sammlung südslavischer Ornamente, herausgegeben vom Ethnographischen Museum in Zagreb. Zagreb 1925: Zaklada tiskare Narodnih  
Novina. 4<sup>o</sup>. H. 1—3.
- Sarasin, Paul: Naturbildungen vom Typus palaeolithischer Steinwerkzeuge.  
Basel: 1927. Birkhäuser. 13 Textfig. 8<sup>o</sup>. Aus: Verhandl. der Naturforsch.  
Gesellsch. Bd. 38.
- Schapira, Zekharia: Die Bibel als Ariadnefaden i. Labyrinth d. Sprachen ...  
Jaffa (1927): Shoham. XVII, 136 S. 8<sup>o</sup>.
- Scharff, Alexander: Grundzüge der ägyptischen Vorgeschichte. Leipzig:  
Hinrichs 1927. 69 S. 16 Taf. 1 Kte. 8<sup>o</sup>. Aus: Morgenland H. 12.
- Schebesta, Paul: Bei den Urwaldzwerge von Malaya. Leipzig: Brockhaus 1927.  
278 S. 150 Abbild. 1 Kte. 8<sup>o</sup>.
- Scheidt, Walter: Rassenforschung. Eine Einführung in rassenkundliche Methoden.  
Leipzig: Thieme 1927. 82 S. 12 teils farb. Abbild. 8<sup>o</sup>.
- Scheidt, Walter und Wriede, Hinrich: Die Elbinsel Finkenwärder. Mit einem  
Anhang, Anlage und Arbeitsweise rassenkundlicher und volkstumkundlicher  
Erhebungen in Deutschland von Dr. Wilhelm Pessler und Dr. Walter Scheidt.  
München: J. F. Lehmann 1927. 150 S. 73 Abbild. 8<sup>o</sup>.
- Schickedanz, Arno: Das Judentum eine Gegenrasse. Leipzig: Weicher 1927.  
32 S. 8<sup>o</sup>. (Der völk. Sprechabend Jhrg. 3, H. 50.)
- Schirmann, Alexander: Mensch und Gesellschaft. Ein soziologischer Atlas.  
Lief. 1. Stuttgart: Franckh (1927) 8 S. 2 Taf. gr.-2<sup>o</sup>.
- Schlaginhaufen, Otto: Leitfaden für die anthropologischen Untersuchungen  
an den schweizerischen Stellungspflichtigen. Zürich 1927. 32 S. 1 Tab. 8<sup>o</sup>.
- Schlaginhaufen, Otto: Über prähistorische Schädel aus Grenchols und Ernen  
(Kt. Wallis). Freiburg 1926. Aus: Verhandl. d. Schweiz. Naturforsch. Gesellsch.  
Teil 2.
- Schlaginhaufen, Otto: Die anthropologische Untersuchung an den schweizerischen  
Stellungspflichtigen 1. Bericht 1927. Bern 1927: Bächler 11 S. 5 Tafel-  
fig. 8<sup>o</sup>. Aus: Verhandl. d. Schweiz. Naturf. Ges., Basel.
- Schlaginhaufen, Otto: Körpergröße, Kopfform und Farbmerkmale von  
250 schweizerischen Rekruten. Bern 1927: Bächler 16 S. 8<sup>o</sup>.
- Schlaginhaufen, Otto: Anthropologie und Sport. Bern 1927. 14 S. 6 Fig.  
im Text. 8<sup>o</sup>. Aus: „Die Körpererziehung“ Jhrg. 5, H. 1.
- Schlieben, E.: Mutterschaft und Gesellschaft. Beiträge zur Geschichte des  
Mutter- und Säuglingsschutzes. Osterwieck a. Harz: Staude (1927). VII,  
284 S. 8<sup>o</sup>.
- Schmidt, Wilhelm: Der Ursprung der Gottesidee. Eine historisch-kritische  
und positive Studie. 1. Teil. 2. starkvermehrte Aufl. Münster: Aschendorff  
1926. 1 Kte. 8<sup>o</sup>.
- Schmidt, Wilhelm: Rasse und Volk. Eine Untersuchung zur Bestimmung  
ihrer Grenzen und zur Erfassung ihrer Beziehungen. München: Kösel & Pustet  
1927. 67 S. 8<sup>o</sup>.



- Schránil, Josef: Die Vorgeschichte Böhmens und Mährens mit einem Einleitungskapitel über die ältere Steinzeit von Hugo Obermaier. Lief. 1 u. 2. Berlin: Gruyter 1928. 74 Taf. u. 32 Textabbild. 8°. (Grundriß der slav. Philologie u. Kulturgesch. Bd. 4.)
- Schultze-Jena, Leonhard: Makedonien. Landschafts- und Kulturbilder. Jena: Fischer 1927. X, 250 S. 86 Taf. 3 Ktn. 4°.
- Seler, Eduard: Einige Kapitel aus dem Geschichtswerk des Fray Bernadino de Sahagun, aus dem Aztekischen übersetzt, herausgegeben von Caecilie Seler-Sachs in Gemeinschaft mit Prof. Dr. Walther Lehmann ... und Dr. Walter Krickeberg ... Stuttgart: Strecker & Schröder 1927 XVI, 574 S. 4°.
- Serra Vilaró, J.: Civilitzacio megalitica a Catalunya ... (Reus 1927: Tip. catalònia) 351 S. (1 map.) 4°.
- Šetnje kroz Etnografski Muzej u Zagrebu ... Zagreb 1927: „Merkantile“ 87 S. 8°.
- Sherring, Charles A.: Western Tibet and the British Borderland, the sacred country of Hindus and Buddhists ... London: Arnold 1906. XV, 376 S. 2 maps. 8°.
- Sigmund, A.: Die Steinfunde in der vorgeschichtlichen Ansiedlung am Steinmeiß bei Wildon, Steiermark. Graz 1928: Deutsche Vereins-Druckerei. Aus: Mitteil. des Naturwissenschaftl. Ver. f. Steiermark Bd. 63, Jhrg. 1927.
- Sittoni, Giovanni: Brachimorfi e dolicomorfi in Valdimagra. Roma: Sede della Società. 1924. 3 fig. 1 tav. 8°. Aus: Riv. di Antrop. Vol. 26.
- Sittoni, Giovanni: Liguri e Celti nella Liguria orientale. Roma: Sede della Società 1927. 100 S. 8°. Aus: Riv. di Antrop. Vol. 28.
- Spielhagen, W., u. Jessen, Arnd: Der Reichshaushalt 1927. Berlin: Zentralverlag 1927. 131 S. 8°.
- Sprockhoff, Ernst: Die Kulturen der jüngeren Steinzeit in der Mark Brandenburg. Berlin: de Gruyter 1926. 183 S. 58 Taf. 4°. (Vorgesch. Forsch. Bd. 1, H. 4.)
- Srinivasa Ayyangar, P. T.: The stone age in India. Being the Sir S. Subrahmanya ayyar Lecture delivered on December 10, 1925. Madras 1926: Gov. Pr. Off. 55 S. 4 pl. 2 maps. 8°.
- Stahl, Günther: Die Einführung des Tabaks und der Zigarre in Europa. [Basel: Helbing & Lichtenhahn] 1926. 8°. Aus: Schweiz. Arch. f. Volkskde. Bd. 27.
- Stahl, Günther: Tabakrauchen in Südamerika. (Göteborg 1925: Elander.) 4°. Aus: 21. Congr. Internat. d. Américanistes, Sess. Göteborg 20—26 août 1924.
- Stahl, Günther: Der Tabak im Leben südamerikanischer Völker. Berlin: Springer 1925. 8°. Aus: Zeitschr. f. Ethnol. Jhrg. 1925, H. 1—2.
- Stahl, Günther: Forschungsreise ins Innere des brasilianischen Urwaldes. [Berlin: Scherl 1926.] Aus: Berl. Lok.-Anz. Nr. 46. 1. X. 1926.
- Stahl, Günther: Ein Lichterfelder auf Forschungsreisen. o. O. 1927. 8°. Aus: Lichterfelder Lok.-Anz. Nr. 60 v. 12. III. 1927.
- Stahl, Günther: Ins unerforschte Indianergebiet Zentralbrasiliens. [Berlin: Scherl 1927.] Aus: Berl. Lok.-Anz. Nr. 321 9. Juli 1927.
- Stahl, Günther: Vom Rauchen. Eine kulturhistorische Rückschau. Berlin: Kuhn 1927. 4°. Aus: Berl. Tabakpost Jhrg. 3, Nr. 23.
- Steinmetz, S. R.: Ethnologische Studien zur ersten Entwicklung der Strafe nebst einer psychologischen Abhandlung über Grausamkeit und Rachsucht. 2. unveränderte Auflage. Groningen: Noordhoff 1928. 2 Bde. 4°.
- Steinmetz, S. R.: Gesammelte kleinere Schriften zur Ethnologie und Soziologie. Bd. 1. Groningen: Noordhoff 1928. 4°.
- Steinmetz, S. R.: Anthropologen-Kongreß in Amsterdam, Septbr. 1927. Leipzig: Hirschfeld 1928. 8°. Aus: Zeitschr. f. Völkerpsychologie und Soziologie Jhrg. H. 1.
- Stołyhwo, Kazimierz: W sprawie metody djagnozy różniczkowej i jej zastosowania w antropologii. [Warszawa o. J.] Aus: Odbitka ze Sprawoz. z. posied. Towarzystwa ...
- Stutzer, Otto: Streifzüge eines Geologen im Gebiet der Goajira-Indianer Kolumbien. Berlin: Dietrich Reimer 1927. 154 S. 68 Bild. auf 32 Taf. 1 Kte. 8°.
- Sumner, William Graham, and Keller, Albert Galloway: The science of society. 2 vols. New Haven: Yale Univ. Press, London: Milford, Oxford: Univ. Press. 1927. 8°.
- Sydow, Eckart von: Primitive Kunst und Psychoanalyse. Eine Studie über die sexuelle Grundlage der bildenden Künste der Naturvölker. Leipzig, Wien, Zürich: Internat. psychoanalyt. Verlg. 1927. 182 S. 8°. (Imago-Bücher 10.)
- Tacitus, Cornelius: Germanica. Ein Ausschnitt aus der Entdeckungsgeschichte der Germanenländer durch Griechen und Römer. Bearbeitet von Dr. Hans Philipp. Leipzig: Brockhaus 1926. 159 S. 8°. (Alte Reisen u. Abenteuer Bd. 18.)

- Tagungsberichte der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft. Augsburg: Filser 1926. 98 S. 4<sup>o</sup>. Tagungsbericht der 45. Versammlung 1921 — Hildesheim, Tagungsbericht der 46. Versammlung 1923 — Tübingen, Tagungsbericht der 47. Versammlung 1925 — Halle a. S.
- Tagungsberichte der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft ... Salzburg 9. bis 12. September 1926. Wien: Selbstverl. d. Anthropol. Gesellsch. 1927. 180 S. 4<sup>o</sup>. Aus: Sitzungsber. d. Anthropol. Gesellsch. Jhrg. 1926 — 1927.
- Taylor, Griffith: Environment and race. Oxford: Univ. Press, London: Milford 1927. XVI, 354 S. 6 pl. 8<sup>o</sup>.
- Theiler, Karl: Beobachtung über den Einfluß des Militärdienstes auf die Körperform. Zürich: Füßli 1926. 8<sup>o</sup>. Aus: „Arch. d. Julius Klaus-Stiftg.“ Bd. 2, H. 3.
- Thompson, J. Eric: The Civilization of the Mayas. Chicago: Field Mus. of Nat. History 1927. 110 S. 1 map, 12 Textfig., 14 pl. 8<sup>o</sup>. (Leaflet 25 Anthropol.)
- Thurnwald, Richard: W. Schmidt u. W. Koppers: Völker u. Kulturen 1. Teil: Gesellschaft u. Wirtschaft der Völker. Regensburg, Josef Habel. 1924. o. O. 1927. 4<sup>o</sup>. Aus: Deutsche Literaturzeitung, H. 39.
- Thurnwald, R.: Die Lüge in der primitiven Kultur. Leipzig: Barth 1927. 8<sup>o</sup>. Aus: „Die Lüge“.
- Thurnwald, Richard: Symbol im Lichte der Völkerkunde. Stuttgart: Enke o. J. 8<sup>o</sup>. Aus: Zeitschr. f. Ästhetik u. allg. Kunstwissensch. Bd. 21.
- Thurnwald, Richard: H. Vedder ... Die Bergdama 1. u. 2. Teil ... Hamburg, L. Friederichsen & Co. 1923. VI, 199 S.; II u. 131 S. [Berlin u. Leipzig] 1928. 4<sup>o</sup>. Aus: Dt. Literaturzeitung H. 6.
- Thurnwald, Richard: Lucien Lévy Bruhl ... La Mentalité primitive (2. éd.) ... Paris, Félix Alcan, 1922, III u. 537 S. 8<sup>o</sup>.
- Thurnwald, Richard: Die geistige Welt der Primitiven ... München, F. Bruckmann A. G., (1927) III u. 353 S. 8<sup>o</sup>.
- Thurnwald, Richard: L'âme primitive ... Paris, Félix Alcan, 1927, 451 S. 8<sup>o</sup>. [Berlin u. Leipzig.] Aus: Dt. Literaturzeitung H. 10.
- Tkalič, Vladimir: (kroatisch) Les costumes nationaux autour de la Zagrebačka gora (Montagne de Zagreb). Zagreb 1925: „Narodne Strarine“ 34 S. 8<sup>o</sup>.
- Trautmann, René: La littérature populaire à la Côte des Esclaves. Paris: Inst. d'Ethnologie 1927. VII, 104 S. 8<sup>o</sup>. (Trav. et Mém. de l'Inst. d'Ethnol. 4.)
- Trimborn, Hermann: Familien- und Erbrecht i. präkolumbischen Peru. Stuttgart: Enke o. J. 8<sup>o</sup>. Aus: „Zeitschr. f. vergl. Rechtswissensch. Bd. 42.
- Turville-Petre, F.: Researches in prehistoric Galilee 1925—1926 by F. Turville-Petre with sections by Dorothea M. Bate and Charlotte Baynes and a report on the Galilee skull by Arthur Keith. London: Council of the school 1927. 119 S. 30 pl. 1 Map. 4<sup>o</sup>. (British school of Archaeology in Jerusalem.)
- Ullmann, Hans: Die Zunahme der Zuckerkrankheit. Leipzig: Thieme 1927. 11 S. 8<sup>o</sup>. Aus: Deutsch. Med. Wochenschr. Nr. 14.
- Unger, Erich: Das Problem der mythischen Realität. Eine Einleitung in die Goldbergsche Schrift: „Die Wirklichkeit der Hebräer“. Berlin: David 1926. 41 S. 8<sup>o</sup>. (Die Theorie, Versuche z. philosoph. Politik.)
- Vatter, Ernst: Die Rassen und Völker der Erde. Leipzig: Quelle & Meyer 1927. 133 S. 49 Abbild. auf 14 Taf. 8<sup>o</sup>.
- Veeck, Walther: Museum der Stadt Ulm. Verzeichnis der vor- und frühgeschichtlichen Altertümer. Einleitung von Peter Goeßler. Ulm: Museum 1927. 110 S. 55 Abbild. 8<sup>o</sup>. (Ulmer Schriften z. Kunstgesch. 3.)
- Verhandlungen des 5. internationalen Kongresses für Vererbungswissenschaft. Berlin 1927 herausgegeben von Hans Nachtsheim. Bd. 1. Leipzig: Bornträger 1928 VIII, 784 S. 183 Textfig., 7 Taf. 1 Titelbl. 4<sup>o</sup>. Zeitschr. f. induktive Abstammungs- u. Vererbungslehre Supplbd. 1.
- Verschuer, Otmar v.: Die vererbungsbiologische Zwillingsforschung. Grundlegende Fragen und ihre praktische Auswirkung. o. O. 1927. 7 S. 8<sup>o</sup>. Aus: „Medizinischen Welt“ Jhrg. 1, Nr. 42 vom 19. Nov. 1927.
- Verschuer, Otmar v.: Beitrag zur Frage Konstitution und Rasse sowie zur Konstitutions- und Rassengeographie Deutschlands. München: J. F. Lehmann 1927. 8<sup>o</sup>. Aus: Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiologie Bd. 20, H. 1.
- Viereck, Paul: Philadelphiea, die Gründung einer hellenistischen Militärkolonie in Ägypten. Leipzig: Hinrichs 1928. 70 S. 41 Abbild. i. Text u. 10 Taf. 8<sup>o</sup>. (Morgenland H. 16.)
- Vulpesco, Michel: Les coutumes roumaines périodiques. Etudes descriptives et comparées précédées d'une préface par A. van Gennep. Paris: Larose 1927. II, 303 S. 8<sup>o</sup>.
- Weißenberg, S.: Beiträge zur Frauenbiologie (die jüdischen rituellen Sexualvorschriften). Berlin u. Köln: Marcus & Weber 1927. 29 S. 8<sup>o</sup>. Aus: Abhandl. a. d. Geb. d. Suxalforsch. Bd. 5, H. 2.

- Weissenborn, Johannes: Japanische Hochzeitsgeschenke. Bremen: Heilich & Bartels 1927. 1 Farbentaf. 34 Abbild. 4°. Aus: Festschrift für Prof. Dr. Schauinsland.
- Westenhöfer, M.: Über die Klettermethoden der Naturvölker und über die Stellung der großen Zehe. Leipzig: Kabitzsch 1927. 26 Abbild. i. Text. 8°. Aus: „Archiv f. Frauenkde. u. Konstitutionsforsch.“ Bd. 13, H. 5.
- Wieggers, Fritz: Die Zusammenarbeit der Geologie und der Vorgeschichte. Leipzig: Kabitzsch 1927. 8°. Aus: Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit Jhrg. 3, H. 7.
- Wieggers, Fritz: Diluviale Vorgeschichte des Menschen. 2 Bde. Mit einem Beitrag: Die fossilen Menschenreste von Dr. Hans Weinert. Stuttgart: Enke 1928. 8°. 1. Allgemeine Diluvialprähistorie 101 Textabbild.
- Wiklund, K. B.: Ur skidans och snöskons historia. Malmö 1927: Landby & Lundgrens. 54 S. 8°.
- Wilder, Harris, Hawthorne: The pedigree of the human race. New York: Holt (1926). XIV, 368 S. (111 Fig. im Text 1 pl.). 8°.
- Wilhelm, Richard: Die Musik in China. Frankfurt a. M.: China-Institut (1927) 64 S. 1 Taf. 4°.
- Winkler, W. F.: National- und Sozialbiologie. Leipzig: Quelle & Meyer 1928. 124 S. 8°. (Wissensch. u. Bildung 247.)
- Winther, J.: Lindø en boplads fra Danmarks yngre stenalder. 2 Bde. Rudkjøbing: Brandt (1928). 4°.
- Wirz, Paul: Dämonen und Wilde in Neuguinea. Stuttgart: Strecker & Schröder 1928. XI, 385 S. 128 Abbild. a. Taf. u. 1 Kte. 8°.
- Wischniewski, B. N.: Zur Frage über die konstitutionelle und Rassenbedeutung der Isohämagglutination. München: Bergmann, Berlin: Springer 1927. Mit 6 Textabbild. 8°. Aus: Zeitschr. f. d. ges. Anat. 2. Abt. Bd. 13, H. 3.
- Wittich, Engelbert: Blicke in das Leben der Zigeuner. Neue, gründlich durchgearbeitete und bedeutend erweiterte Auflage. Hamburg, Basel, Wien: Advent-Verlag (1927). 70 S. 8°.
- Wolff, Hans Felix: Das Gesicht des Rif. Berlin: Hobbing, 227 S. 21 Abbild. 1 Kte. 8°.
- Worrel, William H.: A study of races in the ancient near East. Cambridge: Heffer 1927. IV, 139 S. 8°.
- Zache, Hans: Imperialismus und Kolonialpolitik! [Berlin]: Deutsche Kolonialgesellschaft [1927]. 12 S. 8°.
- Zolotareff, D. A.: [Russ.] Die ethnologische Expedition nach Lappland. Leningrad: Geogr. Gesellschaft 1927. 48 S. 8°. (Russ. geogr. Gesellsch. Kommiss. 2. Erforsch. Kareliens u. Murmans.)



# Inhaltsverzeichnis.

## Abhandlungen, Vorträge, Mitteilungen.

	Seite
Adam, Tassilo: Die Karo-Bataker mit besonderer Berücksichtigung ihres Animismus . . . . .	126
Baumgärtel, Frau: Beiträge zur Vorgeschichte Nordafrikas . . . . .	139
Bork, Ferdinand: Planetenreihen . . . . .	153
Braun: Rechnungsbericht für 1927 . . . . .	364
Conzemius, E.: Die Rama-Indianer . . . . .	291
Dengler, H.: Eine Forschungsreise zu den Kavahib-Indianern am Rio Madeira — Erklärung der Bilder zu vorstehendem Vortrag . . . . .	112 377
v. Eickstedt, Freiherr: Reisebericht . . . . .	381
Findeisen, Hans: Neue Untersuchungen und Materialien zum Problem der westsibirischen Altasiaten sowie über den Ursprung der Altasiaten überhaupt . . . . .	281 383
— Reisebericht. . . . .	386
Fischer, Eugen: Das neue Anthropologische Institut in Dahlem . . . . .	1
Hartmann, Hermann: Ethnographische Studie über die Baja . . . . .	126
Hermann, A.: Atlantis, Phäakenland und Tartessos. . . . .	
Hilzheimer, M.: Naturwissenschaftliches zu Kühns Altersstellung der nordafrikanischen Felskunst . . . . .	89
Hintze, Arthur: Der Hautfarbenfächer und das Hautfarbendiagramm. I. Teil: Der Hautfarbenfächer . . . . .	254 127
Hohmann: Die Ausgrabungen auf dem Försteracker von Schmöckwitz . . . . .	
Jaekel, O.: Über den hunnenartigen Kopf einer Bronze aus China und seine Bedeutung für die Rassenforschung . . . . .	186
— Sakral- und Funeral-Bronzen in China . . . . .	194
Kieckheusch: Neue Ausgrabungen des Märkischen Museums . . . . .	380
Knoche, Walter: Waren die Toromiro der Osterinsel Marionetten? . . . . .	95
Krämer, Augustin: Anfänge und Unterschiede des Flechtens und Webens und Besprechung einiger alter Webstühle . . . . .	362
Lehmann, Walter: Forschungsreisen in Mexiko und Guatemala . . . . .	127
Leser, P.: Wechselbeziehungen zwischen europäischer, vorder- und ostasiatischer Landwirtschaft . . . . .	382
Lessing: Yung-ho-yung, der große Lamatempel in Peking, seine Kultbilder und Zeremonien . . . . .	383
Lienau, M. M.: Ein ostgermanisches Skelett der Kaiserzeit in Lebus . . . . .	66
Lublinski, Ida: Minang-Kabau . . . . .	98
Müller, F. W. K.: Vorlagen aus der ostasiatischen Abteilung . . . . .	386
Noposa, Baron Franz: Ergänzungen zu meinem Buche über die Bauten, Trachten und Geräte Nordalbaniens . . . . .	279
Nuttall, Zelia: Wilder Mais in Mexiko . . . . .	252
Preuß, K. Th.: Die Ausstrahlungen der San Agustin-Kultur in Amerika . . . . .	111
Schmidt, Max: Reisebericht . . . . .	380
Schuchhardt, C.: Die thüringische Einwanderung nach dem Norden . . . . .	128
— Jahresbericht für 1927 . . . . .	384
Spellig, Fritz: Über Geheimbünde bei den Wanjamwesi . . . . .	62
— Die Wanjamwesi . . . . .	201
Thierfelder: Volkstypen aus Holländisch Süd-Neuguinea . . . . .	127
Unverzagt, W.: Die Ausgrabungen im Lossower Ringwall von 1926 . . . . .	128
Virchow, Hans: Funde aus einem brasilianischen Sambaki. . . . .	128
— Ein Toltekenschädel . . . . .	132
— Bericht über die Rudolf Virchow-Stiftung . . . . .	386
Weinert: Die menschlichen Reste von Schmöckwitz . . . . .	127
Westenhöfer, Über Klettermethoden der Naturvölker und die Stellung der großen Zehe . . . . .	127
Wiegner, Fritz: Die paläolithische Siedelung von Kösten bei Lichtenfels a. M. und das Solutréen im schwäbisch-fränkischen Jura . . . . .	80

## Literarische Besprechungen.

Arriens, C.: Am Herdfeuer der Schwarzen (Staudinger) . . . . .	396
Bryk, Felix: Neger-Eros (Baumann) . . . . .	396
Danzel, Th. W.: Handbuch der Präkolumbischen Kulturen in Lateinamerika (Hahn) . . . . .	395
Donner, Kai: Bei den Samojeden in Sibirien (Crahmer) . . . . .	147
Jacob, Georg: Arabische Berichte von Gesandten an germanische Fürstentümer (Mielke) . . . . .	393

	Seite
Kern, Fritz: Stammbaum und Artbild der Deutschen und ihrer Verwandten (Schilling)	387
Klatt, B.: Entstehung der Haustiere (Hilzheimer)	392
Kohl, Ludwig: Nordlicht und Mitternachtsonne (Crahmer)	148
Krause, Arthur: Die Astrologie. Entwicklung, Aufbau und Kritik (Maaß)	142
Lips, Julius: Fallensysteme der Naturvölker (Trimborn)	141
Loos-Haaxman, J. de: Johannes Rach en zijn werk (Maaß)	394
Maaß, A.: Sternkunde und Sterndeuterei im Malaischen Archipel (Stöner)	140
Rybitchka, Emil: Im gottgegebenen Afghanistan als Gäste des Emirs (Crahmer).	394
Schlieben, E.: Mutterschaft und Gesellschaft (Lublinski)	391
Schmidt, W., und W. Koppers: Völker und Kulturen. Teil I: Gesellschaft und Wirtschaft der Völker (Preuß)	143
Shenyi und H. Stadelmann: China und sein Weltprogramm (Boerschmann).	149
Stumpf, Carl: Die Sprachlaute (Westermann)	390
Eingänge für die Bibliothek.	150, 397

## Sachregister.

	Seite		Seite
Aborte bei den Baja	10	Baja, Anthropophagie	15
Abtreibung bei den Baja	3	— Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau	35f.
Ackerbau bei den Baja	35f.	— Armbrust	30
— bei den Rama	311	— Beschneidung	26
— bei den Wanjamwesi	219f.	— Bierbereitung	18
Ackerbaugeräte der Baja	36	— Bogen und Pfeil	27
Ahnenkult der Wanjamwesi	227f.	— Doppelglocke	50
Albanien, Bauten, Trachten usw. in	279ff.	— Dorfanlage	8
Albinos bei den Wanjamwesi	215	— Dörren von Lebensmitteln	12
Altasiaten, die westsibirischen	281ff.	— Ehebruch	47, 48
— Kulturbeziehungen	288	— Eisengeld	38, 39
— Ursprung ihrer Kultur	289f.	— Eisenschmelze	37
Amerikanistenkongreß, 23. internationaler	111	— Erbrecht	47
Amulette der Baja	57	— Familie	47
Andree-Eysu, Frau Marie, 80. Geburtstag	382	— Feuererzeugung	16
Anthropophagie bei den Baja	15, 48	— Fischfang	34
— bei den Kavahib	125	— Flechtarbeiten	41
— bei den Rama	316	— Frau, Stellung der	47
Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau bei den Baja	35, 36	— Genußmittel	16
— bei den Wanjamwesi	220	— Geschichte	1ff.
Archäologisches aus dem Ramagebiet	326f.	— Giftordal	49, 57
Aremayba, Stamm a. d. Moskito-küste	301	— Gottesglaube	56
Arinen, altsibirischer Stamm	282	— Haartracht	21ff.
Armbrust der Baja	30	— Handel	3, 53f.
Assanen, altsibirischer Stamm	282	— Häuptlingstum	2, 45f.
Atlantis	126	— Häuser	4ff., 9, 10, 11
Ausflug d- Anthropol. Gesellschaft nach den Müggelbergen	128	— Haustiere	36
— nach Lossow	128, 380	— Haustür	8, 11
Ausgrabungen bei Schmöckwitz	127	— Heilkunde	61
— im Lossower Ringwall	128	— Heirat	47
Ausschuß, Wahl zum	111	— Herd	13
Baja, Stamm in Ostkamerun	1ff.	— Holzschnitzereien	43
— Abortanlagen	10	— Jagd	31ff.
— Abtreibung	3	— Jagdzauber	31
— Ackerbau	35f.	— Kinderzahl	3
— Ackerbaugeräte	36	— Kleidung	19f.
— Amulette	57	— Kolanuß	2, 18
		— Kornschöber	10
		— Körperbemalung	24
		— Körpergröße	3
		— Küchengeräte	15
		— Kulturpflanzen	35
		— Labihäuser	10

	Seite		Seite
<b>Baja</b> Mahlsteine . . . . .	15	<b>Camães</b> , Stamm an der Moskito-	
— Mannbarkeitsriten (Labi) . . .	58ff.	küste . . . . .	301
— Männerhaus . . . . .	9	<b>Chibcha-Sprachen</b> . . . . .	343
— Medizinnänner . . . . .	56	<b>Chinesischer</b> Messergriff mit Bronze-	
— Menschenopfer . . . . .	48	kopf . . . . .	186
— Musikinstrumente . . . . .	50	— Bronzegefäße . . . . .	194ff.
— Nahrungsmittel . . . . .	13ff.	<b>Dämonen</b> bei den Rama . . . . .	325
— Nasenschmuck . . . . .	26	— bei den Wanjamwesi . . . . .	226f.
— Ohrschmuck . . . . .	26	<b>Darmstädter</b> , Prof. Ludwig, † . . .	382
— Palmwein . . . . .	19	<b>Dolchmesser</b> der Baja . . . . .	29
— Pfeilgift . . . . .	29	<b>Doppelglocke</b> der Baja . . . . .	50
— Polygamie . . . . .	3	<b>Dörfer</b> der Baja . . . . .	5
— Religion . . . . .	55ff.	— der Wanjamwesi . . . . .	218
— Rindenstoff . . . . .	19	<b>Doriverhände</b> der Wanjamwesi . .	211
— Salz . . . . .	15	<b>Dörren</b> von Lebensmitteln bei den	
— Schädeltrophäe . . . . .	13	Baja . . . . .	12
— Schilde . . . . .	30	<b>Ehe</b> der Wanjamwesi . . . . .	213ff.
— Schmiedekunst . . . . .	38f.	— der Rama . . . . .	320
— Schmuck . . . . .	23f.	<b>Ehebruch</b> bei den Baja . . . . .	47f.
— Sklaverei . . . . .	48	— bei den Wanjamwesi . . . . .	215
— Speere . . . . .	27	<b>Ehemann</b> , seine Stellung in Minang	
— Speiseverbote . . . . .	60	Kabau . . . . .	100, 103
— Spiele . . . . .	52ff.	<b>Ehescheidung</b> bei den Wanjamwesi	215
— Sprache . . . . .	2	<b>Eickstedt</b> , Dr. v., Reisebericht . .	381
— Stampfmörser . . . . .	15	<b>Eigentum</b> in Minang Kabau . . .	101
— Strafrecht . . . . .	48f.	— bei den Kavahib . . . . .	121
— Stühle . . . . .	13	<b>Eisengeld</b> der Baja . . . . .	38, 39, 53
— Tabak . . . . .	16	— der Wanjamwesi . . . . .	221
— Tabakspfeifen . . . . .	17, 41	<b>Eisengewinnung</b> der Baja . . . .	37
— Tanz . . . . .	51	— der Wanjamwesi . . . . .	221
— Tatauierung . . . . .	24f.	<b>Erbrecht</b> der Baja . . . . .	47
— Tongefäße . . . . .	12, 39ff.	<b>Erklärung</b> der Bilder zu Denglers	
— Töpferei . . . . .	39	Vortrag über die Kavahib . . .	377f.
— Totemismus . . . . .	60	<b>Essensgemeinschaften</b> der Wanja-	
— Totengeister gehen in Tiere . .	56	mwesi . . . . .	222
— Totenkult . . . . .	56	<b>Exogamie</b> in Minang Kabau . . .	101
— Trommeln . . . . .	50	— bei den Kavahib . . . . .	120
— Unterstämme . . . . .	1	<b>Familie</b> der Baja . . . . .	47
— Vaterrecht . . . . .	47	<b>Familiensippen</b> der Wanjamwesi	211
— Viehställe . . . . .	10	<b>Familiensystem</b> in Minang Kabau	99f.
— Waffen . . . . .	27ff.	<b>Farben</b> , natürliches System der . .	264ff.
— Wandmalereien . . . . .	9, 11, 43ff.	<b>Farbentafel</b> von Broca . . . . .	259
— Wohnsitze . . . . .	1, 3	— von Radde . . . . .	259f.
— Wurfmesser . . . . .	29	— von Hrdlička . . . . .	260
— Xylophon . . . . .	50	— von v. Luschan . . . . .	260
— Zahnverstümmelung . . . . .	26	— von Fritsch . . . . .	260
— Zählen . . . . .	54	— von Ranke . . . . .	260
— Zeitrechnung . . . . .	54f.	— von Sarasin . . . . .	261
<b>Bartels</b> , Frau Anna, † . . . . .	127	<b>Farbnormenatlas</b> von Ostwald . .	263
<b>Bawihka</b> , Unterstamm d. Sumu . .	291	<b>Feldarbeit</b> in Minang Kabau . . .	102
<b>Bemalung</b> der Häuser bei den Baja	9, 11	<b>Felszeichnungen</b> in Nordafrika . .	89ff.
<b>Beschneidung</b> bei den Baja . . . .	18	— im Ramagebiet . . . . .	327f.
<b>Bibliothek</b> der Anthropol. Gesell-		<b>Feuererzeugung</b> bei den Baja . .	16
schaft, Bericht über die . . . . .	384	— bei den Kavahib . . . . .	120
— Eingänge . . . . .	150ff., 397ff.	<b>Fibeln</b> von Lebus . . . . .	71ff.
<b>Bierbereitung</b> bei den Baja . . . .	18	— von Seelow . . . . .	78ff.
<b>Blitz</b> , Vorstellungen über den, bei		<b>Findeisen</b> , Dr. H., Reisebericht . .	383
den Baja . . . . .	55	<b>Fischfang</b> der Baja . . . . .	34
<b>Bogen</b> der Baja . . . . .	27	— der Kavahib . . . . .	120
— der Kavahib . . . . .	119	— der Rama . . . . .	312
— der Rama . . . . .	318	— der Wanjamwesi . . . . .	221
<b>Brautpreis</b> bei den Wanjamwesi . .	214	<b>Fischgift</b> der Baja . . . . .	34
<b>Brautwerbung</b> bei den Wanjamwesi	214	<b>Flechtarbeiten</b> der Baja . . . . .	41
<b>Bronzen</b> , sakrale und funerale, aus		— der Wanjamwesi . . . . .	221
China . . . . .	194	<b>Flechten</b> und <b>Weben</b> , Unterschei-	
<b>Bronzefellschützen</b> aus China . . .	187	dung . . . . .	362ff., 369ff.
<b>Bronzeschwerter</b> aus China . . . .	187	<b>Frau</b> , Stellung der, bei den Baja .	47



	Seite		Seite
<b>Frau</b> , Stellung der, beiden Kavahib . . .	121	<b>Jahresbericht</b> für 1927 . . . . .	384
— in Minang Kabau . . . . .	99ff.	<b>Jagd</b> der Baja . . . . .	31ff.
<b>Frauenarbeit</b> in Minang Kabau . . . .	102	— der Rama . . . . .	314
<b>Fritsch</b> , Prof. Dr. G., † . . . . .	127	— der Wanjamwesi . . . . .	221f.
<b>Fulhe</b> , Einfälle in das Bajagebiet . . .	2	<b>Jagdzauber</b> der Baja . . . . .	31
<b>Funeralbronzen</b> aus China . . . . .	194	<b>Jenissejer</b> (Keto), altsibirischer	
<b>Geburt</b> , primitive Vorstellungen . . . .	100	Stamm . . . . .	282ff.
103, 105		— anthropologische Merkmale . . . .	283
— Gebräuche bei den Rama . . . . .	320	— Volkszahl . . . . .	284
— Gebräuche bei den Wanjamwesi . . .	217	— Rentierzucht . . . . .	284
<b>Geheimbünde</b> der Wanjamwesi . . . .	62ff.	— Märchen . . . . .	285
<b>Geister</b> der Toten gehen in Tiere . . .	56	— Lieder . . . . .	286
<b>Geld</b> der Baja . . . . . 38, 39, 53		— Sprache . . . . .	287
— der Wanjamwesi . . . . .	221	<b>Jenseits</b> , Weg in das, bei den Rama . .	323
<b>Genußmittel</b> der Baja . . . . .	16	<b>Kamassinen</b> , Samojudenstamm . . . .	286
— der Rama . . . . .	316	<b>Katavi</b> , Dämon bei den Wanjamwesi .	226
— der Wanjamwesi . . . . .	222	<b>Kavahib</b> , Indianerstamm am Ma-	
<b>Getränke</b> der Rama . . . . .	315	deira . . . . .	117ff.
— der Wanjamwesi . . . . .	222	— Anthropophagie . . . . .	125
<b>Giftordal</b> der Baja . . . . .	49	— Eigentum . . . . .	121
<b>Gottesglaube</b> der Baja . . . . .	56	— Exogamie . . . . .	120
— der Wanjamwesi . . . . .	225f.	— Feuererzeugung . . . . .	120
<b>Guetar</b> , Stamm in Costarica . . . . .	300	— Fischfang . . . . .	120
<b>Haartracht</b> der Baja . . . . .	21ff.	— Frauenstellung . . . . .	121
— der Kavahib . . . . .	118	— Haartracht . . . . .	118
— der anjamwesi . . . . .	223	— Handel . . . . .	121
<b>Handel</b> der Baja . . . . . 3, 53f.		— Häuser . . . . .	119
— der Kavahib . . . . .	121	— Hausgerät . . . . .	120
— der Rama . . . . .	316	— Jagd . . . . .	120
<b>Hanfrauen</b> bei den Wanjamwesi . . . .	223	— Kleidung . . . . .	118
<b>Hängematten</b> der Rama . . . . .	320	— Körperbemalung . . . . .	118
<b>Häuptlingstum</b> bei den Baja . . . . . 2, 45f.		— Körperbeschaffenheit . . . . .	118
— bei den Wanjamwesi . . . . .	211ff.	— Körperpflege . . . . .	118
<b>Häuser</b> der Baja . . . . . 3, 53		— Krieg . . . . .	124
— der Kavahib . . . . .	121	— Kriegsschmuck . . . . .	119
— der Rama . . . . .	316	— Kriegstrophäen . . . . .	124
— der Wanjamwesi . . . . .	219	— Nahrungsmittel . . . . .	120
— für Unverheiratete bei den Baja . . .	9	— Ohrschmuck . . . . .	118
<b>Hausgerät</b> der Kavahib . . . . .	120	— Siegesfeste . . . . .	125
— der Rama . . . . .	310	— Sprache . . . . .	122
<b>Haustiere</b> der Baja . . . . .	36	— Tatauierung . . . . .	118
— der Wanjamwesi . . . . .	220	— Totenbestattung . . . . .	122
<b>Hautfarbe</b> , Verschiedenheitennach		— Volkszahl . . . . .	117
Rasse, Geschlecht usw. . . . .	257f.	— affen . . . . .	119
<b>Hautfarbenbestimmung</b> , Wert der . . .	254ff.	— Wohnsitze . . . . .	117
— Methoden der . . . . .	259ff.	— Zauberglaube . . . . .	122
— Methoden der, ihre Mängel . . . . .	261f.	<b>Keto</b> s. Jenissejer.	
<b>Hautfarbenfächer</b> . . . . . 254ff., 267ff.		<b>Kigalaganza</b> , Njamwesi-Dialekt . . .	202
— Gebrauchsanweisung . . . . .	274ff.	<b>Kikonongo</b> , Njamwesi-Dialekt . . . .	202
<b>Heilkunde</b> der Baja . . . . .	61	<b>Kind</b> , Dr. Alfred, † . . . . .	126
— der Rama . . . . .	321	<b>Kindersterblichkeit</b> bei den Wanjamwesi .	216
<b>Heirat</b> bei den Baja . . . . .	47	<b>Kinjamwesi</b> , Sprache der Wanjamwesi .	202
— bei den Wanjamwesi . . . . .	214	<b>Kirugaruga</b> , Njamwesi-Dialekt . . . .	202
<b>Heiratsvermittler</b> bei den Wanjamwesi .	214	<b>Kisukuma</b> , Njamwesi-Dialekt . . . .	202
<b>Herd</b> der Baja . . . . .	13	<b>Kiwere</b> , Wanjamwesi-Staat, Geschichte . . . . .	204
<b>Hermaphroditische Götterfiguren</b> . . .	106	<b>Kleidung</b> , der Baja . . . . .	19f.
<b>Hirth</b> , Prof. Dr. Fritz, † . . . . .	127	— der Kavahib . . . . .	118
<b>Hochzeit</b> bei den Wanjamwesi . . . .	215	— der Rama . . . . .	307
<b>Holländisch Neu-Guinea</b> , Volkstypen aus . . . . .	127	— der Wanjamwesi . . . . .	223
<b>Holzschnitzereien</b> der Baja . . . . .	43	<b>Klettermethoden</b> der Naturvölker . .	127
<b>Huetar</b> siehe Guetar.		<b>Klimaänderung</b> in Nordafrika . . . .	92f.
<b>Hunnen</b> , Auftreten in China . . . . .	190	<b>Koch-Grünberg</b> , Th., letzte Lebens-	
— anthropologischer Typus 190f., 194		tage . . . . .	112
<b>Hunnenartiger Kopf</b> aus Schantung 186f.			

	Seite		Seite
<b>Koibalen</b> , sibirischer Stamm . . .	288	<b>Musikinstrumente</b> der Baja . . .	50
<b>Kolanuß</b> bei den Baja . . .	18	— der Rama . . .	324
<b>Kongreß</b> für Vererbungswissen- schaft . . .	111	<b>Muttergöttin</b> , plastische Dar- stellungen . . .	106
<b>Kornschober</b> der Baja . . .	10	<b>Mutterrecht</b> in Minang Kabau . . .	98ff.
<b>Körperhemalung</b> der Baja . . .	24	— Ursprung . . .	103ff.
— der Kavahib . . .	118	<b>Mythen</b> der Wanjamwesi . . .	231f.
<b>Körperpflege</b> der Kavahib . . .	118	<b>Nahrungsmittel</b> der Baja . . .	13ff.
<b>Körperverunstaltungen</b> der Wa- njamwesi . . .	223	— der Kavahib . . .	120
<b>Kotten</b> , altsibirischer Stamm . . .	282, 286	— der Rama . . .	314f.
<b>Kriegführung</b> der Kavahib . . .	124	— der Wanjamwesi . . .	222
<b>Kriegsschmuck</b> der Kavahib . . .	119	<b>Namengebung</b> der Wanjamwesi . . .	217
<b>Kriegstrophäen</b> der Kavahib . . .	124	<b>Nasenschmuck</b> der Baja . . .	26
<b>Küchengeräte</b> der Baja . . .	15	<b>Naturschutztag</b> , Deutscher . . .	128
<b>Kulturpflanzen</b> der Rama . . .	311	<b>Neue Mitglieder</b> der Anthropolog. Gesellschaft . . .	111, 126, 127, 379, 382, 384
— der Wanjamwesi . . .	220	<b>Ngulu</b> , Wanjamwesi-Staat . . .	204
<b>Labi</b> (Mannbarkeitsriten der Baja) . . .	10, 58ff.	<b>Nordafrika</b> , Klimaänderung . . .	92f.
<b>Lehus</b> , Fibeln von . . .	71	— Vorgeschichte . . .	139
— ostgermanisches Skelett aus . . .	66ff.	<b>Nordafrikanische Felskunst</b> , ihr Alter . . .	89ff.
<b>Leviratshe</b> bei den Wanjamwesi . . .	214	<b>Ohrschmuck</b> der Baja . . .	26
<b>Lieder</b> der Jenissejer . . .	286	— der Kavahib . . .	118
— der Wanjamwesi . . .	250ff.	<b>Opfer</b> der Wanjamwesi . . .	227, 230f.
<b>Likuve</b> , Gottesname der Wanja- mwesi . . .	225	<b>Orakel</b> der Wanjamwesi . . .	229
<b>Literarische Besprechungen</b> . . .	140ff., 387ff.	<b>Orientalistenkongreß</b> , 17. inter- nationaler . . .	128, 140
<b>Lossower Ringwall</b> , Ausgrabungen . . .	128	<b>Osterinsel</b> , Holzfiguren von der . . .	95ff.
<b>Loubat</b> , Herzog von, † . . .	126	<b>Ostische Rasse</b> . . .	192
<b>Ludwig</b> , Prof. Hugo, † . . .	383	<b>Paläolithische Siedelung</b> von Kösten . . .	80ff.
<b>Mahlsteine</b> der Baja . . .	15	<b>Palmwein</b> bei den Baja . . .	13
<b>Mais</b> , wilder, in Mexiko . . .	252ff.	<b>Panamaka</b> , Unterstamm der Sumu . . .	291
<b>Männerhäuser</b> der Baja . . .	9	<b>Parintintin</b> , Name der Kavahib bei den Mundruku . . .	114ff., 117
<b>Märchen</b> der Jenissejer . . .	285	<b>Paya</b> , Stamm der Moskitoküste . . .	291
— der Wanjamwesi . . .	232ff.	<b>Pfeile</b> der Baja . . .	27
<b>Matagalpa</b> , Stamm der Moskito- küste . . .	291	— der Kavahib . . .	119
<b>Matunda</b> , Gottesname der Wa- njamwesi . . .	226	— der Rama . . .	318
<b>Medizinmänner</b> der Baja . . .	56	<b>Pfeilgift</b> der Baja . . .	29
— der Rama . . .	321, 325	<b>Phäaken</b> , Land der . . .	126
— der Wanjamwesi . . .	229f.	<b>Pigmentarmut</b> der Nordeuropäer, Entstehung . . .	193
<b>Melchora</b> , Bezeichnung für die Rama . . .	303f.	<b>Planetenfarben</b> . . .	183
<b>Menschenopfer</b> der Baja . . .	48	<b>Planetenreihen</b> . . .	153ff.
<b>Menstruation</b> bei den Rama . . .	320	— arabische . . .	169
<b>Migavo</b> , Dämonender Wanjamwesi . . .	227	— maledivische . . .	156
<b>Minang Kabau</b> , Mutterrecht in . . .	98ff.	— persische . . .	165
— — Ehemann, Stellung des . . .	100, 103	<b>Polygamie</b> der Baja . . .	3
— — Eigentum . . .	101	— der Wanjamwesi . . .	213
— — Exogamie . . .	101	<b>Preisausschreiben</b> . . .	140
— — Familiensystem . . .	99f.	<b>Priester</b> der Wanjamwesi . . .	230
— — Feldarbeit . . .	102	<b>Prostitution</b> bei den Wanjamwesi . . .	216
— — Frauenarbeit . . .	102f.	<b>Rama</b> , Stamm der Moskitoküste . . .	291ff.
— — Mutterbruder, Stellung d. . .	105	— Ackerbau . . .	311
<b>Mirambo</b> , Wanjamwesi-Haupt- ling . . .	205ff.	— Anthropophagie . . .	316
<b>Miskito</b> , Stamm der Moskitoküste . . .	291ff., 305	— Archäologisches . . .	326f.
<b>Monatsnamen</b> , persische . . .	167	— Aussehen . . .	307
<b>Mondkalender</b> , der arische . . .	154	— zur Chibcha-Gruppe gehörig . . .	291, 343
<b>Moskitoküste</b> , Bewohner der . . .	291	— Dämonen . . .	325
— Geschichte . . .	292ff.	— Ehe . . .	320
<b>Müller</b> , Verwalter des Bureaus der Anthropol. Gesellschaft, † . . .	379	— Felszeichnungen . . .	327f.
<b>Mulungu</b> , ostafrikanischer Gottes- name . . .	226	— Fischefang . . .	312
		— Geburt, Gebräuche bei der . . .	320
		— Genußmittel . . .	316
		— Gesang . . .	324



	Seite		Seite
<b>Rama, geschichtliche Nachrichten</b>		<b>Schiffahrt der Rama</b>	318
— Getränke	297ff., 301	<b>Schilde der Baja</b>	30
— Hängematten	315	<b>Schildkrötenfang der Rama</b>	313
— Handel	316	<b>Schmiedekunst der Baja</b>	38f.
— Hausgerät	310	— der Wanjamwesi	221
— Heilkunde	321f.	<b>Schmidt, Max, Reisebericht</b>	111, 380
— Jagd	314	<b>Schmückwitz, Ausgrabungen bei</b>	127
— Jenseits, Weg in das	323	<b>Schmuck der Baja</b>	23f.
— Kleidung	307	— der Kavahib	118
— Kulturpflanzen	311f.	— der Rama	308
— Literatur über die Rama	358ff.	— der Wanjamwesi	224
— Medizinmänner	321f., 325	<b>Schwiegerehe bei den Wanjamwesi</b>	215
— Menstruation	320	<b>Seelenvorstellung der Wanjamwesi</b>	227
— Musikinstrumente	324	<b>Siegesteste der Kavahib</b>	125
— Nahrungsmittel	314f.	<b>Skelett, ostgermanisches, aus Lebus</b>	66ff
— Religion	324f.	<b>Sklaverei bei den Baja</b>	48
— Rindenstoff	319	— bei den Wanjamwesi	212f.
— Schiffahrt	318	<b>Sökeland, Hermann †</b>	379
— Schildkrötenfang	313	<b>Solutrén-Werkzeuge von Kösten</b>	82ff.
— Schmuck	308	<b>Sonne, Vorstellungen der Baja über</b>	55
— Sprache	328ff.	<b>Speere der Baja</b>	27
— — fremder Einfluß	338f.	<b>Speiseverbote der Baja</b>	60
— — Verwandtschaft mit dem Guatuso	340	<b>Spiele der Baja</b>	52ff.
— — Verwandtschaft mit dem Tunebo	342	<b>Sprache der Baja</b>	2
— — Verwandtschaft mit anderen Sprachen	344	— der Kavahib	122
— — Vokabular	353ff.	— der Rama	328ff.
— Steinäxte	319	— der Wanjamwesi	202f.
— Tanz	324	<b>Sprachen der Moskitoküste, vergleichendes Vokabular</b>	345ff.
— Töpferei	320	<b>Sprichwörter der Wanjamwesi</b>	247f.
— Tod durch Dämonen verursacht	321	<b>Stampfmörser der Baja</b>	15
— Totenbestattung	322f.	<b>Steinäxte der Rama</b>	319
— Totentrauer	322	<b>Steinwerkzeuge, paläolithische, von Kösten</b>	82ff.
— Volkszahl	306	<b>Sternberg, Professor †</b>	379
— Vorzeichen	326	<b>Strafrecht der Baja</b>	48f.
— Waffen	318	<b>Stühle der Baja</b>	13
— Weberei	319	<b>Stundenwählerei</b>	182
— Wohnsitze	294ff.	<b>Suerre, Stamm in Nicaragua</b>	299
— Wohnung	309	<b>Sumu, Stamm der Moskitoküste</b>	299
<b>Rassen Europas</b>	193f.	<b>Tabak bei den Baja</b>	16
<b>Rassenverhältnisse im Norden Asiens und Europas</b>	192	— bei den Wanjamwesi	223
<b>Rätsel der Wanjamwesi</b>	245f.	<b>Tabakspfeifen der Baja</b>	17, 41
<b>Rechnungsbericht für 1927</b>	384	— der Wanjamwesi	221
<b>Regenbogen, Vorstellungen d. Baja</b>	55	<b>Talismane, arabische</b>	169
<b>Reisebericht von Dr. v. Eickstedt</b>	381	<b>Tanz der Baja</b>	51
— von Dr. Findeisen	383	— der Rama	324
— von Prof. M. Schmidt	380	— der Wanjamwesi	62, 64, 66
<b>Religion der Baja</b>	55ff.	<b>Tartessos</b>	126
— der Rama	324f.	<b>Tatauierung der Baja</b>	24f.
— der Wanjamwesi	225ff.	— der Kavahib	118
<b>Reusen der Baja</b>	34	— der Wanjamwesi	223
<b>Rindenstoff der Baja</b>	19	<b>Thüringische Wanderung nach Norden</b>	128
— der Rama	319	<b>Tod durch Dämonen verursacht</b>	321
<b>Rudolf Virchow-Stiftung, Bericht</b>	386	— durch Zauberei	229
<b>Sakralbronzen aus China</b>	194ff.	<b>Töpferei der Baja</b>	39ff.
<b>Salz bei den Baja</b>	15	— der Rama	320
<b>Sambaki, Schädel aus einem</b>	128ff.	— der Wanjamwesi	221
— Entstehung	129	<b>Toltekenschädel</b>	132ff.
— Werkzeugfunde	129, 136	<b>Tongefäße der Baja</b>	12, 39ff.
<b>Schädel aus einem Sambaki</b>	128ff.	<b>Toromiro, Holzfiguren der Osterinsel</b>	95f
— Toltekischer	132ff.	— Sage von ihrer Erfindung	95ff.
<b>Schädeltrophäen der Baja</b>	13	<b>Totemismus der Baja</b>	60
— der Wanjamwesi	213	— als babylonisches Erbgut	153
		<b>Totenbestattung der Baja</b>	57



	Seite		Seite
<b>Totenbestattung</b> der Kavahib . . . . .	122	<b>Wanjamwesi</b> , Heiratsvermittler . . . . .	214
— der Rama . . . . .	322	— Hochzeit . . . . .	215
<b>Totenkult</b> der Baja . . . . .	56	— Jagd . . . . .	221f.
<b>Totentrauer</b> der Rama . . . . .	322	— Kindersterblichkeit . . . . .	216
<b>Träger</b> , Prof. P., Lehrauftrag an der Universität Berlin . . . . .	128	— Kleidung . . . . .	223
<b>Träume</b> , Bedeutung der, b. d. Rama . . . . .	325	— Körperverunstaltungen . . . . .	223
<b>Trommeln</b> der Baja . . . . .	50	— Kulturpflanzen . . . . .	220
<b>Twahka</b> , Unterstamm der Sumu . . . . .	291	— Levitarsehe . . . . .	214
<b>Ugunda</b> , Wanjamwesi-Staat, Ge- schichte . . . . .	204	— Lieder . . . . .	250ff.
<b>Ukimbu</b> , Wanjamwesi-Staat, Ge- schichte . . . . .	203	— Märchen . . . . .	232ff.
<b>Ulwa</b> , Unterstamm der Sumu . . . . .	291	— Mythen . . . . .	231f.
<b>Unjanjembe</b> , Wanjamwesi-Staat, Geschichte . . . . .	204f.	— Nahrungsmittel . . . . .	222
— Bedeutung des Namens . . . . .	210	— Name, seine Bedeutung . . . . .	202
<b>Urambo</b> , Wanjamwesi-Staat, Ge- schichte . . . . .	205ff.	— Namengebung . . . . .	217
<b>Vaterrecht</b> der Baja . . . . .	47	— Opfer . . . . .	227, 230ff.
<b>Venusjahr</b> 154, 157, 163, . . . . .	173ff.	— Polygamie . . . . .	213
<b>Viehställe</b> der Baja . . . . .	10	— Priester . . . . .	230
<b>Viehzeit</b> der Wanjamwesi . . . . .	220	— Prostitution . . . . .	216
<b>Virchow</b> , Prof. Dr. H., 75. Geburts- tag . . . . .	380	— Rätsel . . . . .	245f.
<b>Vokabular</b> , vergleichendes, der Sprachen der Moskitoküste . . . . .	345ff.	— Religion . . . . .	225ff.
<b>Vorgeschichte</b> Nordafrikas . . . . .	139	— Schädelbaum . . . . .	213
<b>Vorstandswahl</b> . . . . .	386	— Schmiede . . . . .	221
<b>Voto</b> , alter Name der Rama . . . . .	298	— Schmuck . . . . .	224
<b>Waffen</b> der Baja . . . . .	27ff.	— Schwiegerscheu . . . . .	215
— der Kavahib . . . . .	119	— Seelenvorstellungen . . . . .	227
— der Rama . . . . .	318	— Sklaverei . . . . .	212f.
— der Wanjamwesi . . . . .	224	— Sprache . . . . .	202f.
<b>Wahl</b> des Vorstandes d. Anthropol. Gesellschaft . . . . .	386	— Sprichwörter . . . . .	247ff.
<b>Wahrsager</b> der Wanjamwesi . . . . .	229	— Staaten . . . . .	211
<b>Wajeje</b> , Geheimbund der Wanja- mwesi . . . . .	62	— Tabak . . . . .	223
<b>Wandmalereien</b> der Baja . . . . .	43f.	— Tabakspfeifen aus Speckstein . . . . .	221
<b>Wanunguli</b> , Geheimbund der Wa- njamwesi . . . . .	63	— Töpferei . . . . .	221
<b>Wanjamwesi</b> , ostafrikanisch. Volk . . . . .	62, 201	— Viehzucht . . . . .	220
— Ackerbau . . . . .	219f.	— Waffen . . . . .	224
— Ahnenkult . . . . .	227f.	— Wahrsager . . . . .	229
— Albinos . . . . .	218	— Werwolfglaube . . . . .	230
— Arbeitsteilung beim Feldbau . . . . .	220	— Wohnsitze . . . . .	201f.
— Brautpreis . . . . .	214	— Zauberglaube . . . . .	228f.
— Brautwerbung . . . . .	214	— Zwillinge . . . . .	227
— Dämonenkult . . . . .	226f.	<b>Waswesi</b> , Geheimbund der Wa- njamwesi . . . . .	64ff.
— Dörfer . . . . .	218	<b>Weben</b> , Vorgang beim . . . . .	366
— — Verlegung der . . . . .	219	<b>Weberei</b> , Arten der . . . . .	377
— Dorfverbände . . . . .	211	— bei den Rama . . . . .	319
— Ehe . . . . .	213ff.	<b>Webstuhl</b> von den Färörern . . . . .	373
— Ehescheidung . . . . .	215	— prähistorischer . . . . .	371
— Essensgemeinschaften . . . . .	222	<b>Webstuhlgewichte</b> . . . . .	173f.
— Familiensippen . . . . .	211	<b>Weltenrund</b> des Manilius . . . . .	157ff.
— Feldhacken als Geld . . . . .	221	<b>Werwolfglaube</b> . . . . .	230
— Fischfang . . . . .	221	<b>Wildfallen</b> der Baja . . . . .	33f.
— Flechtereie . . . . .	221	<b>Wildschafe</b> fehlen in Afrika . . . . .	90
— Geburt, Gebräuche bei der . . . . .	217	<b>Winterstein</b> , Pfarrer, † . . . . .	111
— Geheimbünde . . . . .	62ff.	<b>Woche</b> , achttägige 163, 166, 171f. — neuntägige . . . . .	154, 157, 177ff.
— Geschichte . . . . .	203	— — Herkunft . . . . .	180
— Getränke . . . . .	222	— siebentägige . . . . .	154, 169, 181
— Gottesglaube . . . . .	225f.	<b>Wochentagsplaneten</b> . . . . .	154
— Haartracht . . . . .	223	<b>Wurfmesser</b> der Baja . . . . .	29
— Hanfrauchen . . . . .	223	— als Götterwaffe in Babylon . . . . .	153
— Häuptlingstum . . . . .	211ff.	<b>Xylophon</b> der Baja . . . . .	50
— Hausbau . . . . .	219	<b>Zählen</b> bei den Baja . . . . .	54
— Heiratsalter . . . . .	214	— bei den Kavahib . . . . .	123
		<b>Zahnverstümmelung</b> der Baja . . . . .	26
		— der Wanjamwesi . . . . .	223
		<b>Zauberglaube</b> der Kavahib . . . . .	122
		— der Wanjamwesi . . . . .	228f.
		<b>Zeitrechnung</b> der Baja . . . . .	54f.
		<b>Zweiklassenkultur</b> als elamisches Erbgut . . . . .	153
		<b>Zwillinge</b> bei den Wanjamwesi . . . . .	217



